P. o. germ. 511

Digitized by Google

<36628720450014

<36628720450014

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Horat. Art. Poet.

Scribendi recte sapere est et principium et fons,

Digitized by Google

Versuch einer Critischen Dichtkunst

Durchgehends
mit den Exempeln unsrer besten Dichter erläutert.

Anstatt
einer Einleitung ist Horazens Dichtkunst
übersetzt,
und mit Anmerkungen erläutert,
von

Johann Christoph Gottscheden,
der Weltweish. u. Dichtk. öffentl. Lehrer zu Leipzig.

Dritte und vermehrte Auflage, mit allergnädigster Freyheit.

Leipzig 1742.
Verlegts Bernhard Christoph Breitkopf.

Digitized by Google

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Digitized by Google

Der

Hochgebohrnen Gräfinn

und Frauen,

FRAUEN

Ernestinen Wilhelminen,

verwittweten

Freyherrinn von Plotho,

gebohrnen

Reichsgräfinn von Manteufel,

Meiner

insonders gnädigen Gräfinn

und Frauen,

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Hochgebohrnen
Gräfinn,

Johannen Henrietten Constantien,

gebohrnen
Reichsgräfinn von Manteufel,

Meiner insonders
Gnädigen Gräfinn,

wie auch

Digitized by Google

Digitized by Google

Der

Hochgebohrnen

Gräfinn,

Louiſen Marianen,

gebohrnen

Reichsgräfinn von Manteufel,

Meiner inſonders

Gnädigen Gräfinn.

Digitized by Google

Digitized by Google

Ode.

O Muse! deren reizend Lied
Auch Felsenherzen an sich zieht,
Und durch die Kraft der Seyten zwinget;
Euterpe! schenk mir deine Gunst,
Und lehre mich die seltne Kunst,
Wie man so sanft als neu, so zart als edel singet.

Kein eitler Stolz bethört die Brust,
Als hättest du mich längst mit Lust
Die matte Cither schlagen lehren.
Mich gafft kein Faunus, kein Silvan,
Von wegen meiner Lieder an,
Und keine Dryas starrt, um meinen Ton zu hören.

Digitized by Google

Drum nimm nur itzt mein schwaches Rohr,
Bezaubre selbst der Hörer Ohr,
Begeistre du den Klang der Seyten:
Laß, wie bey Dichtern alter Art,
So Witz, als Anmuth hier gepaart,
Die herrschende Vernunft mit heitrer Stirn begleiten.

Ihr Gratien! entzieht euch nicht,
Und zeigt ein holdes Angesicht
Dem Dichter, der euch stets erhoben;
Der kein gezwungnes Wesen übt,
Und alles das, was ihr nicht liebt,
So wenig als ein Lied des rauhen Pans kann loben.

Hier seht ihr euer Ebenbild,
Drey Nymphen, die ein Geist erfüllt,
An Witz und Schönheit Halbgöttinnen:
Verstand und Anmuth sind hier gleich,
O! laßt mich dießmal nur durch euch
Ein auserlesnes Lied zu Ihrem Ruhm beginnen.

Wie

Wie war dir, edles Trojerblut,
Berühmter Paris! dort zu Muth,
Als Ida dich zum Richter machte;
Als dir die wohlbedachte Wahl
Von drey Göttinnen auf einmal,
Der größten Schönheit Preis, den goldnen Apfel brachte?

Es stund des Himmels ganze Zier,
Beglückter Prinz! zugleich vor dir,
Die sonst kein sterblich Aug erblicket;
Die Götter selbst beneiden dich,
Dein ganzes Blut beweget sich,
Und dein bezaubert Herz wird aus dir selbst entrücket.

Wärst du in der Meißnerflur,
Die so viel Gaben der Natur,
Als dort der Phrygerstrand verspüret:
Wo Pleiß und Elster, Lupp und Baar
Mehr sind, als dort Scamander war,
Und wo die Lindenstadt mehr Pracht als Troja zieret.

Da würdest du drey Schönen sehn,
Die mehr, als dazumal geschehn,
Dein Urtheil würden schwierig machen:
Weil gleicher Schönheit Glanz und Pracht,
Und gleicher Anmuth gleiche Macht,
Aus jeder Stirn und Brust, aus Mund und Augen lachen.

Was die Göttinnen einzeln ziert,
Wird hier beglückt vereint gespürt:
Muth, Geist und Reizung sind vollkommen.
Ein edler Sinn, ein weises Herz,
Die sanfte Huld, der süße Scherz,
Die haben hier zugleich den Aufenthalt genommen.

Der Liebesgöttinn Liljenhaut
Ward nie so schön als hier geschaut,
Auch nicht der Augen muntres Blitzen:
Es konnt auch Pallas selber nicht
Ein aufgeweckter Angesicht,
Nicht Juno Gang und Schritt von bessrer Art besitzen.

Noch

Noch mehr! hier herrscht die Tugend auch,
Die sonst, nach alter Dichter Brauch,
Sehr selten schöne Leiber schmückte:
Hier herrscht auch Munterkeit und Witz,
Dem sonst so selten Rang und Sitz
Bey schöner Glieder Bau und junger Anmuth glückte.

Der große Vater lebet hier,
Der itzt mit eifriger Begier
Die Wahrheit und die Musen schützet:
Wie Er bisher mit kluger Hand
Dein Wohl erhöht, o Sachsenland!
Und dir, Sarmatien! mit Rath und That genützet.

Der Glanz, den Du gewonnen hast,
Als vormals Rambouillets Palast
Dich, eitles Frankreich! stolzer machte;
Dein alter Glanz verlosch bey Dir:
Doch er verjüngt sich schöner hier,
Als Spott und Trägheit ihn bey Dir in Abnahm brachte.

Kaum

Kaum sah man hier des Grafen Haus,
So brach der Musen Eifer aus,
Ihr Trieb begunnte mehr zu schimmern:
Er selbst, als Phöbus, gieng uns vor,
Gleich sammelt sich der Künste Chor,
Nebst Witz und Wissenschaft, in Seiner Töchter Zimmern.

Beglückte Zeit! Beglückte Stadt!
Beglückter, wer Erlaubniß hat,
Den neuen Pindus selbst zu hören!
O müßte doch kein trüber Fall
Der angenehmen Seyten Schall
Lust, Wirkung, Kunst und Fleiß so edler Musen stören.

Empfangt denn, witzerfüllte Drey!
Dieß Buch, und setzt es jenen bey,
Die Eurem Geiste Nahrung geben.
Ihr liebt die Dichtkunst; schützt sie nun!
So wird Apollo Euer Thun,
Durch Kränze neuer Art, auf späte Zeit erheben.

Joh. Chr. Gottsched.

Digitized by Google

Vorrede

der zweyten Auflage, von 1737.

Geneigter Leser,

Hiermit habe ich das Vergnügen, dir eine neue und durchgehends verbesserte Auflage meiner Critischen Dichtkunst zu liefern. Es sind nunmehro eben acht Jahre verflossen, da ich dieses Buch zum erstenmal ans Licht stellete, und in währender Zeit ist dasselbe gänzlich abgegangen: obgleich die Regeln der Poesie eben nicht so häufig, als die Anleitungen zu andern freyen Künsten und Wissenschaften gesuchet werden. Wenn ich mir schmeicheln darf, daß dadurch viele einen bessern Begriff von der wahren Dichtkunst bekommen haben, als man vorhin insgemein gehabt; so ist mir die darauf verwandte Mühe reichlich belohnet worden. Zum wenigsten habe ich das Vergnügen gehabt, von vielen Orten her, schriftliche Versicherungen von unbe-

kannten Personen, zu erhalten, daß sie, aus meiner Dichtkunst allererst, das rechte Wesen der Poesie einsehen gelernet. Ja was noch mehr ist, ich habe es mit Lust wahrgenommen, wie seit der Zeit nicht nur in Leipzig, sondern an sehr vielen andern Orten, die Schriften angehender Poeten ein ganz anderes Ansehen gewonnen; daraus denn nicht undeutlich zu spüren gewesen, daß die in meiner Dichtkunst enthaltenen Regeln, ihnen zur Richtschnur gedienet hätten.

Doch indem ich dieses süßen Vergnügens, als einer natürlichen Belohnung meiner critischpoetischen Bemühungen, erwähne: so ist es keinesweges ein Stolz oder eine Ruhmredigkeit, die mir solches in den Mund leget. Ich weis es nur gar zu wohl, wie wenige, von denen guten Früchten, die meine Dichtkunst ertragen, mir eigenthümlich zugehören. Diejenigen großen Leute, die alles, was sie schreiben, aus ihrem eigenen fruchtbaren Geiste hernehmen, und keinem Lehrmeister etwas zu verdanken haben, mögen auf ihre Schriften stolz werden. Sie haben ein Recht dazu, welches ich ihnen nicht streitig machen kann. Sie sind so glücklich, dasjenige in sich selbst zu finden, was Leute von meiner Gattung, nach Art ämsiger Bienen, erst auf fremden Fluren, mit vieler Mühe, zusammen suchen müssen! Ihr unerschöpflicher Witz vertritt bey ihnen die Stelle großer Büchersäle, und einer langweiligen Belesenheit. Daher können sie ungescheut diejenigen Opfer sich selbst anzünden, die wir andern, unsern Vorgängern und Lehrern zu bringen pflegen. Was ist billiger, als daß ein jeder diejenige Quelle krönet, daraus er

ge-

Digitized by Google

geschöpfet hat! Und ich bin versichert, daß niemand von diesen großen Geistern mir das Bekenntniß misgönnen wird, das ich schon in der Vorrede der ersten Ausgabe gethan habe: daß ich nämlich alles, was etwann in meiner critischen Dichtkunst Gutes enthalten seyn würde, nicht mir selbst, sondern den größten Critikverständigen alter und neuer Zeiten zu verdanken hätte. Ich erzählte nämlich daselbst gleichsam meinen poetischen Lebenslauf, rühmte diejenigen, aus deren Einsicht ich meinen größten Vortheil gezogen, und durch deren Schriften und mündliche Unterredungen, mir gleichsam die Augen zuerst aufgegangen wären. Und durch das alles war ich bemüht, meinen Lesern zu zeigen, wie ich allmählich auf den Vorsatz gebracht worden, eine critische Dichtkunst zu schreiben.

Dieses alles nun zu erwähnen, hatte ich dazumal die größte Ursache, indem ich als ein angehender Scribent noch in dem Ansehen nicht stund, welches meinen Regeln ein Gewichte geben, und meinem Buche, durch mich selbst, eine gute Aufnahme hätte versprechen können. Wie nöthig aber dieses bey allen sey, die sich zu öffentlichen Lehrern aufwerfen wollen, das sah ich nicht nur damals ein; sondern ich erkenne es noch diese Stunde. Wem ist es unbekannt, wie wenige Leser in diesem Falle unparteyisch sind, und bloß auf die Gründe, die jemand anführet, zu sehen pflegen? Und wenn ich gleich itzo die weitläuftige Erzählung weglasse, dadurch ich dazumal meinen critischen Regeln einigen Glauben zu erwerben suchte: so geschieht es keinesweges aus der Ursache, als ob ich mein eigenes Ansehen itzo schon

Digitized by Google

für zulänglich hielte, meine Vorschriften und Urtheile zu bestätigen. Nein, ich erkenne es gar zu wohl, wie viel mir daran fehlet: und wenn bey vielen die von mir angegebenen Gründe nicht zulangen sollten, die vorgetragenen Lehren zu rechtfertigen; so muß ich von neuem, zu denen fliehen, die meine Vorgänger und Lehrmeister in der critischen Dichtkunst gewesen. Ich trage also auch bey dieser neuen Auflage kein Bedenken, zu gestehen, daß ich alle meine critischen Regeln und Beurtheilungen, alter und neuer Gedichte, nicht aus meinem Gehirne ersonnen; sondern von den größten Meistern und Kennern der Dichtkunst erlernet habe. Aristoteles, Horaz, Longin, Scaliger, Boileau, Bossu, Dacier, Perrault, Bouhours, Fenelon, St. Evremond, Fontenelle, la Motte, Corneille, Racine, Des Callieres und Fraretiere; ja endlich noch Schaftesbury, Addison, Steele, Castelvetro, Muralt und Voltaire, diese alle sage ich, waren diejenigen Kunstrichter, die mich unterwiesen und mich einigermaßen fähig gemacht hatten, ein solches Werk zu unternehmen.

Daß dieses mein Geständniß aufrichtig gewesen sey, das haben alle Blätter meines Buches sattsam darthun können: und ich habe darinnen auch selbst das Urtheil der Widriggesinnten für mich anzuführen, die mir gar einen Vorwurf daraus gemacht haben. Sie haben mich beschuldiget: ich hätte nur die Franzosen ausgeschrieben: und wäre nicht einmal über die rechten gekommen. Ich danke zuförderst diesen gelehrten Scribenten, für ein solch öffentliches Zeugniß: ob sie es wohl ohne große Scharfsinnigkeit haben ablegen können; nachdem ich selbst

alle

alle obige Schriftsteller alter und neuer Zeiten namhaft gemacht, und alles, was in meinem Buche gut war, ihnen zugeeignet hatte. Ich habe es schon oben erwähnet, daß ich so glücklich nicht bin, als gewisse große Geister, die ohne ihre Vorgänger in Künsten und Wissenschaften gelesen zu haben, dennoch ihrem Vaterlande lauter Meisterstücke vorlegen können. Und in dieser Empfindung meiner eigenen Schwäche beneide ich an Ihnen, alle die neuen Einfälle und Entdeckungen, womit sie die Critik schon bereichert haben.

Was aber das verhaßte Wort, ausschreiben, anlangt, dessen sich diese scharfsinnige Kunstrichter, nach der ihnen zukommenden dictatorischen Macht auf dem Parnasse, zu bedienen beliebet: so überlasse ich es zwar der Beurtheilung meiner Leser. Diese mögen es entscheiden, ob es nicht ein wenig zu hart sey; zumal von Leuten, die selbst noch nichts als etliche zusammen geraffte Noten und ein halb Schock Uebersetzungen gewisser Stellen haben drucken lassen. Doch gesetzt, sie behielten recht; so würde ich doch vor ihrem Machtspruche so wenig erschrecken, daß ich ihnen vielmehr mit dem berühmten Rollin, aus seiner Vorrede zur alten Historie, antworten würde: Pour embellir & enrichir mon Livre, je declare, que je ne me fais point un scrupule, ni une honte de piller par tout, souvent même sans citer les Auteurs que je copie, parce que quelquefois je me donne la liberté d'y faire quelques changemens. Je profite autant que je puis des solides Reflexions que l'on trouve dans - - Je tire aussi de grands secours de - - Il en sera ainsi de tout ce qui me tom-

bera ſous la main, dont je ferai tout l'uſage, qui pourra convenir à la compoſition de mon Livre, & contribuer à ſa perfection.

Wollen ſie wiſſen, wie ich dieſe meine Freyheit verantworten wolle, ſo werde ich ihnen, mit folgenden Worten eben dieſes großen Mannes, die Erklärung geben: Je ſens bien qu'il-y a moins de gloire à profiter ainſi du travail d'autrui, & que c'eſt en quelque ſorte renoncer à la qualité d'Auteur: mais je n'en ſuis pas fort jaloux & ſerois fort content, & me tiendrois trés-heureux, ſi je pouvois être un bon Compilateur, & fournir un livre paſſable à mes Lecteurs, qui ne ſe mettront pas beaucoup en peine, sil vient de mon fonds ou non, pourvû qu'il leur plaiſe. Und bey dieſer Verantwortung werde ich ſo kühn, daß ich auch das Herz faſſe, noch mehrere alte und neue Scribenten anzuführen, die ich bey dieſer neuen Auflage gebrauchet habe, um mich theils in meinen alten Begriffen zu beſtärken, theils aber auch dieſelben noch vollkommener ins Licht zu ſetzen. Dieſe ſind nun, von Italienern Riccoboni, in ſeiner Hiſtorie der italieniſchen Schaubühne; ferner das Paragone della Poeſia Tragica d'Italia con quella di Francia, eines Ungenannten, nebſt der langen Einleitung des Herrn Muratori zu ſeinem Teatro Italiano, ſo er 1728. in drey Octavbänden zu Verona heraus gegeben. Von Franzoſen ſind mir P. Rapin in ſeinen Reflexions ſur la Poetique, und in den Comparaiſons des grans Hommes; der Pater Brümois in ſeinem Theatre des Grecs; des Abts Hedelin von Aubignac Pratique du Theatre, die uns der gelehrte Herr von

Stein-

Digitized by Google

Steinwehr neulich so geschickt ins Deutsche übersetzet hat; und des Herrn Remond de St. Mard Reflexions sur la Poesie en general, & sur les autres petits Poemes, in meiner Arbeit behülflich gewesen. Von Engländern habe ich den Tractat eines Unbekannten The Taste of de Town in all publick diversions; ferner des Herrn Ramseys Travels of Cyrus, und des Herrn Pope Essay of Criticism, nebst seiner Litterary Correspondence fleißig zu Rathe gezogen, und beständig vor Augen gehabt. Ja auch von Alten habe ich mir aus des Plato Buche von der Republik, auch aus dem Cicero, Quintilian u. Seneca so manches; von neuern Kunstrichtern aber den Casaubonus de Poesi Satyrica, des Heinsius Buch de Tragoediae constitutione, den Isaac Vossius de Poematum cantu et viribus Rhythmi; den Seb. Regulus Erklärung über das I. B. der Aeneis, nebst Rappolts Poetica Aristotelica, zu Nutze gemacht. Und hiermit lege ich also allen, die gern Machtsprüche von Büchern fällen, ohne sie gelesen zu haben, nochmals das spottleichte Urtheil in den Mund: er hat ausgeschrieben!

Ob ich aber bey diesem meinem Ausschreiben wie es ferner heißt, über die unrechten Bücher gerathen; das ist gleichfalls eine Sache, die ich lediglich dem Urtheile meiner Leser und allen Verständigen überlasse. Es kann seyn, daß der tiefsinnige Richter, der mir dergestalt den Stab gebrochen, hierinn eine bessere Einsicht hat, als wir andern unwissenden Leute. Es kann seyn, daß er die Schriften der Ausländer nach einem andern Probiersteine beurtheilet; nach welchem er dasjenige schlecht findet, was ich mit so vielen andern hochschätze. Allein, so lange er un-

ſerer Einfalt mit ſeiner Weisheit nicht unter die Arme greift; ſo lange er uns die wahren Kennzeichen guter Scribenten nicht bekannt macht: ſo kann er es von uns nicht begehren, daß wir alles ſo genau treffen ſollten, als er es zu treffen gewohnt iſt; und wir erſuchen ihn indeſſen um nichts mehr, als mit unſrer Schwachheit ein Mitleiden zu haben. Vielleicht werden wir es mit der Zeit auch noch einſehen lernen, wenn wir nur, unſrer natürlichen Trägheit wegen, ſo weit kommen können, als er ſchon gekommen iſt.

Ich war anfangs Willens, aus meiner erſten Vorrede die Rechtfertigung des Titels, den ich meinem Buche gegeben, da ich es eine critiſche Dichtkunſt genennet, und da ich behaupte, daß das Weſen der Dichtkunſt in der Nachahmung beſtünde, bey dieſer neuen Ausgabe zu wiederholen. Allein bey reiferer Ueberlegung halte ich es für überflüſſig. Das Critiſiren iſt ſeit einigen Jahren ſchon gewöhnlicher in Deutſchland geworden, als es vorhin geweſen: und dadurch iſt auch der wahre Begriff davon ſchon bekannter geworden. Auch junge Leute wiſſens nunmehro ſchon, daß ein Criticus oder Kunſtrichter nicht nur mit Worten, ſondern auch mit Gedanken; nicht nur mit Sylben und Buchſtaben, ſondern auch mit den Regeln ganzer Künſte und Kunſtwerke zu thun hat. Man begreift es ſchon, daß ein ſolcher Criticus ein Philoſoph ſeyn, und etwas mehr verſtehen müſſe, als ein Buchſtäbler; der nur verſchiedene Lesarten, oder beſſer zu ſagen, die Schreib- und Druckfehler ſammlen; oder ſonſt aus einem Antibarbaro die lateiniſchen Wörter herzählen kann, die nur in den ſchlechteſten Scribenten der Römer

vorkom-

vorkommen. Man hat auch schon ziemlich aufgehört, alle Reimschmiede für Poeten anzusehen, und weis hin und wieder von dem Inhalte der Gedichte mit ziemlicher Einsicht zu urtheilen. Ich will also lieber noch mit wenigem melden, was in dieser neuen Auflage sonderlich verändert oder verbessert worden.

Zuförderst habe ich des Horaz Artem poeticam, in der Grundsprache zu meiner Uebersetzung drucken lassen: damit man bey meinem, hier und da noch sehr unvollkommenen Ausdrucke seiner Gedanken, die Zuflucht zu dem Grundtexte selbst nehmen könnte. Ohngeachtet ich nun meine Uebersetzung nochmals übersehen und zu verbessern gesucht: so ist mir doch eine Stelle entwischet, die einer Ausbesserung nöthig gehabt hätte; und die mir von einem werthen Freunde und großen Kenner des Alterthums angemerket worden. Es steht selbige bald forne, und heißt im Lateinischen

Aemilium circa ludum faber imus et vngues
Exprimet etc.

Hier sind die Worte aemilium circa ludum, nicht recht ausgedrückt, und sollten heißen:

Beym Fechterplatz Aemils läßt man sich Bilder gießen.

Was sonst fast in allen Hauptstücken für Veränderungen und Zusätze hinzugekommen, das will ich hier nicht nach der Länge erwähnen. Ich habe die Schreibart des ganzen Buches durch und durch verbessert, und so viel, als möglich, in einen untadelichen Stand gesetzt. Viele dunkle Stellen habe ich deutlicher gemacht, viele, die eines ausführlichern Vortrages bedurften, erläutert; viele Zeugnisse und

Exempeln aus den besten Scribenten angeführt; auch im andern Theile einige neue Stücke von meiner Arbeit, sonderlich in den Capiteln von Oden Schäfergedichten und Elegien hinzugesetzt. In dem Capitel von Cantaten und von Opern, sind sonderlich ganz neue Absätze hinzugekommen, dasjenige, was ich vorhin nicht völlig ausgeführet hatte, mehr ins Licht zu setzen. In dem Capitel von Sinn- und Scherzgedichten ist eine kurze Abhandlung von Devisen und Sinnbildern eingerücket worden; auch in den übrigen Capiteln ist mancher, obwohl kleiner Zusatz, hin und wieder eingeflossen. Endlich habe ich auch in dem I. Th. in dem XII. Capitel von der poetischen Schreibart gewissen Einwürfen, die man mir wegen der Eintheilung der guten Schreibart neulich gemacht, ein Gnügen zu thun gesucht.

Was noch sonsten von Seiten des Verlegers bey dieser Auflage gutes geleistet worden, das wird dem geneigten Leser der Augenschein geben. Die Schrift ist neu, und weit sauberer, als vorhin. Das Papier ist stark und von ansehnlicher Größe. Auch an Zierrathen hat man es an bequemen Orten nicht fehlen lassen. Ja über das alles ist auch ein nützliches und vollständiges Register beygefüget worden. Durch alle diese Aenderungen nun ist das ganze Buch über zwey Alphabethe stark geworden, da sich vorhin alles in allem nur auf 40. Bogen belaufen hat.

Nun weis ich wohl, daß viele es sehr ungern sehen, wenn neue und vermehrte Ausgaben von Büchern, die sie schon besitzen, herauskommen. Allein zu geschweigen, daß niemand ein Recht hat, einem Schriftsteller die Ausbesserung seiner Arbeit zu verwehren;

Digitized by Google

wehren; da ja ein Tag den andern lehret, und derjenige noch gebohren werden soll, der gleich auf einmal ein Meisterstück zu Stande bringen kann: so versichre ich dennoch, daß, in den wesentlichen Stücken, diese neue Auflage vor der erstern keinen Vorzug hat. Es sind hier noch eben die Grundsätze und Regeln anzutreffen, die in jener enthalten waren. Es ist nichts weggeblieben oder widerrufen worden, was von der geringsten Erheblichkeit zu seyn scheinen könnte. Folglich können diejenigen, welche die erste Auflage besitzen, sich derselben so ruhig bedienen, als ob gar keine neuere herausgekommen wäre.

Was endlich, aller angewandten Sorgfalt ungeachtet, dennoch für Druckfehler mit untergelaufen, das wird der geneigter Leser, gütigst zu verbessern belieben und dem Verfasser ferner zugethan und gewogen bleiben.

Neue Vorrede
zur dritten Auflage
von 1742.

Mein Vergnügen, das ich bey der andern Ausgabe dieses Buches, vor vier bis fünf Jahren bezeuget habe, hat sich billig bey dieser dritten verdoppeln müssen. Die wiederholten zahlreichen Abdrücke desselben, haben sich in der halben Zeit verkaufen lassen, darinn die erste Auflage von 1729. abgegangen war; und mir also einen doppeltstarken Beweis, von der guten Aufnahme dieser poetischen Anweisung an die Hand gegeben. Wollte ich mich nun den angenehmen Empfindungen eines Schriftstellers überlassen, womit ihn die Eigenliebe bey solchen Vorfällen erfüllen kann; so hätte ich hier die schönste Gelegenheit dazu. Wenn andre, deren Bücher Ladenhüter bleiben, auf den verderbten Geschmack unsrer Landes-Leute schmählen: so dörfte ich nur auf den öffentlichen Beyfall der Käufer und Leser meiner Dichtkunst trotzen; und daraus entweder den gereinigten Geschmack der deutschen Nation, oder doch den Beweis herleiten, daß mein Buch nicht ohne

Nutzen

Nutzen gewesen seyn müsse. So gerecht aber hierinnen meine Folgerungen vielleicht seyn würden, so will ich sie doch nicht selber machen, sondern es lieber der unparteyischen Nachwelt überlassen, ein freyes Urtheil davon zu fällen; welches weder ein Freund, der mir eine Vorrede dazu machte, noch ein Feind, dem das Glück meines Buchs ein Dorn in den Augen wäre, mit solchem Nachdrucke abfassen könnte.

Ich übergehe also diese schmeichelhafte Betrachtung billig mit Stillschweigen; und rechne es mir mit größerm Rechte für eine Ehre an, daß ich in dem Vorsatze, eine Critische Dichtkunst zu schreiben, seit einiger Zeit einen Nachfolger bekommen habe. Ein gelehrter Mann und Kunstrichter in Zürich hat sich die Mühe genommen, diejenige Bahn, die ich nunmehr vor dreyzehn Jahren, als ein junger Schriftsteller zuerst gebrochen, auch zu betreten, und ein doppelt stärkeres und folglich theureres Buch, als dieses meinige ist, von der Dichtkunst ans Licht zu stellen. Und was das angenehmste bey der ganzen Sache ist, so hat dieser tiefsinnige Mann, seiner gelehrten Waare keinen bessern und reizernden Titel geben zu können geglaubet, als wenn er ihn meinem Buche abborgete, und das seinige gleichfalls eine Critische Dichtkunst betitelte.

Ich weis wohl, daß es eigensinnige Köpfe giebt, die sich einbilden, ein Schriftsteller, der sich einmal gewisser Wörter bemächtiget hat, seiner Schrift einen Namen zu geben, der habe sich dadurch, nach dem Rechte der Natur, das Recht des Eigenthums

darauf

darauf erworben, und sey nunmehro befugt, alle andre von dem Gebrauche derselben auszuschließen. Noch andre glauben mit dem scharfsinnigen Bayle, und nach dem Beyspiele gewisser Schriftsteller voriger Zeiten: es sey eine Beschimpfung für den Urheber eines Buches, wenn sich bald darauf ein andrer über dieselbige Materie hermacht, und in einerley Absichten die Feder ansetzet. Denn sagen sie, glaubte dieser neue Schriftsteller, daß sein Vorgänger seine Pflicht recht erfüllet, und sein Vorhaben zulänglich ausgeführet hätte: so würde er sich gewiß nicht zum andernmale daran gemachet haben. Eine Ilias nach dem Homer zu schreiben, das heißt also, nach der Meynung dieser Richter, eben so viel, als diesen Dichter mit seiner Arbeit verwerfen, und ihm auf eine verdeckte Art in die Augen sagen, daß sein Werck nichts tauge, und noch einmal ausgearbeitet werden müsse.

Allein so wahrscheinlich auch immermehr diese Schlüsse zu seyn scheinen mögen: so kann ich mich doch denenselben nicht ergeben. Ich sehe es gar zu deutlich ein, daß man mir durch solche Einstreuungen die Freude versalzen will, die ich über einen critischen Nachfolger von solcher Wichtigkeit, billig empfunden habe. Ohne Ruhm zu melden, bin ich der erste gewesen, der unserer Nation eine Critische Dichtkunst zu liefern das Herz, oder die Verwegenheit gehabt. Hätte ich nun darinn, nach dem Urtheile der Kenner, eine unnöthige Mühe übernommen; und wären andre aufgestanden, welche die Poesie von dem Joche der Beurtheilungskunst zu befreyen unternommen hätten:

ten: so wäre dieses unstreitig eine Kränkung für mich gewesen, zumal, wenn diese gar einen grösern Beyfall bekommen, und das Andenken aller Critik gleichsam verhaßt und ehrlos gemachet hätten. Allein dieses harte Schicksal hat mich, zu allem Glücke, nicht betroffen. Die gelehrtesten Männer in Zürich bestärken durch ihren Beyfall mein Urtheil, daß es nöthig sey, eine Dichtkunst critisch einzurichten: ja, was das meiste ist, sie folgen meinem Exempel selber nach, und führen etwas von demjenigen, nach ihrer Art, weitläuftiger aus, was ich mit so gutem Grunde und Beyfalle angefangen hatte.

Bey dieser Vorstellung nun rühren mich die vorigen Einwürfe gar nicht. Der Gebrauch der Wörter ist ja von der Art derjenigen Dinge, die in dem Rechte der Natur, nach Art der Luft, des Sonnenlichtes und des Wassers großer Flüsse, bey allem Gebrauche derselben, unerschöpflich sind, und also allen gemein bleiben müssen. Warum sollte also nicht ein Schriftsteller das Recht haben, sein Kind zu taufen wie er will, wenn gleich ein anderer dem Seinigen eben den Namen gegeben hat? Warum sollte dasjenige in Zürich niemanden frey stehen, was mir in Leipzig freygestanden hat? Oder, warum sollte ich böse werden, daß ein andrer meine Erfindung auf die kräftigste Art, die nur erdacht werden kann, gebilliget hat?

Der andre Einwurf scheint noch gefährlicher zu seyn, ist es aber in der That nicht; wenn man nur die Sache in genauere Betrachtung zieht. Es kömmt bey den Büchern nicht nur auf ihren Titel, sondern auch auf den Inhalt an. So gleichlautend oft jener auf

zweyen

zweyen Werken ist, so ungleich kann doch dieser letztere seyn; und ich darf mich, ohne stolz zu thun, nur auf die zürcher, und leipziger critische Dichtkunst beruffen. Der Inhalt unsrer Bücher ist in den allermeisten Stücken und Capiteln so weit von einander unterschieden, daß man sie schwerlich für einerley Buch halten wird, wenn man sie nur ein wenig betrachten will. Z. E. Da ich in meiner Dichtkunst, nach der allgemeinen Abhandlung des Zubehörs zur Poesie, von allen üblichen Arten der Gedichte gehandelt, und einer jeden ihre eignen Regeln vorgeschrieben habe; dadurch Anfänger in den Stand gesetzt werden, sie auf untadeliche Art zu verfertigen; Liebhaber hingegen, dieselben richtig zu beurtheilen: so hält die zürcherische Dichtkunst nichts von dem allen in sich. Man wird daraus weder eine Ode, noch eine Cantate; weder ein Schäfergedichte, noch eine Elegie; weder ein poetisches Schreiben, noch eine Satire; weder ein Sinngedicht, noch ein Lobgedicht; weder eine Epopee, noch ein Trauerspiel; weder eine Comödie noch eine Oper machen lernen. Alles dieses steht in der zürcher Dichtkunst nicht: es sey nun, weil etwa in allen diesen Stücken die Critik nichts zu sagen hat; oder weil man ein Poet seyn kann, ohne eins von allen diesen Stücken zu verfertigen. Wer also dieselbe in der Absicht kaufen wollte, diese Arten der Gedichte daraus abfassen zu lernen, der würde sich sehr betrügen, und sein Geld hernach zu spät bereuen.

Ich weis gewiß, daß viele hier voller Verwunderung fragen werden: was denn nun endlich in einer Dichtkunst von zween starken Octavbänden stehen könne,

könne, wenn es an den weſentlichſten Theilen eines ſolchen Buches fehlet? Allein dieſe Frage wird mir gewiß niemand machen, als der ſich nicht beſinnet, daß der Urheber derſelben einer von den bekannten Zürcher Malern ſey, welche vor zwanzig Jahren, in ihren ſogenannten Diſcurſen, die Sitten ihrer Stadt abgeſchildert haben. Hat nun Herr von Fontenelle richtig geurtheilet, daß jedermann die Welt mit ſolchen Augen anſehe, die ſich zu ſeinen Abſichten ſchicken; der Held z. E. für einen ſchönen Platz, Menſchen zu erwürgen; der Gärtner für einen bequemen Raum, Gärten zu pflanzen; der Verliebte, für eine gute Gegend zu buhleriſchen Abentheuern u. ſ. w. was war wohl von unſerm Maler anders zu vermuthen, als daß er die ganze Dichtkunſt in eine Kunſt zu Malen, verwandeln, und von lauter poetiſchen Malereyen, und denen dazu nöthigen Farben handeln würde? Fällt nun dabey jemanden die nützliche Regel ein, die obgedachten Zürcher Malern, von einem Kunſtverſtändigen aus Hamburg, in einem ſchönen Sinngedichte gegeben worden, das im III. B. der Poeſie der Niederſachſen, auf der 250ſten S. ſteht; und verlangt er von mir zu wiſſen, ob ſie in dieſem Buche beſſer beobachtet worden, als in jenen ſittlichen Malereyen? ſo muß ich ihm aus Höflichkeit die Antwort ſo lange ſchuldig bleiben, bis wir in Leipzig die zürcheriſche Bergſprache beſſer werden gelernet haben.

Wie alſo, damit ich wieder auf meinen Zweck komme, die Ilias Homers, durch die neuere Ilias desjenigen Dichters nicht um ihren Werth gebracht worden; der ſich vorgenommen hatte, den ganzen trojaniſchen Krieg zu beſingen, und tauſend ſchöne Sachen nach-

zuholen, die sein Vorgänger übergangen hatte; indem vielmehr diese vermeynte grösßere Ilias, vom Aristoteles, in Ansehung der homerischen, die kleine Ilias genennet worden: also könnte es leicht kommen (doch ohne mich auf einige Weise mit dem Homer zu vergleichen, als mit dessen Werke mein Buch gar keine Aehnlichkeit hat) daß auch die zürcherische Dichtkunst, so stark sie ihrer Grösße und Absicht nach ist, dennoch bey dem Mangel so vieler nöthigen Hauptstücke, von allen üblichen Arten der Gedichte, gegen die meinige zu rechnen, bey der Nachwelt, nur eine kleine Dichtkunst genennet würde.

Ich habe mich bisher mit Fleiß nur immer auf Zürich, und nicht auf die ganze Schweiz bezogen; ganz anders, als bisher von vielen unsrer misvergnügten Schriftsteller geschehen; die insgemein die Schuld von ein paar Kunstrichtern, der ganzen löblichen Eidgenossenschaft auf den Hals gewälzet haben. Und gesetzt, ich wäre selbst bisher, auch wohl in dieser neuen Auflage meiner Dichtkunst, in dieses Versehen gefallen: so will ich doch hiermit selbiges allen andern Einwohnern dieses ansehnlichen Landes abgebethen haben; seit dem ich von etlichen wackern und gelehrten Männern, aus benachbarten Cantons, belehret und versichert worden: daß die ganze Schweiz den zürcherischen Kunstrichtern in ihren Lehrsätzen und Urtheilen eben nicht beypflichte, vielweniger dieselben dazu bevollmächtiget habe, allem deutschen Witze Hohn zu sprechen. Ich will doch, weil man mir in Zürich das Exempel dazu gegeben hat, einmal auch als ein Mathanasius thun, und Stellen aus ein

paar

paar Briefen anführen, die ich deswegen, nur vor kurzem, und in währendem Drucke dieses Buches, erhalten habe.

Der erste vom 1. des Wintermonats hat folgendes:

> Wir haben hier mit Freuden und Vergnügen gesehen, daß B = = und Br = = hin und her in Deutschland nach Verdienen hergenommen werden. Der Hochmuth und die Einbildung dieser Leuten ist unerträglich. Es ist sich aber nicht zu verwundern: die Herren von Zürich haben große Einbildung, weilen sie in dem ersten Canton der Schweiz gebohren sind. Es ist unglaublich, wie groß die Einbildung der Herren von Zürich wegen diesem Vorsitz ist, der doch nichts zu bedeuten hat. Ich versichere sie aber, daß Zürich von allen vernünftigen Schweizern als das helvetische Siberien, in welchem große Wörter- und Sprachmänner entstanden, da aber Witz und Verstand wenig Platz finden, angesehen wird. Die Sitten, die Sprache, die Lebensart, die Kleidung der Züricher ist von der unsern so unterschieden, daß man glauben sollte, sie

wären mehr denn hundert Meilen von uns entfernet. Das ist gewiß, daß sie arbeitsame Leute, aber in geist- und vernünftigen Sitten, werden sie noch lange Zeit grobe Schweitzer bleiben.

Das andere Schreiben ist vom 3ten desselben Monats, und darinn drücket man sich so aus.

Wir nehmen an dem Kriege, den unsere Landsleute von Zürich wider die ganze deutsche Nation vorgenommen haben, kein Theil. Fertiget man sie ferner ab, wie es in einem periodischen Werke zu Leipzig erst vor kurzem geschehen ist, so wird ihnen die Lust vergehen. Wir wünschen unsern Landsleuten mehrere Liebe zum Frieden und zum natürlichen; so werden sie von Deutschland ablassen, und mit Miltons Liebhabern anbinden.

Nach solchen feyerlichen und einstimmigen Erklärungen zweener berühmten schweizerischen Gelehrten, habe ich meinem Gewissen nach, nicht anders gekonnt, als daß ich, an statt der allgemeinen Benennung die besondere erwählet; werde es auch künftig allemal so halten, wenn man mich nöthigen sollte, wider meine Neigung, meine Feder zu critischen Streitschriften zu ergreifen.

Kürzlich noch etwas von den Vorzügen dieser neuen Ausgabe zu erinnern, muß ich dem geneigten

Leser

Leſer folgendes melden. Zuförderſt habe ich in dieſem Buche vom Anfange bis zum Ende, die Schreibart nochmals mit der größten Sorgfalt und Aufmerkſamkeit ausgebeſſert; als worinn man immer, nach Verfließung einiger Zeit, kleine Unachtſamkeiten entdecket, die man gleich anfangs nicht wahrgenommen. Zweytens habe ich auch in den Regeln und Vorſchriften, zu mehrerer Erläuterung und Beſtärkung derſelben, noch manches beygefügt, das in den vorigen Ausgaben nicht geſtanden; auch hin und wieder manchen Scribenten angeführt, worinn dasjenige mit mehrerm nachgeleſen werden kann, was ich nur kurz hatte anführen können. Drittens habe ich auch an verſchiedenen Orten, denen Einwürfen begegnen müſſen, die man in öffentlichen critiſchen Schriften, zumal aus Zürich her, dagegen gemacht: doch habe ich mich ſowohl der Namen meiner Gegner, als aller Anzüglichkeiten billig enthalten; als welche nichts zur Sache thun, und vielmehr einen Uebelſtand machen würden. Habe ich aber, was den miltoniſchen Geſchmack betrifft, den man uns, nach Verbannung des mariniſchen, mit Gewalt aufdringen will, mich bisweilen, von der Sache ſelbſt harter Redensarten bedienet: ſo bedenke man, daß der Eifer wider ein beſorgliches Uebel, welches den bisherigen Glanz unſrer Mutterſprache und freyen Künſte bald wieder verdunkeln könnte, uns leicht zuweilen einnehmen, und ſolche Ausdrückungen in den Mund legen kann, die man ſonſt ungern gebrauchen würde.

Endlich ſo iſt das Wichtigſte, und wodurch dieſe Ausgabe unfehlbar einen großen Vorzug vor allen

vorigen erhalten wird, dieſes: daß ich nicht nur im erſten Theile dieſes Buches, mehr Exempel aus guten und ſchlechten Dichtern angeführet; ſondern auch im andern Theile, bey allen Capiteln, wo vorhin Exempel von meiner eigenen Arbeit ſtunden, lauter Meiſterſtücke von unſern beſten Dichtern eingeſchaltet habe. Ich habe aber dieſelben mit gutem Bedachte nicht eben aus den neueſten, die ohnedem in aller Händen ſind, und die auch ohne mein Zuthun geleſen werden; ſondern aus den ältern, als Opitzen, Flemmingen, Dachen, Racheln, Neukirchen u. d. m. die nicht ein jeder hat, oder lieſet, hergenommen. Ich will aber dadurch, daß ich ſie zu Muſtern anführe, nicht eben alle kleine Fehler der Wortfügung, des Sylbenmaaßes und der Reime billigen; die man noch hin und her, als Ueberbleibſel des vorigen Jahrhunderts anmerken wird. Nein, ich will nur den geſunden und männlichen Geſchmack dieſer Helden in unſrer Sprache und Dichtkunſt anpreiſen, und bekannter machen; um wo möglich, der neuen Sucht, gekünſtelt, verſteckt und unergründlich zu ſchreiben, die ſich hin und her reget, zu ſteuren. Erlange ich dieſes, ſo wird mich auch in dieſem Stücke mein gefaßter Entſchluß niemals gereuen.

Geſchr. im Jenner 1742.

Gottſched.

Inhalt.

Digitized by Google

Inhalt.

Horaz von der Dichtkunst übersetzt und mit Anmerkungen erläutert 1 Seite

Erster, allgemeiner Theil.

I. Capitel. Vom Ursprunge und Wachsthume der Poesie überhaupt 67

II. Von dem Charactere eines Poeten 94

III. Vom guten Geschmacke eines Poeten 118

IV. Von den drey Gattungen der poetischen Nachahmung und insonderheit von der Fabel 142

V. Von dem Wunderbaren in der Poesie 170

VI. Von der Wahrscheinlichkeit in der Poesie 198

VII. Von poetischen Worten 225

VIII. Von verblümten Redensarten 257

IX. Von poetischen Perioden und ihren Zierrathen 286

X. Von den Figuren in der Poesie 313

XI. Von der poetischen Schreibart 346

XII. Von dem Wohlklange der poetischen Schreibart, dem verschiedenen Sylbenmaaße und den Reimen 377

Anderer,

Anderer, besonderer Theil.

I. Von Oden oder Liedern 415

II. Von Cantaten 465

III. Von Idyllen, Eklogen, oder Schäfergedichten 480

IV. Von Elegien, das ist Klagliedern und verliebten Gedichten 513

V. Von poetischen Sendschreiben oder Briefen 539

VI. Von Satiren oder Strafgedichten 566

VII. Von Sinn- und Scherzgedichten 605

VIII. Von dogmatischen und heroischen Poesien 637

IX. Von der Epopee oder dem Heldengedichte 673

X. Von Tragödien oder Trauerspielen 703

XI. Von Comödien oder Lustspielen 729

XII. Von Opern oder Singspielen 752

Digitized by Google

Horaz

von der

Dichtkunst,

übersetzt

und mit Anmerkungen

erläutert.

Digitized by Google

Vorbericht.

Ich habe es für dienlich erachtet, an statt einer Einleitung zu meiner deutschen Poesie, das treffliche Gedichte des Horaz zu übersetzen, worinnen dieser große Kenner und Meister der Poesie von der Dichtkunst gehandelt hat: ohngeachtet es eigentlich nur in Form eines Schreibens an ein vornehmes Geschlecht der Pisonen abgefasset ist.

Die Menge schlimmer Poeten mochte zu dieses Dichters Zeiten in Rom noch sehr groß seyn. Siehe den 108 v. des I Br. II B. Ein jeder, der nicht faul war, stümpelte etwas zusammen, das zwar ein ziemlich richtiges Sylbenmaaß hatte; aber weder durch seinen sinnreichen und feurigen Inhalt von dem Geiste, noch durch die ordentliche Einrichtung von dem Urtheile, noch endlich durch die regelmäßige Schreibart von der Kunst seines Meisters ein Zeugniß ablegte. Gleichwohl wollten alle diese Versmacher Poeten heißen: ja einige davon, die durch ihre Geschwindigkeit im Dichten, und durch den Beyfall des Pöbels verleitet waren, unterstunden sich gar, den großen Geistern, die sich dazumal am römischen Hofe aufhielten, den Preis streitig zu machen. Die Schriften unsers Horaz zeigen an hundert Stellen unzählige Spuren davon: und sogar Virgil, so wenig er sonst zur Satire geneigt war, hat sich nicht enthalten können, auf einen Bav und Mäv, als auf ein paar eingebildete Poeten, zu sticheln.

Digitized by Google

Horaz, einer der aufgeklärtesten Köpfe seiner Zeit, konnte aus einem gerechten Eifer für den guten Geschmack, den Stolz solcher Stümper nicht leiden: zumal, da er sehen mußte, daß der große Haufe seiner Mitbürger von diesen unzeitigen Sylbenhenkern ganz eingenommen war. Denn die Römer waren auch zu Augusts Zeiten lange so gescheidt noch nicht, als vormals die Athenienser in Griechenland gewesen waren. Die freyen Künste hatten in Italien spät zu blühen angefangen, und der gute Geschmack war damals noch lange nicht allgemein geworden. Manentque adhuc vestigia ruris, hieß es auch in diesem Stücke. Nach Regeln von Dingen zu urtheilen, das ist ohnedieß kein Werk für unstudirte Leute, ja nicht einmal für Halbgelehrte: und daher kam es, daß Horaz theils seinen Römern eine Anleitung geben wollte, wie sie die Schriften ihrer Poeten recht prüfen könnten; theils auch der großen Anzahl der damaligen Versmacher die Augen zu öffnen suchte, damit sie nicht ferner, aus blinder Eigenliebe, ihre Misgeburten für Meisterstücke ausgeben möchten.

In dieser Absicht nun trug er aus den griechischen Scribenten, die vor ihm davon geschrieben hatten, die vornehmsten Hauptregeln zusammen, und verfertigte ein herrliches Gedichte daraus. Er richtete solches an die Pisonen, das ist an den Vater Piso, der mit dem Drusus Libo im 738sten Jahre der Stadt Rom, als Horaz 51 Jahre alt war, Bürgermeister geworden; und an dessen beyde Söhne. Dieser Piso war ein Liebhaber und großer Kenner der Poesie, und sein ältester Sohn mochte selbst viel Lust und Naturell dazu haben, wie aus dem Gedichte sattsam erhellen wird. Solchen ansehnlichen Leuten nun, die am kaiserlichen Hofe in großen Gnaden stunden, wollte Horaz eine Richtschnur in die Hand geben, darnach sie sich in Beurtheilung aller Gedichte achten könnten: Zu gleicher Zeit aber wollte er den guten Geschmack des Hofes in ganz Rom und Italien ausbreiten; nachdem er sich selbst, durch unabläßigen Fleiß in griechischen Büchern, sonderlich durch Lesung der critischen Schriften des Aristoteles,

Crito,

Digitized by Google

Crito, Zeno, Democritus und Neoptolemus von Paros, in den Regeln desſelben recht feſt geſetzet hatte.

Indeſſen muß niemand denken, daß hier der Poet ein vollſtändiges ſyſtematiſches Werk habe machen wollen. Die größten Bewunderer desſelben geſtehen, daß es ohne alle Ordnung geſchrieben ſey, ja daß es bey weitem nicht alle Regeln in ſich faſſe, die zur Poeſie gehören. Der Verfaſſer hat ſich an keinen Zwang einer philoſophiſchen Einrichtung binden wollen; ſondern als ein Poet nach Veranlaſſung ſeiner Einfälle, bald dieſe, bald jene poetiſche Regel in einer edlen Schreibart versweiſe ausgedrückt, und mit Exempeln guter und ſchlechter Poeten erläutert. Aber alles, was er ſagt, iſt höchſt vernünftig, und man kann ſich von ſeinen Vorſchriften kein Haar breit entfernen, ohne zugleich von der Wahrheit, Natur und geſunden Vernunft abzuweichen. Die unordentliche Vermiſchung ſeiner Regeln dienet nur dazu, daß durch dieſe Mannigfaltigkeit und unvermuthete Abwechſelung der Sachen, der Leſer deſtomehr beluſtiget und eingenommen wird.

Es iſt dieſe Dichtkunſt des Horaz bereits von dem berühmten Herrn von Eckardt ins Deutſche überſetzt worden, und in den poetiſchen Nebenſtunden, die er unter den Buchſtaben H. A. E. G. v. D. herausgegeben, anzutreffen.* Ob ich es nun beſſer oder ſchlechter getroffen habe, als dieſe gelehrten Männer, das mag der geneigte Leſer ſelbſt beurtheilen. Ich hatte die erſte Ueberſetzung mehr als einmal durchgeleſen, als ich ſchlüßig ward, mich ſelbſt einmal an eben dieſelbe Arbeit zu wagen: ich bildete mir aber nicht ein, daß es mir ſo viel Mühe koſten würde, als ich hernach in der That gewahr wurde. Die nachdrückliche Wortfügung der lateiniſchen Sprache, der zuweilen abgebrochene Ausdruck des Horaz, nebſt vielerley Kunſtwörtern und Alterthümern, die ſich ſo ſchwer deutſch geben laſſen; dieſes alles, ſage ich, machte mir

* Auch der berühmte Herr M. Lange in Lübeck hat nach der Zeit, als die meine ſchon fertig und gedruckt war, eine gleiche Arbeit ans Licht geſtellet, der ich ihren Werth nicht abſpreche.

die Arbeit so sauer, daß ich sie beynahe wieder hätte liegen lassen, als ich schon den dritten Theil davon fertig hatte. Doch nach Jahresfrist griff ich sie von neuem an, und brachte endlich das ganze Gedichte in den Stand, darinn ich es hier ans Licht stelle.

Ich rühme mich nicht, daß ich es von Zeile zu Zeile, vielweniger von Wort zu Wort gegeben hätte: denn dieses ist zum theil unnöthig, theils auch, aus obenerwähnten Ursachen, unmöglich gewesen. Aus fünfhundert lateinischen Versen habe ich mich genöthiget gesehen, fast 700 deutsche zu machen; wiewohl ich die Regel stets vor Augen hatte: Ein Uebersetzer müsse kein Paraphraſt oder Ausleger werden. Habe ich aber nur in hauptsächlichen Dingen nichts versehen oder geändert: so wird mans verhoffentlich so genau nicht nehmen, wenn gleich der völlige Nachdruck aller horatianischen Sylben und Buchstaben nicht erreichet worden. Ein prosaischer Uebersetzer muß es hierinn genauer nehmen: einem poetischen aber muß man, in Ansehung des Zwanges, dem er unterworfen ist, schon eine kleine Abweichung zu gute halten; wenn er nur diesen Mangel durch eine angenehme und leichtfließende Schreibart ersetzet.

Dieses ist nun eine von den vornehmsten Absichten gewesen, die ich mir in diesem Gedichte vorgesetzet habe. Ich wollte den Horaz gern so übersetzen, daß man ihn ohne Anstoß, und wo möglich, mit Vergnügen in unsrer Sprache lesen könnte. Diesen Zweck aber würde ich nicht erhalten haben, wenn ich kein Bedenken getragen hätte, die Richtigkeit unsrer deutschen Wortfügung, nebst der Reinigkeit im Sylbenmaaße und in den Reimen, aus den Augen zu setzen. Das Gehör unsrer Landesleute ist im Absehen auf diese äußerliche Stücke überaus zärtlich. Kein Mensch liest itzo mehr Lohensteins Gedichte: das macht, sie sind bey so vielen gelehrten Sachen viel zu hart und zu rauhe. Selbst Hofmannswaldau ist nicht mehr so beliebt, als er sonst gewesen: das macht, daß er von seinen Nachfolgern, auch in der Reinigkeit der Verse, weit übertroffen worden. Ja diese Zärtlichkeit geht zuweilen so

weit,

Digitized by Google

weit, daß man deswegen die allerelendeſten Reime, die nur etwas ungezwungen fließen, bey aller ihrer Unvernunft und Niederträchtigkeit der Gedanken, für ſchön; und hingegen, bey einer kleinen Härte des Ausdruckes, die ſchönſten Gedichte großer Meiſter für elend und mager ausruffet. Wie ich aber itzo denen hier nicht das Wort reden will, die in der Rauhigkeit des Ausdruckes eine Schönheit ſuchen; ſondern ihnen immer mit dem Horaz zuruffe:

Non ſatis eſt, pulchra eſſe poemata; dulcia ſunto!

ſo kann ich auch deren Geſchmack nicht verwerfen, die lieber ein angenehm fließendes als ein geradebrechtes Gedichte leſen. Habe ich alſo nicht Urſache gehabt, mich auch vor dem Ekel der zärtlichſten Ohren zu hüten; ſonderlich in einem Gedichte, daraus ſie die innern Schönheiten der wahren Poeſie ſollen beurtheilen lernen?

Iſt es mir nun darinn nach Wunſche gelungen, ſo trage ich keinen Zweifel, daß meine Arbeit ihren Nutzen haben werde. Es iſt nicht eines jeden Werk, ſich mit dem Lateine der alten Poeten ſo bekannt zu machen, daß er ſeinen Horaz ohne Mühe verſtehen, geſchweige denn mit Luſt leſen könnte. In deutſcher Sprache wird er alſo vielen verſtändlicher ſeyn, und auch Anfänger auf einen guten Weg weiſen, die ſich vielleicht ſonſt durch üble Anführer hätten verderben laſſen. Daß es bereits vielen ſo gegangen ſey, daran iſt wohl kein Zweifel: daß aber auch viele durch Horazen von ihren Irrwegen wieder zurecht gebracht worden, das könnte ich durch mein eigen Exempel erweiſen, wenn es wichtig genug wäre. Doch Herr Hofrath Neukirch wird vermuthlich Anſehens genug haben, uns zu zeigen: daß auch Leute, die bereits in ganz Deutſchland für große Poeten gehalten werden, in unſerer horaziſchen Dichtkunſt noch genug zu lernen finden. Er hat ſolches in einem Hochzeitgedichte von ſich ſelbſt öffentlich geſtanden, welches er, allem Anſehen nach, aus Berlin nach Breßlau abgeſchicket hat, und woraus ich hier ein paar Stellen anführen will. Es ſteht in der Hofm. W. Ged. VI Th. auf der 101 S.

Er ruffet gleich anfangs die Musen um Hülfe an, weil er abermal ein Gedichte nach Schlesien zu verfertigen vorhätte; dabey er denn besorgen müßte, daß es nicht mehr so gut, als die vorigen, würde aufgenommen werden.

Ihr Musen! helft mir doch, ich soll schon wieder singen;
Und ein verliebtes Paar in deutsche Verse bringen,
Und zwar in Schlesien. Ihr kennt dieß Land und mich,
Ihr wißt auch, wenn ich wollt, wie sonst Budorgis sich,
Zum theil an mir ergetzt. Itzt scheinen meine Lieder
Ihm, wo nicht ganz veracht, doch mehrentheils zuwider.

Die Ursache, sagt er, wäre die Aenderung, so mit seiner Poesie vorgegangen. Er habe aufgehört, seinen Vers mit Muscatellersaft und Amberkuchen zu nähren. Es sey kein Zibeth noch Bisam, kein Plautus, Tacitus, Seneca oder Plato mehr darinn zu spüren; ja er habe auch so gar die Sinnbilder gänzlich ausgemustert.

Mein Reim ist mehrentheils ganz matt und ohne Kraft:
Das macht, ich tränk ihn nicht mit Muscatellersaft,
Ich speis ihn auch nicht mehr mit theuren Amberkuchen,
Denn er ist alt genug, die Nahrung selbst zu suchen.
Zibeth und Bisam hat ihm manchen Dienst gethan:
Itzt will ich einmal sehn, was er alleine kann.
Alleine? fraget ihr: Ja, wie gesagt, alleine:
Denn was ich vormals schrieb, war weder mein, noch seine.
Hier hatte Seneca, dort Plato was gesagt,
Dort hatt ich einen Spruch dem Plautus abgejagt,
Und etwan anderswo den Tacitus bestohlen.
Auf diesen schwachen Grund, ich sag es unverholen,
Baut ich von Versen oft ein ganzes Götterhaus,
Und ziert es noch dazu mit Sinnebildern aus.

Darauf sagt er, daß ihm alle diese Putzwerke itzo ganz lächerlich vorkämen, ungeachtet sie sonst viel hundert Leser verblendet, und ihm selbst viel Ruhm gebracht hätten. Man hätte ihn gar dem großen Opitz vorgezogen, den er doch noch niemals hätte erreichen können.

Wie oftmals muß ich doch der abgeschmackten Sachen,
Wenn ich zurücke seh, noch bey mir selber lachen!
Gleichwohl gefielen sie, und nahmen durch den Schein,
So schlecht er öfters war, viel hundert Leser ein.

Ha!

Digitized by Google

Ha! ſchrie man hier und dar: vor dem muß Opitz weichen!
Ja, dacht ich, wenn ich ihn nur erſtlich könnt erreichen.
Den Willen hätt ich wohl. So wie ich es gedacht,
So iſt es auch geſchehn. Ich habe manche Nacht
Und manchen Tag geſchwitzt: Allein ich muß geſtehen,
Daß ich ihm noch umſonſt verſuche nachzugehen.

Endlich bricht er in den feurigen Ausdruck aus, der uns die Quelle anzeiget, daraus dieſe merkliche Veränderung ſeines Geſchmacks in der Poeſie hergefloſſen. Es heißt:

O grauſamer Horaz! was hat dich doch bewegt,
Daß du uns ſo viel Laſt im Dichten auferlegt?
So bald ich nur dein Buch mit Witz und Ernſt geleſen,
So iſt mir auch nicht mehr im Schreiben wohl geweſen.
Vor kamen Wort und Reim; itzt lauf ich ihnen nach:
Vor flog ich Himmel an; itzt thu ich ganz gemach.
Ich ſchleiche wie ein Dachs aus dem Poetenorden,
Und bin mit großer Müh noch kaum dein Schüler worden.
Kommt, ſprech ich oftermals, Gold, Marmel und Porphyr!
Nein, denk ich wiederum, flieht, fliehet weit von mir:
Ihr ſeyd mir viel zu theur bey dieſen ſchweren Jahren;
Ich habe jung verſchwendt, ich will im Alter ſparen.

Wie viel Schüler würde nicht Horaz noch bekommen, wenn alle deutſche Poeten, die deſſen bedürftig wären, dem Exempel dieſes wackern Mannes folgen wollten!

Die kleinen Anmerkungen, die ich unter den Text geſetzet, werden vermuthlich nicht ohne Nutzen ſeyn, und in mancher Sache ein gutes Licht geben. In Verſen laſſen ſich nicht alle Alterthümer ſo erklären, daß man ſie ſattſam verſtehen könnte, wenn man von der Zeit des Scribenten faſt ein paar tauſend Jahre entfernet iſt. Gelehrtere Leſer, die derſelben nicht nöthig haben, können ſie nach Belieben ungeleſen laſſen: wie mans mit den lateiniſchen Noten bey alten Scribenten zu machen pflegt, wenn man darinn ſchon geübt iſt. Ich habe meinen Zweck erreicht, wenn nur Anfänger daraus meinen Poeten etwas beſſer verſtehen lernen.

* *

Horaz
Von der Dichtkunſt.

Fürwahr, ein artig Bild! (1) Es ſteht ein Menſchenkopf
Auf eines Pferdes Hals. Den dicken Vogelkropf
Bedeckt ein bunter Schmuck von farbigtem Gefieder:
Hernach erblicket man verſchiedner Thiere Glieder.
Von oben zeigt ein Weib ihr ſchönes Angeſicht,
Von unten wirds ein Fiſch. Ihr Freunde, lacht doch nicht!
Wir wollen mit Geduld des Malers (2) Thorheit ſchonen.
Indeſſen glaubet mir, ihr trefflichen Piſonen,
Dafern mein Wort was gilt: daß eine tolle Schrift, (3)
Wo weder Haupt noch Schwanz geſchickt zuſammen trifft,
Und nicht mehr Ordnung herrſcht, als wenn ein Kranker träumet,
Sich unvergleichlich wohl zu ſolchem Bilde reimet.
Ich weis wohl, was man glaubt. Man ſpricht (4) und bleibt dabey:
Ein Maler und Poet folgt ſeiner Phantaſey;
Er kann ſich ſeiner Kunſt nach eigner Luſt bedienen,
Und ſich durch Geiſt und Witz, was ihm beliebt, erkühnen.
Ganz recht, ich geb es zu, (5) und mach es ſelber ſo.
Allein man miſche nie das Feuer in das Stroh;
Kein Tyger zeug ein Lamm, kein Adler hecke Schlangen.
Doch manches Dichters Schrift wird prächtig angefangen,
Man ſchmückt ſie hin und her mit Edelſteinen (6) aus,
Beſchreibt Dianens Häyn, Altar und Götterhaus,

Ent-

1. **Fürwahr ein artig Bild!** Dieſe Worte hat der Grundtext nicht. Horaz fängt gleich an, ſein Gleichniß von einem ſeltſamen Gemälde vorzutragen. Allein da ſichs im Deutſchen nicht in einen einzigen Satz bringen ließ, und alſo zertrennet werden mußte; ſo macht dieſer Anfang den Leſer aufmerkſam, und ſagt ihm kurz, was er zu gewarten habe.

2. **Des Malers.** Die alten Maler pflegten ihre neuverfertigte Stücke zur öffentlichen Schau auszuſtellen, um die Urtheile der Vorbeygehenden darüber zu vernehmen. Die Hiſtorie vom Apelles und dem Schuſter, iſt bekannt. Wer nun ſo was ungereimtes gemalt hätte, der würde gewiß aller Welt zum Gelächter geworden ſeyn.

3. **Schrift.** Eigentlich ein Buch; aber nach alter Art, da auch ein kleines Gedichte, auf eine eigene Rolle geſchrieben, ein Buch heißen konnte. Dieſes Gleichniß kann zwar auch von ungebundenen Schriften gelten; darinn oftmals eben ſo wenig Zuſammenhang, Ordnung und Geſchicke, als in einem ſolchen Bilde zu finden iſt. Allein Horaz redet hier hauptſächlich von Poeſien, ſonderlich vom Heldengedichte und den Schauſpielen, die mit einer

Q. HORATII FLACCI
DE ARTE POETICA.

Humano capiti cervicem pictor equinam
Iungere si velit, & varias inducere plumas,
Vndique collatis membris; vt turpiter atrum
Desinat in piscem mulier formosa superne:
Spectatum admissi risum teneatis amici!
Credite, Pisones, isti tabulae fore librum
Persimilem, cuius, velut aegri somnia, vanae
Fingentur species: vt nec pes, nec caput vni
Reddatur formae. „Pictoribus atque poëtis
Quidlibet audendi semper fuit aequa potestas „
Scimus, & hanc veniam petimusque damusque vicissim:
Sed non ut placidis coëant immitia; non vt
Serpentes auibus geminentur, tigribus agni.
Incoeptis grauibus plerumque & magna professis
Purpureus, late qui splendeat, vnus & alter
Assuitur pannus; cum lucus, & ara Dianae,

Et

einer besondern Kunst angeordnet werden müssen.

4. Man spricht. Dieß ist die Meynung derer, die ihren Einfällen gern alles erlauben, und sich einbilden, die poetischen Sachen wären ganz willkührlich. Daher pflegen sich dieselben vergebens auf diese Stelle zu berufen, wenn sie was ungereimtes entschuldigen wollen: Pictoribus atque &c. Dieß sind nicht Horazens, sondern eines Stümpers Worte.

5. Ich geb es zu ꝛc. Dacier will in seinen Anmerkungen über diese Stelle, dieses wären nicht Horatii Worte, sondern er habe sie im Namen seines Gegners vorgebracht. Allein ich sehe nicht, warum? Horaz konnte wohl sagen: Ein Poet habe Macht, nach Belieben zu dichten; da er so gleich die Bedingung hinzusetzt, daß es nur nicht wider die Wahrscheinlichkeit laufen müsse.

6. Mit Edelsteinen. Ich hätte auch Purpurstreifen setzen können, welches dem Grundtexte näher kömmt: Aber wegen der alten Art der römischen Kleidung, die bey uns nicht mehr bekannt ist, habe ichs lieber so gemacht. Denn es ist nur auf einen übelangebrachten Zierrath angesehen. Dazu müssen nun unsern Poeten sonderlich die Diamanten und Rubinen, Schmaragden

Entwirft mit großer Kunſt des Rheinſtroms Waſſerwogen,
Und malt der Farben Glanz im bunten Regenbogen.
Das alles iſt ſchon gut: (7) nur hier gehörts nicht her.
Dort ſtürzt ein wilder Sturm den Schiffer in das Meer:
Geſetzt, du könnteſt nun Cypreſſenwälder ſchildern,
Was hilft dir dieſe Kunſt? da ſich in deinen Bildern
Der Schiffbruch zeigen ſoll, den jener für ſein Geld,
Nach überſtandner Noth, mit Fleiß bey dir beſtellt,
Dein ſtolzer Anfang pralt von ſeltnen Wunderſachen, (8)
Wie reizt uns denn hernach der magre Schluß zum Lachen?
Kurz, alles was du ſchreibſt muß ſchlecht und einfach ſeyn. (9)
Doch, Piſo, trügt uns oft des Guten falſcher Schein.
Streb ich der Kürze nach; mein Vers wird dunkel klingen:
Wer leichte Sachen liebt, wird niederträchtig ſingen.
Wer hoch hinaus will, ſchwillt. Wenn jener furchtſam ſchreibt,
Geſchieht es, daß er gar am Staube kleben bleibt.
Wer ſich bemüht, ein Ding ſehr vielfach vorzuſtellen, (10)
Malt leicht den Stöhr ins Holz, den Eber in die Wellen.
So leicht iſt es geſchehn, auch wenn man ſich bemüht
Von Fehlern frey zu ſeyn, daß ſich der Kiel verſieht.
Man läßt ein Fechterſpiel aus dichtem Erzte gießen:
Da hat der Stümper nun die Nägel an den Füßen
Und jedes Haar des Haupts ſehr künſtlich ausgedrückt: (11)
Die ganze Bildung nur iſt plump und ungeſchickt,
Weil Ordnung und Geſtalt und Stellung gar nichts taugen.
Viel lieber wünſch ich mir, bey ſchwarzem Haar und Augen,
Ein ſcheußlich Angeſicht und krummes Naſenbein,
Als daß ein Vers von mir, wie dieſes Bild ſoll ſeyn.

Ihr

ragden und Sapphire, Carniolen und Amethiſten dienen.

7. Das alles iſt ſchon gut. Dieſes gehört für die unendlichen poetiſchen Maler, die ihren Leſer mit ihren ewigen Schildereyen bald zu Tode malen, wo er nicht aus Ekel und Ueberdruß das Buch weglegt. Eine lebhafte Beſchreibung iſt gut; aber lauter Bilder und Beſchreibungen ſind verdrüßlich zu leſen. Warum giebt man uns nun noch ganze Bücher von ſolchen poetiſchen Malereyen heraus? als ob das Hauptwerk der ganzen Dichtkunſt darauf ankäme.

8. Dein ſtolzer Anfang ꝛc. Es heißt eigentlich gleichnißweiſe nach Herrn Eckardts Ueberſetzung:

Du willſt ein groß Gefäß aus deinem Thone treiben,
Und dennoch kömmt zuletzt ein Töpflein von der Scheiben.

Allein ich dachte, daß es nützlicher wäre, die darunter verſteckte Wahrheit ungekünſtelt herauszuſagen.

9. Schlecht und einfach. Simplex & unum. Das heißt, nicht gar zu bunt und kauderwälſch durch einander gemiſcht, als wenn man alle Theile ſeiner Kleidung aus einer andern Farbe machen wollte. Dieſe natürliche Einfalt dünkt manchem ein Fehler zu ſeyn; ſie iſt aber die größte Kunſt. Ein Hel-

den-

Digitized by Google

Et properantis aquae per amoenos ambitus agros,
Aut flumen Rhenum, aut pluuius deſcribitur arcus.
Sed nunc non erat his locus: Et fortaſſe cupreſſum
Scis ſimulare; quid hoc? ſi fractis enatat exſpes
Nauibus, aere dato qui pingitur? Amphora coepit
Inſtitui: currente rota, cur urceus exit?
Denique ſit quoduis, ſimplex duntaxat & vnum.

Maxima pars vatum, pater, & iuuenes patre digni,
Decipimur ſpecie recti; breuis eſſe laboro,
Obſcurus fio; ſectantem laeuia, nerui
Deficiunt animique; profeſſus grandia, turget;
Serpit humi, tutus nimium, timidusque procellae.
Qui variare cupit rem prodigialiter vnam;
Delphinum ſyluis appingit, fluctibus aprum.
In vitium ducit culpae fuga, ſi caret arte.
Aemilium circa ludum faber imus & vngueis
Exprimet, & molleis imitabitur aere capillos:
Infelix operis ſumma, quia ponere totum
Neſciet. Hunc ego me, ſi quid componere curem,
Non magis eſſe velim, quam prauo viuere naſo,
Spectandum nigris oculis, nigroque capillo.

Sumi-

dengedichte beſchreibt eine einzige Fabel: Das iſt nun ſchlecht und einfach, aber weit künſtlicher, als Ovidii Verwandlungen; worinn wol etliche hundert Fabeln ſtehen. Eine Comödie vom Moliere hat nur eine einzige Fabel zum Inhalte. Ein gut Stück aus dem Corneille und Racine iſt gleichfalls einfach. Im Thearre Italien aber iſt alles vielfach und buntſcheckigt. Jenes iſt regelmäßig, dieſes unförmlich und häßlich. NB. Ein gutes Gedicht muß aus dem vollen geſchnitten werden, wie ein gut Kleid; nicht aus mancherley bunten Lappen zuſammen geflickt ſeyn, wie ein Harlekinsrock. Hierinn hat Miltons Paradies gefehlt, darinn geiſtlich und weltlich, chriſtlich und heydniſch, alt und neu, ſehr ſeltſam durch einander laufen.

10. Sehr vielfach vorzuſtellen. Das iſt der Fehler unſrer poetiſchen Maler. Sie miſchen Himmel und Erde durch einander und kein Ding behält ſeine Stelle. Die Sterne ſind Blumen des Himmels, und die Blumen Sterne der Erden. Die Sonne das Auge der Welt, und das Auge die Sonne des Angeſichts u. ſ. w. Milton malt eine Erde mit Bergen und Thälern, mit Tag und Nacht, Süd, Nord und Oſten, in den Himmel und baut Pallaſte in die Hölle ꝛc. Das heißt Fiſche in den Wald, und das Wild in die See malen.

11. Und jedes Haar ꝛc. Das heißt, die

Ihr Dichter, wagt doch nichts, als was ihr wohl verſteht, (12)
Verſuchts, wie weit die Kraft von euren Schultern geht,
Und überlegt es wohl: ſo wird nach klugem Wählen,
Den Schriften weder Kunſt, noch Licht, noch Ordnung fehlen.
Mich dünkt, daß ſich allda der Ordnung Schönheit zeigt,
Wenn man das Wichtigſte von vorne zwar verſchweigt,
Doch räthſelhaft entdeckt; (13) und klug im Unterſcheiden (14)
Die ſchönſten Sachen wählt, die ſchlechten weis zu meiden.
In neuer Wörter Bau, ſey kein Poet zu kühn; (15)
Das ältſte läßt ſich oft auf neue Sachen ziehn, (16)
Nur muß die Redensart des Schreibers Sinn erklären.
Doch, ſollten Kunſt und Fleiß ein neues Ding gewähren:
So ſtellt mans ungeſcheut durch einen Ausdruck dar,
Der unſern Vätern noch was unerhörtes war.
Wer dieß beſcheiden thut, dem kann mans nicht verwehren, (17)
Zuweilen kann man auch der Wörter nicht entbehren.
Die Griechenland uns leiht. (18) Was Plautus und Cäcil
Vorzeiten Macht gehabt, das kann ja auch Virgil.
Hat Ennius uns nicht manch neues Wort gelehret?
Hat Cato das Latein nicht ebenfalls vermehret,
Und manche Redensart zu Rom in Schwang gebracht?
Wie kömmts denn, daß man itzt ein ſolches Weſen macht,

Wenn

die Stümper verfallen auf Kleinigkeiten in ihren Beſchreibungen. Sie malen uns alle Sonnenſtäubchen, die ſie in der Luft haben fliegen ſehen: aber im Ganzen iſt weder Art noch Geſchicke. Einen Helden in der Tragödie läßt man ſeine Schöne in den künſtlichſten Ausdrückungen, bis auf die Fäſerchen, ſo an ihren Spitzen ſind, beſchreiben; aber die ganze Fabel taugt nichts.

12. Ihr Dichter wagt ꝛc. Mancher will Comödien machen oder Tragödien ſchreiben, und weis nichts von der innerlichen Einrichtung, von den Schönheiten und Fehlern dieſer Poeſien. Daher dichtet er die unmöglichſten Sachen zuſammen, z. E. nach Athen, zu Demokrits Zeiten, Könige, Glockenthürme, Fiſchbeinröcke u. d. g. wie Regnard in ſeinem Demokritus gethan hat.

13. Räthſelhaft entdeckt. Dieß geht wieder auf die großen Arten der Gedichte. Ein Heldengedichte und ein theatraliſches Stück melden gleich von vorne, wovon es handeln wird, aber nur dunkel; damit nicht der Zuhörer Aufmerkſamkeit ein Ende nehme, ehe alles aus iſt. Die völlige Auflöſung der ganzen Verwirrung muß ganz aufs letzte bleiben. Unſre Romanſchreiber pflegen dieſe Regel ziemlich gut in Acht zu nehmen; wenn ſie ihre Fabeln in der Mitten anfangen, und allmählig das vorhergegangene nachholen.

14. Klug im Unterſcheiden. Eine kluge Wahl macht einen guten Poeten. Die erſten Einfälle ſind nicht immer die beſten. In einer Hauptfabel können viele Nebenfabeln vorkommen, aber ſie ſind nicht alle gleich gut. Der Poet muß einen Unterſchied zu machen wiſſen.

15. Zu

Fig. 1.

Fig. 2.

Fig. 3.

Fig. 4.

Fig. 5.

Fig. 6.

Fig. 7.

Fig. 8.

Fig. 9.

Fig. 10.

Fig. 11.

Fig. 12.

Fig. 13.

Fig.

Wenn ichs zuweilen thu? Wer hat mich hier zu schelten?
Ein neuer Ausdruck muß gleich neuen Thalern gelten.
So wie es alle Jahr belaubten Wäldern geht;
Das welke Laub fällt ab, das neue Blatt entsteht:
So gehts den Sprachen auch. Ein altes Wort verschwindet,
Indem sich unvermerkt ein neuer Ausdruck findet.
Dem Tode sind nicht nur wir Menschen unterthan,
Sein Arm greift alles das, was menschlich heißet, an.
Hier laßt ein Julius (19) den neuen Hafen bauen,
Dem sich bey Sturm und Fluth die Flotten anvertrauen,
Ein königliches Werk! Was kann Augustus (20) thun?
Er trocknet Seen aus, und kann nicht eher ruhn,
Als bis wir, wo der Wind die Flaggen pflegt zu wehen,
Ein fruchtbar Ackerland und fette Wiesen sehen.
Noch mehr, er ändert gar der Tyber alten Lauf,
Und schränkt die Fluthen ein. Das allzumal hört auf!
Der größten Werke Pracht, muß endlich untergehen:
Wie könnten denn der Zeit die Sprachen widerstehen?
So manch verlegnes Wort, das längst vergessen war,
Kömmt wieder an das Licht, und stellt sich schöner dar:
Und was man itzo braucht, das wird man einst vergessen;
Kurz, Sprachen müssen sich nach der Gewohnheit messen. (21)
In was für Versen man der Fürsten Heldenmuth,
Der Feldherrn Tapferkeit und wilder Krieger Wuth
Geschickt besingen kann, das hat Homer gewiesen,
Als er durch sein Gedicht Achillens Zorn gepriesen. (22)
Die Elegie war sonst ein Werk der Traurigkeit,
Allein sie ward hernach zugleich der Lust geweiht.

Wer

Z. E. Perücke, Compliment, Dragoner u. d. gl. Allein viele thuns ohne Noth, wo wir gar gute Redensarten haben.

19. Julius Cäsar hatte angefangen, die lucrinische See mit dem Meer zu vereinigen: August brachte es vollends zu Stande, nennete aber diese Anfurt Portum Iulium.

20. Augustus. Der römische Bürgermeister Cethegus hatte den pomptinischen Morast schon einmal ausgetrocknet: er war aber wieder sumpfigt geworden. August ließ ihn also zum andernmal in brauchbar Land verwandeln: Es hat aber auch nicht lange gedauret.

21. Gewohnheit. Freylich muß man nichts schreiben, als was üblich ist; aber nicht alles, was üblich ist, das darf man schreiben. Die Gewohnheit ist zweyerley: die eine geht bey den geschicktesten Hofleuten, den guten Scribenten und dem vernünftigsten Theile vom Adel und Bürgerstande im Schwange. Die andre herrscht bey dem Pöbel, den einfältigen Scribenten, dem ungelehrten Adel, und den affectirten Hofleuten. Jene ist die Richtschnur der Poeten, nicht aber diese. Nach dieser Regel sollten sich die pöbelhaften Versmacher richten, denen auch die niederträchtigsten Redensarten edel genug sind.

22. Er-

Nomina protulerit? Licuit, ſemperque licebit.
Signatum praeſente nota producere nomen.
Vt ſyluae foliis pronos mutantur in annos;
Prima cadunt: ita verborum vetus interit aetas;
Et iuuenum ritu florent modo nata, vigentque.
Debemur morti nos, noſtraque: ſiue receptus
Terra Neptunus claſſeis Aquilonibus arcet,
Regis opus; ſterilisue diu palus, aptaque remis
Vicinas urbeis alit, & graue ſentit aratrum:
Seu curſum mutauit iniquum frugibus amnis;
Doctus iter melius. Mortalia facta peribunt,
Nedum ſermonum ſtet honos, et gratia viuax.
Multa renaſcentur, quae iam cecidere, cadentque,
Quae nunc ſunt in honore vocabula, ſi volet vſus:
Quem penes arbitrium eſt, et ius, et norma loquendi.
Res geſtae regumque, ducumque, et triſtia bella,
Quo ſcribi poſſent numero, monſtrauit Homerus.
Verſibus impariter iunctis querimonia primum,
Poſt etiam incluſa eſt voti ſententia compos.

Quis

22. Gedicht. Horaz meynt das Heldengedichte Ilias, welches in langen ſechsfüßigten Verſen geſchrieben iſt. Nun könnte zwar auch in kurzen oder vermiſchten Verſen ein Heldengedicht gemacht werden: weil das Weſen deſſelben in der innern Einrichtung, nicht aber in der Länge der Zeilen beſteht. Allein Ariſtoteles hat ſchon erinnert, daß eine ſolche Art von Verſen lange nicht ſo majeſtätiſch klingen würde, als ein Heldengedicht klingen ſoll. Im Deutſchen müſſen wir lange jambiſche Verſe, mit ungetrennten Reimen; oder gar lange trochäiſche ohn alle Reime dazu nehmen: wo es nicht noch rathſamer iſt, das griechiſche und lateiniſche heroiſche Sylbenmaaß bey uns einzuführen.

23. Elegie. Diejenige Art von Verſen, da man die Alexandriniſchen mit kürzern fünffüßigen immer abwechſelt. Zuerſt hat man nichts, als Klagen über die Verſtorbenen darinn abgefaſſet: Hernach aber hat man auch verliebte Briefe, Hochzeitverſe und kleinere Sinngedichte damit gemacht. Callinous, Theokles oder Terpander ſoll ſie erfunden haben. Im Deutſchen brauchen wir abermal die langen jambiſchen, doch mit wechſelnden Reimen dazu.

Wer sie zuerst erdacht, das ist nicht leicht zu sagen,
Da die Gelehrten selbst, sich noch darum befragen.
Archilochus erfand das jambische Gedicht (24)
Darinnen trat das Lust- und Trauerspiel ans Licht:
Es ist auch sehr geschickt Gespräche drinn zu setzen, (25)
Bezwingt des Volks Geräusch (26) und kann das Ohr ergetzen.
Der Götter hohes Lob, der Völker Alterthum,
Berühmter Helden Preis, der Kämpfer Kranz und Ruhm,
Und was ein Jüngling thut, den Wein und Liebe zwingen,
Befahl der Musen Mund (27) in Oden (28) abzusingen.
Wenn ich von allem nun nichts gründliches versteh,
Und mich in jeder Art der Poesie vergeh, (29)
Bin ich denn ein Poet? Ich bins nicht; das sey ferne!
Was stört mich denn die Scham, daß ich die Kunst nicht lerne?
Wo Lust und Armuth herrscht, da schreibt man nicht betrübt: (30)
Hingegen wo Thyest (31) ein blutig Gastmahl giebt,
Da wird dein Trauerspiel sehr wiedersinnisch klingen,
Dafern dein matter Reim es niedrig wird besingen.

Nicht

24. **Archilochus erfand.** Nicht als wenn vor ihm keine Jamben wären gemacht worden: Denn nach Aristotelis Berichte hat schon Homer auf einen gewissen Margites eine Satire gemacht, die fast aus lauter jambischen Versen bestanden; sonderlich weil er sich sonderbar damit hervorgethan.

25. **Sehr geschickt.** Weil es nämlich im Griechischen und Lateinischen, so wohl als itzo im Deutschen, überaus leicht fiel, jambische Verse zu machen; und weil dieses Sylbenmaaß von der natürlichen prosaischen Rede nicht sehr unterschieden ist.

26. **Geräusch.** Ohne Zweifel dasjenige, welches in den Schauplätzen entstund, wenn viele Zuschauer vorhanden waren. Weil nun die ungereimten jambischen Verse fast wie die ungebundene Rede klungen, und doch eine gewisse Anmuth hatten: So hörte das Volk desto aufmerksamer zu. Bey uns, und bey den Franzosen machens die Reime, daß unsre poetische Schauspiele von der Prosa gar zu sehr unterschieden sind: Denn Italiener und Engländer machen alle ihre Lustspiele und Trauerspiele in ungereimten Versen, wie die Alten. Von den Opern ist hier die Rede nicht.

27. **Der Musen.** Im Grundtexte steht nur eine Muse, und es soll vielleicht Calliope seyn; die ihren Sohn Orpheus nach der XII. Ode des I Buchs Horatii, zuerst singen gelehret: Wiewohl es gewiß ist, daß lange vor dem Orpheus schon Lieder gesungen worden.

28. **Oden.** Dieß ist der allgemeine Name aller Lieder, und begreift vielerley Gattungen unter sich. Hymnos, Encomia, Threnos und Bacchica. Die ersten waren geistlich, und den Göttern zu Ehren gemacht; die andern weltlich, und hielten das Lob der Könige, Helden und Sieger bey den griechischen Spielen, in sich; die dritten verliebt, und beklagten die unglücklichen Schicksale der Poeten in der Liebe; die vierten lustig, und wurden beym Trunke gebraucht. Die Hymni hießen auch Paeanes, die En-

Quis tamen exiguos elegos emiſerit auctor,
Grammatici certant; et adhuc ſub iudice lis eſt.

Archilochum proprio rabies armauit Iambo.
Hunc ſocci cepere pedem, grandesque cothurni,
Alternis aptum ſermonibus, et populareis
Vincentem ſtrepitus, et natum rebus agendis.

Muſa dedit fidibus diuos, puerosque deorum,
Et pugilem victorem, et equum certamine primum,
Et iuuenum curas, et libera vina referre.

Deſcriptas ſeruare vices, operumque colores,
Cur ego, ſi nequeo, ignoroque, poëta ſalutor?
Cur neſcire, pudens praue, quam diſcere malo?

Verſibus exponi tragicis res comica non vult:
Indignatur idem priuatis, ac prope ſocco
Dignis carminibus narrari coena Thyeſtae.

Singu-

comia wurden auch Scolia genennet: die Threnos nennte man auch Melos. und die Bacchica hießen auch wohl Dithyrambi, darinnen oft was ſatiriſches vorkam: Wiewohl man dieſe Namen nicht immer ſo genau unterſchieden hat. Man ſehe Scaligers Poetik nach.

29. In jeder Art. Wer die verſchiedenen Charactere, der Heldengedichte, Elegien, Satiren, Trauerſpiele, Luſtſpiele und Oden nicht zu beobachten weis, der darf ſich nicht rühmen, daß er ein Poet iſt. Horaz iſt ſelbſt ſo beſcheiden, daß er ſich ſolches nicht zuſchreibet. Man kann leicht ſehen, wie wenige deutſche Poeten dieſe Charactere beobachtet. Opitz hat nicht viel Nachfolger gefunden, die, ſo wie er, in die Fußtapfen der Alten getreten. Man macht Heldengedichte in elegiſchen, und verliebte Klagen in heroiſchen Verſen. Man macht Lobgedichte in der gemeinen ſatiriſchen Schreibart, und die Satire wird bald ſo hoch als ein Heldenlied, bald gar in der Sprache des Pöbels abgefaſſet.

30. Betrübt. In tragiſchen Verſen ſoll man nicht von comiſchen Sachen reden, heißt es eigentlich. Dawider verſtößt z E Schackeſpear, der und auch in ſeinem Julius Cäſar, gleich im Anfange einen Schuhflicker mit den niedrigſten plautiniſchen Poſſen einführt. Die Comödie aber hat die lächerlichen Thorheiten des Mittelſtandes vor ſich, und fodert alſo eine ungekünſtelte, natürliche Art des Ausdruckes. Die Tragödie hergegen ſtellt die unglücklichen Schickſale hoher Perſonen vor, und muß alſo in erhabener und prächtiger Schreibart gemacht werden. Wer dieſes vermiſcht, der verräth ſeine Unwiſſenheit.

31. Thyeſt. Ennius hatte davon ein Trauerſpiel gemacht. Es hatte ihm Atreus ſeine eigene Kinder geſotten, und zu eſſen vorgeſetzt, die er auch unwiſſend verzehret hatte. Dieſe grauſame Begebenheit vertritt hier die Stelle aller andern tragiſchen Fabeln, und zeigt, wie ungereimt es ſeyn würde, von dergleichen ſchrecklichen Dingen eine niederträchtige Schreibart zu gebrauchen.

Digitized by Google

Nicht jede Schreibart kann auf jeder Stelle ſtehn, (32)
Zuweilen darf ſich auch des Luſtſpiels Ton (33) erhöhn:
Wenn Chremes zürnt und dräut, im Herzen Galle kochet,
Und bey geſchwollner Bruſt mit frechen Worten pochet.
Im Klagen ſenkt ſich auch das Trauerſpiel mit recht, (34)
Darum ſpricht Telephus und Peleus platt und ſchlecht
Ohn allen Wörterpracht; (35) denn ſoll man mit ihm weinen,
So muß uns erſt ſein Schmerz ganz ungekünſtelt ſcheinen.
Laß dein Gedichte nicht nur ſchön und zierlich ſeyn,
Ein wohlgemachter Vers nimmt Herz und Geiſter ein,
Und kann des Leſers Bruſt bezaubern (36) und gewinnen.
Man lacht mit Lachenden, und läßt auch Thränen rinnen,
Wenn andre traurig ſind. Drum, wenn ich weinen ſoll;
So zeige du mir erſt dein Auge thränenvoll: (37)
Alsdann o Telephus! wird mich dein Unglück rühren.
Allein iſt an dir ſelbſt kein wahrer Schmerz zu ſpüren,
So ſchläft man drüber ein, und du wirſt ausgelacht. (38)
Ein weinend Angeſicht das kläglich Worte macht,
Iſt der Natur gemäß. Ein Eifriger muß zürnen,
Der Scherz ſpricht frech und geil, der Ernſt mit krauſer Stirnen.

Der

32. **Nicht jede Schreibart ꝛc.** Dieſe Regel des Horaz iſt von großer Wichtigkeit, und erfordert viel Verſtand und Beurtheilungskraft bey einem Scribenten: Daher denn vielfältig dawider verſtoßen wird, z. E. Günther in ſeiner Heldenode auf den Prinzen Eugen der bald ſehr erhaben; bald wieder höchſt niederträchtig ſchreibt; oder wie in dem vorgedachten Trauerſpiele Schackeſpears die Schreibart zu niedrig iſt.

33. **Des Luſtſpiels Ton erhöhn.** Die Natur gewiſſer Affecten bringt hochtrabende Redensarten, und einen verwägenen Ausdruck nach dem andern hervor. Z. E. der Zorn, davon Chremes in Terentii Comödien ein Beyſpiel giebt. Soll nun ein Zorniger auch in der Comödie natürlich ſprechen, ſo muß man ihn tragiſch, das iſt ſtolz und trotzig reden laſſen. Dieß iſt eine Ausnahme von der obigen Regel.

34. **Im Klagen ſenkt ſich ꝛc.** Die Natur der Traurigkeit erfordert eine niedrige und gemeine Art der Ausdrückungen. Telephus und Peleus, ſind ein paar Helden in einer Tragödie geweſen, die Euripides gemacht hat, und worinn er dieſe beyde vertriebene Prinzen in einem Bettlerhabite ganz kläglich redend eingeführet hat. Sie ſind beyde nicht mehr vorhanden.

35. **Wörterpracht.** Ampullas & ſesquipedalia verba. Das erſte geht auf die hohen Gedanken, das andre auf die langen zuſammen geſetzten Wörter, dadurch ſonderlich im Griechiſchen die Schreibart erhoben wurde. Beydes würde in dem Munde eines Traurigen ſehr ſeltſam klingen.

36. **Bezaubern.** Schöne Worte machens noch nicht, daß ein Gedicht ſchön iſt: Es muß auch durch den Innhalt einnehmen, bewegen, entzücken, ja faſt gar bezaubern. Alle poetiſche Blümchen, aller Zibeth, Moſch und Ambra, Nectar und Ambroſia ſind vergeblich; alle Roſen und Nelken, Lilien und Jeſminen ſind unſonſt;

Digitized by Google

Singula quaeque locum teneant ſortita decenter.
Interdum tamen & vocem comoedia tollit:
Iratusque Chremes tumido delitigat ore.
Et tragicus plerumque dolet ſermone pedeſtri
Telephus, et Peleus: cum pauper, et exſul vterque,
Proiicit ampullas, et ſesquipedalia verba,
Si curat cor ſpectantis tetigiſſe querela.
Non ſatis eſt pulera eſſe poëmata; dulcia ſunto:
Et quocunque volent animum auditoris agunto.
Vt ridentibus arrident, ita flentibus adſunt
Humani vultus. Si vis me flere, dolendum eſt
Primum ipſi tibi: tunc tua me infortunia laedent,
Telephe, vel Peleu; male ſi mandata loqueris,
Aut dormitabo, aut ridebo. Triſtia moeſtum
Vultum verba decent; iratum plena minarum;
Ludentem laſciua, ſeuerum ſeria dictu.

For-

ſonſt; aller Purpur und Marmor, alles Gold und Helfenbein, machen nichts: Wenn die innerliche Beſchaffenheit der Gedanken nicht das Herz rühret, die Affecten rege machet, und das Gemüth des Leſers oder Zuſchauers in Schauſpielen oder im leſen nach Gefallen hin und her treibet.

37. So zeige du mir erſt. Dieſe Regel geht auch die proſaiſchen an. Cicero hat in ſeinem andern Buche vom Redner weitläuftig genug davon gehandelt. Es iſt unmöglich, die Affecten andrer Leute zu rühren, wenn man nicht ſelbſt dergleichen an ſich zeiget. Polus, ein römiſcher Comödiant, ſollte die Elektra vorſtellen, die ihren Bruder beweinet. Weil ihm nun eben ſein einziger Sohn geſtorben war, ſo holte er deſſen wahrhaften Aſchenkrug auf die Schaubühne, und ſprach die dazu gehörigen Verſe mit einer ſo kräftigen Zueignung auf ſich ſelbſt aus, daß ihm ſein eigner Verluſt wahrhafte Thränen auspreßte. Und da war kein Menſch auf dem Platze, der ſich der Thränen hätte enthalten können. Man ſehe das 18. Capitel der Poetik Ariſtotelis nach.

38. Ausgelacht. So geht es gemeiniglich denen, die kein Geſchicke haben, eine Sache dem gehörigen Affecte nach auszuſprechen, und alles in einem Tone herbethen. Man kann es nicht glauben, daß es ihnen ein Ernſt ſey; und alſo rühret es auch nicht. Zum Demoſthenes kam einer, und verlangte von ihm, jemanden anzuklagen, der ihn geſchlagen hätte. Er erzählte aber ſolches ſehr kaltſinnig; ſo, daß Demoſthenes es nicht glauben konnte. Er machte ihm daher viel Einwürfe: Es könnte unmöglich ſeyn, daß er geſchlagen worden; denn beleidigte Leute pflegten mit größerer Bewegung zu reden, als er: Bis jener ſich endlich erzürnete, und mit großer Heftigkeit und kläglichen Worten ſeine Klage zu wiederholen anfing. Nunmehro glaube ich dir, gab der Redner zur Antwort: Denn ſo pflegt ein Beleidigter zu ſprechen.

Der Seelen Innerſtes ſey erſt in uns bewegt, (39)
Von Zorn und Eiferſucht und Rachgier angeregt,
Von Schrecken überhäuft, von Gram und Furcht zerſchlagen:
Alsdann wird auch der Mund ſchon Centnerworte ſagen.
Spricht irgend die Perſon, wie ſichs für ſie nicht ſchickt, (40)
So lacht das ganze Rom (41) ſo bald es ſie erblickt.
Drum unterſcheide man Stand, Alter und Geſchlechte:
Ganz anders ſpricht ein Herr, ganz anders reden Knechte. (42)
Es iſt nicht einerley, was ein verlebter Mann
Und muntrer Jüngling ſpricht. Dieß Wort ſteht Ammen an;
Matronen aber nicht. Kein Kaufmann ſpricht wie Bauren, (43)
Kein Kolcher redet ſo, als ob er Babels Mauren,
Von Jugend auf gekannt. Wen Argos Bürger heißt,
Spricht nie Thebanern gleich. Drum lenke deinen Geiſt
Entweder auf ein Werk aus wirklichen Geſchichten:
Wo nicht, ſo mußt du doch nichts ungereimtes dichten. (44)
Führſt du, wie dort Homer, den Held Achilles ein:
So muß er zornig, hart, und unerbittlich ſeyn;
Er trete Billigkeit, Geſetz und Recht mit Füſſen,
Und wolle ſonſt von nichts, als Macht und Waffen wiſſen.
Medeen ſchildre frech, (45) Ixion (46) komme mir
Ganz treulos und verſtockt, und Ino (47) kläglich für.

Wenn

39. Der Seelen Innerſtes. ꝛc. Hier giebt Horaz den philoſophiſchen Grund ſeiner Regeln an: Und daher ſieht man, wie nöthig es auch Dichtern ſey, die Weltweisheit gelernt zu haben, ſonderlich den Menſchen wohl zu kennen; welches ohne die Geiſt- und Sittenlehre nicht geſchehen kann.

40. Spricht irgend. ꝛc. Die Rede iſt noch immer von den Schauſpielen, wo der Poet jede Perſon ſo muß reden laſſen, wie es ihr Character erfordert. Die Comödianten finden hier gleichfalls ihre Regel, was die Ausſprache betrifft. Ja auch die Aufſeher der Bühnen haben hier ein Geſetz, ihre Rollen ſo auszutheilen, daß nicht ein alt Weib die Perſon eines jungen Mädchens, oder ein weibiſcher Kerl die Perſon eines Helden zu ſpielen bekomme. Denn dieſes kann ſich niemals recht ſchicken. Doch muß man nicht denken, die andern Poeten wären hier ausgenommen. Ein jeder, der andere Perſonen redend einführt, muß ſie nach ihrem Character reden laſſen. Hierinn ſind Homer und Virgil große Meiſter geweſen.

41. Das ganze Rom. ꝛc. Eigentlich die Edlen, und das gemeine Volk. Die Römer hatten ſchon einen ziemlichen Geſchmack, und konnten es leicht merken, wenn jemand auf der Schaubühne dergleichen Fehler machte. Unſere Zuſchauer ſind ſo geübt noch nicht, daß ſie dergleichen Urtheil fällen könnten; weil ſie wenig Schauſpiele geſehen haben: Es wäre denn, wenn die Fehler ganz handgreiflich ſind. Z. E. wenn man einen dummen Herrn, ſo, wie einen dummen Jungen reden läßt.

42. Herr ꝛc. Knechte. Davusne loquatur an herus. Andere ſetzen für Herus, Heros, und für Davus, Divus, wie z. E. Dacier will, weil er meynt, die Götter, ſo in alten Tragödien vorkommen, ſollten anders reden, als die Helden. Dieß iſt zwar nicht zu leugnen; doch da beyde in erhabner Schreibart ſprechen müſſen:

ſo

Formát enim natura prius nos intus ad omnem
Fortunarum habitum: Iuuat, aut impellit ad iram
Aut ad humum moerore graui deducit, & angit;
Poſt effert animi motus interprete lingua.
Si dicentis erunt fortunis abſona dicta,
Romani tollent equites peditesque cachinnum.
Intererit multum, Dauuſne loquatur, an herus:
Maturuſne ſenex, an adhuc florente iuuenta
Feruidus; an matrona potens, an ſedula nutrix;
Mercatorne vagus, cultorne virentis agelli:
Colchus, an Aſſyrius; Thebis nutritus, an Argie.
Aut famam ſequere, aut ſibi conuenientia finge
Scriptor. Honoratum ſi forte reponis Achillem;
Impiger, iracundus, inexorabilis, acer,
Iura neget ſibi nata: *nihil non arroget armis.*
Sit Medea *ferox inuictaque*, flebilis Ino,

Per-

ſo giebt es keinen großen Unterſcheid. Mir kömmt es alſo wahrſcheinlicher vor, Davus und Herus, ein Knecht und Herr, ſey von dem Poeten einander entgegen geſetzt worden; und da iſt die Verſchiedenheit der Charactere groß genug. Kömmt Davus mehr in Comödien als Tragödien vor, ſo iſt nichts daran gelegen. Dieſe Regel iſt allgemein für uns, und trifft alle Schauſpiele.

43. **Bauren.** Hier iſt es augenſcheinlich, daß Horaz auch auf die Comödie ſeine Abſichten gerichtet, denn Kaufleute und Bauren kommen in Tragödien faſt gar nicht vor. Dacier ſucht ſich hier vergeblich auszuwickeln. Ariſtophanes hat dieſe Regel nach Plutarchs Urtheile ſchlecht beobachtet: Denn ſo viel verſchiedene Perſonen er aufführet, ſo viel Gattungen des Ausdrucks giebt er ihnen. Auch Des Touſches iſt ein groſſer Meiſter darinnen, wie denn auch Herr Profeſſor Hollberg dieſes Lob verdient.

44. **Nichts ungereimtes.** Nun kömmt der Poet von der Sprache auf die Charactere der Perſonen, die in dramatiſchen und epiſchen Gedichten vorkommen. Dieſe müſſen nun dergeſtalt gemacht werden, daß die Handlungen derſelben wahrſcheinlich herauskommen, und es niemanden Wunder nehme, daß dieſer oder jener ſo oder anders verfahren habe. Denn ſo wie man geartet iſt, ſo handelt man auch. Das Exempel Achills macht die Sache klar.

45. **Medeen.** Euripides hat ſie in einer Tragödie ſo abgeſchildert. Sie ermordet mit eigner Hand ihre zwey Kinder, ſchicket ihrer Nebenbuhlerinn ein Kleid, welches ſich entzündet, und ſie verzehret S. den Seneca, u. ſ. w.

46. **Jxion.** Er ſoll der erſte Mörder in Griechenland geweſen ſeyn. Er bath ſeinen Schwiegervater Dejoneus zu Gaſte, und brachte ihn ums Leben. Als ihn Jupiter aus den Händen der Richter befreyete, und zu ſich in den

Wenn Jo (48) flüchtig irrt; ſo muß Oreſtes (49) klagen.
Hingegen willſt du dich an neue Fabeln (50) wagen,
So richte die Perſon nicht widerſinniſch ein
Und laß ſie mit ſich ſelbſt in allem einig ſeyn.
Es iſt in Wahrheit ſchwer, was eignes anzufangen:
Du wirſt noch eins ſo leicht im Schreiben Ruhm erlangen,
Wenn du Atridens Zorn in neue Verſe ſchränkſt, (51)
Als wenn du ſelbſt zuerſt ein Trauerſpiel erdenkſt.
Es ſteht ja Dichtern frey, ſich aus bekannten Sachen, (52)
Durch Witz und Kunſt und Fleiß ein Eigenthum zu machen.
Dafern die Feder nur nicht allzu ſklaviſch ſchreibt,
Und Ueberſetzern gleich, an Worten kleben bleibt.
Ein Thor ahmt ängſtlich nach, (53) mit kläglichem Bemühen,
Wo er ſich endlich ſchämt den Fuß zurück zu ziehen.
Man fange kein Gedicht (54) ſo ſtolz und ſchwülſtig an,
Als jenes Stümpers Kiel aus Unverſtand gethan:
Ich will von Priams Glück und edlen Kriegen ſingen!
Was wird der Praler doch für Wunderwerke bringen!

Er

Himmel nahm, wollte er die Juno nothzüchtigen. Darum ſtürzte ihn der Gott in die Hölle, wo er auf einem Rade liegend immer in die Runde läuft. Aeſchylus hatte davon eine Tragödie gemacht.

47. Juno. Eine Tochter des Cadmus, ſtürzte ſich mit einem ihrer Kinder ins Meer, als ihr Mann Athamas raſend geworden war, ihren älteſten Sohn umgebracht hatte, und den andern auch tödten wollte. Euripides hatte ſie deswegen in einem Trauerſpiele ſehr kläglich redend aufgeführet.

48. Jo, des Inachus Tochter, ward vom Jupiter geliebt, in eine Kuh verwandelt, und von der eiferſüchtigen Juno raſend gemacht: da ſie denn viele Länder durchſtrichen und endlich in Aegypten wieder ihre vorige Geſtalt bekommen, und unter dem Namen Iſis verehret worden. Aeſchylus hat ſie in ſeinem Prometheus bis ins innerſte Scythien kommen laſſen.

49. Oreſtes, war der Sohn Agamemnons und der Clytemneſtra, der den Tod ſeines Vaters an ſeiner Mutter rächete, und deswegen raſend wurde. Man leſe die Elektra des Sophokles nach. Euripides hat ein eigen Trauerſpiel von ihm gemacht, und ſeinen Zuſtand ſo jämmerlich abgebildet, daß er mehr einem Geſpenſte und Schatten, als einem lebendigen Menſchen ähnlich ſah. So groß war ſein Unglück, ſeine Wuth und Raſerey geworden.

50. An neue Fabeln. Vorher wies Horatz, wie man Perſonen, die in den Fabeln ſchon bekannt ſind, charakteriſiren ſolle; nämlich ſo, wie ſie von den Alten beſchrieben worden: Itzo zeigt er, wie man die Charactere der Perſonen in neuen Fabeln bilden ſolle; nämlich nicht widerſinniſch, ſondern gleichförmig mit ſich ſelbſt. Ein Stolzer muß ſich ſtolz, ein Furchtſamer furchtſam, ein Geiziger geizig bezeigen; und bis ans Ende der Fabel ſo bleiben. Dieſes iſt nichts leichtes. Indeſſen haben Homer den Ulyſſes und Achilles, Virgil den Aeneas, Plautus ſeinen Großſprecher, Terentius ſeinen Schmaruzer; Gryphius ſeinen Schulfuchs und Sempronius, und Hollberg ſeinen Jean de France ſo entworfen.

51. In neue Verſe. Die Ilias Homers hat zu vielen Tragödien Anlaß gegeben; ob wohl Ariſtoteles ſagt, daß nicht mehr, als eine, oder höchſtens

zwo

Perfidus Ixion, Io vaga, triſtis Oreſtes.
Si quid inexpertum ſcenae committis, & audes
Perſonam formare nouam; ſeruetur ad imum,
Qualis ab incoepto proceſſerit, & ſibi conſtet.
Difficile eſt proprie communia dicere: tuque
Rectius Iliacum carmen deducis in actus,
Quam ſi proferres ignota, indictaque primus.
Publica materies priuati iuris erit, ſi
Nec circa vilem patulumque moraberis orbem:
Nec verbum verbo curabis reddere fidus
Interpres: nec deſilies imitator in arctum,
Vnde pedem proferre pudor vetet, aut operis lex.
Nec ſic incipies, vt ſcriptor cyclicus olim:
Fortunam Priami cantabo, & nobile bellum.
Quid dignum tanto feret hic promiſſor hiatu?

Par-

zwo daraus gemacht werden können. Man hatte aber nur Gelegenheit davon genommen, und viel dazu gedichtet, welches denn einem Poeten allezeit erlaubt geweſen. Dieſes räth uns der Poet, als etwas leichtes. Des Taſſo befreytes Jeruſalem hat gleichfalls viele Tragödien veranlaſſet.

52. **Bekannten Sachen.** Die alten Gedichte der Griechen, die in jedermanns Händen waren. Von einem Helden, ja von derſelben Handlung eines Helden, können viele Tragödien gemacht werden. Z. E. Oedipus iſt vom Sophokles, Corneille und Voltaire, Sophonisbe von Corneille, Lee, Mairet und Lohenſtein, Julius Cäſar vom Schackeſpear, von der Jungfer Barbier, und von Voltairen, Cato von Addiſon des Champs und von mir beſchrieben worden; aber alle haben die Fabel anders gemacht.

53. **Ahme ängſtlich.** Die Nachahmung alter Fabeln muß mit Verſtande geſchehen. Nicht alles, was man von gewiſſen Perſonen findet, läßt ſich auf der Schaubühne vorſtellen: Denn die Regeln der Schauſpiele, ſind ganz anders, als die Regeln des Heldengedichts. Wer nun über der Nachahmung ſeine Abſicht vergäſſe, der würde mitten im Gedichte ſtecken bleiben; weil er bald ſehen würde, daß es ſich nicht ausführen lieſſe.

54. **Kein Gedicht. ꝛc.** Nun ſcheint Horaz aufs Heldengedichte zu kommen. Er tadelt die praleriſchen Anfänge deſſelben; und führt das Exempel des Mävius an, der den ganzen Lebenslauf Priams in ein Gedichte gebracht hatte; weswegen er ihn Scriptorem cyclicum nennet. Statius iſt auch ein ſolcher cyclicus Scriptor, weil er den ganzen Lebenslauf Achills beſchrieben; und dieſer hat es, ungeachtet dieſer Regel des Horaz, die ihm nicht unbekannt ſeyn konnte, doch noch viel ärger gemacht. Er hebt an:

Magnanimum Aeacidam formidatamque tonanti
Progeniem, & vetitam patrio ſuccedere coelo,
Diua refer! - - -

Im Deutſchen hat ein Freyherr von Lichnovsky des Prinzen Eugens Lebenslauf als ein Scriptor cyclicus, in Verſen entworfen.

Er kreißt, wie jener Berg, der eine Maus gebahr.
Wer ſieht nicht, daß Homer hier viel beſcheidner (55) war?
Ihr Muſen! zeigt mir den, der Trojens Burg beſtritten,
Und nach der Teukrer Fall ſo vieler Völker Sitten;
So manche Stadt geſehn. Hier folgt das Finſtre nicht.
Auf heller Blitze Glanz; der Schatten zeugt das Licht (56)
Er fängt ganz niedrig an, um deſtomehr zu ſteigen.
Und wird allmählich ſchon die größten Wunder zeigen:
Den Rieſen Polyphem, Charybdens Strudelmund,
Der Menſchenfreſſer Grimm und Scyllens wüſten Schlund.
Den Vortrab wird er nie von weit geſuchten Sachen,
Zur Rückkunft Diomeds (57) vom Trojer Kriege machen,
Wo Meleager fiel. Wo fängt der große Mann
Der Teukrer Untergang von Ledens Eyern an? (58)
Er eilt dem Zwecke zu (59) und wird von vielen Dingen,
Die er berühren muß, als längſtbekannten, ſingen.
Was gar nicht fähig iſt, wohl ausgeputzt zu ſeyn,
Das übergeht er gar: Und miſcht er Fabeln ein,
Die er erſonnen hat, (60) ſo wird in allen Stücken,
Der Anfang ſich genau zu ſeinem Ende ſchicken.

Vernimm dann (61) was nebſt mir das Römervolk begehrt:
Denn willſt du, daß man nicht, indem dein Schauſpiel währt,

Nach

55. **Beſcheidner.** Die Klugheit lehrte dieſen Poeten ganz gelaſſen anfangen, und kein groß Geſchrey machen, als er ſeine Odyſſee ſchrieb. Virgil hat es eben ſo gemacht. Lucan, Statius und Claudian ſind von der rechten Bahn wieder abgewichen. Z. E. Dieſer letzte fängt ſeinen raptum Proſerpinae ſo an:

Inferni raptoris equos, afflataque curru
Sidera Tenario, caligantesque profundae
Iunonis thalamos, audaci promere cantu
Mens congeſta jubet.

56. **Der Schatten zeugt das Licht.** Eigentlich, der Dampf geht vor dem Glanze her. Wie der Rauch vor der vollen Flamme entſteht: So muß der Anfang eines Gedichts ſeyn; nicht aber wie Stoppeln, die gleich lichterlohe brennen, aber auch gleich wieder verlöſchen und lauter Rauch machen. Wer den Anfang eines Gedichts gar zu hoch und künſtlich macht, der ſinkt hernach allmählich. Wer alſo ſchwach anfängt, und ſich hernach erhebt, der verſteht die Kunſt beſſer.

57. **Diomeds.** Antimachus, ein griechiſcher Poet, hatte von der Rückreiſe Diomeds ein Gedichte geſchrieben, und den Anfang dazu vom Tode Meleagers vor Troja, gemacht, der doch gar nicht dazu gehörte.

58. **Von Ledens Eyern an.** Der Urheber der kleinen Ilias hatte ſich vorgenommen, den ganzen trojaniſchen Krieg zu beſingen: davon Homer nur einen kleinen Theil in ſeinem Gedichte beſchrieben hat. Er fieng

aber

Digitized by Google

Parturiunt montes, naſcetur ridiculus mus.
Quanto rectius hic, qui nil molitur inepte!
Dic mihi muſa virum, captæ poſt tempora Troiae,
Qui mores hominum multorum vidit, & vrbeis.
Non fumum ex fulgore, ſed ex fumo dare lucem
Cogitat; vt ſpecioſa dehinc miracula promat:
Antiphaten, Scyllamque & cum Cyclope Charybdim.
Nec reditum Diomedis ab interitu Meleagri,
Nec gemino bellum Trojanum orditur ab ovo.
Semper ad eventum feſtinat, & in medias res,
Non ſecus ac notas, auditorem rapit; & quæ
Deſperat tractata niteſcere poſſe, relinquit;
Atque ita mentitur, ſic veris falſa remiſcet,
Primo ne medium, medio ne diſcrepet imum.

Tu quid ego & populus mecum deſideret, audi.

Si

aber die ganze Fabel von vorne an, wie nämlich Helena, nebſt dem Caſtor und Pollux gebohren wäre: bloß weil der Raub dieſer Prinzeßinn die Urſache des ganzen Krieges geweſen war. Das war nun viel zu weit hergeholt.

59. **Dem Zwecke zu.** Ein jedes Heldengedicht hat einen Hauptzweck oder ſeine Abſicht. In der Ilias iſt es die Rache Achills an dem Hector: In der Odyſſee die Wiedererlangung des Regiments auf der Inſel Ithaka. Dahin eilt Homer gleichſam, und miſcht keine fremde Zwiſchenfabeln ein, die nicht ganz unentbehrlich wären. Das iſt ſein großes Kunſtſtück. Er ſetzte zum voraus, daß ſeine Leſer den Urſprung des trojaniſchen Krieges, und andre damit verknüpfte Sachen ſchon wiſſen würden.

60. **Die er erſonnen hat.** Der Poet ſagt, Homer habe ſo gelogen, und das Wahre mit dem Falſchen ſo geſchickt vermiſcht, daß ꝛc. Die Seele des Heldengedichts und einer Tragödie iſt die Fabel, die der Poet erdichtet; nicht aber eine wahrhafte Hiſtorie, wie ſich viele fälſchlich einbilden. Wenn die Fabel erdacht iſt, alsdann ſucht der Poet in der Hiſtorie erſt eine ähnliche Begebenheit, und giebt ſeinen Perſonen die bekannten Namen aus derſelben, damit ſie deſto wahrſcheinlicher werde. Das heißt, das Wahre mit dem Falſchen vermiſchen; wie Ariſtoteles ſolches in ſeiner Poetik, und Boſſu in ſeinem Tractat von Heldengedichten weitläuftig zeigen.

61. **Vernimm. ꝛc.** Hier kömmt Horaz wieder auf die Schauſpiele, und will zeigen, worinn ihre Schönheit beſtehe. Dieſes müſſen ſich alle diejenigen wohl merken, die ihr Glück auf der Schaubühne verſuchen wollen, damit ſie nicht ungereimt Zeug machen.

62. **Der**

Digitized by Google

Nach Hauſe laufen ſoll; und daß man bis zum Ende,
Dabey der Sänger (62) ruft: Nun klopfet in die Hände!
Geduldig, ja noch mehr, durch Klatſchen und Geſchrey,
Ein Zeuge deiner Kunſt und dein Verehrer ſey:
So zeige, daß du dich mit ganzem Ernſt befliſſen,
Der Menſchen Unterſcheid (63) Natur und Art zu wiſſen.
Ein Kind, das reden lernt, und deſſen ſichrer Schritt,
Den Boden allbereit ohn alle Furcht betritt,
Vertreibt die Zeit im Spiel und ſcherzt mit ſeines gleichen,
Iſt bald zum Zorn gereizt, auch leichtlich zu erweichen,
Und ſtets voll Unbeſtand. Wird nun der Knabe groß,
Der Aeltern ſtrenger Zucht, der Lehrer Aufſicht los:
So lacht ihm ſtets das Herz bey Hunden, Wild und Pferden;
Kann leicht aus Unverſtand der Laſter Sklave werden;
Haßt jeden, der ihn ſtraft; bedenkt nicht, was ihm nützt;
Verzehrt mehr als er hat; iſt ſtolz, vor Luſt erhitzt,
Und kann doch was er liebt, in kurzem wieder haſſen.
Ganz anders iſt ein Mann, der alles das verlaſſen.
Geſetzt und ſtandhaft ſeyn, das iſt ſein Eigenthum.
Er ſtrebt nach Geld und Gut, nach Freundſchaft, Gunſt und Ruhm,
Und nimmt ſich wohl in acht, damit er nichts begehe,
Daraus ihm Schimpf und Spott und ſpäte Reu entſtehe.
Ein abgelebter Greis wird mit den Jahren matt,
Verlangt was ihm gebricht, geneußt nicht was er hat,
Iſt furchtſam was zu thun, und gar zu karg im geben,
Schiebt alles länger auf, und hofft ein langes Leben,
Iſt träge, wünſcht zu viel, hat ſtets ein ſchlechtes Jahr,
Und lobt die alte Zeit, da er ein Jüngling war,
Iſt immer voll Verdruß, bedroht und ſtraft die Jugend,
Und ſetzt ſein eigen Werk zur Regel aller Tugend.
Der Jahre Wachsthum bringt uns Stärke, Muth und Kraft,
Und wenn das Alter kömmt, wird alles hingerafft.
Drum laß den Jüngling nie des Greiſes Rolle (64) machen;
Kein Greis ſey Knaben gleich. Man muß in allen Sachen,

Auf

62. **Der Sänger.** Vermuthlich meynt der Poet das ganze Chor, welches zwiſchen den verſchiedenen Handlungen der Schauſpiele ganze Oden abzuſingen pflegte, und am Ende mit dem Worte Plaudite den Schluß machte. Doch war es hauptſächlich der Choragus, oder der Anführer des Chores, der im Namen des ganzen Chores zu reden pflegte.

63. **Der Menſchen ꝛc.** Dieß iſt die nothwendigſte Eigenſchaft eines Poeten, der theatraliſche Stücke verfertigen will. Er muß die Moral verſtehen, oder den Menſchen mit allen ſeinen verſchiedenen Neigungen und Begierden kennen. Ohne dieſe Wiſſenſchaft wird er lauter Fehler machen. Die größten Meiſter haben's zuweilen hierinn verſehen: Was wird denn von

Stüm-

Digitized by Google

Si plauſoris eges aulaea manentis, & vsque
Seſſuri, donec cantor, Vos plaudite, dicat;
Aetatis cuiusque notandi ſunt tibi mores
Mobilibusque decor naturis dandus, & annis.

Reddere qui voces iam ſcit puer, & pede certo
Signat humum; geſtit paribus colludere, & iram
Colligit ac ponit temere, & mutatur in horas.
Imberbis iuuenis, tandem cuſtode remoto,
Gaudet equis, canibusque, & aprici gramine campi:
Cereus in vitium flecti, monitoribus aſper,
Vtilium tardus prouiſor, prodigus aeris,
Sublimis, cupidusque, & amata relinquere pernix.
Conuerſis ſtudiis, aetas, animusque virilis
Quaerit opes, & amicitias, inſeruit honori;
Commiſiſſe cauet quod mox mutare laboret.
Multa ſenem circumueniunt incommoda, vel quod
Quaerit, & inuentis miſer abſtinet, ac timet vti;
Vel quod res omneis timide, gelideque miniſtrat.
Dilator, ſpe longus, iners, auidusque futuri,
Difficilis, querulus, laudator temporis acti
Se puero, cenſor, caſtigatorque minorum.
Multa ferunt anni venientes commoda ſecum;
Multa recedentes adimunt. Ne forte ſeniles
Mandentur iuueni partes, pueroque viriles:

Sempei

Stümpern zu hoffen ſeyn, die von der Philoſophie ſo zu reden nicht einmal gehöret haben? Gleichwohl haben wir in Deutſchland eine Menge verwegener Comödienmacher gehabt, an welchen nichts mehr zu loben iſt, als daß ſie das wenigſte haben drucken laſſen: So, daß es uns gleichwohl von Ausländern nicht zur Schande kann vorgerücket werden. Auch itzo, nachdem unſre Bühne ein beſſeres Anſehen gewonnen, finden ſich Leute, die keine Perſon zu characteriſiren wiſſen, und z. E. dem Apollo, anſtatt der Leyer das Bild der Klugheit in die Hand geben, u. d. gl. und ſich doch für Meiſter der Schaubühne ausgeben.

64. Des Greiſes Rolle. Das heißt nicht: Keinem jungen Comödianten die Partie eines alten Mannes zu ſpielen

Auf das, was sich geziemt, und auf den Wohlstand sehn.
Was sich nicht spielen läßt, so wie es ist geschehn,
Davon erzählt man bloß (65) die Nachricht auf den Bühnen.
Doch, was das Ohr nur hört, so kräftig es geschienen,
Dringt lange nicht so tief in die Gemüther ein,
Als was man selber sieht. Doch solltens Dinge seyn,
Die man nicht zeigen mag, die darf das Volk nicht sehen:
Man trägt sie mündlich vor, als wären sie geschehen.
Medea (66) darf den Mord an ihrer Leibesfrucht
Nicht öffentlich begehn. Des Atreus Eifersucht,
Giebt dem Thyestes zwar das Fleisch gekochter Knaben;
Doch darf man Topf und Heerd nicht selbst gesehen haben,
Wo sie gesotten sind. Verwandelt Progne sich. (67)
Wird Cadmus eine Schlang; alsdann bediene dich
Der Freyheit nimmermehr, dergleichen sehn zulassen:
Ich glaub es wahrlich nicht, und werd es ewig hassen.
Ein Schauspiel, das beliebt und angenehm soll seyn,
Das theile man genau nur in fünf Aufzüg' ein. (68)
Man mische keinen Gott (69) in seiner Helden Thaten,
Bis es nicht möglich ist, der Wunder zu entrathen.

Es

len geben; sondern einem Jünglinge, der im Schauspiele selbst einen jungen Menschen vorstellen soll, nicht die Gemüthsart eines Alten andichten. Denn da jenes sehr wohl angeht, so läuft dieses wider alle Wahrscheinlichkeit. Hieher gehört, daß man die Rolle einer tugendhaften Person die des Zuschauers Hochachtung erwerben soll, nicht einem verhaßten oder verächtlichen Comödianten; und hingegen die Person eines Lasterhaften keinem beliebten und angenehmen Schauspieler auftrage. Siehe davon des Zuschauers VI. Band 446. Stück.

65. **Erzählt man bloß.** Man kann nicht alles sichtbarlich auf der Schaubühne vorstellen, was in einer Tragödie oder Comödie vorkömmt. Bisweilen ist die Zeit, bisweilen auch der Ort Schuld daran; bisweilen aber auch die Natur der Sache selbst. Die Franzosen lassen sowohl, als die alten Griechen, auf ihren Bühnen kein Blut vergießen, weil sie so weichlich und wollüstig von Natur sind, als jene waren. Wenn also ein Todtschlag vorgeht, so wird er nur erzählt, als wenn er hinter den Scenen vorgegangen wäre. Die Engeländer und wir Deutschen haben dergleichen blutige Dinge gern; wenige Personen ausgenommen, die kein Blut sehen können. Doch ist es der Wahrscheinlichkeit wegen besser, sich dieser Vorstellungen zu enthalten.

66. **Medea.** Wir haben oben gehört, daß sie ihre beyde Kinder ermordet habe. Wenn nun ein Poet ein Trauerspiel davon machte, so darf er sie diese schändliche Morthat nicht vor den Augen der Zuschauer begehen lassen. Seneca hat es indessen in seiner Tragödie doch gethan, und also des Horaz Regel überschritten: Der aber, wie leicht erhellet, nicht alle, sondern nur die grausamsten Mordthaten auf der Schaubühne für unanständig erkläret; wie denn alle drey griechische Tragödienschreiber sich nicht

ganz-

Semper in adiunctis, aeuoque morabimur aptis.
Aut agitur res in ſcenis, aut acta refertur.
Segnius irritant animos demiſſa per aurem,
Quam quae ſunt oculis ſubiecta fidelibus, & quae
Ipſe ſibi tradit ſpectator. Non tamen intus
Digna geri, promes in ſcenam: multaque tolles
Ex oculis, quae mox narret facundia praeſens.
Nec pueros coram populo Medea trucidet:
Aut humana palam coquat exta nefarius Atreus:
Aut in auem Progne vertatur, Cadmus in anguem.
Quodcunque oſtendis mihi ſic, incredulus odi.
Neue minor, neu ſit quinto productior actu
Fabula, quæ poſci vult, & ſpectata reponi.
Nec deus interſit, niſi dignus vindice nodus

Inci-

gänzlich der blutigen Handlungen enthalten haben.

67. Progne ſoll ſich in eine Schwalbe, Philomele in eine Nachtigall, Cadmus aber in eine Schlange verwandelt haben. In der Fabel iſt dieß angenehm zu leſen, aber es wird lächerlich, ja unglaublich, wenn man es ſichtbar vorſtellen wollte. Daher kann man urtheilen, was von der Verwandlung eines Mannes in einen Hund zu halten ſey, die uns gleichwohl in einer gewiſſen neuen Comödie auf der Schaubühne hätte gezeiget werden ſollen, wenn ſie jemals geſpielet worden wäre.

68. Fünf Aufzüge. Die Neuern haben zwar zuweilen nur drey gemacht, aber alsdann bekömmt jeder Aufzug gar zu viel Scenen oder Auftritte, ſo, daß dem Zuſchauer Zeit und Weile darüber lang wird. Es iſt alſo beſſer, man bleibe bey dieſer Regel des Horaz, und folge lieber dem Exempel der alten Griechen nach, als den heutigen Italiänern: Die ohne Zweifel die Urheber der Stücke mit dreyen Aufzügen ſind.

69. Keinen Gott. Die alten Tragödienſchreiber pflegten zuweilen ohne Noth, die Götter in ihre Fabeln zu miſchen: Sonderlich wenn ſie ihren Helden in ſolche Umſtände hatten gerathen laſſen, daß er ohne ein ſolches Wunder nicht aus oder ein gewußt hätte. Dieſes verbiethet Horaz, ohne die höchſte Noth nicht zu thun. Es iſt auch in der That eine ſchlechte Kunſt, die Verwirrung, darinn man ſeinen Held geſtecket, durch eine göttliche Hülfe zurecht zu bringen. Das heißt, den Knoten zerſchneiden, nicht auflöſen. Daher erhellet denn, daß die gröſte Schönheit der Opern, die den Pöbel ſo blendet, ich meyne die Maſchinen, nichts als theatraliſche Fehler ſind, zumal die meiſten recht bey den Haaren herzugezogen werden.

70. Ihrer

Es ſprechen auf einmal nicht mehr als ihrer drey, (70)
Man ſorge, daß der Chor zwar mit im Spiele ſey: (71)
Doch daß ſein Singen nicht die Handlung unterbreche,
Und er nichts thörichtes, nichts ungeſchicktes ſpreche. (72)
Er ſey der Tugend hold, er gebe guten Rath (73)
Und bändige den Zorn. Wer eine Frevelthat
Sich ſcheuet zu begehn, den muß er willig preiſen.
Er lobt die Mäßigkeit der aufgetragnen Speiſen,
Liebt Recht und Billigkeit, und der Geſetze Flor,
Erhebt ein ruhig Volk bey unbewachtem Thor,
Verhehlt des andern Fehl, und ruft mit heißem Flehen
Zu Gott, den Armen reich, den Stolzen arm zu ſehen.
Vorzeiten durfte nur die Pfeife ſchlecht und klein, (74)
Nicht mit Metall (75) umfaßt, Trompeten ähnlich ſeyn
Und dennoch ließ ſie ſich, bey den beliebten Chören,
Auch mit vier Löchern (76) ſchon ganz hell und lieblich hören:
Indem der Schauplatz noch durch jene kleine Schaar
Des tugendhaften Volks, ſo ſehr beſetzt nicht war.
Allein nachdem das Schwerdt der Römer durchgedrungen,
Bald dieß bald jenes Land beſtritten und bezwungen;

Seit

70. **Ihrer drey.** Dieſes iſt eine Regel, dawider faſt in allen neuern theatraliſchen Poeſien gehandelt wird. Die Alten hatten gemeiniglich nur zwen, ſelten drey, und faſt niemals viere auf einmal mit einander ſprechen laſſen. Der lateiniſche Ausdruck läßt ſich auch ſo erklären, daß die vierte Perſon, ſich nicht ohne Noth zum Reden bringen ſolle. Die Franzoſen indeſſen haben zuweilen wohl fünf Perſonen auf der Schaubühne in einem Auftritte reden laſſen. Es iſt auch zuweilen faſt unentbehrlich, nur es muß keine Verwirrung dadurch verurſachet werden.

71. **Der Chor.** Das war bey den Alten eine Menge von Leuten, die auf der Schaubühne, als Zuſchauer der Handlung, die daſelbſt geſpielet ward, vorgeſtellet wurden. Die Wahrſcheinlichkeit erforderte es damals ſo. Die Thaten der Könige und Helden giengen faſt immer auf öffentlichem Markte, oder doch auf ſolchen Plätzen vor, wo eine Menge Volks ihnen zuſah. So mußten denn dieſe auch auf der Schaubühne vorkommen. Die Bürger der Stadt hatten auch mehrentheils an den Handlungen ihrer Könige Theil: Daher ſagt hier Horaz, der ganze Chor ſolle auf der Bühne die Stelle einer mitſpielenden Perſon vertreten; das heißt, zuweilen etwas darzwiſchen reden. Es ſprachen aber nicht alle Perſonen des Chors auf einmal, ſondern der Führer (Choragus oder Coryphäus) redete im Namen der übrigen.

72. **Nichts ungeſchicktes.** Einige Poeten hatten den Chor nur dazu gebrauchet, daß er zwiſchen den Handlungen was ſingen mußte, und die Lieder ſchickten ſich gar nicht zu der Tragödie. Das kam nun eben ſo heraus, als wenn itzo die Muſikanten allerley luſtige Stücke darzwiſchen ſpielen. Aber Horaz will, daß alles, was der Chor redet und ſinget, ſich zur Sache ſchicken, und mit dem ganzen Spiele zuſammen hängen ſoll: Wie es Sophokles in ſeinen Tragödien gemacht hat.

Digitized by Google

Inciderit: nec quarta loqui perſona laboret.
Actoris partes chorus, officiumque virile
Defendat: neu quid medios intercinat actus,
Quod non propoſito conducat, & haereat apte.
Ille bonis faueatque, & concilietur amicis:
Et regat iratos, & amet peccare timenteis.
Ille dapes laudet menſae breuis: ille ſalubrem
Iuſtitiam, legesque, & apertis otia portis.
Ille tegat commiſſa, deosque precetur, & oret,
Vt redeat miſeris, abeat fortuna ſuperbis.
Tibia non, vt nunc, orichalco vincta, tubaeque
Aemula; ſed tenuis, ſimplexque foramine pauco,
Adſpirare, & adeſſe choris erat vtilis, atque
Nondum ſpiſſa nimis complere ſedilia flatu.
Quo ſane populus numerabilis, utpote paruus,
Et frugi, caſtusque, verecundusque coibat.
Poſtquam coepit agros extendere victor, & vrbem.
Latior

73. **Er ſey ꝛc.** Hier erklärt der Poet die ganze Pflicht des Chores. Er ſoll den Tugendhaften geneigt ſeyn, den Hülfbedürftigen mit Rath an die Hand gehen, die Zornigen beſänftigen, die Unſchuldigen vertheidigen, die Sparſamkeit loben, Recht und Billigkeit lieben u. ſ. w. Dadurch ward nun eben die Tragödie der Alten eine Schule des Volkes, und die Poeten, die dem Chore ſolche nützliche Sachen in den Mund legten, wurden öffentliche Lehrer der Tugend. Man lernte im Schauplatze mehr Morale und rechtſchaffenes Weſen, als in den Tempeln der Heyden von ſo vielen müßigen Götzenpfaffen, die nichts, als ihre Ceremonien zu beobachten wußten. So ſollten von rechtswegen alle Schauſpiele eingerichtet werden, nicht aber ſo, daß ſie zu Laſtern reizen.

74. **Die Pfeife. ꝛc.** Womit man bey dem Geſange des Chores in Tragödien zu ſpielen pflegte. Wie nun dieſe, ſowohl in Griechenland, als nachmals in Rom, anfänglich ſchlecht waren; nachmals aber allmählich immer künſtlicher und koſtbarer gemacht wurden; nachdem die Republik ſelbſt in Flor kam, und die Muſik vollkommener wurde: ſo gieng es auch mit der Poeſie, oder den Liedern des Chores, davon der Poet hier noch fortfährt zu reden. Erſt waren ſie einfältig, hernach wurden ſie immer beſſer, und endlich gar ſo künſtlich und tiefſinnig, daß ſie den Orakeln nicht viel nachgaben.

75. **Metall. ꝛc.** Orichalcum war eine Art köſtliches Metalls, das wir itzo nicht mehr kennen. Plinius ſchreibt, man habe es gar eine Zeit lang dem Golde vorgezogen. Einige meynen, es müſſe Aurichalcum, d. i. Golderzt heißen; aber es iſt griechiſcher Abkunft, ορειχαλκον und heißet Bergerzt.

76. **Vier Löchern. ꝛc.** Nach dem Berichte Varrons ſind die älteſten Pfeifen nicht mit mehr, als vier Löchern verſehen geweſen: Ich habe alſo dieſes mit eingerückt, ungeachtet Horaz nur von wenigen Löchern gedenket.

Seit dem der Mauren Kreis, ſich weiter ausgedehnt,
Die reichen Bürger ſich das Schmauſen angewöhnt,
Weil ſie kein Richter ſchilt, wenn ſie bey Tage praſſen: (77)
So hat auch Reim und Ton den alten Klang verlaſſen.
Denn was verſtund davon ein Bauer, (78) deſſen Fleiß
Von ſchwerer Arbeit kam; der meiſtens voller Schweiß
In unſern Schauplatz trat; wohin ſich alles drängte,
Wenn Pöbel, Herr und Knecht ſich durcheinander mengte.
Drum hat Muſik und Tanz die alte Kunſt erhöht,
Der Pfeifer (79) der ſo ſtolz ſtets hin und wieder geht,
Schleppt itzt den langen Rock ganz prächtig auf den Bühnen;
So mußt in Griechenland die Cither (80) gleichfalls dienen.
Die Uebung ſamt der Kunſt hat ſehr beredt gemacht,
Und öfters iſt der Reim ſo voll Geſchwulſt (81) und Pracht,
Als wenn Apollo ſpricht, der dort aus finſtern Klüften
In ſeine Prieſterinn Orakel pflegt zu düften. (82)
Der Dichter (83) der zuerſt ſich durch ein tragiſch Lied,
Um einen ſchlechten Bock, als den Gewinnſt, bemüht,
Entblößte (84) bald darauf die bäuriſchen Satyren,
Und ließ bey ſeinem Ernſt auch Scherz und Stacheln ſpüren.
Kein Wunder, denn das Volk verlangte zu der Zeit,
Durch neue Reizungen und lauter Luſtigkeit,

Hin-

77. **Bey Tage praſſen.** Die alten Römer ſchmauſeten nicht ſehr; und wenn ſie es ja thaten, ſo geſchah es des Abends. Aber als der Ueberfluß die Bürger wollüſtig gemacht hatte, pflegten ſie es auch bey hellem Tage zu thun; und das ward ihnen von keinem Sittenrichter oder ſonſt von jemanden verbothen.

78. **Ein Bauer.** Die alten Römer trieben faſt alle den Ackerbau, und man hat wohl eher einen Bürgermeiſter oder Dictator hinter dem Pfluge ſuchen müſſen. Solche Landleute nun waren keine ſonderlichen Kenner von Poeſie und Muſik: Es war ſchon gut genug für ſie, ſo ſchlecht es auch immer ſeyn mochte.

79. **Der Pfeifer.** Die Muſikanten gehörten mit zum Chore der Alten, und ſtunden alſo mit auf der Bühne, ſo, daß man ſie ſah. Da nun ihre Muſik ſehr künſtlich, zärtlich und wollüſtig geworden war: ſo trugen ſie auch prächtige lange Kleider mit großen Schweifen, dergleichen die andern tragiſchen Perſonen hatten.

80. **Die Cyther.** Die Leyer, Harfe, oder wie man das Wort Fides geben will. Sie ward vorzeiten in Griechenland, eben ſowohl als die Pfeifen in Rom, beym Chore der Tragödien gebraucht. Siehe den Voſſius de poëmatum cantu, ſiue de viribus Rhythmi, apud veteres. Horaz will hier ſagen, daß ſie auch anfänglich nur ſchlecht weg, und ohn alle Kunſt geſpielet worden; allmählich aber ganz zärtlich, wollüſtig und frech geworden, das heißt: Fidibus ſeueris voces creuere. Was von der Muſik geſagt worden, das gilt auch von der Poeſie der Griechen; wie die folgenden Verſe zeugen.

81. **Geſchwulſt.** Horaz ſagt eloquium inſolitum, und facundia praeceps, beydes zeigt die hochtrabende Art des Ausdruckes, und die ſchwülſtige Dunkelheit der griechiſchen Oden an, die der Chor ſingen mußte. Die Ode muß freylich wohl eine edle Schreibart haben: Aber die Poeten triebens zu hoch, und machtens endlich ſo arg, daß

man

Ihre Lieder und Balladen sind von einer
Natürlichkeit, Innigkeit und Tiefe, wie
sie nicht vorzüglich in diesen Gattungen
der Poesie nicht leicht gefunden werden.
Ihre Lieder sind Ausdruck der Empfindung
eines zarten Herzens, das sich
in seinen Gefühlen rein, wahr, edel,
und groß, und in seinen Ausdrücken
einfach, ungekünstelt und natürlich
offenbart.

Ihre Balladen sind voll Leben und
Wahrheit, voll Kraft und Anmuth,
voll Geist und Gefühl, und ihre Sprache
ist ihrem Inhalte angemessen.

Ich wünsche Ihnen Glück zu Ihrer
Arbeit, und bin mit Hochachtung

Ihr
ergebener Diener
Gleim.

Halberstadt, den 15. Jul. 1802.

Ich habe Ihnen, meine liebe Freundin,
Ihre Gedichte, die Sie mir zu lesen
gaben, mit Vergnügen gelesen, und
mich darüber gefreut, daß Sie Ihre
Talente so gut anwenden, und Ihre
Zeit so gut benutzen. Ich wünsche
Ihnen Glück zu Ihrer Arbeit, und
bin mit Hochachtung

Ihr
ergebener Diener
Gleim.

Halberstadt, den 15. Jul. 1802.

Hinein gelockt zu ſeyn; wenn es an Feyertagen (85)
Den Gottesdienſt vollbracht, und denn bey Saufgelagen,
Sich toll und voll gezecht. So fieng das Luſtſpiel an.
Doch wagt ſich unter uns ein neuer Dichter dran: (86)
So muß er ſeinen Scherz und ſein ſatyriſch Lachen
Nicht frech und regellos, vielmehr ſo klüglich machen;
Daß wenn ein Gott, ein Held (87) ſich auf der Bühne zeigt,
Der Gold und Purpur trägt, und kaum vom Throne ſteigt,
Sein Mund ſich weder ganz zum tiefſten Pöbel neige,
Noch gar zu voller Schwulſt die Wolken überſteige. (88)
So ehrbar eine Frau, (89) wenn ſie ein hohes Feſt,
Nach unſrer Stadt Gebrauch, zum Tanze rufen läßt,
In ihrem Reihen geht: So pflegt ſich bey Satyren
Das hohe Trauerſpiel ganz ſchamhaft aufzuführen.
Wenn ihr denn ſelbſt einmal ein ſolch Gedichte ſchreibt (90)
So denkt nicht, daß ihr nur bey ſchlechten Worten bleibt,
Bey Namen ſtolzer Art von Königen und Kronen
Die ſonſt kein Putz erhöht; ihr trefflichen Piſonen!
Auch unterſcheidet ſich mein Reim vom Trauerſpiel,
Im Ausdruck nicht ſo ſehr; als wär es mir gleichviel, (91)
Ob Davus etwas ſagt? ob Pythias gelogen,
Die Simons ſchnöden Geiz um ein Talent betrogen?

Ob

womit er ſich aus den Händen des Polyphemus befreyet hat.

85. An Feyertagen. Die heidniſche Religion war ſehr luſtig. Der vornehmſte Gottesdienſt beſtund im Opfern, dabey man wacker ſchmauſete, und dem Gott Bacchus zu Ehren, ſich einen Rauſch trunk. Die erſten Tragödien waren nichts anders, als Lieder, die demſelben zu Ehren geſungen wurden, und die Stelle der Nachmittagsandachten vertraten. Da man nun zwiſchen die Lieder des Chores die redenden Perſonen eingeſchaltet hatte, die eine beſondere Fabel ſpieleten, dazu ſich denn auch der Chor hernach ſchicken mußte: ſo hatte durch dieſe neue Erfindung der Poeten, der Gott Bacchus gleichſam ſeine ganze Verehrung eingebüßet. Das trunkne Volk hergegen war dieſer beliebten Gottheit noch ſehr gewogen: daher bequemte ſich dieſer Poet einestheils dieſer Neigung, und miſchte unter die ernſthaften tragiſchen Vorſtellungen Chöre von Satyren, die auch etwas Luſtiges mit darunter machten.

86. Wagt ſich unter uns. In Rom ſind dieſer Art Schauſpiele niemals eingeführet worden: obgleich einige die Fabulas Atellanas dahin haben rechnen wollen. Gleichwohl giebt Horaz auf allen Fall Regeln, die allen Satyrenſchreibern dienen können. Unſere Nachſpiele, wenn ſie ehrbar ſind, vertreten ihre Stelle.

87. Ein Gott, ein Held. Dieſe Perſonen gehören eigentlich nicht in die Comödien, ſondern in die Tragödien: doch in den atellaniſchen Fabeln, pflegten die Römer auch dieſe aufzuführen, und was Luſtiges mit unterzumiſchen. Eine ſolche Atellana war gleichſam das Nachſpiel einer Tragödie in Rom, wie Dacier will, und ward von eben denſelben Perſonen geſpielt, die im Vorſpiele in Kron und Purpur erſchienen waren. Wollen wir uns dieſe Anmerkung zu Nutze machen, ſo verdammt Horaz hier auch diejenigen Comödianten, die in der Hauptvorſtellung einen König oder Helden vorgeſtellet, und gleich im Nachſpiele eine lächerliche Perſon ſpielen. Dieſes iſt vernünftigen Zuſchauern

höchſt-

Spectator, functusque ſacris, & potus, & exlex.
Verum ita riſores, ita commendare dicaces
Conueniet Satyros, ita vertere ſeria ludo:
Ne, quicunque deus, quicunque adhibebitur heros,
Regali conſpectus in auro nuper, & oſtro,
Migret in obſcuras humili ſermone tabernas;
Aut, dum vitat humum, nubeis & inania captet.
Effutire leueis indigna tragoedia verſus,
Vt feſtis matrona moueri iuſſa diebus,
Intererit Satyris paullum pudibunda proteruis.
Non ego inornata, & dominantia nomina ſolum,
Verbaque, Piſones, Satyrorum ſcriptor, amabo:
Nec ſic enitar tragico differre colori,
Vt nihil interſit, Dauusne loquatur, & audax
Pythias, emuncto lucrata Simone talentum;

An

höchſt zuwider. Siehe des Zuſchauers 446. Blatt.

88. Sich weder ꝛc. noch ꝛc. Die Schreibart in dieſer Art von Schauſpielen ſoll das Mittel halten, weder pöbelhaft und niederträchtig, noch gar zu hochtrabend und aufgeblaſen ſeyn. Die Römer hatten noch Fabulas Tabernarias, da auf der Bühne die Hütten ſchlechter Leute vorgeſtellt wurden, und worinn lauter ſchlechte Leute auftraten, die ganz gemein redeten. Zwiſchen dieſen und den tragiſchen Ausdrückungſollen die atellaniſchen Fabeln das Mittel halten.

89. So ehrbar eine Frau. Dieß Gleichniß iſt überaus geſchickt, das obige zu erläutern. Eine Matrone mußte zwar an Feſttagen tanzen; aber ganz ehrbar: nicht ſo luſtig, als junge Mägdchen, die ſich recht ergetzen wollten. So ſollte auch dieſe Art von Tragödien ſeyn. Es waren aber nur gewiſſe Feſte, da die Frauen in Rom den Göttern zu Ehren tanzen durften, und ſie wurden von den Prieſtern dazu gewählet. Das heißt moueri iuſſa.

90. Ein ſolch Gedichte. Im Grundtexte Satyrorum Scriptor, ein Schreiber ſolcher ſatyriſchen Gedichte, oder ſolcher atellaniſchen Tragicomödien. Dieß giebt allen Nachſpielmachern eine treffliche Regel. Sie ſollen nicht grob, bäuriſch und gemein reden; ſondern auch das Nachſpiel hat ſeinen Adel im Ausdrucke. Z. E. Euripides in dem Cyclops, einem ſatyriſchen Stücke, läßt den Ulyſſes durch den Silenus fragen: Weil ihr nun die ſchöne Helena aus Troja wiedergeholt, habt ihr ſie nicht alle ein wenig lieb gehabt; weil ſie doch ohnedem ihre Männer gern wechſeln mag? Was für Zoten hätte da nicht ein heutiger Poſſenreißer einem ſolchen Satyr in den Mund geleget?

91. Als wär es mir gleich viel. Der Character der Perſonen muß doch in Acht genommen werden: Und wenn gleich in der Tragödie alles erhaben und edel klingen ſoll; ſo muß doch der

Ob gar der bäuriſche verlebte Greis Silen,
Der ſich geſchickt erwies dem Bachus vorzuſtehn,
Sich redend hören läßt. Ich werde zwar was dichten;
Doch meine Fabel ſtets nach etwas wahrem richten, (92)
Das jeder kennt und weis. Ein jeder, der es ſieht,
Wird glauben: es ſey leicht. Doch wenn er ſich bemüht,
Mir wirklich nachzugehn, wird er vergeblich ſchwitzen,
Und bey dem gröſten Fleiß umſonſt darüber ſitzen.
So viel kömmt auf die Art und die Verbindung an; (93)
Indem die Fügung auch was ſchlechtes adeln kann.
Nehmt (94) euch auch wohl in acht, ihr Künſtler in Satyren!
Sie nicht nach Römerart ganz artig aufzuführen,
Wie ſonſt die Zärtlichkeit der edlen Jugend ſpricht.
Doch überhäuft den Vers mit ſchnöden Fratzen nicht;
Schreibt niemals ärgerlich und lernt das Läſtern meiden:
Den Unflath kann kein Menſch von gutem Stande leiden;
Kein züchtiges Gemüth, das Ehr und Tugend liebt.
Denn ob der Pöbel euch gleich ſeinen Beyfall giebt, (95)
Wird doch ein edler Geiſt euch allezeit verhöhnen,
Und eure Scheiteln nie mit Lorberzweigen krönen.
Ein Jambus heißt volängſt in unſrer Kunſt ein Fuß,
Da eine Sylbe kurz die andre lang ſeyn muß.
Er fließet ſchnell und leicht: daher man ſolchen Zeilen,
Darinn er ſechsmal klappt, den Namen läßt ertheilen,
Daß man ſie dreyfach nennt. (96) Von Anfang hat er ſich
Mit andern nicht vermiſcht: nur neulich aber wich
Derſelbe hier und dar den langſamen Spondeen,
Um deſto männlicher damit einherzugehen. (97)

Doch

Knecht Davus nicht ſo reden, wie Pythias, die in Lucils Comödie einen alten Simon ums Geld gebracht; vielweniger, wie Silenus ſelbſt, des Gottes Bacchus Hofmeiſter, der im Trunke auch wohl eine Zote mit unterlaufen ließ.

92. Nach etwas wahrem. Die damaligen Poeten mochten ſich in den atellaniſchen Tragödien eben die Freyheit nehmen, die in Comödien gilt, und ihre Fabeln nicht aus der Hiſtorie ziehen. Aber Horaz will, man ſoll es eben ſo, wie mit andern tragiſchen Fabeln machen, die am beſten ſind, wenn ſie aus den Geſchichten gezogen worden. Davon gehen unſre Nachſpiele ſehr ab.

93. So viel kömmt ꝛc. Dieſes handelt nicht von der Schreibart, ſondern von der Einrichtung eines Schauſpieles, woſelbſt die artige Verknüpfung der Begebenheiten auch gemeine und bekannte Sachen beliebt macht, und ihnen ein neues Anſehen giebt.

94. Nehmt. Horaz kömmt noch einmal auf die Mittelſtraße, die in ſatyriſchen Schauſpielen wegen des Ausdruckes beobachtet werden ſoll. Die gar zu große Zierde und Zärtlichkeit der damaligen Römer ſchickte ſich nicht für die Satyren, die vom Lande hergeholet waren; aber auch keine Unflätereyen, die gewiß in üppigen Städten eher, als auf dem Lande bey der Einfalt gefunden werden. Virgil iſt in ſeinen Schäfergedichten ſo keuſch, daß er nicht einmal

ſeinen

Digitized by Google

An cuſtos, famulusque dei Silenus alumni.
Ex noto fictum carmen, ſequar, vt ſibi quiuis
Speret idem, ſudet multum, fruſtraque laboret
Auſus idem: tantum ſeries, iuncturaque pollet;
Tantum de medio ſumtis accedit honoris.

Syluis deducti caueant, me iudice, Fauni,
Ne velut innati triuiis, ac paene forenſes,
Aut nimium teneris iuuenentur verſibus vnquam,
Aut immunda crepent, ignominioſaque dicta.
Offenduntur enim, quibus eſt equus, & pater, & res:
Nec ſi quid fricti ciceris probat, & nucis emtor,
Aequis accipiunt animis, donantue corona.

Syllaba longa breui ſubiecta, vocatur Iambus,
Pes citus: vnde etiam trimetris accreſcere iuſſit
Nomen Iambeis, cum ſenos redderet ictus.
Primus ad extremum ſimilis ſibi; non ita pridem,
Tardior vt paullo, grauiorque veniret ad aureis,
Spondeos ſtabileis in iura paterna recepit,

Com-

ſeinen Silenus etwas anſtößiges ſagen läßt. Er verſpricht ſeinen Zuhörern, die gern Verſe hören wollten, was vorzuſingen; ſeiner Nymphe Aegle aber, etwas anders zur Belohnung: Carmina quae vultis, cognoſcite; Carmina vobis; (ſcil. dabo) Huic (ſcil. Aeglae) aliud mercedis erit. Wie hätte er ſich hier züchtiger ausdrücken ſollen? Unſre neuern Dichter würden hier grobe Zweydeutigkeiten gemacht haben.

95. Der Pöbel. Fricti ciceris aut nucis emtor. Man verkaufte in Rom gekochte Erbſen und gebratne Nüſſe, oder vielleicht Caſtanien: und dieſe kaufte wohl auf der Gaſſe nur das gemeinſte Volk. Solche Leute liebten damals auch die unflätigſten Poſſen; aber die Vornehmern hatten einen beſſern Geſchmack.

96. Dreyfach. Der Jambus iſt geſchwinde in der Ausſprache; denn die erſte Sylbe iſt kurz, und man fällt alſofort mit dem Accente auf die andere lange. Sechsfüßige Jamben, hießen alſo dreyfache; weil man gleichſam zwey Jamben zuſammen nahm, und als einen gedoppelten Fuß zählete. Im Deutſchen geben unſre ſechsfache Jamben ſo geſchwinde nicht von der Zunge; weil unſre Sprache zu viel Mitlauter hat, die bey den kurzen Sylben ſowohl, als bey den langen häufig vorkommen.

97. Deſto männlicher. Die Spondeen klingen freylich männlicher, weil ſie aus zwo langen Sylben beſtehen:

Doch ſo gefällig er in dieſem Falle war;
So wich er doch nicht ganz. Das zweyt und vierte Paar
Der Sylben hat er ſich beſtändig vorbehalten.
Man ſpürt ihn auch bereits in mancher Schrift der Alten. (98)
Es hat ihn Accius und Ennius gebraucht:
Hingegen wem es itzt was ungemeines daucht,
Den Jamben gar zu viel Spondeen einzumengen,
Als wenn ſie prächtiger auf unſern Bühnen klängen:
Da dächt ich, daß man ſie gewiß in Eil gemacht,
Wo nicht, doch an die Kunſt der Muſen nie gedacht,
Die Regeln nie gelernt. Von Liedern und Gedichten,
Weis nicht ein jedes Ohr wie ſichs gebührt zu richten. (99)
Wie mancher Stümper hat, ohne alle Kunſt und Fleiß,
Bey unſerm Römervolk der Dichtkunſt hohen Preis
Bisher gar oft erlangt! Soll ich deswegen hoffen,
Es ſtehe mir der Weg zu jeder Freyheit offen?
Soll ich verwegen ſeyn, weil irgend niemand ſieht,
Wie oft mein Kiel gefehlt? und wenn das gleich geſchieht,
Dieweil man mir auch dann die Fehler leicht vergiebet?
Fürwahr, ſo denkt kein Geiſt der Ruhm und Ehre liebet;
Und ich verlange mehr, als tadelfrey zu ſeyn. (100)
Ihr Freunde, blättert doch bey Sonn- und Mondenſchein,
Bey Tage wie bey Nacht der Griechen alte Schriften: (101)
Denn dieſe werden euch den ſchönſten Vortheil ſtiften.
Zwar unſrer Väter (102) Mund hat Plautus Scherz und Kunſt
Im Luſtſpiel ſehr gelobt; allein aus blinder Gunſt (103)

Man

und daher haben die lateiniſchen Poeten gemeiniglich etliche derſelben unter ihre Jamben gemiſcht. Im Deutſchen iſt es uns auch ſo ungewöhnlich nicht, daß wir manche lange Sylbe da dulden, wo eigentlich eine kurze ſtehen ſollte; daraus an ſtatt des Jambi ein Spondeus entſteht. Rechnen dieſes einige unter die poetiſchen Freyheiten; ſo könnte man es zuweilen gar für eine Schönheit halten: wenn ſie nur auf die von dem Horaz angewieſene Stelle kommen, als wo ſie am erträglichſten ſind. Dieß iſt wohl zu merken.

98. Man ſpürt ihn. Nämlich den Spondeus; aber nicht ſo regelmäßig und auf den gehörigen Stellen. Ja dieſe alte Poeten haben wohl zuweilen ganze ſpondeiſche Zeilen, darinn nur der letzte Fuß jambiſch iſt, unter ihre Jamben fließen laßen: Nicht anders, als es unſere alte Meiſterſänger gemacht, auch wohl einige neuere noch thun, welches aber ihre Verſe rauh und hart machet; geſetzt, die Gedanken wären noch ſo ſchön. Gewiſſe Grillenfänger wollen wohl gar eine Schönheit in ſolchen Knittelverſen finden.

99. Zu richten. Dieſes müſſen ſich die Kunſtrichter gewiſſer Landſchaften geſagt ſeyn laſſen, deren Sprache ſo rauh iſt, daß ſie von dem Wohlklange gar keinen Begriff haben. Sie loben oft, was einem zarten Ohre unerträglich klingt, Schnitzer wider die Sprachkunſt.

100. Mehr als tadelfrey. Horaz will nicht nur untadelhafte Verſe ſchreiben; ſondern er will auch Lob verdienen. Keine Schnitzer wider die Regeln machen, das iſt gut, und nothwendig: aber es macht noch keinen Poeten. Es gehört weit mehr dazu. Was würde

Commodus & patiens; non vt de ſede ſecunda
Cederet, aut quarta ſocialiter. Hic & in Acci
Nobilibus trimetris apparet rarus, & Enni.
In ſcenam miſſos magno cum pondere verſus,
Aut operae celeris nimium, curaque carentis,
Aut ignoratae premit artis crimine turpi.
Non quiuis videt immodulata poëmata iudex:
Et data Romanis venia eſt indigna poëtis.
Idcircone vager, ſcribamque licenter? an omneis
Viſuros peccata putem mea, tutus, & intra
Spem veniae cautus? vitaui denique culpam,
Non laudem merui: vos exemplaria Græca
Nocturna verſate manu, verſate diurna.

At noſtri proaui Plautinos & numeros, &
Laudauere ſales: nimium patienter utrumque,

Ne

de Horaz von der Menge unſrer Versmacher ſagen, die es zum höchſten ſo weit bringen, daß man nichts ſonderliches an ihren Verſen tadeln kann? Wir werden hernach noch was von mittelmäßigen Poeten finden.

101. Der Griechen. Was bey den Römern die Griechen waren, das ſind für uns itzo die Franzoſen. Dieſe haben uns in allen großen Gattungen der Poeſie ſehr gute Muſter gegeben, und ſehr viel Diſcurſe, Cenſuren, Critiken und andere Anleitungen mehr geſchrieben, daraus wir uns manche Regel nehmen können. Ich ſchäme mich nicht, unſern Nachbarn in dieſen Stücken den Vorzug zu geben; ob ich gleich meine Landesleute in andern Stücken ihnen vorziehe. Aber die alten Griechen und Römer ſind uns deswegen nicht verboten: denn ohne ſie hätte uns Opitz nimmermehr eine ſo gute Bahn zu brechen vermocht. Aus Leſung der Alten iſt er ein Poet geworden; und wer ihm nicht folget, der wird es nimmermehr werden.

102. Zwar unſrer Väter. Eigentlich unſerer Altväter ꝛc. Dacier meynt, dieſes ſey ein Einwurf, den die Piſonen, oder ſonſt jemand, dem Poeten gemacht; weil Horaz, als eines Freygelaſſenen Sohn, dieſes von ſich nicht ſagen können. Allein was brauchts dieſer Schärfe im Reden? Horaz war ein Römer, alſo konnte er ja alle alte Einwohner ſeiner Stadt, ſeine Vorfahren nennen: zumal da er nicht ſagt, meine Vorväter, ſondern unſre.

103. Aus blinder Gunſt. Horaz erkühnt ſich ſeiner ganzen Vaterſtadt ein unrichtiges Urtheil vorzuwerfen. Plautus iſt im Sylbenmaaße ſehr unrichtig;

Man hat ihn wahrlich nur aus Einfalt hochgeſchätzet;
Dafern ich anders weis, was euch und mich ergetzet;
Was ein erlaubter Scherz, (104) was grob und garſtig iſt,
Und wenn ein reiner Vers ganz ungezwungen fließt:
Wenn wir das Sylbenmaaß an unſern Fingern zählen,
Und was den Klang betrifft, das Ohr zum Richter wählen.
Das edle Trauerſpiel hat Theſpis aufgebracht, (105)
Indem vor ſeiner Zeit kein andrer dran gedacht.
Er fuhr von Dorf zu Dorf mit ſeinen Sängerchören,
Und ließ Geſang und Spiel (106) auf ſchlechten Wagen hören.
Mit Hefen ſalbte man den Sängern das Geſicht,
Bis Aeſchylus hernach die Larven zugericht. (107)
Die Kleidung ausgedacht und auf erhöhten Bühnen,
Mit ſtolzer Wörterpracht und hohem Schuh erſchienen, (108)
Das Luſtſpiel folgte bald dem Trauerſpiele nach, (109)
Davon man auch ſogleich mit vielem Lobe ſprach:
Allein die Freyheit wuchs in dem verwegnen Singen
Und ließ ſich endlich kaum durch die Geſetze zwingen.
Die Frechheit gieng zu weit, man ſchrieb ihr Regeln vor: (110)
Drauf ließ die Schmähſucht nach; ſo ward zuletzt der Chor

Mit

richtig; und in ſeinen Scherzreden ſehr ſchmutzig und garſtig. Das erſte hat er in ſeiner eigenen Grabſchrift ſelbſt geſtanden; indem er ſeine Verſe numeros innumeros nennt. Von dem andern aber könnte man, ihm nachzuahmen, ſagen, daß er ſales inſulſos, oder facerias inficeras gemacht habe. Die plautiniſchen Zoten gefielen Horazen nicht: Und ob er wohl ſelbſt in ſeinen andern Gedichten von dieſem Fehler nicht ganz frey iſt; ſo haben wir uns doch mehr an ſeine Regeln, als an ſein Exempel, zu kehren. Dieſes müſſen ſich die Comödianten merken, die auch in ſolche Stücke Zoten mengen, wo weder der Verfaſſer, noch Ueberſetzer dergleichen gemacht, wie es in dem Geſpenſte mit der Trummel gegangen.

104. Ein erlaubter Scherz. Horaz unterſcheidet hier ausdrücklich die erlaubten Scherzreden von den häßlichen Zoten, die in Plauti Comödien vorkommen An dieſer Einſicht fehlt es vielen, die ſich doch für ſcharfe Richter ausgeben. Man könnte leicht durch ein paar Regeln den Unterſcheid beſtimmen, oder zum wenigſten ein Kennzeichen der Zoten angeben. Der berühmte D. Swift ſagt irgendwo, daß die Wits oder ſinnreichen Köpfe ſeiner Zeit, allen ihren Geiſt in der allegoriſchen Beſchreibung der Erzeugung eines Menſchen, und was dem anhängig iſt, zeigeten; und daß ſie bey Verſtopfung dieſer Quelle, mit ihrer Scharfſinnigkeit auf einmal verſtummen würden. Daß es bey uns nicht beſſer gehe, lehrt die Erfahrung.

105. Aufgebracht. Nicht, als wenn Theſpis der allererſte Erfinder der Schauſpiele wäre. Plato in ſeinem Minos berichtet ausdrücklich, daß man lange vor ihm Tragödien gemacht, welcher Name damals auch die Comödien noch unter ſich begriffen hat. Aber Theſpis hat eine neue Art darinn eingeführt, und die alten Lieder merklich ausgebeſſert.

106. Geſang und Spiel, quae canerent agerentque. Die Veränderung, die Theſpis eingeführt, hat vornehmlich darinn beſtanden, daß er zwiſchen die Oden des ſingenden Chores, eine Perſon auf ſeinen mit Brettern belegten Wagen treten laſſen, welche etwa eine merkwürdige Begebenheit eines großen Helden in Verſen erzählen müſſen.

Digitized by Google

Ne dicam ſtulte, mirati: ſi modo ego & vos
Scimus inurbanum lepido ſeponere dicto;
Legitimumque ſonum digitis callemus, & aure.
Ignotum tragicae genus inueniſſe Camoenae
Dicitur, & plauſtris vexiſſe poëmata Theſpis:
Quae canerent agerentque peruncti faecibus ora.
Poſt hunc perſonae, pallaeque repertor honeſtae,
Aeſchylus, & modicis inſtrauit pulpita tignis.
Et docuit, magnumque loqui, nitique cothurno.
Succeſſit vetus his comoedia non ſine multa
Laude; ſed in vitium libertas excidit, & vim
Dignam lege regi: lex eſt accepta, chorusque

Tur-

müſſen. Dieſes legte den Grund zu den nachfolgenden Vollkommenheiten der Tragödie, und war freylich etwas wichtigers, als daß er ſeinen Leuten das Geſichte mit Hefen überſtrichen, oder ſie auf Wagen herum geführet.

107. Aeſchylus. Dieſer hat die Larven und langen Kleidungen ſeiner Comödianten erfunden. Allein das Beſte hat Horaz vergeſſen, welches uns aber Ariſtoteles meldet. Er hat auch das Singen des Chores eingeſchränket, und zu der einen Perſon, die Theſpis darzwiſchen eingeſchaltet hatte, noch eine andre auf die Bühne geſtellt, die ſich mit der erſten unterreden konnte. Das machte nun die Tragödie ſchon ſehr anſehnlich; zumal da er auch zuerſt die Idee einer Hauptperſon in ſeinen Fabeln erdacht hat. ſ. Baylen in dieſ. Art.

108. Hohem Schuh. Cothurnus, war eine Art von Schuhen, die bey den Alten nur von fürſtlichen oder andern vornehmen Perſonen getragen wurde. Die tragiſchen Fabeln des Aeſchylus beſtunden nun aus Begebenheiten der Könige und Helden, drum hat er ſie auch ſtandesmäßig kleiden müſſen. Es war alſo der Wahrſcheinlichkeit gemäß, ſie auch in der Tragödie ſo vorzuſtellen; und nur die Dummheit iſt vermögend, Stelzen daraus zu machen. Hernach iſt dieß Wort auch von der erhabenen Schreibart gebraucht worden, die in der Tragödie vorkam, und gleichfalls vom Aeſchylus zuerſt gebraucht worden; weil ſie ſich für Könige und Fürſten wohl ſchickte.

109. Das Luſtſpiel. die Comödie iſt neuer, als die Tragödie, beyde aber ſind aus den ſingenden Chören der Bacchusbrüder entſtanden. Einige Sänger und Poeten machtens hübſch ehrbar; und daraus entſtund die Tragödie. Andre waren frech, und machten allerley grobe Poſſen; daraus kam die Comödie: aber nur die alte Comödie, wie Horaz ſagt; denn es hat ſich dieſelbe hernach geändert, ſo, daß eine mittlere und neue entſtanden iſt. Jene war noch ſehr unfläthig, bäuriſch und grob, wie auch ihr Name zeiget, der eigentlich ſo viel, als ein Dorflied bedeutet. Sie ward auch anfangs nur auf Dörfern geſpielet, bis ſie ſich beſſerte; und darauf kam ſie auch in der Stadt empor.

110. Die Frechheit. Zu der Zeit, da Cratinus, Epicharmus, Crates, Euvolis

Mit ſeiner Bosheit ſtumm (111) und ſchonte zarter Ohren,
So bald er Fug und Recht zur Läſterung verlohren.
Wir Römer haben auch nicht wenig Lob erjagt,
Seit unſre Dichter ſich an alles das gewagt,
Und ſich zugleich erkühnt von jenen abzuweichen,
Und unſrer Helden Ruhm in Fabeln zu erreichen.
Iſt nicht bey uns ſowohl der ſtille Bürgerſtand
Als edler Fürſten Muth auf Bühnen ſchon bekannt? (112)
Und wirklich würde Rom durch Tugend und durch Waffen,
Sich keinen größern Preis als durch die Sprache ſchaffen:
Wenn unſern Dichtern nur der Ausputz nicht ſo ſchwer,
Geduld und langer Fleiß ſo unerträglich wär, (113)
O ihr Pompilier, (114) ſo edel von Geblüthe,
Als aufgeweckt am Geiſt und redlich im Gemüthe:
Verwerft doch jeden Vers (115) den nicht ſo mancher Nacht,
Und manches Tages Fleiß recht ins Geſchick gebracht;
Und den ſein Meiſter nicht, an Worten und an Sprüchen,
Wohl zehnmal überſehn, wohl zehnmal ausgeſtrichen.
Verwirft Demokritus die Regeln der Vernunft,
Und lobt er nur den Geiſt an der Poetenzunft; (116)

Ja

lis und Ariſtophanes lebten, welche alle Comödien ſchrieben, nahm man ſich in Athen die Freyheit, die vornehmſten Leute auf den Schaubühnen namentlich aufzuführen und lächerlich zu machen. Sie ſpielten keine Fabeln, ſondern lauter wahre Hiſtorien. Sie malten gar die Larven ſo künſtlich, daß ſie denen ähnlich ſahen, die ſie vorſtellen wollten. Aber als Lyſander ſich der Republik bemächtigte, ſo hatte dieſe Luſt des Volks ein Ende. Denn ſo lange das Volk in Athen regierte, ſah es der Pöbel gern, daß die Großen wacker von den Poeten herumgenommen wurden. Das war nun die mittlere Comödie, die bis zu Alexanders Zeiten gedauert.

111. Der Chor ꝛc. ſtumm. Der Chor ward in der mittlern Comödie noch eben ſo wohl, als in der Tragödie beybehalten, und abſonderlich angewandt, die Großen der Stadt Athen und ihr übles Regiment durchzuziehen. So bald dieſes den Poeten unterſaget ward, hörten ſie ganz und gar auf, in den Comödien Lieder ſingen zu laſſen, und huben an, an ſtatt wahrer Hiſtorien, Fabeln aufzuführen. Da entſtund nun die neue Comödie, die ſeit der Zeit noch immer beybehalten worden. Nur zwiſchen den Handlungen wurde von den Pfeifern was Luſtiges geblaſen.

112. So wohl der ꝛc. als ꝛc. Die römiſchen Poeten, Pacuvius, Accius, Afranius, Titinius und Q. Atta hatten allerley Schauſpiele gemacht. Sie beſtunden theils aus vornehmen obrigkeitlichen Perſonen, und hießen Fabulae praetextatae, von denen mit Purpur eingefaßten Kleidern, die ſie trugen. Theils Fabeln aber waren nur togatae ſchlecht weg; weil nur gemeine Bürger darinn aufgeführet wurden. Noch andre hießen Tabernariae. Jene kamen den Tragödien bey, dieſe aber waren Comödien. Der Poet braucht dabey das Wort docuere: Den ſo redeten die Alten, eine Tragödie lehren, eine Comödie lehren. Dieſes zeigt, wie nutzbar die Poeſien damals geweſen, und daß man ſie mehr zum Unterrichte, als zur Luſt beſtimmet habe. Daher wurden die Poeten, die Schauſpiele machten, Διδασκαλοι, Lehrmeiſter genennet: Weil ſie die einzigen öffentlichen Lehrer des Volks waren, indem ihre poetiſche

Stücke

Digitized by Google

Turpiter obticuit, ſublato iure nocendi.
Nil intentatum noſtri liquere poëtae:
Nec minimum meruere decus, veſtigia Graeca
Auſi deſerere, & celebrare domeſtica facta;
Vel qui praetextas, vel qui docuere togatas.
Nec virtute foret, clariſue potentius armis,
Quam lingua, Latium, ſi non offenderet vnum-
Quemque poëtarum limae labor, & mora. Vos o,
Pompilius ſanguis, carmen reprehendite, quod non
Multa dies, & multa litura coërcuit, atque
Praeſectum decies non caſtigavit ad vnguem.
Ingenium miſera quia fortunatius arte
Credit, & excludit ſanos Helicone poëtas

Demo-

Stücke bey den Heyden die Stelle unſrer Predigten vertraten.

113. Wenn unſern Dichtern. Horaz klagt über die Faulheit der lateiniſchen Poeten. Sie wollten ſich nicht die Mühe nehmen, was rechtes zu machen: Daher ſagt auch Qvintilian, in Comoedia maxime claudicamus. Bey uns Deutſchen gehts eben ſo, denn unter ſo viel hundert Stücken, die von deutſchen Comödianten geſpielt werden, taugt faſt kein einziges was: wo es nicht aus dem Franzöſiſchen überſetzt iſt. Mit andern Gedichten geht es nicht viel beſſer.

114. Pompilier. Die Piſonen, an welche Horaz dieſen Tractat ſchrieb, ſollten vom Numa Pompilius herſtammen: Drum nennet er ſie Pompilier.

115. Verwerfi doch ꝛc. Das iſt eine ſcharfe Regel. Wo werden da die geſchwinden Poeten bleiben, die ſich rühmen, ganze Bogen in ein paar Stunden hingeſchrieben zu haben, ohne daß ſie das geringſte Wort darinn ausſtreichen dürfen? Sie müſſen wohl ganz außerordentliche Geiſter haben, daß ſie alles auf einmal recht machen können! Zu Horazens Zeiten gab es dergleichen große Dichter auch: Aber es waren nur Bavii und Mävii, oder Criſpini, die auf einem Beine ſtehend 200. Verſe herſagen konnten. Virgil hat ſeine Verſe, wie der Bär ſeine Jungen, gemacht.

116. Den Geiſt. Ingenium. Cicero im I. Buche vom Wahrſagen ſchreibt, Demokritus habe dafür gehalten, daß ohne die Raſerey oder Begeiſterung niemand ein großer Poet ſeyn könne. Gewiſſer maßen hat er recht gehabt. Aber wenn er von ſeinem Geiſte die Regeln der Kunſt und die Vernunft ausſchloß: ſo hat er lauter unſinnige Poeten auf dem Parnaß haben wollen, wie Horaz ſpricht: excludit ſanos Helicone poëtas: und Plato wird recht gehabt haben, wenn er in ſeiner Republik keine Dichter leiden wollen. Indeſſen halten doch bis auf den heutigen Tag die meiſten dafür, die Poeten würden gebohren, und wüchſen gleichſam, wie die Pilze, fix und fertig aus der Erden. Höchſtens meynen ſie, man müſſe ſich die Regeln der Versmacherkunſt, vom Scandiren und Reimen ein wenig bekannt

Ja meynt er gar, der Sitz, den Phöbus ſich erkohren,
Der hohe Pindusberg, gehöre nur für Thoren:
So putzt ſich mancher itzt kaum Nägel oder Bart (117)
Entflieht aus Eigenſinn der Menſchen Gegenwart,
Lebt ſchmutzig, und verhofft, ein ſolch verkehrtes Leben
Werd ihm in aller Welt den Dichternamen geben.
Drum trägt ſein wüſter Kopf, dem Nieſewurz ſo gar
Das Mark nicht ſaubern kann, ein unverſchnittnes Haar.
Bin ich denn nicht ein Thor, daß ich zu Frühlingszeiten,
Durch manche Cur geſucht die Galle weg zu leiten?
O ließ ich doch, wie ſie, dieß albre Weſen ſtehn!
So würde mich kein Menſch im Dichten übergehn. (118)
Doch Grillen! weg damit! Ich trachte, den Poeten (119)
Hinfort ein Sporn zu ſeyn, ein Antrieb ihrer Flöten.
Denn wie ein Wetzſtein ſchärft, und ſelbſt nicht ſchneiden kann:
So ſchreib ich ſelbſt zwar nichts, doch zeig ich lehrend an,
Woher der Reichthum kömmt, der ſich in Verſen findet;
Was einen Dichter zeugt, ernähret, ſtärket, gründet;
Was wohl und übel ſteht, wie Geiſt und Tugend führt,
Und wie der Unverſtand im Irrthum ſich verliert.
Vernunft und Klugheit ſind die Qvellen ſchöner Lieder! (120)
Durchblättert nur mit Fleiß die Bücher hin und wieder,
Darinn des Sokrates berühmte Weisheit ſteht: (121)
So findet ihr den Stoff der ein Gedicht erhöht.
Wo nun der Zeug nicht fehlt, den wir in Verſe binden,
Da wird der Ausdruck ſich ſchon von ſich ſelber finden. (122)
Wer wohl gelernet hat, (123) was Freund und Vaterland
Für Pflichten von ihm heiſcht; die Schuldigkeit erkannt

Die

kannt machen; das übrige gäbe ſich von ſelbſt. Wenn Pritſchmeiſter Poeten wären, ſo hätten ſie ganz recht.

117. So putzt ſich ꝛc. Die Poeten in Rom waren auf die Grille gerathen, ein geiſtreicher Poet könnte bey ſeinen hohen Gedanken nicht ſo ſorgfältig auf den Wohlſtand ſeyn, als andre Leute. Darum fiengen alle Sylbenhenker an, ſchmutzig einherzugehen, damit man ſie nur für Poeten anſehen ſollte. Hat nicht das Beyſpiel gewiſſer unordentlich lebender Poeten, bey manchen jungen Leuten eben die Wirkung gehabt; daß ſie große Dichter zu werden geglaubt, wenn ſie nur wilde lebten?

118. So würde mich ꝛc. Wenn er ſich nämlich die Galle nicht abführen möchte, ſo könnte er endlich auch ſo raſend davon werden, als die andern Poeten waren; und folglich einen hohen Rang auf dem Parnaße bekommen. Es iſt eine bloße Ironie.

119. Ich trachte ꝛc. Iſokrates hat dieſes zuerſt geſagt, als man ihn fragte, wie er doch andre ſo beredt machen könnte, da er ſelbſt keine Reden hielte? Horaz ſagt aber, er ſchreibe nichts: Nämlich keine großen Heldengedichte, Tragödien und Comödien, denn das ſind eigentlich Gedichte; und daher gab er ſich für keinen Poeten aus. Bey uns denkt man, durch ein paar Bogen Hochzeitverſe voller Poſſen, ein Poet zu werden. Es gehört mehr dazu.

120. Ver-

Democritus; bona pars non vngueis ponere curat,
Non barbam: ſecreta petit loca, balnea vitat.
Nanciſcetur enim pretium nomenque poëtae,
Si tribus Anticyris caput inſanabile, nunquam
Tonſori Licino commiſerit. O ego laeuus!
Qui purgo bilem ſub verni temporis horam:
Non alius faceret meliora poëmata! verum
Nil tanti eſt: ergo fungar vice cotis; acutum
Reddere quae ferrum valet, exſors ipſa ſecandi.
Munus, & officium, nil ſcribens ipſe, docebo:
Vnde parentur opes, quid alat formetque poëtam?
Quid deceat, quid non; quo virtus, quo ferat error.
Scribendi recte, ſapere eſt principium & fons.
Rem tibi Socraticae poterunt oſtendere chartae:
Verbaque praeuiſam rem non inuita ſequentur.
Qui didicit, patriae quid debeat, & quid amicis,

Quo

120. Vernunft und Klugheit. Dieſes ſetzt er denen entgegen, die da meynten, die Raſerey machte Poeten. Er behauptete gerade das Gegentheil. Eine geſunde Vernunft und gute Einſicht in philoſophiſche Wiſſenſchaften legen den Grund zur wahren Poeſie.

121. Des Sokrates ꝛc. Die ſokratiſchen, das iſt, philoſophiſchen und ſonderlich moraliſchen Bücher ſoll ein künftiger Poet fleißig leſen. Sokrates ſelbſt hat zwar nichts geſchrieben; aber ſeine Schüler, Plato, Xenophon, Cebes und andre, deſto mehr. Ein Poet ſoll alſo die Weltweisheit und ſonderlich die Sittenlehre wohl inne haben: denn ohne ſie kann er keinen einzigen Character recht machen.

122. Der Ausdruck. Es iſt thöricht, auf Worte zu ſinnen, wenn man die Sachen nicht verſteht. Wer die Materien, davon er ſchreiben will, wohl inne hat, und voller guter Gedanken iſt, der wird leicht Worte finden, ſie an den Tag zu legen. Was taugen alſo die poetiſchen Lexica von ſchönen Redensarten, Beywörtern, Beſchreibungen, und andern ſolchen Raritäten?

123. Gelernet hat ꝛc. So viel fordert Horaz von einem Poeten. Das iſt eine ſchwere Lection für diejenigen, welche die Poeſie für ein Werk der erſten Jugend halten: da doch ſehr wenige in ihren männlichen Jahren alle die Wiſſenſchaft beſitzen, die zu einem wahren Dichter unentbehrlich iſt.

124. Wil-

Die Kindern zugehört; die Art, wie Brüder leben;
Was Rath und Richteramt für Lebensregeln geben;
Wie Feldherr und Soldat im Kriege ſich beträgt:
Der hat den rechten Grund zur Poeſie gelegt;
Der wird nichts thörichtes, nichts ungereimtes dichten,
Und den Character ſtets nach den Perſonen richten.
Wer klüglich bilden will, (124) der ſchaue die Natur,
Und Art der Menſchen an, und folge dieſer Spur:
So wird er fähig ſeyn, ſie lebhaft abzuſchildern.
Oft rühret ein Gedicht (125) mit wohlgetroffnen Bildern,
Darinnen hier und dar ein ſchöner Lehrſpruch liegt,
So ſchlecht der Ausputz auch ein zartes Ohr vergnügt,
Viel kräftiger das Volk; als Verſe, die wie Schalen,
Darinn kein Kern mehr iſt, mit leeren Tönen pralen.
Den Griechen iſt das Chor der Caſtalinnen hold: (126)
Das macht ſie geizen nicht nach Silber oder Gold; (127)
Sie ſtreben nur berühmt und ſtets beliebt zu bleiben,
Drum ſind ſie reich an Geiſt, im Reden und im Schreiben,
In Rom hergegen fängt ein Kind, das reden kann,
Die güldne Rechenkunſt (128) mit vielem Eifer an,
Und lernt des Groſchens Werth durch hundert Brüche theilen.
Geht, fragt den Sohn Albins, (129) das kleine Kind, zuweilen:
Fünf hab ich, zwey davon, was bleibt, mein Söhnchen? Drey.
Vortrefflich ſchön! mein Kind. Ganz recht! es bleibt dabey;
Du wirſt dein Glück einmal zum höchſten Gipfel bringen:
Wer dieſe Kunſt verſteht, dem muß es einſt gelingen.

Noch

124. **Bilden will.** Im Lateiniſchen heißt es, nachahmen. Ein Poet iſt ein Nachahmer der Natur, wenn ich ſo ſagen darf: und zwar ſoll er ein gelehrter Nachahmer ſeyn, wie Horaz ſchreibt; das iſt ein geſchickter, geübter Maler.

125. **Ein Gedicht.** Der Poet verſteht ein Schauſpiel, denn er nennt es Fabula. Hierinn müſſen die guten Characters das Beſte thun: Denn wenn nur die Gemüthsart jeder Perſon wohl ausgedruckt wird: ſo überſieht das Volk viel andre Fehler in den Verſen, und in der ganzen Einrichtung der Fabel: wie die Engländer bey ihren Schauſpielen zu thun pflegen.

126 **Den Griechen.** Horaz kömmt immer wieder auf die Griechen, ohne Zweifel, weil die römiſchen Versmacher ſeiner Zeiten, entweder kein Griechiſch lernen wollten; oder doch keine griechiſche Bücher laſen, ſondern von ſich ſelbſt alle Weisheit haben wollten. Heutiges Tages gehts uns eben ſo. Wenige von unſern Poeten kennen die Alten, oder auch die neuern Kunſtrichter: auf dieſe ſchmählen wohl gar einige, ohne ſie zu verſtehen, oder geleſen zu haben. Man bemerket auch, daß alle die Poeten, denen damals Horaz die Verſäumung griechiſcher Schriften vorrückt, verlohren gegangen, und nicht bis auf die Nachwelt gekommen. So wird es unſern ſelbſt gewachſenen Dichtern vermuthlich auch gehen.

127. **Sie geizen nicht.** Der Geiz iſt gemeiniglich nicht ein poetiſcher Affect. Die Ehrbegierde iſt den guten Poeten allezeit mehr eigen: daher kömmts auch, daß die, welche ums Geld ſingen, ihre Sachen ſo obenhin machen; die aber auf ihre Ehre ſehen, und auf die Nach-

welt

Quo ſit amore parens, quo frater amandus, & hoſpes;
Quod ſit conſcripti, quod iudicis officium; quae
Partes in bellum miſſi ducis: ille profecto
Reddere perſonae ſcit conuenientia cuique.
Reſpicere exemplar vitae morumque iubebo
Doctum imitatorem, & viuas hinc ducere voces.
Interdum ſpecioſa locis, morataque recte
Fabula, nullius Veneris, ſine pondere & arte,
Valdius oblectat populum, meliusque moratur,
Quam verſus inopes rerum, nugaeque canorae.

Graiis ingenium, Graiis dedit ore rotundo
Muſa loqui; praeter laudem nullius auaris.
Romani pueri, longis rationibus, aſſem
Diſcunt in parteis centum diducere. Dicat
Filius Albini, ſi de quincunce remota eſt
Vncia, quid ſuperat? poteras dixiſſe triens. Heus,

Rem

welt denken, ihre Sachen weit fleißiger und ſorgfältiger ausarbeiten. Von dem einzigen Pindarus hat le Clerk in ſeinen Parrhaſianen erweiſen wollen, daß er geizig geweſen; weil er auf die Ueberwinder in den olympiſchen Spielen Lieder für Geld gemacht. Aber eine Schwalbe macht keinen Frühling: Von allen übrigen Griechen kann Horaz ſagen, daß ſie nach nichts, als nach Ehre gegeizet.

128. Die güldne Rechenkunſt. Die Römer führten einen großen Staat, und lebten wollüſtig; ja der Reichthum war ihnen auch an ſich unentbehrlich, weil jeder Orden der Bürger ein gewiſſes Vermögen beſitzen mußte: ſo gar, daß einer, der daſſelbe verminderte, auch ſeinen Adel ꝛc. verlohr. Wer auch zu Aemtern in der Republik gelangen wollte, mußte das Volk durch koſtbare Schauſpiele gewinnen, welche oft Tonnen Goldes betrugen. Ja Antonius hatte endlich gar geſagt: niemand wäre reich, als der eine ganze Armee auf eigne Koſten ins Feld ſtellen könnte. Daher war es kein Wunder, daß man die Jugend gleich in den erſten Jahren zur Haushaltung, und folglich zum Rechnen anführete. Dieſes war nun eine ſchlechte Vorbereitung zur Poeſie.

129. Albinus war ein berühmter Wucherer damaliger Zeit, der ſeinen Sohn zu nichts anders, als zum Rechnen anführete. Horaz dankt auch in der VI. Sat. des I. B. daß die großen Hauptleute, Centuriones, es in Rom nicht anders gemacht. Boileau hat in ſeiner ſiebenten Satire dieſe Stelle nachgeahmet.

Noch mehr: Ich habe fünf, und ſetze drey darzu,
Was machts, mein Söhnchen? acht. Ach Kind, wie klug biſt du?
Bey ſolcher feinen Zucht erwachſen unſre Knaben:
Und doch hofft Rom dereinſt Gedichte gnug zu haben,
Darinn der Zeit zu Trotz, das prächtige Latein
Bis auf die ſpäte Welt ſoll unvergänglich ſeyn. (130)
Entweder ein Poet ſucht Nutzen oder Luſt; (131)
Auch beydes liebt er wohl zugleich mit reger Bruſt.
Im lehren ſey man kurz, die nutzerfüllten Sachen,
Gemüthern guter Art nicht gar verhaßt zu machen.
Was überflüßig iſt (132) vergißt man gar zu leicht.
Die Fabel laute ſo, daß ſie der Wahrheit gleicht. (133)
Und fordre nicht von uns, daß man ihr alles gläube.
Man reiße nicht das Kind den Hexen (134) aus dem Leibe,
Die es bereits verzehrt. Die Aelteſten der Stadt, (135)
Verachten ein Gedicht, das nichts geſetztes hat.
Der hohe Ritterſtand (136) mag lauter Ernſt nicht hören.
Der wird vollkommen ſeyn, der theils geſchickte Lehren,
Und theils was liebliches durch ſeinen Vers beſingt;
Zum theil dem Leſer nützt, zum Theil Ergetzung bringt.
Ein ſolch Gedicht geht ab, wird weit und breit verführet;
Bis es dem Dichter gar Unſterblichkeit gebiehret.
Zwar Dichter fehlen auch; (137) und man verzeiht es leicht,
Indem die Seyte doch nicht ſtets den Ton erreicht,

Den

130. **Unvergänglich.** Im Grundterte heißt es, Verſe, die man mit Cedernſaft überſtreichen, und in Cypreſſenholz aufbehalten wird. Der Cederſaft hat eine erhaltende Kraft, weil die Schaben und Motten dasjenige nicht freſſen, was damit gerieben worden. Und die Schachteln von Cypreſſenholz haben eben die Tugend an ſich. Horaz ſpottet der Römer, daß ſie bey ſolcher Zucht, große Poeten zu erziehen hofften. Große Finanziers werden ſehr magere Poeten.

131. **Entweder ꝛc.** Nicht, als wenn es nach Horazens Meynung recht wäre, einige Gedichte zur Luſt, und andere des Nutzens halber zu machen: ſondern, weil einige Poeten dieſes, die andern jenes zum Endzwecke haben. Ein theatraliſcher Poet ſoll ſich beydes vorſetzen: wiewohl es ſcheint, daß er hier nur von Comödien allein reden wolle. Es ſoll alſo ein Comödienſchreiber nicht nur durch lauter Harlekinspoſſen ein Gelächter zu erwecken ſuchen; ſondern ſich auch bemühen, ſeinen Zuſchauern zu nutzen, das iſt, ſie klüger und tugendhafter zu machen.

132. **Ueberflüßig.** Horaz braucht das Gleichniß von einem Gefäße, in welches man mehr gießen will, als es faſſen kann. Wie nun das übrige herunter fleußt, und alſo vergebens verſchwendet iſt; So ſind auch die überflüßigen Lehren umſonſt. Man giebt nicht mehr acht, wenn ſie zu langweilig ſind; und läßt ſie zu einem Ohre hinein, zum andern aber heraus. Das lehrt uns: Die Sittenlehren in theatraliſchen Poeſien müſſen kurz gefaſſet ſeyn, und nicht über ein paar Zeilen austragen. Dieſe Lection gehört für die Poeten, die erbaulich ſchreiben wollen.

133. **Die Fabel.** Dieſe Regel geht diejenigen an, die nur durch ihre Fabeln beluſtigen wollen. Die Wahrſcheinlichkeit iſt dasjenige, was ſie vor allen Dingen beobachten ſollen. Dichten iſt

kein

Digitized by Google

Rem poteris ſeruare tuam. Redit vncia: quid ſit?
Semis. At, haec animos aerugo & cura peculi
Cum ſemel imbuerit; ſperamus carmina fingi
Poſſe linenda cedro, & laeui ſeruanda cupreſſo.

Aut prodeſſe volunt, aut delectare poëtae;
Aut ſimul & iucunda & idonea dicere vitae.
Quidquid praecipies, eſto breuis: vt cito dicta
Percipiant animi dociles, teneantque fideles.
Omne ſuperuacuum pleno de pectore manat.
Ficta voluptatis cauſſa, ſint proxima veris;
Nec quodcunque volet, poſcat ſibi fabula credi:
Neu pranſae Lamiae viuum puerum extrahat aluo.
Centuriae ſeniorum agitant expertia frugis:
Celſi praetereunt auſtera poëmata Rhamnes.
Omne tulit punctum, qui miſcuit utile dulci,
Lectorem delectando, pariterque monendo.
Hic meret aera liber Soſiis: hic & mare tranſit,
Et longum noto ſcriptori prorogat aeuum.

Sunt delicta tamen, quibus ignouiſſe velimus.

Nam

keine Kunſt: Aber ſo dichten, daß es noch einigermaßen gläublich herauskomme, und der Natur ähnlich ſey; das iſt dem Poeten ein Lob.

134. Den Hexen, Lamiae. Die Alten glaubten einen König der Leſtrigonier, Lamius, der Menſchenfleiſch freſſen ſollte. Man ſehe, was Homer in der Odyſſee davon geſchrieben. Daher dichtete man auch eine Königinn, Lamia, die Kinder freſſen muſte. Die Römer machten nachmals eine grauſame Zauberinn daraus, und ſchreckten ihre Kinder damit. Ohne Zweifel hatte etwa ein damaliger Poet eine ſolche Hexe auf die Bühne gebracht, und ihr das verzehrte Kind wieder aus dem Leibe reißen laſſen. Das iſt nun die unglaublichſte Sache von der Welt; ſo groß auch die Macht einer Hexe immermehr angenommen wird.

135. Die Aelteſten. Die anſehnlichſten Männer von reifem Verſtande und ernſthaftem Weſen, mögen kein Schauſpiel ſehen, darinn nichts kluges vorkömmt. Kinderpoſſen und lauter luſtige Schwänke ſchicken ſich für ihre Jahre nicht. Bey uns gehts eben ſo. So lange man lauter italieniſche Burlesken, oder deutſche Poſſenſpiele von Haderlumpen, Dummen Jungen, Petern und Kuchenfreſſern, aufführen wird, ſo lange hat man keine anſehnliche Zuſchauer zu hoffen. Man ſpiele aber ernſthafte Trauerſpiele, und regelmäßige Luſtſpiele, ſo werden die vernünftigſten Männer ſich in den Schauplatz dringen.

136. Der hohe Ritterſtand. Celſi Rhamnes. Die Römer waren vom Romulus in drey Claſſen getheilet worden, davon waren die Rhamnenſer die erſten. Das Wort Celſi machts alſo, daß man nicht den römiſchen Pöbel, ſondern den Adel dadurch verſteht, da man ſonſt das ganze Volk dadurch verſtehen könnte. Die Ritter und Edlen nun, mochten in Rom kein gar zu ernſthaftes Weſen gern hören, ſondern lieb-

Digitized by Google

Den Hand und Ohr verlangt. Es ſoll oft niedrig klingen.
Doch läßt die Laute kaum den Mittelton erzwingen.
Ein Bogen trifft nicht ſtets, wornach er abgezielt.
Allein wenn ein Poet dem Phöbus nachgeſpielt,
Und ſeine Lieder uns faſt durch und durch gefallen,
Denn mag nur hier und da was hartes drunter ſchallen. (138)
Es geht ganz menſchlich zu. Wie leicht iſt es geſchehn.
Daß wir zu ſorglos ſind, und irgend was verſehn!
Was folgt indeſſen draus? Wie wir der Schreiber lachen,
Die, wenn man ſie gleich ſtraft, doch ſtets die Fehler machen,
Davor man ſie gewarnt; und wie ein Leyermann,
Der nur ſein altes Lied auf einer Seyte kann,
Ein Spott der Kinder wird: ſo ſetz ich den Poeten,
Der keinen Ton verſteht, und auf den heiſchen Flöten
Stets falſche Griffe macht, (139) zu jenem Chörilus, (140)
Bey deſſen Verſen ich verwundernd lachen muß,
Wenn er zuweilen noch was leidliches getroffen.
Hingegen ſchmerzt es mich, wann wider Wunſch und Hoffen
Homer einmal entſchläft. (141) Obwohl es leicht geſchieht,
Daß ein ſo langes Werk den Schlummer nach ſich zieht.
Ein Vers iſt Bildern gleich, (142) wo manches uns gefällt,
Wenn mans genau beſieht und nah vor Augen ſtellt;
Indem ſich andre nur von ferne trefflich zeigen.
Dem einen iſt die Nacht und Dunkelheit faſt eigen. (143)

Das

ten was Luſtiges; dergleichen die Comödien waren. Daher folgt, ein Poet müſſe ſich nach allen beyden richten.

137. Zwar Dichter fehlen auch. Poeten ſind auch Menſchen: Daher können ſie leicht fehlen; und verdienen auch, daß man ihnen zuweilen etwas überſieht. Aber ihre Fehler müſſen weder aus Unwiſſenheit, noch aus Nachläßigkeit herkommen, wenn ſie Vergebung hoffen wollen. Die menſchliche Schwachheit und unvermeidliche Nothwendigkeit allein entſchuldiget ſie, wie folgende Verſe zeigen.

138. Hier und da. Die Fehler müſſen ſehr ſelten kommen, wenn man ſie überſehen ſoll. Wo ein Gedichte von Schnitzern wimmelt, da fordert man vergebens ein gelindes Urtheil. Das Schöne muß das Schlechte weit übertreffen, wenn ich einem etwas zu gute halten ſoll. An Opitzen, Dachen und Flemmingen entſchuldige ich viele Fehler wider die Reinigkeit, die ich einem heutigen Stümper hoch anrechne. Das macht, ihre Schriften ſind ſo voller Geiſt und Feuer, als die heutigen voller Schnee und Waſſer.

139. Stets falſche Griffe. Ein Fehler muß nicht vielmal wieder kommen, wenn man ihn überſehen ſoll: Denn wo er oft begangen wird, da zeigt er entweder von ſeines Meiſters Unwiſſenheit oder Nachläßigkeit.

140. Chörilus, der in der LXXV Olympias gelebt, und auf den Sieg der Athenienſer über den Xerxes ein ſo ſchönes Gedichte gemacht, daß man ihm für jede Zeile eine goldene Münze zur Vergeltung gegeben, und befohlen, ſein Werk, nebſt Homero, öffentlich zu leſen. Sondern dieß war derjenige Chörilus, der zu des großen Alexanders Zeiten gelebt, und bey dieſem Prinzen mehr Glück als Verdienſte gehabt. Er muß auch wohl zuweilen ein paar kluge Zeilen mit darunter gemacht haben. Horaz ſpricht ihm dieſes nicht ab. Aber er ſagt,

daß

Nam neque chorda ſonum reddit, quem vult manus, & mens:
Poſcentique grauem perſaepe remittit acutum;
Nec ſemper feriet quodcunque minabitur arcus.
Verum vbi plura nitent in carmine; non ego paucis
Offendar maculis, quas aut incuria fudit,
Aut humana parum cauit natura, quid ergo?
Vt ſcriptor ſi peccat idem librarius vsque,
Quamvis eſt monitus, venia caret; & citharoedus
Ridetur, chorda qui ſemper oberrat eadem:
Sic mihi, qui multum ceſſat, fit Choerilus ille,
Quem bis terque bonum, cum riſu miror; & idem
Indignor, quandoque bonus dormitat Homerus:
Verum opere in longo fas eſt obrepere ſomnum.

Vt pictura, poëſis erit, quae, ſi propius ſtes.
Te capiet magis, & quaedam, ſi longius abſtes.

Haec

daß er darüber lachen müſſe, und ſich verwundre, daß er gleichwohl zuweilen was gutes zuwege gebracht.

141. Homer entſchläft. Man führt dieſe Worte Horatii gemeiniglich verſtümmelt an, da ſie denn eine ganz andre Bedeutung haben. Der Poet will nicht ſagen, daß der gute Homer auch zuweilen fehle: Sondern er will ſagen, daß es ihm leid ſey, wenn der gute Mann einmal was verſehen habe. Es ſchmerzt ihn, daß dieſer große Dichter hier und da was ſchläfriges mit einfließen laſſen. Indignor, quandoque bonus dormitat Homerus. Quandoque heißt hier quoties, nicht interdum. Das iſt ein großes Lob für den Homer. Das Gute iſt bey ihm in großer Menge; die Fehler aber ſind nur in geringer Anzahl zu finden. Und dieſe können noch durch die Größe ſeiner Gedichte entſchuldiget werden.

142. Ein Vers iſt Bildern gleich. Dacier erklärt dieſes auch von lauter guten Gedichten, und meynt, daß mancher guter Vers bey genauer Prüfung Stich halte, ein andrer aber nur obenhin angeſehen werden müſſe: nicht anders, als wie Bilder von gewiſſer Art ihre gewiſſe Stellung oder Entfernung erfordern. Von Gemählden hat dieſes ſeine Richtigkeit: aber von Verſen iſt es ganz anders. Ein Gedichte, das nicht die Prüfung eines Richters aushält, taugt ſo wenig, als das Gold, welches nicht Strich hält. Das Gleichniß Horatii muß von ſolchen Bildern verſtanden werden, die im Dunkeln oder von weitem ſchön zu ſeyn ſcheinen, aber in der That ſchlecht ſind: da hingegen andre deſto mehr Schönheiten zeigen, je länger und genauer man ſie betrachtet.

143 Dem einen iſt die Nacht. Das ſind die ſchönen Werke der Poeten, die bey dem Pöbel ſo viel Beyfall finden; Kennern aber nicht gefallen. Man muß ſie gleichſam nur bey neblichtem Wetter leſen; ſonſt gefallen ſie einem

Das andre liebt den Tag und volles Sonnenlicht,
Und scheuet dergestalt die schärfste Prüfung nicht.
Dieß mag man einmal kaum; und jenes zehnmal leiden,
Denn man erblickt es stets mit neuer Lust und Freuden.
Drum merk, o Piso, dir die güldne Regel an,
Wiewohl des Vaters Wort dich sattsam leiten kann,
Und du schon selber weist die Sachen zu entscheiden:
Man kann in mancher Kunst die Mitelstraße leiden;
Ein Rechtsgelehrter darf nur mittelmäßig seyn,
Ein Redner ebenfalls darf nicht so ungemein,
Als ein Cascellius und ein Messalla sprechen; (144)
Doch hält man beyde werth und wird sich nicht entbrechen,
Sie lobend zu erhöhn. Allein daß ein Poet
Nur mittelmäßig ist und nicht aufs höchste geht: (145)
Das hat kein Musenchor, kein Phöbus zugegeben: (146)
Das wird kein kluger Mensch, kein Bücherkram (147) erheben.
Musiken sonder Kunst und voller Uebelklang,
Ein halbverfaultes Oel und Salben voll Gestank,
Ein herber Honigseim, (148) das Werk der Sarderbienen;
Was werden die zur Lust bey fetten Tafeln dienen?
Wie man nun ohne sie sich leicht behelfen kann;
So sieht man kein Gedicht mit holden Augen an,
Das kein Vergnügen giebt (149) wozu mans doch erfunden,
Als man zum erstenmal das Sylbenmaaß gebunden.
So bald ein matter Vers den Gipfel nicht erreicht,
Bemerkt man daß er sinkt, und in der Tiefe kreucht.
Wer kein Turnier versteht, (150) enthält sich doch der Waffen:
Wer nie den Ball gespielt, hat nichts damit zu schaffen;

Denn

nem nicht. Ich will sagen, man muß einen finstern Verstand haben, wenn man sie bewundern will. Bey dem Lichte einer gesunden Critik verschwinden alle ihre Schönheiten. Daher fürchten auch ihre Urheber nichts mehr, als die Prüfung eines scharfsichtigen Kenners.

144. Cascellius und Messalla, zween große Redner damaliger Zeiten. Dieser hieß Messala Corvinus, dessen Horaz auch in der XXI Ode des III. B. gedenkt, und an den auch Tibullus ein Gedicht geschrieben. Jener heißt Aulus Cascellius, und war zugleich ein gründlicher Rechtsgelehrter, von großem Ansehen: der das Herz gehabt, sich dem Triumvirate Antons, Octavs und des Lepidus zu widersetzen.

145. Nur mittelmäßig. Wenn die Verse nicht schön sind, so taugen sie schon nichts. Und wenn sie weiter nichts guts an sich haben, als daß sie rein und ungezwungen fließen: so sind sie schon schlecht. Daher sieht man, daß so viele Dichter, die eben nicht sehr fehlerhaft bey uns geschrieben, gleich unter die Bank gerathen, und nicht gelesen werden. Das macht, sie sind nur mittelmäßig.

146. Kein Musenchor. Phöbus und seine Schwestern gestehens nicht, daß sie dem Dichter so was schlechtes eingegeben: weil es ihnen zur Schande gereichen würde, nur mittelmäßige Gedichte hervorgebracht zu haben.

147. Bücherkram, Columnae. Es

gab

Digitized by Google

Haec amat obſcurum: volet haec ſub luce videri,
Iudicis argutum quae non formidat acumen.
Haec placuit ſemel; haec decies repetita placebit.
O maior iuuenum, quamuis & voce paterna
Fingeris ad rectum, & per te ſapis; hoc tibi dictum
Tolle memor: certis medium & tolerabile rebus
Recte concedi. Conſultus iuris, & actor
Cauſarum mediocris, abeſt virtute diſerti
Meſſallae, nec ſcit quantum Caſcellius Aulus;
Sed tamen in pretio eſt: mediocribus eſſe poëtis,
Non di, non homines, non conceſſere columnae.
Vt gratas inter menſas ſymphonia diſcors,
Et craſſum vnguentum, & Sardo cum melle papauer
Offendunt; poterat duci quia coena ſine iſtis:
Sic animis natum inuentumque poëma iuuandis,
Si paullum a ſummo diſceſſit, vergit ad imum.
Ludere qui neſcit, campeſtribus abſtinet armis;
Indoctusque pilae, diſciue trochiue quieſcit;

Ne

gab Pfeiler in Rom, wo man die Titel von neuen Büchern anſchlug. Einige meynen, die Poeten hätten ſolches gethan, um bekannt zu machen, wenn und wo ſie ihre neue Gedichte den Liebhabern vorleſen wollten. Aber es iſt wahrſcheinlicher, daß die Buchhändler ſolches gethan; welche gewiß die Poeten nicht lobten, wenn ihre Sachen ſchlecht abgiengen.

148. **Ein herber Honigſeim.** In Sardinien giebt es ſolche bittre Kräuter und Blumen, daß ſelbſt das Honig davon bitter ſchmecken ſoll: Virgil ſchreibt in der VIII. Eclogε. Immo ego Sardois videar tibi amarior herbis.

149. **Das kein Vergnügen giebt.** Eine Sache, die nicht geſchickt iſt, ihre Abſicht zu erreichen, die taugt gewiß nicht. Die Poeſie aber ſoll zum Vergnügen der Menſchen gereichen: alſo wird ſie verwerflich ſeyn, wenn ſie ſolches nicht erweckt.

150. **Turnier.** Ludere hieß bey den Lateinern, alle diejenigen Uebungen mit machen, die auf dem martialiſchen Gefilde, von der römiſchen Jugend unternommen wurden. Dahin gehörte das Reiten, Ringen, Schwimmen, Ballſpielen, Tellerwerfen, der Kräuſel u. d. gl. Das alles heißt hier der Poet campeſtria arma. Ich habe das Wort Turnier gebraucht, weil die alten Spiele uns nicht mehr bekannt ſind. Es läuft aber auf eins hinaus.

Denn wer ſich ſo vergeht, wird häßlich ausgelacht.
Hingegen nimmt man wahr, das jeder Verſe macht, (151)
Der doch die Kunſt nicht kann. Warum nicht? Geld und Titel (152)
Sind ihrer Meynung nach der wahren Dichtkunſt Mittel.
Du zwingſt dich zwar zu nichts, was Pallas dir verſagt; (153)
Das zeigt wie klug du biſt: Doch wenn dein Witz es wagt,
Hinführo auch einmal ein Probeſtück zu dichten:
So laß erſt Tarpens Ohr (154) und deinen Vater richten,
Und mich vielleicht darzu, wie dirs damit geglückt;
Dann werd es noch neun Jahr bedächtig unterdrückt, (155)
So lang es bey dir liegt, iſt leicht was ausgeſtrichen,
Kein Wort kehrt wieder um, ſo bald es dir entwichen.
Von ſchnöder Lebensart, von Mord und Unverſtand
Hat Orpheus, der Poet, die Menſchen abgewandt, (156)
Die wilden Thieren gleich in wüſten Wäldern tobten,
Und nachmals ſeine Kunſt als übermenſchlich lobten.
Drum ſagt man ſonſt, daß er der Tyger Wuth gezähmt,
Der Löwen Raſerey zur Lindigkeit bequemt.
Amphion ebenfalls (157) ſoll durch die Dichtergaben,
Und ſeiner Cither Klang ein Schloß erbauet haben:
Weil auf der Seyten Ton ſich Stein und Holz bewegt
Bis Thebens Mauer ſich freywillig angelegt.
Das war vor grauer Zeit die Weisheit jener Alten (158)
Zu zeigen, was für gut und ſtrafbar ſey zu halten,
Was recht und ſchändlich war, der Unzucht feind zu ſeyn,
Den Beyſchlaf abzuthun, den Ehſtand einzuweihn,

Die

151. Jeder Verſe macht. Liber & ingenuus, das ſind die freyen Römer, und die von Knechten herſtammen. Horaz ſpricht dieſen Leuten nicht die Fähigkeit zur Poeſie ab. Er war ſelbſt der Sohn eines Freygelaſſenen, wie er in einem Schreiben an den Mecänas geſteht. Aber es miſchte ſich in Rom alles in die Poeſie.

152. Geld und Titel. Equeſtrem ſummam nummorum. Wer in Rom 400000 Seſtertien, oder 25000 Kaiſergulden beſaß, der konte in den Ritterſtand kommen. Er mußte aber auch ſonſt von guter Aufführung ſeyn. Weil es nun unter Leuten von dieſem Vermögen und Stande zu Rom viel eingebildete Poeten gab: ſo macht ſich Horaz den Einwurf: Warum ſollte einer, der vom Ritterſtande iſt, und nicht nur reich, ſondern auch wohlgeſittet iſt, nicht ein Poet ſeyn können? Ein recht vortrefflicher Schluß!

153. Du zwingſt. Der Poet redet den jungen Piſo an, und lobt ihn, daß er von dieſem Vorurtheile frey ſey. Gemeiniglich führt man es als eine Regel an: welches außer dem Zuſammenhange wohl angeht; aber im Texte nicht.

154. Tarpens Ohr. Spurius Metius Tarpa, ein ſcharfer Criticus, der nebſt andern vom Auguſt beſtellet war, die Gedichte der damaligen Poeten zu cenſiren. Sie verſammleten ſich in dem Tempel Apollons, der zum Vorleſen poetiſcher Sachen im kaiſerlichen Pallaſte gewidmet war. Dieſe poetiſche Geſellſchaft hat auch nach Auguſts Abſterben noch eine Weile gedauret. Oenuphrius Panvinius erzählt, daß unter Domitians Regierung, ein junger Menſch, L. Valerius Pudens, beſage einer

Ne ſpiſſae riſum tollant impune coronae:
Qui neſcit, verſus tamen audet fingere. Quid ni,
Liber & ingenuus? praeſertim cenſus equeſtrem
Summam nummorum, vitioque remotus ab omni.
Tu nihil inuita dices faciesue Minerua:
Id tibi iudicium eſt, ea mens. Si quid tamen olim
Scripſeris, in Meci deſcendat iudicis aureis,
Et patris & noſtras; nonumque prematur in annum.
Membranis intus poſitis delere licebit,
Quod non edideris: neſcit vox miſſa reuerti.
Silueſtreis homines ſacer, interpresque deorum
Caedibus, & victu foedo deterruit Orpheus;
Dictus ob hoc lenire tigreis, rapidosque leones.
Dictus & Amphion, Thebanae conditor arcis,
Saxa mouere ſono teſtudinis, & prece blanda
Ducere quo vellet. Fuit haec ſapientia quondam,
Publica priuatis ſecernere, ſacra profanis,
Concubitu prohibere vago, dare iura maritis

Oppi-

ner Inſcrivtion, mit einhälligen Stimmen der Richter gekrönet worden: Coronatus eſt inter Poëtas latinos omnibus ſententiis ludicum. Horaz gedenkt dieſes Tarpa auch in der X. Sat. des I. B.

155. Noch neun Jahr. Catullus gedenkt, daß ſein guter Freund Cinna, ſein Gedichte, Smyrna genannt, ſo lange fertig gehabt, ehe ers heraus gegeben. Iſokrates hat über einem Panegyricus 10 Jahre zugebracht. Doch will Horaz nicht, daß aus der Behutſamkeit in der Ausbeſſerung, eine unendliche Arbeit werden ſoll: er will nur der Uebereilung ſteuren, und ſetzt eine beſtimmte Zahl für eine unbeſtimmte.

156. Orpheus. Ein alter Poet, der zu Moſis Zeiten, anderthalb tauſend Jahre vor Chriſti Geburt, gelebt. Die Oden, die man unter ſeinem Namen noch zeiget, ſind nicht von ihm.

157. Amphion. Cadmus hatte Theben erbauet: Etwa dreyßig Jahre nach ihm kam Amphion, der durch ſeine Muſik, Poeſie und Beredſamkeit es ſo weit brachte, daß die Einwohner eine Mauer um die Stadt baueten, ja auch ein feſtes Schloß anlegten.

158. Die Weisheit ꝛc. Die erſten Poeten waren eigentlich Weltweiſe und kluge Staatsleute, inſoweit es ihre Zeiten zuließen. Sie bedienten ſich nur der Poeſie, zu ihrem Zwecke zu gelangen, und die widerſpenſtigen Gemüther dadurch zu bändigen. Ihre Abſicht war, das wilde Volk die natürlichen Geſetze der Vernunft, oder das Recht der Natur zu lehren, und es zum geſellſchaftlichen Leben anzuführen. Kurz, die Poeten waren die erſten Philoſophen,

Digitized by Google

Die Städte zu erbaun, Geſetze vorzuſchreiben:
So mußte Ruhm und Preis den Dichtern eigen bleiben.
Tyrtäus (159) und Homer hat nachmals dargethan.
Wie muthig ein Gedicht zum Streite machen kann,
Man hat, was künftig war, in Verſen angezeiget (160)
Des Lebens Pflicht gelehrt, der Fürſten Herz geneiget,
Das Luſt- und Trauerſpiel erdacht und ausgeſchmückt,
Daran ſich das Gemüth nach langer Müh erqvickt.
Drum ſchäme dich nur nicht der Muſen lauten Chören,
Und was Apollo ſingt, o Piſo zuzuhören.
Man fragt, ob Kunſt und Fleiß den Dichternamen bringt (161)
Und ob es nicht vielmehr durch die Natur gelingt?
Doch ich kann weder ſehn, was Fleiß ohn alle Gaben,
Noch Gaben ohne Fleiß für Nutz und Vortheil haben.
Eins hilft dem andern auf, Natur und Kunſt ſtimmt ein;
Und beydes wird alſo dem Dichter nöthig ſeyn.
Wer das erwünſchte Ziel im Laufen will ereilen,
Der thut und duldet viel, und ſchwitzt und friert zuweilen,
Vermeidet Lieb und Wein. Ja wenn an Phöbus Feſt
Ein Pfeifer ſeinen Ton vor andern hören läßt:
So hat er längſt zuvor die ſchwere Kunſt gefaſſet,
Und iſt in ſtrenger Zucht gar oft vor Furcht erblaſſet.
Doch itzo iſts genug, wenn jemand ſelber ſpricht:
Ich dichte trefflich ſchön (162) zum mindſten darf ich nicht
Der allerletzte ſeyn; (163) vielweniger geſtehen,
Ich hätt es nicht gelernt, den Regeln nachzugehen.
So wie der Mäkler ſonſt das Volk, das ihn umringt,
Zu der verlegnen Waar in einen Klumpen zwingt:
So lockt ein Dichter oft die Schmeichler ſeiner Künſte,
Weil er begütert iſt, zum ſchändlichſten Gewinſte (164)

Wer

Rechtsverſtändigen und Gottesgelehrten.

159. Tyrtäus war ein kleiner, lahmer und pucklichter Schulmeiſter zu Athen. Die Athenienſer ſchickten ihn aus Spott den Lacedämoniern zum Feldherrn wider die Meſſenier; weil ſie auf Befehl des Orakels einen General aus Athen holen ſollten. Er verlohr anfänglich etliche Schlachten, zuletzt aber las er an der Spitze ſeiner Armee, derſelben ein ſo bewegliches Gedichte von ſeiner Arbeit vor, daß ſie von neuem ein Herz faßten, die Meſſenier angriffen und überwanden.

160. Was künftig war. Horaz zielt auf die Orakel, die man in dieſem andern Alter der Poeſie in Verſen zu geben angefangen, da ſie vorher nur proſaiſch geantwortet hatten.

161. Man fragt. Nichts iſt bey jungen Leuten gewöhnlicher, als dieſe Frage: zumal, wenn ſie hören, daß die Poeten nicht gemacht, ſondern gebohren werden. Haben ſie nun etwa ein gutes Naturel zum Reimen: ſo bilden ſie ſich ein, ſie brauchten nun keiner beſchwerlichen Regeln mehr; als die doch ohnedieß keinen Poeten machten. Sie ſchreiben alſo in den Tag hinein, und dichten auf ein gerathe wohl. Alle ihre Einfälle müſſen gut, und alle Fehler lauter Orakel

Oppida moliri, leges incidere ligno.
Sic honor, & nomen diuinis vatibus, atque
Carminibus venit. Poſt hos inſignis Homerus
Tyrtaeusque, mares animos in Martia bella
Verſibus exacuit: dictae per carmina ſortes;
Et vitae monſtrata via eſt: & gratia regum
Pieriis tentata modis, ludusque repertus,
Et longorum operum finis: ne forte pudori
Sit tibi Muſa lyrae ſollers, & cantor Apollo,

Natura fieret laudabile carmen, an arte?
Quaeſitum eſt: ego nec ſtudium, ſine diuite vena,
Nec rude quid proſit video ingenium; Alterius ſic
Altera poſcit opem res, & coniurat amice.
Qui ſtudet optatam curſu contingere metam,
Multa tulit fecitque puer: ſudavit, & alſit
Abſtinuit Venere & vino. Qui Pythia cantat
Tibicen, didicit prius, extimuitque magiſtrum.
Nunc ſatis eſt dixiſſe: Ego mira poëmata pango:
Occupet extremum ſcabies; mihi turpe relinqui eſt,
Et quod non didici, ſane neſcire fateri.

Vt praeco, ad merceis turbam qui cogit emendas,
Aſſentatores iubet ad lucrum ire poëta;
Diues agris, diues poſitis in foenore nummis.

Si

kel ſeyn. Andre, die kein Fünkchen natürlichen Witz beſitzen, wollen alles aus Regeln lernen. Aber beyde fehlen, und Horaz hilft ihnen zurechte.

162. Ich dichte trefflich ſchön. Die ſchlimmen Poeten krönen ſich immer am erſten, und loben ſich fleißig. Sie haben Urſache dazu, denn andre wollen es nicht thun. Der eine meynt, in Scherzgedichten ſey er glücklich; der andre ſagt, ſeine Stärke ſey in Satiren; der dritte hält ſich in Lobgedichten für einen Meiſter u. ſ. w. Daher halten ſie es für überflüßig, die Regeln der Alten zu leſen, oder ſonſt Lehren anzunehmen.

163. Der allerletzte ſeyn. Wer ſich lange mit Regeln aufhält, der bleibt hinten, und kann nicht ſo geſchwinde ganze Bände, mit ſeinen Gedichten angefüllet, herausgeben. Andre kommen ihm zuvor, und werden eher Poeten: daher hat er keine Zeit, die Kunſt recht zu faſſen. Man wird es auch ohne dieß wohl glauben müſſen, daß er ſie verſtanden habe: es mag ſich ſonſt um die Regeln bekümmern, wer da will.

164. So lockt. Horaz kömmt hier auf ein andres nöthiges Stücke. Natur und Kunſt iſt noch nicht genug. Ein Poet muß auch gute Freunde haben, die ſeine Gedichte ſcharf beurtheilen. Daran fehlt es nun den reichen Poeten, und denen

Wer nun ein Gaſtmahl giebt und wohl bewirthen kann,
Für Schuldner Bürge wird, und manchen armen Mann,
Der in Proceſſen ſteckt, vermögend iſt zu retten;
Von dem erkühn ich mich ohn alle Scheu zu wetten:
Für Liebe zu ſich ſelbſt erkennt er ſelber nicht,
Des wahren Freundes Wort, und was ein Heuchler ſpricht.
Wenn du einmal tractirſt; ſo zeige nur dein Blatt
Dem Gaſte nicht alsdann, wenn er getrunken hat,
Voll Wein und Freuden iſt. Sonſt wird er ſich nicht ſcheuen:
Vortrefflich, ungemein! auf jedes Wort zu ſchreyen.
Er wird entzücket ſtehn; ein heißer Thränenguß
Wird aus den Augen thaun; und ſein geſtampfter Fuß
Wird tanzend luſtig ſeyn. Denn ſo wie bey den Leichen
Die nächſten Erben faſt den Klageweibern weichen,
Die man für Geld gedingt, zu heulen und zu ſchreyn:
So wird ein Spötter auch weit mehr gerühret ſeyn (165)
Als Freunde guter Art, die deiner Dichtkunſt Proben
Vernünftig eingeſehn, und mit Verſtande loben.
Man ſagt, daß Könige zum Trunke zwingen ſollen,
Wenn ſie der Diener Herz und Art erforſchen wollen;
Bevor ſie ſich vertraun. Machſt du nun ein Gedicht,
So traue doch durchaus den ſchlauen Schmeichlern nicht.
Ihr glatter Fuchspelz deckt ein hinterliſtig Weſen (166)
So oft man dem Quintil (167) was pflegte vorzuleſen,
So ſprach er: Aendre dieß, und jenes beßre noch.
Ich kann nicht ſagte man; und gleichwohl hab ichs doch
Mehr als einmal verſucht. So muß die Zeile weichen (168)
War ſein gewohnter Rath; ſie iſt leicht auszuſtreichen:
Dann muſtre deinen Vers und ſetz an ſeiner ſtatt
Was beſſers an den Ort, wo er geſtanden hat.
Vertheidigte man ſich und blieb bey ſeinen Grillen: (169)
So ſprach er weiter nichts, um ſolches Dünkels willen;

Und

denen, die bey Hofe viel zu bedeuten ſcheinen. Jedermann ſcheuet ſich, ihnen die Wahrheit zu ſagen: Das macht, ſie tractiren ihre Schmeichler gut, oder machen ihnen viel Verheißungen und Luftſchlöſſer: Und aus Erkenntlichkeit lobet man ſie dafür. Dahin gehört das Gleichniß von dem Mäkler.

165. Ein Spötter. Man kann die Heuchler faſt an der Verwegenheit ihrer Lobſprüche kennen. Wenn der vernünftige Richter ſagt, ein Gedichte ſey hübſch und wohlgerathen: So nennt es der Schmeichler unvergleichlich, unverbeſſerlich. Das mäßige Lob eines ſcharfen Kenners, ja nur der bloße Beyfall eines Kunſtrichters vergnüget mich weit mehr, als der entzückte Ausruff eines Unverſtändigen, und die verſtellte Bewunderung eines eigennützigen und falſchen Freundes.

166. Fuchspelz. Animi ſub vulpe latentes. Horaz zielt hier ohne Zweifel auf die Fabel vom Fuchſe und Raben, der den Käſe geſtohlen hatte.

167. Quintil. Dieß iſt Quintilius Varius

Si vero eſt, vnctum qui recte ponere poſſit,
Et ſpondere leui pro paupere, & eripere atris
Litibus implicitum: mirabor, ſi ſciet inter-
Noſcere mendacem verumque beatus amicum.

Tu ſeu donaris, ſeu quid donare voles cui,
Nolito ad verſus tibi factos ducere plenum
Laetitiae: clamabit enim, pulchre, bene, recte!
Palleſcet ſuper his; etiam ſtillabit amicis
Ex oculis rorem; ſaliet, tundet pede terram.
Vt qui conducti plorant in funere, dicunt
Et faciunt prope plura, dolentibus ex animo: ſic
Deriſor vero plus laudatore mouetur.

Reges dicuntur multis vrgere cululis,
Et torquere mero, quem perſpexiſſe laborent,
An ſit amicitia dignus? Si carmina condes,
Nunquam te fallant animi ſub vulpe latentes.
Quinctilio ſi quid recitares: Corrige, ſodes,
Hoc, aiebat, & hoc. Melius te poſſe negares,
Bis, terque expertum fruſtra; delere iubebat,
Et male tornatos incudi reddere verſus.
Si defendere delictum, quam vertere, malles:
Nullum ultra verbum, aut operam inſumebat inanem,

Quin

Varius, der dritte Hofpoet des Kaiſers Auguſti, ein guter Freund Virgils und Horazens. Er war ſchon geſtorben, als dieſer ſeine Dichtkunſt ſchrieb, denn wir finden eine Ode auf ſeinen Tod L. 1. Od. 24. Drum redet Horaz von ihm in der vergangenen Zeit. So pflegte ſich ein römiſcher Poet des andern Beurtheilung zu unterwerfen. Varius cenſirte den Virgil und Horaz, und dieſe ihn wieder: daher wurden ſie ſo vollkommen. Bavius und Mävius waren für ſich allein klug, und ließen ſich nicht cenſiren: darum blieben ſie Stümper.

168. So muß die Zeile weichen. Das iſt eine ſcharfe Cenſur. Viele meynen, wenn ſie eine ſchlechte Stelle ihrer Gedichte nicht ausbeſſern können, wiewohl ſie alle ihre Mühe daran gewandt: ſo ſey es ſchon genug. Sie halten ſich nunmehr ſchon für berechtiget, ſie, ſo ſchlecht ſie iſt, ſtehen zu laſſen. Allein vergebens! Es iſt noch ein Mittel übrig. Man ſtreiche ſie gar aus! Ja, ſpricht man, es iſt gleichwohl ein ſchöner Gedanke! Umſonſt, wenn der Vers nicht

auch

Und ließ den Affen gehn, der seine Jungen liebt,
Wenn ihm gleich sonst kein Mensch den mindsten Beyfall giebt.
So machts ein kluger Mann, (170) er tadelt matte Zeilen,
Verwirft ein hartes Wort, bemerkt auch wohl zuweilen,
Am Rande wo der Vers was ungeschicktes zeigt.
Er meistert allen Schmuck der gar zu prächtig steigt.
Was unverständlich ist, daß heißt er klärer machen,
Bestraft den Doppelsinn und wird in allen Sachen
Ein andrer Aristarch. (171) Er fragt nicht kummervoll,
Warum er einen Freund um nichts verscherzen soll?
So schlecht dieß alles scheint, so wirkt es doch zu Zeiten,
In Wahrheit, etwas mehr, als schlechte Kleinigkeiten, (172)
Dein schmeicheln macht ihn stolz, dein höflicher Betrug
Bläst einen Dichter auf: so wird er nimmer klug.
Und wie man Leute fleucht, die sich die Krätze schaben,
Die Gelbsucht, Raserey, und Mondenkrankheit haben;
So wird ein kluger Mensch, vor tollen Dichtern fliehn,
Die Knaben werden ihn, zum Hohngelächter ziehn:
Nur von der dummen Schaar, der Witz und Vorsicht fehlet,
Wird er der kleinen Zahl der Dichter beygezählet.
Wie sonst ein Vogler oft, wenn er nach Amseln stellt,
Aus Unvorsichtigkeit in Brunn und Grube fällt:
So stürzt sich ein Poet, der hohe Verse speyet,
Oft selber in Gefahr. Gesetzt nun, daß man schreyet:
Ihr Leute! rettet, helft! Ist doch kein Mensch zu sehn.
Wer weis auch in der That, obs nicht mit Fleiß geschehn?
Und ob er auch einmal, wenn man ihm helfen wollte,
Das zugeworfne Seil, mit Dank ergreifen sollte?
Er kömmt mit Willen um. Ich spreche nicht zu scharf.
Wie sich Empedokles (173) in Aetnens Klüfte warf,
Als ihm das kalte Blut so melancholisch worden,
Daß er dadurch verhofft zum hohen Götterorden,

Sich

auch schön ist. Man setze einen an die Stelle, der noch schöner ist, und doch wohl klappt. Ein Poet muß keine Affenliebe gegen seine Einfälle haben.

169. Vertheidigte man sich. Gewisse Leute bitten einen um seine Censur. Man entschuldigt sich anfangs, man lobt sie, man will nicht daran. Allein umsonst: sie lassen nicht nach. Endlich gehorcht man ihnen, und erinnert bald hie, bald da etwas. Aber was hilfts? Sie wissen alles besser. Man sage, was man will: sie ändern dennoch nichts. Was man tadelt, das bewundern sie desto mehr, und es stecken allezeit verborgene Schönheiten in ihren Fehlern. Was ist da zu thun? Man mache es, wie Varius gethan, und lasse die Affen gehn.

170. So machts. Dieß ist eine schöne Stelle für poetische Gesellschaften und andere Kunstrichter. Sie haben dreyerley Pflichten zu beobachten. Sie müssen verbessern, ausmustern und hinzusetzen.

171. Aristarch. Das war ein gro-

ßer

Quin ſine riuali teque & tua ſolus amares.
Vir bonus & prudens verſus reprehendet inerteis,
Culpabit duros, incomtis allinet atrum
Transverſo calamo ſignum, ambitioſa recidet
Ornamenta, parum claris lucem dare coget,
Arguet ambigue dictum, mutando notabit:
Fiet Ariſtarchus. Nec dicet: Cur ego amicum
Offendam in nugis? haec nugae ſeria ducent
In mala, deriſum ſemel exceptumque ſiniſtre.
Vt mala quem ſcabies aut morbus regius vrget,
Aut fanaticus error, & iracunda Diana:
Veſanum tetigiſſe timent fugiuntque poëtam,
Qui ſapiunt; agitant pueri, incautique ſequuntur.

Hic, dum ſublimeis verſus ructatur, et errat,
Si veluti merulis, intentus decidit auceps
In puteum, foueamue: licet, Succurrite, longum
Clamet, io ciues; non ſit, qui tollere curet.
Si quis curet opem ferre, et demittere funem:
Qui ſcis, an prudens huc ſe deiecerit, atque
Seruari nolit? Dicam, ſiculique poëtae
Narrabo interitum. Deus immortalis haberi
Dum cupit Empedocles, ardentem frigidus Aetnam

Inſiluit

ßer Criticus, der zu den Zeiten Ptolomäi Philadelphi gelebt. Er hat vier und zwanzig Bücher, Erklärungen über den Homer, Ariſtophanes und andre griechiſche Poeten geſchrieben. Es iſt Schade, daß dieſelben verlohren worden. Er hat eine ſo ſcharfe Beurtheilungskraft im Beurtheilen gewieſen, daß man ihn einen Propheten genennet; weil ihm das verborgenſte klar und entdeckt geſchienen.

172. Mehr als Kleinigkeiten. Dieß iſt ſehr vernünftig geſprochen. Kleine Dinge ziehen vielmal was Großes nach ſich. Die Schmeicheley gegen einen Poeten macht ihn ſtolz. Der Stolz lehrt ihn hernach alles andre verachten, ja er ſelbſt wird bey Kennern auslachens würdig. Das ärgſte iſt, daß ſolche Leute hernach gar aufhören, Lehre anzunehmen. Sie halten ſich ſchon für vollkommen: darum wollen ſie ſich nicht mehr beſſern, wenn ſie gleich könnten.

173. Empedokles. Ein Weltweiſer und Poet in Sicilien, der noch vorm

Aet-

Inſiluit. Sit ius, liceatque perire poëtis.
Inuitum qui ſeruat, idem facit occidenti.
Nec ſemel hoc fecit, nec ſi retractus erit, iam
Fiet homo, et ponet famoſae mortis amorem.
Nec ſatis apparet, cur verſus factitet; vtrum
Minxerit in patrios cineres, an triſte bidental
Mouerit inceſtus? certe furit, ac velut urſus,
Obiectus caueae, valuit ſi frangere clathros,
Indoctum doctumque fugat recitator acerbus.
Quem vero arripuit, tenet occiditque legendo,
Non miſſura cutem, niſi plena cruoris, hirudo.

Sich ſelber zu erhöhn: So geht es hier wohl an.
Man laß es ihm denn zu, daß er verderben kann,
Wer wider Willen hilft, wird ſchlechten Dank erwerben,
Drum laſſe man getroſt den tollen Dichter ſterben,
Es iſt ſein erſtes nicht, daß er nach Unglück ringt; (174)
Und wenn man ihn gleich itzt mit Fleiß zurechte bringt,
So wird er darum doch die Thorheit nicht verlaſſen,
Vielweniger den Weg zum Untergange haſſen.
Man ſieht auch endlich nicht, warum ein böſer Geiſt,
Poeten ſolcher Art zum Verſemachen reißt.
Ob ſie des Vaters Grab (175) durch ihren Koth entweihet?
Ob ſie kein Heiligthum in ihrer Wuth geſcheuet? (176)
Ob ihre Frevelthat der Götter Haus befleckt?
Das weis ich, ſie ſind toll; und wie ein Bär uns ſchreckt,
Wenn er des Kerkers Schloß und Riegel durchgebrochen;
So flüchtet alles weg, wenn ſie ein Wort geſprochen.
Denn wer ergriffen wird, daß er ſie hören muß,
Der kömmt ſo bald nicht los, und ſtirbt faſt vor Verdruß:
Weil ſie, den Egeln gleich, nicht eh die Haut verlaſſen,
Bis ſie nicht fähig ſind, mehr Blut in ſich zu faſſen.

Ariſtoteles gelebt, und ein poetiſches Werk von der Naturlehre geſchrieben hat; wie nachmals Lucretius im Lateiniſchen gethan. Man beſchuldigt den Empedokles, daß er gern vergöttert worden wäre, weswegen er in den feuerſpeyenden Berg Aetna geſprungen, damit man nicht wiſſen könnte, wo er hingekommen, und alſo ſchließen möchte, er wäre gen Himmel gefahren. Allein, ſeine Pantoffeln, die er entweder oben gelaſſen, oder die vom Feuer ausgeworfen worden, haben die Art ſeines Endes verrathen.

174. Nach Unglück ringt. Die römiſchen Poeten machten ſich durch ihre, obwohl theatraliſche Stücke, überaus viel Feinde, und kamen zuweilen mit ihrer handgreiflichen Satire in Comödien ſehr übel an.

175. Des Vaters Grab. Die Gräber der Alten waren heilig, und durften durch nichts unreines befleckt werden. Im Lateiniſchen heißt es zwar, ob er ſeinen Urin in die Aſche ſeines Vaters gelaſſen; weil man nämlich die römiſchen Todten verbrannte. Allein es läuft auf eines hinaus.

176. Kein Heiligthum. Triſte bidental. Dieſes war ein vom Donner getroffener Ort, von welchem man viel Weſens in Rom machte. Man umzäunte ihn rings umher, und es mußte ſich demſelben niemand nähern, vielweniger die Grenzen deſſelben verrücken. Dergleichen große Uebelthaten nun vermuthet Horaz von ſolchen Poeten, die gleichſam zur Strafe, von den Göttern mit der Reimſucht heimgeſuchet würden, weil man ſonſt nicht abſehen könnte, warum ſie Verſe machten.

Ver-

Versuch
einer
Kritischen Dichtkunst.
Erster
allgemeiner Theil.

Digitized by Google

Das I. Capitel.

Vom Ursprunge und Wachsthume der Poesie überhaupt.

1. §.

Wenn das Alterthum einer Sache ein Ansehen geben oder ihr einen besondern Werth beylegen kann: so ist gewiß die Poesie eine von den wichtigsten freyen Künsten, ja der vornehmste Theil der Gelehrsamkeit. Sie ist so alt, daß sie auch vor der Sternwissenschaft hierinn den Vorzug behaupten kann; die doch von den uralten Chaldäern, bald nach der Sündfluth, oder wie andre meynen, erst von den Aegyptern, eifrig getrieben worden. Und das ist kein Wunder. Die Astronomie hat ihren Ursprung außer dem Menschen, in der sehr weit entlegenen Schönheit des Himmels: die Poesie hergegen hat ihren Grund im Menschen selbst, und also geht sie ihn weit näher an. Sie hat ihre erste Quelle in den Gemüthsneigungen des Menschen. So alt also diese sind, so alt ist auch die Poesie: und wenn sie ja noch einer andern freyen Kunst weichen soll, so wird sie bloß die Musik, so zu reden, für ihre ältere Schwester erkennen.

2. §. Einige wollen behaupten, daß die allererſten Menschen das Singen von den Vögeln gelernet haben. Es kann solches freylich wohl nicht ganz und gar geleugnet werden; vielmehr hat es eine ziemliche Wahrscheinlichkeit für sich.

Leute, die im Anfange der Welt mehr in Gärten oder angenehmen Luſtwäldern, als in Häuſern wohnten, mußten ja täglich das Gezwitſcher ſo vieler Vögel hören, und den vielfältigen Unterſcheid ihres Geſchreyes wahrnehmen. Von Natur waren ſie, ſowohl als unſre kleineſte Kinder, uns Erwachſene ſelbſt nicht ausgenommen, zum Nachahmen geneigt: daher konnten ſie leicht Luſt bekommen, den Geſang desjenigen Vogels, der ihnen am beſten gefallen hatte, durch ihre eigene Stimme nachzumachen; und ihre Kehle zu allerley Abwechſelungen der Töne zu gewöhnen. Diejenigen, welche vor andern glücklich darinn waren, erhielten den Beyfall der andern: und weil man ſie gern hörete, ſo legten ſie ſich deſto eifriger auf dergleichen Melodeyen die gut ins Gehör fielen; bis endlich dieſe vormalige Schüler des wilden Gevögels, bald ihre Meiſter im Singen übertrafen.

3. §. Allein es iſt nicht nöthig, auf ſolche Muthmaßungen zu verfallen. Der Menſch würde, meines Erachtens, geſungen haben, wenn er gleich keine Vögel in der Welt gefunden hätte. Lehrt uns nicht die Natur, alle unſere Gemüthsbewegungen, durch einen gewiſſen Ton der Sprache, ausdrücken? Was iſt das Weinen der Kinder anders, als ein Klagelied, ein Ausdruck des Schmerzens, den ihnen eine unangenehme Empfindung verurſachet? Was iſt das Lachen und Frohlocken anders, als eine Art freudiger Geſänge, die einen vergnügten Zuſtand des Gemüthes ausdrücken? Eine jede Leidenſchaft hat ihren eigenen Ton, womit ſie ſich an den Tag legt. Seufzen, Aechzen, Dräuen, Klagen, Bitten, Schelten, Bewundern, Loben, u. ſ. w. alles fällt anders ins Ohr; weil es mit einer beſondern Veränderung der Stimme zu geſchehen pflegt. Weil man nun angemerket hatte, daß die natürlich ausgedrückten Leidenſchaften, auch bey andern, eben dergleichen zu erwecken geſchickt wären: ſo ließen ſichs die Freudigen, Traurigen, Zürnenden, Verliebten u. ſ. w. deſtomehr angelegen ſeyn, ihre Gemüthsbeſchaffenheit auf eine bewegliche Art an den Tag zu legen, um dadurch auch andre, die ihnen zuhöreten, zu rühren; das iſt, ihnen etwas vorzuſingen.

4. §.

Digitized by Google

4. §. Wie nun bisher erwähnter maßen, auch bloße Stimmen die innerlichen Bewegungen des Herzens ausdrücken, indem z. E. die geſchwinde Abwechſelung wohl zuſammen ſtimmender ſcharfer Töne luſtig, die langſame Abänderung gezogener und zuweilen übellautender Töne traurig klinget, u. ſ. f: ſo iſt es doch leicht zu vermuthen, daß man nicht lange bey bloßen Stimmen oder Tönen im Singen geblieben ſeyn, ſondern auch bald gewiſſe Worte dabey wird ausgeſprochen haben. Man hört es freylich auch auf muſikaliſchen Inſtrumenten ſchon, ob es munter oder kläglich, trotzig oder zärtlich, raſend oder ſchläfrig klingen ſoll: und geſchickte Virtuoſen wiſſen ihre Zuhörer, bloß durch ihre künſtliche Vermiſchung der Töne, zu allen Leidenſchaften zu zwingen. Allein es iſt kein Zweifel, daß Worte, die nach einer geſchickten Melodie geſungen werden, noch viel kräftiger in die Gemüther wirken.

5. §. Sonderlich muß man dieſes damals wahrgenommen haben, als die Geſangweiſen ſo vollkommen noch nicht waren, als itzo, da die Muſik aufs höchſte geſtiegen iſt. Es war alſo ſehr natürlich, daß die erſten Sänger den Anfang machten, anſtatt unvernehmlicher Töne, verſtändliche Sylben und deutliche Wörter zu ſingen. Dadurch konnten ſie dasjenige, was ſie bey ſich empfunden hatten, deſto lebhafter ausdrücken, ihre Gedanken ausführlicher an den Tag geben, und bey ihren Zuhörern den gewünſchten Endzweck erreichen. Abgeſungene Worte, die einen Verſtand in ſich haben, oder gar einen Affect ausdrücken, nennen wir Lieder; oder, welches gleich viel iſt: ein Lied iſt ein Text, der nach einer gewiſſen Melodie abgeſungen werden kann. Die Geſänge ſind dergeſtalt die älteſte Gattung der Gedichte, und die erſten Poeten ſind Liederdichter geweſen.

6. §. Man kann ſich aber leicht einbilden, wie dieſe erſten Oden mögen geklungen haben. Alle Dinge ſind anfänglich rauh und grob, oder doch voller Einfalt. Die Zeit beſſert alles aus; die lange Uebung in einer Kunſt bringt ſie endlich zu größerer Vollkommenheit: nur findet ſich der Auspuß oft ſehr ſpät, wenn gleich die Sache ſelbſt

erfunden gewesen. Ich stelle mir die neuerfundenen Lieder nicht anders vor, als die Evangelien, das Vater Unser und andre in ungebundner Rede abgefaßte Lieder, die man noch itzo an vielen Orten singet; nämlich die Litaney, den Lobgesang Mariä, die Collecten u. d. m. Sätze von ungleicher Größe, ohne eine regelmäßige Abwechslung langer und kurzer Sylben; ja so gar ohne alle Reime, waren bey den ersten Sängern schon eine Poesie. Die Psalmen der Hebräer, das Lied Mosis, der Gesang, den Mirjam beym Durchgange durchs rothe Meer angestimmet; u. a. m. können uns davon sattsam überzeugen. So mühsam sich einige Gelehrten mit dem Hieronymus haben angelegen seyn lassen, in diesen alten hebräischen Liedern ein gewisses Sylbenmaaß zu finden; so leicht wird doch ein jeder Unparteyischer sehen, daß alle ihre Arbeit vergebens gewesen. Sie haben es mehr hinein gezwungen, als darinn gefunden; und es ist weder wahrscheinlich noch nöthig, daß die Poesie der ältesten Nationen eben die Zierde und Vollkommenheit gehabt haben muß, als sie nachmals bey den Griechen und Römern erlanget. Man hält es also billig mit Jos. Scaligern, der in seinen Anmerkungen über den Eusebius schreibt: „Die hebräische Sprache ist durchaus nicht „auf die Regeln des griechischen oder lateinischen Sylbenmaa„ßes zu bringen; wenn man gleich Himmel und Erde durch „einander mischen wollte. Man weis, daß der Engländer, der kürzlich von dem Sylbenmaaße der Psalmen neue Entdeckungen gemacht zu haben, vorgegeben, nichts besonders geleistet. Zum wenigsten hat ers nicht erweislich gemacht, daß es so sorgfältig, als bey den Lateinern und Griechen eingerichtet gewesen.

7. §. Selbst die ersten Poeten unsrer Vorfahren habens nicht besser zu machen gewußt. In Schweden hat man in der Edda solche Ueberbleibsel alter Lieder, wo weder Sylbenmaaß noch Reime gefunden werden. Morhof im Unterrichte von der deutschen Sprache auf der 268. Seite führt folgendes an:

Latur

Latur ſa er hakon heitir
Han rakir lid bannat
Jord kan frelſa findum
Fridroß kongar oßa
Sialfur rädr alt och Elfar
Eira ſtillir amilli
Gramur ofgifft ad fremri
Gandwikz Jofur Landi

Imgleichen hat Schilter in der Vorrede zu Ottfrieds Evangelio 10. §. T. 1. Theſ. Antiqu. Germ. dieſe Probe gegeben:

Fe ock fierwi
Ränſi firthakind
Sa himm grimmi Greppur
Yfr tha Gautu
Er han warthathi
Nathi einginn kwikur komaſt.

Daß dieſe alte Schwediſche Sprache wo nicht eine Mutter, wie Rudbek in ſeiner Atlantica, nebſt andern Schweden behaupten wollen, doch zum wenigſten eben ſowohl eine Tochter der Scythiſchen, und alten Celtiſchen geweſen ſey, als unſre Deutſche, die daher ihren Urſprung hat; das zeigen ſo viele Wörter, die in dieſen beyden Proben, an Verſtand und Buchſtaben mit unſern heutigen übereinkommen: wenn man nur die an oberwähnten Orten befindliche lateiniſche Ueberſetzung zu Hülfe nimmt, und ſonderlich der plattdeutſchen Mundart mächtig iſt. Z. E. **lid** heißt leiten, **bannat** verbannet, **kan** iſt völlig kann; **Fridroß** Friedensbruch oder Riß; **Kongar**, König; **ſialfur**, ſelber; **alt**, alles; **och**, auch; **ad**, und; **landi**, land. Und in dem andern heißt **ok** auch, **firthakind**, Menſchenkind, **grimmi**, grimmige, **yfr**, über, **tha**, die, **warthathi**, bewahrete, **einginn**, einiger, **komaſt**, kommeſt. Doch dieſes nur beyläufig.

8. §. Fragen wir alſo, worinn die damalige Poeſie der Alten denn eigentlich beſtanden? ſo müſſen wir ſie, im Abſehen auf das Aeußerliche, bloß in der ohngefähr getroffenen Gleichheit der Zeilen ſuchen. Es traf ſich irgend ſo, daß die kurzen Abſchnitte der Rede, oder die kleinen Theile der Lieder, faſt

faſt einerley Anzahl der Sylben hatten. Doch gieng es damit ſo genau nicht zu. Es kam ihnen darauf nicht an, ob die eine Zeile etliche Sylben mehr oder weniger hatte, als die andre. Die Geſchwindigkeit des Singens verkürzte die langen, und die Langſamkeit der Ausſprache verlängerte die kurzen; ſo, daß ſie ſich ſo ziemlich zur Melodie ſchicketen. Wir können uns dieſes noch heute zu Tage an alten geiſtlichen Geſängen, imgleichen an den Liedern der Bergleute vorſtellen; die es auch ſo genau nicht nehmen, und die Zeilen ihrer Verſe gleichſam nur mit einem Hölzchen abzumeſſen pflegen. Und wenn ſie ſich von der ungebundenen Rede noch in ſonſt was unterſchieden haben; ſo muß es bloß in den erhabenen Gedanken und dem edlen Ausdrucke derſelben, in prächtigen Figuren, Fabeln, Gleichniſſen und ſchönen Redensarten geſucht werden: wie ſolches aus der morgenländiſchen Poeſie zu erſehen iſt.

9. §. Solche Lieder nun wird man geſungen haben, als Jubal allerley muſikaliſche Inſtrumente erfunden; und als Laban dem Jacob ſagte: daß er ihn mit Freuden, mit Singen, mit Pauken und Harfen hätte begleiten wollen. Dergleichen Lieder haben Mirjam, Moſes, und nachmals Debora geſungen. Dergleichen Lieder haben auch David, Aſſaph, Salomo, Jeremias und viele andere gedichtet; ja die ganze hebräiſche Poeſie weis von keinen andern: ſo daß es lächerlich iſt, wenn Joſephus ſchreibet, das Buch Hiob ſey in Hexametern geſchrieben. In ſolchen Verſen haben auch ohne Zweifel Linus, Muſeus, Orpheus und Amphion in Griechenland noch geſungen, die doch ſo großen Ruhm mit ihrer Dichtkunſt erlanget haben. Solcher Art ſind endlich auch die alten ſaliſchen Lieder bey den Römern geweſen, die Numa einführt, und die feſcenniniſchen Verſe, die nachmals in Italien im Schwange gegangen. Kurz, ſo ſind die Poeſien der allerälteſten Völker in der ganzen Welt beſchaffen geweſen. Ein Poet aber und ein Muſikus, das war damals einerley: weil viele Sänger ſich ihre Lieder ſelbſt machten, und die Dichter die ihrigen ſelbſt ſungen. Daher kam denn nachmals die Gewohn-

wohnheit, daß die Poeten ihre Leyern, Cithern, Seyten, Flöthen und Schalmeyen immer anredeten, wenn ſie gleich nicht ſelber ſpielen konnten. Weil nämlich die Alten beydes zugleich gekonnt hatten, ſo blieben auch die Neuern noch bey der Sprache ihrer Vorgänger, und entſchuldigten ſich gemeiniglich mit einer tropiſchen Redensart, die uns erlaubt, das Nebending an ſtatt des Hauptwerkes zu ſetzen.

10. §. Mit der Zeit fieng man an, die Sylben in poetiſchen Zeilen etwas genauer abzuzählen, damit ſie ſich deſto beſſer zu den Melodeyen ſchicken möchten. Die Griechen mögen wohl die erſten geweſen ſeyn, die ſolches gethan haben: obwohl noch allezeit einige Lieder bey ihnen im Schwange blieben, darinn ſich die Poeten viel Freyheiten heraus nahmen. Man leſe nur nach, was Scaliger in ſeiner Poetik, von dithyrambiſchen und päaniſchen Geſängen geſchrieben. Ja dieſes witzige Volk ließ es auch dabey nicht bewenden. Denn wie es ein ſehr zartes Gehör hatte, und alſo zur Muſik ſehr geſchickt und geneigt war: Alſo bemerkte es bald, daß es auch mit der bloßen Sylbenzahl in einem Liede nicht ausgerichtet wäre. Die eine Zeile hatte immer einen beſſern Wohlklang, als die andre, und ſchickte ſich beſſer zur Muſik, wenn ſie gleich beyde auf einerley Art geſungen wurden: und bey genauer Aufmerkſamkeit fand man, daß die Urſache in der Abwechſelung langer und kurzer Sylben zu ſuchen wäre. Man bemerkte derowegen, welche Art der Vermiſchung ſich zu dieſer oder jener Geſangweiſe am beſten ſchickte: Und daher entſtunden ſehr viel verſchiedene Gattungen der Verſe, die in ſo großer Menge bey den Griechen und Lateinern vorkommen, daß man ſie faſt nicht zählen kann. Man ſehe hierbey nach, was Voſſius in ſeinem Tractate de Poematum cantu, & viribus Rhythmi geſchrieben hat.

11. §. Die nordlichen Völker, darunter denn auch die Deutſchen gehören, liebten zwar auch das Singen, hatten aber kein ſo zärtliches Gehör; und verfielen alſo auch auf dieſes künſtliche Sylbenmaaß der Griechen und Römer nicht. An deſſen ſtatt geriethen ſie auf den Gleichlaut der letzten Sylben

in zwoen Zeilen ihrer Lieder, und fanden ein beſonderes Belieben an einem übereinſtimmenden Klange, den ſie den Reim nenneten. Sie gewöhnten auch ihre Ohren dergeſtalt daran, daß ſie dieſen Reim endlich für das weſentlichſte Stück der Poeſie hielten; ja die Verſe und alle Gedichte überhaupt, nicht anders, als Reime nennten. Dieſen Reim nun zu haben, ſparten ſie weder Kunſt noch Mühe; ja ſie verwehrten ſich dabey auch keine Freyheit. Zum wenigſten wußten ſie eine Aehnlichkeit der letzten Wörter herauszubringen, wenn gleich keine völlige Gleichheit zu erhalten möglich war. Z. E. Ottfrieds Vorrede zu ſeinem Evangelio hebt ſo an:

Hludouuig ther ſnello
Thes Uuisduames follo
E'r Oſtarrichi rihtet al
ſo Frankono Kuning ſcal u. ſ. w.

12. §. Nun haben zwar einige, als Huetius in dem Buche vom Urſprunge der Romane, den Urſprung der Reime den Arabern zuſchreiben wollen, die ſie im achten Jahrhunderte nach Spanien gebracht haben ſollen; welchem auch Campanella beypflichtet. Allein nichts iſt leichter zu zeigen, als daß die Reime in Deutſchland, Welſchland und Frankreich ſchon im fünften Jahrhunderte im Schwange geweſen, ehe noch die Araber aus Aſien gegangen: vielmehr haben ſelbige dieſe Kunſt in Spanien von den Gothiſchen und Vandaliſchen Völkern gelernet, die daſelbſt vor ihnen geherrſchet hatten. Gyrald holet ſie aus Sicilien her, und Claude Fauchet aus der Provence in Frankreich; die aber ebenfalls ihre Reime von den deutſchen Völkern gelernet, die daſelbſt vorher ſchon eingefallen waren. Andre wollen die Kunſt gar den Rabbinen der Juden zueignen, die doch erſt ſeit des David Kimchi Zeiten dergleichen zu machen angefangen; und es ohne Zweifel von den europäiſchen Chriſten gelernt haben. Noch andre haben gar die Reime ſchon bey den alten Lateinern und Griechen finden wollen. Ob es nun wohl nicht zu leugnen iſt, daß man nicht hier und dar einige ſolche Verſe finden ſollte, da ſich entweder zweene Zeilen am Ende, oder eine für ſich,

in

in der Mitte und am Ende reime: so ist doch dieses nur von ohngefähr gekommen, und man hat wenigstens keine solche Schönheit darinn gesucht, als die alten Deutschen. Der einzige Kaiser Hadrian hat in seiner Animula vagula blandula, eine Reimsucht bewiesen, die er ohne Zweifel von den Deutschen gelernet, mit denen er viel zu thun gehabt. Die Versus Leonini sind auch in Italien allererst im fünften Jahrhunderte aufgekommen, und haben den Namen von einem gewissen Leonio, einem Canonico, der sich damit zuerst hervorgethan. Damals aber, wie bekannt ist, waren die deutschen Völker schon eingefallen, und hatten also ihre Reimart mit sich dahin gebracht. Die Gelehrten verliebten sich auch bey der einreißenden Barbarey und dem Verfalle des guten Geschmackes so sehr ins Reimen, daß sie sich nicht satt reimen konnten. Es war nicht genug, daß zwey Zeilen mit einander reimeten. Z. E.

Vt mens se videat posita caligine fumi;
Quis vetat apposito lumen de lumine sumi?

Sondern es mußte sich auch wohl Mittel und Ende eines Verses reimen. Z. E.

Hic jacet Henricus semper pietatis amicus.

Oder wie die salernitanische Schule die Gesundheitsregeln abgefasset. Z. E.

Caseus et panis, sunt optima fercula sanis.

Kaum war dieses erdacht, als man gar dreyfache Reime machte: Z. E.

Vos estis, Deus est testis! teterrima pestis.

Und auch darüber fanden sich noch andere Künstler, die ihre Vorgänger in der Reimsucht übertreffen wollten; indem sie eine noch künstlichere Verschränkung der gereimten Zeilen erdachten, wie dieß Exempel zeigen wird:

Ianua mortis, passio fortis, crimen eorum
Attulit orbi, semina morbi, totque malorum.

So wurden denn, bey so vielen Reimen, die Verse selbst unsichtbar: und die eingebildeten Poeten wurden nichts, als elende Reimschmiede, die sich an dem Klappen der Sylben,

wie

wie Kinder an dem Klingen der Schellen beluſtigen; an die Sachen aber, entweder gar nicht dachten, oder, des großen Zwanges halber, nicht recht denken konnten.

13. §. Bey dem allen aber bleibt es wohl gewiß, daß die ſcythiſchen oder celtiſchen Völker, das iſt, unſre Vorfahren, und die Barden derſelben, als ihre Poeten, etwa um die Zeiten des Tacitus, auch wohl noch zeitiger, die Reime in ihren Liedern eingeführet haben mögen. Ihre Abſicht dabey iſt wohl nichts anders geweſen, als daß ihre Landesleute das Lob ihrer Helden deſto leichter auswendig lernen, und es deſto beſſer behalten möchten. Denn weil an Schreibern damals ein großer Mangel war, und das Gedächtniß des Volkes die Stelle der Chroniken vertreten mußte: ſo waren die gereimten Lieder ſehr geſchickt, das Auswendiglernen zu befördern. Alle Sprüchwörter unſrer Alten zeigen davon. Dieſe hielten den Kern ihrer moraliſchen und politiſchen Klugheit in ſich, und wurden der Jugend gleich mit der Muttermilch eingeflößet; aber zu deſto größerer Erleichterung des Gedächtniſſes in Reimen verfaſſet: Z. E.

Freunde in der Noth
Gehn hundert auf ein Loth.

* * *

Je krümmer Holz, ie beſſer Krück;
Je ärger Schelm, ie beſſer Glück.

* * *

Auf einen groben Aſt
Gehört ein grober Quaſt u. d. gl.

Doch die Sache iſt ſo ausgemacht, daß ſie keines fernern Beweiſes vonnöthen hat.

14. §. Wie nun die Griechen in ihrem Sylbenmaaße die Lateiner zu Nachfolgern bekommen haben: ſo haben auch die alten Deutſchen ganz Europa reimen gelehret. Italien, Spanien und Gallien nahmen die Art derjenigen Völker an, die ſich durch die Gewalt der Waffen ihrer bemächtig-

Digitized by Google

tigten.* Die Dänen, Schweden, Holl- und Engelländer sind selbst von deutschem Geschlechte, und haben also diese Kunst von ihren eigenen Vorfahren gefasset. Ja auch die Polen, eine Abkunft der alten Sarmater, beliebten die reimende Poesie. Nichts ist dabey mehr zu bewundern, als daß die Italiener, Spanier und Franzosen, die doch Abkömmlinge der Lateiner sind, nicht das regelmäßige Sylbenmaaß ihrer Vorfahren beybehalten; sondern selbiges entweder gar mit der deutschen Reimkunst vertauschet, oder doch damit verbunden haben. So hoch Dantes und Petrarcha in Welschland, Ronsard und Malherbe in Frankreich, wegen der durch sie gesäuberten Poesie ihres Vaterlandes, geschätzet werden: so seltsam muß es einem Verständigen vorkommen, daß diese große Geister ihren Landesleuten nicht gewiesen, wie man auch im Welschen und Französischen die lateinische Art zu Dichten nachahmen, und verschiedene Arten der Abwechselung langer und kurzer Sylben einführen könnte. Sie blieben nämlich bey der bloßen Abzählung der Sylben und dem Reime: wozu die Franzosen in den fünf und sechsfüßigen Versen noch einen Abschnitt hinzu thaten. Daher ist es denn vergeblich, wenn einige von unsern Landesleuten in der Poesie dieser Völker ein Sylbenmaaß suchen; oder ihre Poeten beschuldigen, daß sie dawider verstoßen: wie der ungenannte Verfasser der Reflexions sur la Versification françoise gethan hat. Sie haben sichs noch niemals in den Sinn kommen lassen, daß ihre Sprache lange und kurze Sylben habe;** so leicht man ihnen

* Der gelehrte Rollin gesteht dieses offenherzig, im I. Theile seiner Manier die freyen Künste zu lehren und zu lernen, auf der 324. Seite: Nos langues modernes, par ou j'entends les langues Françoise, Italienne & Espagnole viennent certainement, du debris de la langue latine par le melange de la langue Tudesque, ou Germanique. La plûpart des mots viennent de la langue latine: mais la construction & les verbes auxiliaires, qui sont d'un tres grand usage, nous viennent de la langue germanique. Et c'est peut-être de cette langue-là, que nous sont venües les rimes, & l'usage de mesurer les vers, non pas des piés composés de syllabes longues & breves, comme les faisoient les Grecs & les Romains, mais par le nombre des Syllabes. Dieses mögen sich unwissende Sprachmeister merken.

** Diesen Satz hat neulich ein gewisser Kunstrichter, dem man mehr Belesenheit in französischen Büchern

nen ſolches durch die Ausſprache ſelbſt zeigen kann. Und wenn ſie gleich viel von ihrer ſo genannten Cadance ſchwatzen: ſo iſt es bey ihnen doch ein bloßes je ne ſçai quoi? Sie wiſſen nämlich nicht zu ſagen, woher dieſelbe entſteht, können auch keine Regeln davon geben; und wollen ſichs doch nicht ſagen laſſen, daß ſolches bloß von einer regelmäßigen Abwechſelung langer und kurzer Sylben herrühret. Dieſe gelinget ihnen zuweilen von ohngefähr, ohne daß ſie daran gedacht haben. Z. E. Ein jeder Franzoſe giebt zu, daß folgende Verſe einen recht unvergleichlichen Wohlklang haben:

Quoy? nous playdons, dit-il, tendant ſes mains au port,
Auprés de ces Vaiſſaux, et l'on me fait ce tort,
De me le diſputer! O Dieux! en leur preſence,
Ulyſſe avec Ajax eſt mis en concurrence!
Ce lâche, qui fuyoit Hector et ſes brûlots,
Quand j'en ſoûtins l'effort, au milieu de ces flots.

Aber niemand wird es gewahr, daß dieſer Vers faſt durchgehends aus lauter Jamben beſteht; ſo, daß alle Sylben ihren natür-

hätte zutrauen ſollen, geleugnet. Ich ſehe mich alſo genöthiget, die Beweiſe, die ich der Kürze wegen übergangen hatte, bey dieſer III. Ausgabe meiner Dichtkunſt, beyzufügen. Der erſte Zeuge ſey der Herr von Beaumarchais, in ſeinen Amuſements litteraires auf der 18. Seite des II. Theils Tous, tant que nous ſommes aujourdhui, ſchreibt er, de peuples vivans en Europe, nous manquons dans nos langues, de cette multitude, & *de ce melange de Syllabes longues et breves*, dont l'arrangement reglé par l'art, mettoit tant d'harmonie, dans les vers de l'ancienne Grece & de Rome; & *il ne nous reſte* pour-y ſuppléer, que d'aſſembler une certaine quantité de Syllabes, & de faire en ſorte, que des ſons ſemblables finiſſent toujours deux vers voiſins l'un de l'autre. Hier ſieht man fürs erſte einen verwegenen Franzoſen, der ſich unterfängt, von allen europäiſchen Völkern zu urtheilen; da man doch ſicher wetten könnte, daß er außer ſeiner Mutterſprache, keine einzige andre heutige Sprache verſtanden; und alſo gar nicht im Stande geweſen, von aller europäiſchen Völker Poeſie zu urtheilen. Denn hätte er auch nur Italiäniſch verſtanden, ſo würde er wenigſtens aus den Arien ihrer Opern gemerket haben, daß ſie ſich eben ſo gut, als die anakreontiſchen Oden ſcandiren, d. i. eine regelmäßige Abwechſelung langer und kurzer Sylben haben. Hat er nun nicht einmal welſch gekonnt, ſo hat er noch viel weniger engliſch, holländiſch, deutſch, däniſch oder ſchwediſch gekonnt; als wovon ſein Ausſpruch höchſt ungereimt iſt. Zweytens ſieht man aber wenigſtens daraus, daß er in ſeiner Sprache kein Sylbenmaaß kennet, und von keiner regelmäßigen Abwechſelung langer und kurzer Sylben weis. Doch viel-

natürlichen Accent behalten, den sie in ungebundner Rede haben. Eben das könnte man auch von Italienern und Spaniern erweisen, wenn es hieher gehörete.

15. §. Da nun alle diese Nationen, und die Pohlen noch dazu, bey dieser unvollkommenen Art Verse zu machen geblieben sind: so haben die Deutschen sie gewiß weit übertroffen. Unsre Poeten haben es durch die Zärtlichkeit ihres Gehöres bald gemerket, daß die regelmäßige Abwechselung langer und kurzer Sylben, dadurch die griechische und römische Poesie so vollkommen geworden, auch in unsrer Muttersprache statt haben könne; und daher hat man schon vor unserm großen Opitz allerley Gattungen des Sylbenmaaßes gebraucht. Z. E. Die Winsbeckinn, die am Hofe des Kaisers Barbarossa gelebt, hat die Ermahnung an ihren Sohn in lauter jambischen Versen beschrieben. Es heißt gleich von Anfang:

Ein wiser Man hat einen Sun,
Der was im lieb als mannigem ist,
Den wolt er lernen rechte tun,
Und sprach also: Min Sun du bist

Mir

leicht hat dieser Zeuge nicht Ansehen genug? Gut, auch Rollin und Lami stimmen überein. Der erste hat dieses zwar schon in der bereits angeführten Stelle gestanden; doch hier sagt ers noch deutlicher im I. Theile seiner Maniere d'enseigner et d'etudier les belles Lettres, Ed. de Holl. p. 328. La Poesie françoise (et il faut dire la même chose de toutes celles, qui sont modernes) *manque absolument* de la delicate et harmonieuse varieté des piés, qui donnent à la versification grecque et latine son nombre, sa douceur, & son agrement, et elle est forçée de se contenter, de l'assortissement uniforme, d'un certain nombre de syllabes d'une mensure égale pour composer ses vers. Lami aber im X. Capitel des III. Buchs seiner Art de parler auf der 253. Seite schreibt. La prononciation des langues vivantes de l'Europe est entierement differente de celle des langues mortes qui nous sont connuës, comme le latin, le grec, et l'hebreu. Dans les langues vivantes on s'arrête également sur toutes les syllabes; ainsi le tems de la pronunciation de toutes les voyelles sont égaux, comme nous le ferons voir. Dans les langues mortes les voyelles sont distingueés entr'elles par la quantité du tems de leur prononciation. &c. Eben dergleichen Stellen könnten wir noch aus der Historie der Sevaramben, und aus verschiedenen andern französischen Schriftstellern anführen, wenn es nöthig wäre: Wiewohl sie alle insgesamt aus einer ihnen eigenen Vermessenheit und Selbstliebe allen andern europäischen Völkern dasjenige absprechen, was ihnen selbst gebricht; indem sie von unsern nordischen Sprachen, wie die Blinden von der Farbe, urtheilen.

Mir lieb an allen falſchen Liſt,
Bin ich dir ſam du ſelbe dir ſo volge mir ze dirre Friſt:
Diewile du lebeſt es iſt dir guot
Ob dich ein Frömder ziehen ſol, du weiſt nicht, wie er iſt gemuot.

In dieſer erſten Strophe iſt nur das Wort **mannigem**, **diewile** und **lebeſt**, wider das ordentliche Sylbenmaaß: Alles übrige iſt recht. Wer ſieht aber nicht, daß in der heutigen Ausſprache in jenem das J, in den beyden letzten aber das eine E leichtlich verſchlungen wird? Man ſehe nur die Lieder an, ſo D. Luther ſchon vor 200 Jahren gemacht, ſo wird man ziemlich richtige jambiſche oder trochäiſche Verſe darinnen finden. Ich darf zum Beweiſe nur den Glauben anführen, als wo beyde erwähnte Gattungen vermiſcht anzutreffen ſind.

Wir gläuben all' an einen Gott,
Schöpfer Himmels und der Erden,
Der ſich zum Vater geben hat,
Daß wir ſeine Kinder werden,
Er will uns allzeit ernähren,
Allem Unfall will er wehren,
Er ſorget für uns hüt' und wacht,
Es ſteht alles in ſeiner Macht.

Ein jeder wird hier unſchwer ſehen, daß alle ausgerückte und männlich gereimte Verſe jambiſch; alle eingerückte weibliche hergegen trochäiſch ſind: und das ganze Sylbenmaaß iſt ſo richtig, daß nur in der letzten Zeile das einzige Wort **alles**, wider ſeine Natur, vorn kurz und hinten lang ausgeſprochen werden darf. Und was darf es viel Beweiſes? Das einzige Exempel des ehrlichen **Rebhuns**, von deſſen Klage des armen Mannes, ich in denen critiſchen Beyträgen einen ausführlichen Auszug gegeben, kann uns überzeugen, daß man zur Zeit der Reformation bereits mit ganzem Fleiße, jambiſche und trochäiſche Verſe von allerley Länge gemacht habe.

16. §.

Digitized by Google

16. §. Wären nun ihre Nachfolger in der Poesie auch den Spuren dieser großen Vorgänger gefolget, so würden wir lange vor Opitzen taugliche Verse im Deutschen bekommen haben. Da aber Hans Sachse und andere nach ihm, kein so zartes Gehör hatten, und bey der alten Art blieben; so mußte freylich der itzt gedachte Vater unsrer gereinigten Poesie von neuem die Bahn darinn brechen. Er nahm sich die Holländer zum Muster, als unter welchen schon Heins und Cats ihrem Vaterlande eben den Dienst geleistet hatten. Von diesen ahmte er nicht nur die Gedanken, sondern auch das Sylbenmaaß nach: und er konnte es dem ersten also auch in dieser Absicht nachrühmen, wie er that, wenn er an ihn schrieb:

Daß deine Poesie der meinen Mutter sey.

Diesem Vorgänger sind nun nach der Zeit alle deutsche Poeten gefolget: und also übertrifft nunmehro unsre deutsche Poesie an Kunst und Lieblichkeit des Wohlklanges, die Poesien aller Italiener, Franzosen und Spanier; weil wir nämlich den Reim unsrer Vorfahren mit dem majestätischen Sylbenmaaße der Griechen und Römer vereinbaret haben. Was ich aber hier von den Deutschen sage, das gilt auch von den Schweden, Dänen und Engeländern: wiewohl diese letztern auch noch zuweilen ohne Sylbenmaaß reimen; auch wohl gar ohne Reim und Sylbenmaaß dichten, und bloß auf die Länge der Zeilen sehen: wie Milton in seinem Paradise lost gethan hat; welche Art der Verse sie blank Verses nennen. Exempel davon mag ich hier nicht anführen; weil ich gar zu weit von meinem Zwecke ausschweifen würde.

17. §. Dacier, in seiner Vorrede zu der von ihm übersetzten Dichtkunst Aristotels, ist der Meynung, die Religion sey die Hebamme der Poesie gewesen; und man habe die ersten Lieder bloß zum Lobe Gottes gemacht und abgesungen. Er hat dieses mit andern von seinen Landesleuten gemein, daß sie abergläubischer Weise, den Wissenschaften gern einen heiligen Ursprung geben wollen. Was ist es aber nöthig, die Poesie durch Fabeln in Ansehen zu setzen, da sie ohne das

Liebhaber genug findet, wenn man gleich ihren Urſprung aus der Natur ſelbſt herleitet? Meines Erachtens würde man nimmermehr auf die Gedanken gekommen ſeyn, Gott zu Ehren Lieder zu ſingen; wenn man nicht vorher ſchon gewohnt geweſen wäre, zu ſingen. Und ich glaube vielmehr, daß man durch die geiſtlichen Lobgeſänge, eine an ſich ſelbſt gleichgültige Sache geheiliget; als durch die weltlichen Lieder, eine an ſich heilige Sache entweihet habe. Ich muthmaße alſo, daß die Poeſie etwa folgender maßen entſtanden ſey.

18. §. Wenn ein muntrer Kopf, von gutem Naturelle, ſich bey der Mahlzeit, oder durch einen ſtarken Trunk, das Geblüt erhitzet und die Lebensgeiſter rege gemacht hatte: ſo hub er etwa an vor Freuden zu ſingen, und ſein Vergnügen auch durch gewiſſe dabey ausgeſprochene Worte zu bezeigen. Er lobte die Süßigkeit des Weines, er pries den Berg, oder Stock, darauf er gewachſen; man erhob auch wohl das gute Jahr, die fruchtbare Zeit, oder diejenige Gottheit, die dergleichen Früchte hervorgebracht. Ein verliebter Schäfer, dem bey der langen Weile auf dem Felde, wo er ſeine Heerde weidete, die Gegenwart einer angenehmen Schäferinn das Herz rührete, und das Geblüt in eine Wallung ſetzte, bemühte ſich, nach dem Muſter der Vögel, ihr etwas vorzuſingen, und bey einer lieblichen Melodie, zugleich ſeine Liebe zu erklären, ihr zu ſchmeicheln, ihre Schönheit zu loben, ſich über ihre Kaltſinnigkeit und Unempfindlichkeit zu beklagen, oder die Liebe ſelbſt zu erheben. Als nachmals der Aberglaube, den Gott Bacchus dem Weine, die Ceres den Feldfrüchten, die Pomona den Gärten, die Venus und ihren Sohn, der Liebe vorgeſetzet hatte: ſo gerieth man auch allmählich auf das Lob der Götter. Dem Jupiter und allen übrigen Gottheiten wiederfuhr hernach gleiche Ehre, und ſolchergeſtalt wurde die Poeſie gleichſam dem Gottesdienſte geheiliget.

19. §. Von dem Lobe der Götter, kam man leicht auf das Lob der Helden, Erbauer der Städte, Stifter der Republiken, und Stammväter großer Geſchlechter: wiewohl ich

es

es auch für ganz möglich halte, daß man von dem Lobe der Helden, auf das Lob der Götter gekommen; oder vielmehr dieselben durch das Lob selbst vergöttert habe. Es ist nämlich bekannt, daß alle Götter der Heyden vormals Menschen gewesen seyn sollten, die nur wegen ihrer Vortrefflichkeit unter die Einwohner des Himmels wären aufgenommen worden. Bey solchen Lobliedern nun, schlichen sich auch die stachlichten Spottgesänge mit ein. Aristoteles gedenkt, daß man schon vor Homers Zeiten schimpfliche Lieder auf die Leute gemacht, und sie sehr anzüglich darinnen herumgenommen. Selbst Homer hat auf einen gewissen Müßiggänger, Margites, eine Satire gemacht. Ja Aventinus will in seiner deutschen Historie, daß, wie Thuiskon zu Anreizung der Nachkommen, die guten Thaten der Frommen, mit Liedern zu ehren befohlen: also hätte König Laber gebothen, man sollte auch von denen, die übels thäten, Lieder machen; und damit sie sich schämen und bessern möchten, selbige bey Nacht, wenn man das Licht angezündet hätte, auf öffentlicher Gasse vor den Häusern, absingen. Daher ist denn diese Art satirischer Lieder, Gesanglichter genennet worden. S. Morhofs Unterricht. Cap. VI. auf der 260. S.

20. §. Und so sehen wir denn nicht nur, daß die allerälteste Gattung der Poesie in Gesängen, Liedern und Oden bestanden; sondern auch in wie vielerley Gattungen sich dieselben allmählich eingetheilet. Ein Lied zum Lobe der Götter, hieß nachmals im griechischen Hymnus, oder Päan; ein Lied auf einen Helden, Encomium oder Scolion; ein satyrisch Lied, Dithyrambus; ein verliebtes Lied, Melos oder threnus; und ein Trinklied, hieß eine Ode: wiewohl diese Namen auch oft in allgemeinerm Verstande gebraucht worden. Die ersten Poesien waren dergestalt alle zum singen gemacht; und die Musik gab ihnen das rechte Leben.

21. §. So gar als allmählich die Heldengedichte, Tragödien, Comödien und Schäfergedichte aufkamen, war noch der Gesang ein unentbehrliches Stück bey allen. Das Heldengedichte nämlich, entstund aus den Lobliedern auf Götter

Digitized by Google

oder Helden: und Homerus ſoll ſeine Ilias, die er dem Achilles zu Ehren gemacht hatte, nach allen Rhapſodien, d. i. Stücken oder Büchern derſelben, in Griechenland öffentlich abgeſungen haben. Die Tragödien und Comödien entſtunden aus den ſatiriſchen Spottliedern, die auf den Dörfern, an Feſttägen, die Bauern zu vergnügen, von luſtigen Köpfen geſungen wurden: wie nachmals aus eigenen Capiteln von dieſen beyden Arten ausführlicher erhellen wird. Die Schäfergedichte entſtunden aus den verliebten Liedern, welche ſonderlich in Arkadien und Sicilien, als ein paar fruchtbaren und geſegneten Landſchaften, mögen im Schwange geweſen ſeyn: weil nämlich der Ueberfluß an Lebensmitteln, die müßigen Schäfer daſelbſt, gar leicht zu dieſem annehmlichen Affecte reizen konnte.

22. §. Bey allen dieſen Gattungen der Poeſien nun, verlohr ſich allmählich das Singen. Die Heldengedichte Homers, ſind wohl nach der Zeit, als Lykurgus oder Piſiſtratus ſie in Ordnung gebracht, in Griechenland nicht allezeit geſungen, ſondern oft nur geleſen worden; dafern man nicht das Leſen eines harmoniſchen Verſes auch einen Geſang nennen will. In der Tragödie blieb nur der Chor muſikaliſch, der auch in der That lauter Oden ſang. Alles übrige, was zwiſchen den Liedern des Chores eingeſchaltet wurde, und aus einem bloßen Nebenwerke bald das Hauptwerk ward, pflegte nicht geſungen, ſondern nur geredet zu werden: weswegen denn auch die jambiſchen Verſe dabey gebraucht wurden, als welche mit der ungebundenen Sprache der Griechen ſehr übereinkamen. Bey der Comödie war es anfänglich eben ſo, bis endlich der Chor, wegen ſeiner Schmähſucht, gar von der Obrigkeit verbothen ward, und alſo verſtummen mußte, wie Horaz ſagt. Was es aber bedeute, wenn die Aufſchriften der terenzianiſchen Comödien melden, daß dieſelben mit dieſer oder jener Art von Pfeifen geſpielt worden, das haben die Gelehrten noch nicht ausgemacht. Die Schäfergedichte des Theokritus und Virgils, mögen auch wohl nie alle ſeyn gelungen worden: denn da ihre Verfaſſer nicht wahre, ſondern

nur

Digitized by Google

nur poetische Schäfer waren, so wurden sie nur zum bloßen Lesen gemacht. Ja selbst die Oden, welche Pindarus, Sappho, Anakreon und Horaz in so großer Menge gemacht, sind nicht alle zum Singen verfertiget worden. Man sehe nur z. E. die letztern an, und bemerke, bey was für verschiedenen Gelegenheiten sie verfertiget worden: so wird man selbst gestehen, daß die wenigsten darunter ein einzigmal mögen in die Musik gesetzt worden seyn.

23. §. Da nun dergestalt die Poesie, sich ohne die Ton- und Singekunst beliebt gemacht hatte, so war es kein Wunder, daß noch immer mehr und mehr unmusikalische Gedichte erfunden wurden. Dahin gehören nun die Satiren des Lucils, Horaz, Juvenals und Persius; die poetischen Briefe des Flaccus und Naso; die Elegien Catulls, Tibulls und des Propertius; die Sinngedichte Martials und andrer Lateiner: der Griechen voritzo nicht zu gedenken, die in allen diesen Stücken den Römern vorgegangen. Alle diese Gattungen konnten nicht mehr Lieder heißen: Poesien aber, Gedichte oder Verse blieben sie doch, als welchen letztern Namen Horaz auch seinen Briefen zugesteht; da er hingegen den ersten nur für die erhabenen Heldenlieder, Lobgedichte und Tragödien aufbehalten wissen will. Noch mehr entfernten sich von der rechten Art Hesiodus, der die tägliche Arbeit eines Landmannes, Empedokles, der die ganze Naturlehre, Aratus, der die Sternkunst, Lucretius, der gleichfalls die Naturwissenschaft, und Virgil, der den Feldbau in alexandrinischen Versen beschrieb. Allen dergleichen Werken spricht Aristoteles in seiner Dichtkunst den Namen der Gedichte ab: weil sie nämlich keine Nachahmungen oder Fabeln sind; ob sie gleich das äußerliche Ansehen der poetischen Schreibart beybehalten haben. Zu eben dieser Classe könnte man fast den Silius Italicus, Lucanus und Statius rechnen, deren jener den ganzen punischen, der andre den pharsalischen Krieg, und dieser das ganze Leben des Achilles beschrieben hat. Sie sind also nach dem Urtheile Aristotels, und des Paters le Bossu, mehr für Historienschreiber in Versen, als für Poeten zu halten:

wie an ſeinem Orte ausführlich ſoll gewieſen werden. Und wo bleiben endlich alle Epithalamia, Genethliaca und Epicedia der Alten, die gewiß allezeit zum leſen; niemals aber, oder doch ſehr ſelten zum ſingen verfertiget worden.

24. §. Als bey der Wiederherſtellung der freyen Künſte in Europa, auch die Poeſie wieder in Flor kam, hat man ſich nicht an den alten Gattungen der griechiſchen und römiſchen Poeſien gnügen laſſen; ſondern verſchiedene neue, theils muſikaliſche, theils unmuſikaliſche Arten erfunden. Zu jenen gehören die Opern, die aus den finſterſten Zeiten der Barbarey ihren Urſprung haben; ferner die Paſtorale, Serenaten, Cantaten, Oratorien u. d. gl. Hierher aber die Stanzen, Sonnette, Madrigale, Rondeaux und andere Kleinigkeiten, die nicht viel werth ſind. Die meiſten davon ſind von den Italienern erfunden, und freylich auch im Anfange zum Singen beſtimmet geweſen. Die Stanzen ſind Gedichte mit Strophen in langen Zeilen, die wir Geſänge nennen können; wie Taſſo ſein befreytes Jeruſalem geſchrieben hat, weswegen er auch die Abtheilungen davon, Canto, nennet. Ein Sonnet iſt gleichſam ein Lied, deſſen erſte zwey Strophen, jede von vier Zeilen, auf einerley Melodie, die letzte aber, die aus ſechs Zeilen beſteht, auf eine andere, geſungen werden kann; und alſo einer pindariſchen Ode, mit Satz, Gegenſatz und Nachſatz gleich kömmt. Ein Madrigal iſt wie eine kleine Arie, oder ein franzöſiſch Trinklied; und ein Rondeau iſt nicht viel was anders. Die Franzoſen ſind ihnen nebſt den Engelländern und Holländern bald gefolget, und wir Deutſchen geben ihnen gewiß in allen dieſen Gattungen nichts nach. Wir haben Opern, Paſtorale, Serenaden, Cantaten, Kirchenſtücke, Oden, Arien, Sonnette, Madrigale, und Rondeaux die Menge aufzuweiſen; obwohl dieſe letztern bey uns niemals geſungen ſeyn mögen.

25. §. Was die großen Gedichte der Alten betrifft, ſo haben wir gewiß in allen Arten etwas aufzuweiſen, das, wo nicht ganz vollkommen, doch nicht ſo gar zu verwerfen iſt, wenn man es mit den Gedichten der Ausländer vergleicht.

Von

Von Heldengedichten haben wir nicht nur unter den alten, den Theuerdank und Froschmäuseler; sondern auch einen habspurgischen Ottobert, die geraubte Proserpina und den sächsischen Wittekind. Sind diese noch nicht so gut als Homer, Virgil und Voltaire; so sind sie doch nicht schlechter, als das, was Marino, Ariost, Chapelain, St. Amand und Milton in diesem Stücke geliefert haben. Man muß sich nur über die sklavische Hochachtung alles dessen, was ausländisch ist, erheben, die uns Deutschen bisher mehr geschadet, als genutzet hat. Pietschens Sieg Carls des VI. den wir neulich ganz zu sehen bekommen haben, zeigt uns zwar, daß der Verfasser Fähigkeit genug gehabt, ein Heldengedichte zu machen; wenn ihm die Regeln desselben bekannt gewesen wären: aber selbst verdient es noch nicht, in diese Classe zu kommen. Neukirchs Telemach aber, ist nur eine Uebersetzung, und kann uns also zu keiner Ehre gereichen. In Trauerspielen, haben wir den Ausländern nicht nur den Gryphius, Hallmann und Lohenstein, sondern sehr viele andere neuere Dichter entgegen zu setzen, die sich seit zwölf Jahren, da diese Dichtkunst zum erstenmal erschienen (ich schreibe dieß 1741.) hervorgethan haben, und schon im Begriffe stehen, ans Licht zu treten. Thun es diese schon einem Corneille und Racine noch nicht in allem gleich, so haben sie auch viele Fehler dieser beyden Franzosen nicht an sich; und können es doch, theils mit den neuern Franzosen, theils sowohl mit den Welschen als Engländern aufnehmen, deren Schaubühne in sehr großer Verwirrung ist. In der Comödie haben wir nicht nur Dedekinds, Gryphii, Riemers, und Weisens, sondern eine große Menge andrer Stücke in Händen, die seit 200 Jahren bey uns gedruckt worden. Und sind diese gleichfalls mit des Moliere, und Des Touches Lustspielen nicht zu vergleichen, so dörfen wir doch weder den Welschen noch Engländern, das allergeringste nachgeben; es wäre denn in der Liebe unsers Vaterlandes, darinnen es uns jene unstreitig zuvor thun. Doch zeigen sich auch hier schon einige muntre Köpfe, die durch glückliche Proben uns Hoffnung machen, daß wir auch den Franzosen

nicht lange mehr werden den Vorzug laſſen dörfen. Man ſehe das Verzeichniß unſrer Schauſpiele vor meiner deutſchen Schaubühne.

26. §. Ich komme endlich auf die Abſichten, ſo die Erfinder und Fortpflanzer der Poeſie vor Augen gehabt, deren Kenntniß uns in Unterſuchung des wahren Weſens der Poeſie, nicht ein geringes Licht geben wird. Man hat ja die alten Dichter allezeit für weiſe Männer gehalten, und läßt ihnen noch heute zu Tage dieſen Ruhm unangetaſtet. Folglich wird mans ihnen wohl nicht ſtreitig machen, daß ſie auch Abſichten bey ihren Arbeiten gehabt haben. So mannigfaltig nun dieſelben geweſen ſeyn mögen, ſo leicht ſind ſie doch zu errathen. Ihre Gedichte ſind ja die Mittel, wodurch ſie dieſelben zu erlangen geſucht, und wirklich erlanget haben: wozu alſo dieſelben geſchickt geweſen ſind, das iſt für einen Endzweck ihrer Verfaſſer anzuſehen.

27. §. Die allererſten Sänger ungekünſtelter Lieder, haben, nach der damaligen Einfalt ihrer Zeiten, wohl nichts anders im Sinne gehabt, als wie ſie ihren Affect auf eine angenehme Art ausdrücken wollten, ſo daß derſelbe auch in andern, eine gewiſſe Gemüthsbewegung erwecken möchte. Dahin zielten alſo ihre luſtige und traurige, verliebte, lobende und ſpöttiſche Lieder ab: und dieſen Endzweck erlangten ſie auch, ſo oft ſie ihren eigenen Affect theils durch bequeme Texte, theils durch geſchickte Melodeyen, natürlich und lebhaft vorſtelleten. Ein Saufbruder machte den andern luſtig; ein Betrübter lockte dem andern Thränen heraus; ein Liebhaber gewann das Herz ſeiner Geliebten; ein Lobſänger erweckte ſeinem Helden Beyfall und Bewunderung, und ein Spottvogel brachte durch ſeinen beißenden Scherz das Gelächter ganzer Geſellſchaften zuwege. Die Sache iſt leicht zu begreifen, weil ſie in der Natur des Menſchen ihren Grund hat, und noch täglich durch die Erfahrung beſtätiget wird.

28. §. Eine ſo wunderbare Kunſt, brachte nun den geſchickteſten unter ihren Meiſtern ſehr viel Hochachtung zuwege. Man hörte ſolche treffliche Sänger gern, man lobte ſie ſehr,

und

Digitized by Google

und hielt gar dafür, daß sie etwas mehr als Menschen seyn; oder zum wenigsten einen göttlichen Beystand haben müßten. Dieses ließen sich auch die Poeten gefallen, ja sie bemühten sich, einen so vortheilhaften Gedanken von ihrer Kunst nicht nur zu unterhalten, sondern auch je mehr und mehr zu bestärken. In diesem Vorhaben ließen sie sichs angelegen seyn, allerley annehmliche und reizende Sachen in ihre Lieder zu bringen, dadurch sie die Gemüther der Zuhörer noch destomehr an sich locken und gleichsam fesseln könnten. Nichts war dazu bey der einfältigen Welt geschickter, als kleine Historien oder Fabeln, die etwas wunderbares und ungemeines in sich enthielten. Man sieht es ja an kleinen Kindern, wie begierig sie nach der Erzählung ihrer Wärterinnen sind; und diesen unerfahrnen und neugierigen Creaturen waren die ältesten Völker ganz gleich. Das bezauberte nun gleichsam die sonst ungezogenen Gemüther. Die wildesten Leute verließen ihre Wälder, und liefen einem Amphion oder Orpheus nach, welche ihnen nicht nur auf ihren Leyern etwas vorspielten; sondern auch allerley Fabeln von Göttern und Helden vorsungen: nicht viel besser, als etwan itzo auf Messen und Jahrmärkten die Bänkelsänger mit ihren Liedern von Wundergeschichten, den Pöbel einzunehmen pflegen.

29. §. In dieser einmal erhaltenen Hochachtung, erhielten sich die nachfolgenden Dichter, durch die Schönheit des Ausdruckes und durch die untermischten weisen Lehren und Sittensprüche. Die Poeten redeten nicht die gemeine Sprache der andern Leute, sondern ihre Redensarten waren edel und erhaben, ihre Worte ausgesucht, ihre Sätze neu und wohlklingend: und ihr ganzer Vortrag ward bisweilen in einer verblümten oder gar allegorischen Schreibart abgefasset. So viel Witz und lebhafte Einbildungskraft sie dadurch bewiesen: so viel Verstand und hohe Weisheit, zeigten sie durch die trefflichen Sittenlehren und Lebensregeln, die sie in ihren Liedern mit vorbrachten. Die alten Poeten waren nämlich die ersten Weltweisen, Gottesgelehrten, Staatsmänner: oder umge-

kehrt, die ältesten Weltweisen bedienten sich der Poesie, das rohe Volk dadurch zu zähmen. Horat. Dichtk. v. 576.

Das war vor grauer Zeit die Weisheit jener Alten,
Zu zeigen, was für gut und strafenswerth zu halten,
Was recht und schändlich war; der Unzucht feind zu seyn,
Den Beyschlaf abzuthun, den Ehstand einzuweihn,
Die Städte zu erbaun, Gesetze vorzuschreiben,
So mußte Ruhm und Preis den Dichtern eigen bleiben.

Dergestalt wurden nun die ältesten Poeten für Gottesgelehrte, Staatskündige, Rechtsverständige, und Weltweise zugleich gehalten. Sie waren auch in der That alles in allem, und wurden also für Lehrer des menschlichen Geschlechts, für außerordentliche, ja recht göttliche Männer angesehen; die nothwendig alles was sie sungen, aus einer höhern Eingebung, nämlich von dem Beystande der Musen und des Apollo, herhaben müßten.

30. §. Alle diese Kunstgriffe hat Homer in seinen beyden Heldengedichten, Ilias und Odyssee, auf eine geschickte Art zu verbinden gewußt. Er erzählt wahre Geschichte; er erdichtet Fabeln von Göttern und Helden; er erregt die Affecten; er schreibt edel und erhaben; er lehrt und belustiget endlich seine Leser, auf eine so künstliche Art und Weise, daß man sich lange vergebens bemühet hat, seine rechte Hauptabsicht zu errathen. Ohne Zweifel aber hat er mit Fleiß alle Schönheiten der Poesie in einem Meisterstücke verknüpfen, die gemeine Wohlfahrt seiner Griechen befördern, und sich selbst dadurch in besondre Hochachtung setzen wollen. Er hat auch seinen Endzweck damit völlig erreichet; denn es ist bekannt, wie hoch derselbe zwey bis drey tausend Jahre her, von allen die ihn verstanden, geschätzet worden. Einige sind in dieser Hochachtung so weit gegangen, daß sie gar alle seine Fehler für schön ausgegeben, und alle seine Schnitzer canonisiren wollen. Andre aber haben zwar die Mängel erkannt, aber sie, wie es billig war, mehr seinen Zeiten, als ihm selbst beygelegt; und ihm dem ungeachtet doch das Lob eines recht großen, lebhaften und glücklichen Geistes, nicht abgesprochen. Man sehe

des

des Herrn de la Motte Discurs, über den Homer, den er vor seiner französischen Ilias drucken lassen. Mit dem Virgil hat es eben die Bewandniß.

31. §. Die Tragödien und Comödien anlangend, so ist die Absicht ihrer Verfasser gewiß eben dieselbe gewesen. Man findet was wahres, aber auch was erdichtetes darinnen. Man suchet durch Exempel der Tugenden und Laster, die Zuschauer zu unterrichten. Die Erregung der Affecten ist hier noch weit lebhafter als in jenem, weil die sichtbare Vorstellung der Personen weit empfindlicher rühret, als die beste Beschreibung. Dadurch aber suchet man die Leidenschaften der Zuschauer zu reinigen. Die Schreibart ist, sonderlich im Trauerspiele so edel und erhaben, wie die Sachen selber sind: und an lehrreichen Sprüchen hat es eher einen Ueberfluß als Mangel. Selbst die Comödie lehret und unterrichtet die Zuschauer, obwohl sie das Gelächter erweckt; und also haben freylich auch ein Sophokles, Euripides, Menander und Terentius, Ehre genug durch ihre Poesien erlanget, und ihren Zweck, nämlich die Erbauung und Belustigung der Zuschauer dergestalt vollkommen erhalten.

32. §. Was die kleinen Gattungen der Gedichte anlangt, so sind dieselben freylich so vollkommen nicht. Einige erzählen nur; andere sind bloße Fabeln; noch andere klagen nur allein; und einige sind bloß zum Lehren gemacht. In einigen will man nur loben, und in andern schlechterdings spotten. Viele sind auch nur zum Scherze und zur Belustigung gemacht: und also haben sich die Verfasser derselben gleichsam in die Vollkommenheiten der größern getheilet. Sie erhalten dergestalt auch nur ein geringes Lob, weil zu einer einzigen poetischen Absicht, auch ein sehr seichter Geist und mäßiger Witz schon zulänglich ist. Daher bringen auch solche poetische Kleinigkeiten einer Nation nicht viel Ehre. Es muß was größers seyn, womit man sich gegen andre Völker breit machen, und ihren Dichtern trotz biethen will. Indessen bleibt es doch in allen Gattungen der Gedichte bey dem Ausspruche des Horaz:

Der

Der wird vollkommen ſeyn, der theils ein lehrreich Weſen,
Und theils was liebliches durch ſeinen Vers beſingt;
Zum theil dem Leſer nützt, zum theil Ergetzung bringt.
Ein ſolch Gedicht geht ab, wird weit und breit verführet,
Bis es dem Dichter gar Unſterblichkeit gebiehret. Dichtk. v. 495.

33. §. Bey dem allen iſt es nicht zu leugnen, daß nicht, nach dem Urtheile des großen Ariſtoteles, das Hauptwerk der Poeſie in der geſchickten Nachahmung beſtehe. Die Fabel ſelbſt, die von andern für die Seele eines Gedichtes gehalten wird, iſt nichts anders, als eine Nachahmung der Natur. Dieß wird ſie nun durch die Aehnlichkeit mit derſelben, und wenn ſie dieſe hat, ſo heißt ſie wahrſcheinlich. Die Wahrſcheinlichkeit iſt alſo die Haupteigenſchaft aller Fabeln; und wenn eine Fabel nicht wahrſcheinlich iſt, ſo taugt ſie nichts. Wie kann ſie aber wahrſcheinlich ſeyn, wenn ſie nicht die Natur zum Vorbilde nimmt, und ihr Fuß vor Fuß nachgeht? Horaz ſchreibt:

Die Fabel laute ſo, daß ſie der Wahrheit gleicht,
Und fordre nicht von uns, daß man ihr alles glaube:
Man reiße nicht das Kind den Hexen aus dem Leibe,
Wenn ſie es ſchon verzehrt. Dichtk. v. 489.

Dieſe Nachahmung der Poeten nun, geſchieht entweder vermittelſt einer ſehr lebhaften Beſchreibung, oder durch eine epiſche und dramatiſche Erzählung, oder gar durch lebendige Vorſtellung desjenigen, was ſie nachahmen. Und dadurch unterſcheidet ſich der Dichter von einem Maler, der nur mit Farben, und einem Bildhauer, der in Stein oder Holz ſeine Nachahmung verrichtet. Will man ſagen, daß auch in ungebundener Rede ſolche Nachahmungen zu geſchehen pflegen, die wir der Poeſie zueignen; als wenn zum Exempel Aeſopus proſaiſche Fabeln macht, oder Livius und andre Geſchichtſchreiber gewiſſen großen Männern ſolche Reden andichten, die ſie zwar nicht von Wort zu Wort gehalten, aber doch wahrſcheinlicher Weiſe hätten halten können: ſo werde ich

antwor-

Digitized by Google

antworten, daß sowohl Aesopus, als solche dichtende Geschichtschreiber, in so weit sie dichten, unter die Poeten gehören. Die Verse machen das Wesen der Poesie nicht aus, vielweniger die Reime. Können doch ganze Heldengedichte in ungebundener Rede geschrieben werden. Denn wer wollte es leugnen, daß nicht die prosaische Uebersetzung, welche die Frau Dacier vom Homer gemacht, noch ein Heldengedichte geblieben wäre; oder daß des Erzbischofs von Cambray Telemach kein poetisches Werk wäre? Kinder und Unwissende bleiben am äußerlichen kleben, und sehen auch eine scandirte und gereimte Prose für ein Gedichte, und jeglichen elenden Versmacher für einen Poeten an: Kenner aber halten es mit dem Horaz, der uns einen Poeten so beschreibt:

\- - - neque enim concludere versum
Dixerit esse satis; neque si quis scribat vti nos,
Sermoni propiora, putes hunc esse Poetam:
Ingenium cui sit, cui mens diuinior, et os
Magna sonaturum, des nominis huius honorem.

Lib. I. Sat. 4.

* *

Das II. Capitel.

Von dem Charactere eines Poeten.

1. §.

Nachdem wir den Ursprung und das allmählige Wachsthum der Poesie kürzlich erwogen haben: so ist es nicht undienlich, von einem wahren Poeten einen Abriß zu machen, und ihn nach allen seinen Eigenschaften zu beschreiben. Man ist mit diesem Namen zu allen Zeiten gar zu freygebig gewesen; weil man nicht sattsam eingesehen, was für eine große Fähigkeit der Gemüthskräfte, wieviel Gelehrsamkeit, Erfahrung, Uebung und Fleiß zu einem rechtschaffenen Dichter gehören. Und das ist kein Wunder gewesen. Gemeiniglich haben sichs diejenigen angemaßet, den Titel eines Poeten auszutheilen, die einen viel zu seichten Verstand, und eine viel zu blöde Einsicht in das Wesen der wahren Dichtkunst gehabt. Der Pöbel hat sich allezeit ein Recht zueignen wollen, von poetischen Scribenten zu urtheilen: und dieses ist desto lächerlicher, da ihm die Beurtheilung prosaischer Schriften niemals zugestanden worden. Kann er nun hierinnen keinen gültigen Ausspruch thun, und die Verfasser derselben, weder für gute Historienschreiber, noch für Redner, Philosophen, Arzneyverständige oder Rechtsgelehrte erklären: wie wird er vermögend seyn, von Gedichten zu urtheilen, deren Einrichtung und Ausarbeitung desto schwerer zu prüfen ist; je mehr sie unter so vielen äußerlichen Schönheiten und Zierrathen, dadurch auch critische Augen zuweilen verblendet werden, verhüllet ist, ja tief verborgen liegt. Plinius schreibt an einem Orte; von Künstlern kann nur ein Künstler urtheilen. Man wird also mit der Poesie wohl nicht unbilliger umgehen wollen, als mit der Musik, Malerey, Baukunst und dem Bildschnitzen. Wer berufft

ruft sich aber in allen diesen Künsten auf das Urtheil des großen Haufens? Das würden schlechte Meister darinnen werden, die ihren Ruhm in dem Beyfalle eines eigensinnigen Volkes suchen wollten, welches ohne Verstand und ohne Regeln von ihren Sachen urtheilet, und dessen Geschmack die unbeständigste Sache von der Welt ist.

2. §. Es trifft freylich zuweilen zu, daß ein ganzes Land oder eine große Stadt sich an lauter regelmäßige Sachen gewöhnet, und so zu reden, eine zeitlang Geschmack daran findet. Aber dieser gute Geschmack kann nicht lange Zeit erhalten werden; wenn es nicht Kunstverständige darunter giebt, die dasjenige, was der gemeine Mann nach der sinnlichen Empfindung liebet, nach richtigen Grundregeln für gut und schön erkennen. Ohne solche Meister geht der gute Geschmack bald wieder verlohren, wie wir an den Beyspielen der Griechen und Römer, ja der neuern Welschen und Franzosen gesehen haben. Die Leichtsinnigkeit der menschlichen Gemüther, sucht allezeit eine Veränderung: und wie leicht geschieht es da, daß Leute von keiner Einsicht, an statt der wahren Schönheiten, die aus wirklichen Vollkommenheiten entstehen, auf scheinbare verfallen; die oft die bloße Sinnlichkeit eben so sehr belustigen, als die ersten. Alsdann verfällt alles in Verachtung, was vorhin mit gutem Grunde war hochgeschätzet worden. Der allgemeine Beyfall einer Nation kann also nicht eher von der Geschicklichkeit eines Meisters in freyen Künsten, ein gültiges Urtheil fällen, als bis man vorher den guten Geschmack derselben erwiesen hat. Dieses aber geschieht nicht anders, als wenn man zeiget: daß derselbe mit den Regeln der Kunst übereinstimmet, die aus der Vernunft und Natur hergeleitet worden. Ich habe hiermit beyläufig meinen Begriff von dem guten Geschmacke entdecket; einer Sache, davon zu itziger Zeit überall so viel Redens und Schreibens ist. Weiter unten wird mehr davon vorkommen; denn zu einem guten Poeten gehört auch ein guter Geschmack. Aus dem vorhergehenden aber schließe ich, daß wir die, zu einem wahren Dichter gehörigen

hörigen Eigenschaften von denen lernen müssen, die das innere Wesen der Poesie eingesehen; die Regeln der Vollkommenheit, daraus ihre Schönheiten entstehen, erforschet haben, und also von allem, was sie an einem Gedichte loben und schelten, den gehörigen Grund anzuzeigen wissen.

3. §. Wenn man nun ein gründliches Erkenntniß aller Dinge Philosophie nennet: so sieht ein jeder, daß niemand den rechten Character von einem Poeten wird geben können, als ein Philosoph; aber ein solcher Philosoph, der von der Poesie philosophiren kann, welches sich nicht bey allen findet, die jenen Namen sonst gar wohl verdienen. Nicht ein jeder hat Zeit und Gelegenheit gehabt, sich mit seinen philosophischen Untersuchungen zu den freyen Künsten zu wenden, und da nachzugrübeln: Woher es komme, daß dieses schön und jenes häßlich ist; dieses wohl, jenes aber übel gefällt? Wer dieses aber weis, der bekömmt einen besondern Namen, und heißt ein Criticus. Dadurch verstehe ich nämlich nichts anders, als einen Gelehrten, der von freyen Künsten philosophiren oder Grund anzeigen kann. Diesen Begriff hat niemand besser ins Licht gestellet, als der berühmte Graf Schaftsbury, in seinem gelehrten Werke: Characteristic's of Men, Manners and Times, im II. Theile des I. Bandes, Advice to an Author; welches Werk neulich von einer geschickten Feder ins Deutsche übersetzt worden. Was uns nun dergleichen Critici, solche philosophische Poeten, oder poesieverständige Philosophen sagen werden, das wird wohl ohne Zweifel weit gründlicher seyn, und einen richtigern Begriff von einem wahren Dichter bey uns erwecken; als was der große Hause, nach einer betrüglichen Empfindung seines unbeständigen Geschmackes, zu loben oder zu tadeln pflegt. Denn ich bin hier gar nicht der Meynung des sonst so scharfsinnigen Cicero zugethan, der in seinem andern Buche vom Redner schreibt: Omnes tacito quodam sensu, sine vlla arte aut ratione, quae sint in artibus ac rationibus recta ac praua, diiudicant. Vielmehr halte ichs mit dem Seneca, der an einem Orte seiner Schriften das Gegentheil behauptet: Non tam

bene

bene cum rebus mortalium agitur, vt meliora pluribus placeant: Argumentum peſſimi, turba eſt.

4. §. Unter den Griechen iſt ohne Zweifel Ariſtoteles der beſte Criticus geweſen, was nämlich die Redekunſt und Poeſie anlanget. Es iſt ein Glück, daß ſeine Schriften von beyden Künſten nicht ganz verlohren gegangen; denn von der Dichtkunſt haben wir freylich nur einen Theil übrig behalten. Indeſſen zeugen doch beyde Bücher, eben ſo wohl von dem durchdringenden Verſtande dieſes großen Weltweiſen, als ſeine übrige Schriften. Er hat das innere Weſen der Beredſamkeit und Poeterey aufs gründlichſte eingeſehen, und alle Regeln, die er vorſchreibet, gründen ſich auf die unveränderliche Natur der Menſchen, und auf die geſunde Vernunft. Haben gleich einige andere Kunſtrichter und poetiſche Freygeiſter ſein Joch abzuſchütteln geſucht, und uns entweder von allen Regeln befreyen, oder ganz neue und willkührliche einführen wollen: ſo haben ſie doch bey keinem Vernünftigen Beyfall gefunden. Nichts würde alſo für mich erwünſchter ſeyn, als wenn dieſer tiefſinnige Mann auch den ausführlichen Character eines wahren Poeten gemacht hätte: denn ſo dörfte man ſich nur daran halten, und könnte ſich ſelbſt ſo wohl, als andre, nach Anleitung deſſelben, gehörig prüfen. Allein wir finden in ſeiner Poetik im I. II. und III. Capitel nur etwas weniges, daß uns auf die rechte Spur helfen kann. Er lehrt nämlich gleich im Anfange derſelben, daß die ganze Poeſie nichts anders ſey, als eine Nachahmung menſchlicher Handlungen; und daß alſo der Unterſcheid verſchiedener Gedichte bloß auf die mancherley Arten der Nachahmung ankomme. Man könne aber die Handlungen der Menſchen in gute und böſe eintheilen; und die Sitten der Welt wären alſo nur durch dieſe beyden Eigenſchaften unterſchieden. Wer alſo Menſchen abbilden wolle, der könne ſie ſich entweder beſſer, oder ſchlechter vorſtellen, als ſie ſind; oder dieſelben ganz ähnlich ſchildern. Dieſes erläutert er durch das Exempel der Maler, und zieht es hernach auf verſchiedene Arten der Poeſie.

Dieſes giebt, meines Erachtens, Anleitung genug, wie man einen Poeten zu characteriſiren habe.

5. §. Ich ſage alſo erſtlich: ein Poet ſey ein geſchickter Nachahmer aller natürlichen Dinge: und dieſes hat er mit den Malern, Bildhauern, Muſikverſtändigen u. a. m. gemein. Er iſt aber zum andern, auch von ihnen unterſchieden; und zwar durch die Art ſeiner Nachahmung, und durch die Mittel, wodurch er ſie vollzieht. Der Maler ahmet ſie durch Pinſel und Farben nach; der Bildſchnitzer durch Holz und Stein, oder auch durch den Guß in allerhand Metallen; der Tanzmeiſter durch den Schritt und die Bewegungen des ganzen Leibes; der Tonkünſtler durch den Tact und die Harmonie: der Poet aber thut es durch eine tactmäßig abgemeſſene, und ſonſt wohl eingerichtete Rede; oder welches gleich viel iſt, durch eine harmoniſche und wohlklingende Schrift, die wir ein Gedichte nennen. Eben das hat uns Horaz oben zu verſtehen gegeben, da er ſchrieb:

Reſpicere exemplar vitae morumque iubebo
Doctum *imitatorem*, et veras hinc ducere voces.

Imgleichen:

Ficta voluptatis cauſſa ſint proxima veris.

Oder auch:

Aut Famam ſequere, aut ſibi conuenientia finge.

6. §. So fremde vielen dieſe Beſchreibung eines Dichters vorkömmt, ſo vollſtändig und fruchtbar iſt ſie in der That. Ein Poet wird dadurch nicht nur von den Meiſtern obgedachter freyen Künſte; ſondern auch von den Liebhabern aller andern Theile der Gelehrſamkeit unterſchieden. Ein Geſchichtſchreiber ſoll nicht nachahmen, was wir Menſchen zu thun pflegen, oder wahrſcheinlicher Weiſe gethan haben könnten, thun ſollten, oder thun würden, wenn wir in ſolchen Umſtänden befindlich wären: ſondern man fordert von ihm, daß er getreulich dasjenige erzählen ſolle, was ſich hier oder da, für

Begeben-

Begebenheiten zugetragen haben. Ein Redner soll nicht nachahmen, was andre Leute thun; sondern die Leute überreden, etwas für wahr oder falsch zu halten, und sie bewegen, etwas zu thun oder zu lassen. Ein Weltweiser ist gleichfalls von der Nachahmung entfernet, indem er uns die Gründe von der Möglichkeit aller Dinge untersuchen lehret. Wie die Rechtsgelehrsamkeit, Arzneykunst und andre Wissenschaften mehr, von der Poesie unterschieden sind, das wird ein jeder leicht abnehmen können. Der Dichter ganz allein, hat dieses zu seiner Haupteigenschaft, daß er der Natur nachahmet, und sie in allen seinen Beschreibungen, Fabeln und Gedanken, sein einziges Muster seyn läßt.

7. §. Es ist wahr; man macht hier verschiedene Einwürfe. Der Geschichtschreiber, sagt man, schildert ja auch diejenigen Personen, Sachen und Oerter ab; von welchen er uns Erzählungen macht. Er führt seine Helden wohl gar redend ein, und läßt sie oft Dinge sagen, die sie zwar hätten sagen können, aber in der That niemals gesagt haben: wie wir in griechischen und lateinischen Scribenten häufige Exempel davon vor Augen haben. Dieser Zweifel ist es schon werth, daß er beantwortet werde. Ich sage also fürs erste: nicht alles, was ein Geschichtschreiber thut; das thut er als ein Geschichtschreiber. Z. E. Er schreibt ja auch nach den Regeln der Sprachkunst: wer glaubt aber deswegen, daß die richtige Schreibart zum Wesen der Historie gehöre, und nicht vielmehr der Grammatik eigen sey? Ein Geschichtschreiber kann freylich wohl auch moralisiren, und politische Anmerkungen in seine Erzählungen mischen, wie Tacitus und andre gethan haben: gehört das aber eigentlich zur Historie? Und ist dieses deswegen nicht für eines Sittenlehrers und Staatskündigen eigentliche Pflicht zu halten? Eben so gehts mit den vielen Bildern, Charactern und erdichteten Reden, die in Geschichtbüchern vorkommen. Sie sind poetische Kunststücke, die ein Geschichtschreiber nur entlehnet, um seine trockene Erzählungen dadurch ein wenig anmuthiger zu machen. Er ist gleichsam, wie ein Bildschnitzer beschaffen,

der die Gesichter und Kleidungen seiner Kunststücke, auch noch mit Pinsel und Farben übermalet: nicht als wenn das Malen eigentlich sein Werk wäre; sondern weil er einer andern Kunst Hülfe braucht, seine Arbeit zur Vollkommenheit zu bringen.

8. §. Fürs andre habens auch die Kunstrichter an einigen Geschichtschreibern vorlängst gemisbilliget, daß sie die Regeln der historischen Schreibart gar zu sehr aus den Augen gesetzet. Man lese nur nach, was einige von dem Florus, und le Clerc vom Curtius, wegen seiner gekünstelten Beschreibungen geurtheilet haben. Man hat kein Bedenken getragen, diesen Scribenten eine poetische Schreibart zuzueignen: welches sattsam zeiget, daß die lebhaften Beschreibungen eigentlich in der Dichtkunst zu Hause gehören; sonderlich, wenn sie, wie des Curtius seine, nur aus dem bloßen Witze des Scribenten herkommen. Und was soll ich von den Reden eines Thucydides, Xenophons, Livius, Sallustius, u. a. m. sagen? Man hat es längst erkannt, daß diese Proben von der dichtenden Einbildungskraft dieser Scribenten wären; dazu sie als Geschichtschreiber nicht wären verbunden gewesen. Sie haben aber hierinn lieber dem Homer nachahmen, dessen Schriften einen allgemeinen Beyfall hatten, als ihre eigne Pflichten in Betrachtung ziehen wollen. Und man hat sie deswegen mit recht getadelt; weil es einem aufrichtigen Verfasser historischer Nachrichten nicht zusteht; das geringste in den wahren Begebenheiten zu ändern, auszulassen oder hinzuzusetzen. Wie haben aber gedachte Scribenten diese Pflicht in solchen Reden beobachten können, die sie berühmten Leuten viele Jahrhunderte nach ihrem Tode angedichtet? Zum wenigsten hat Curtius dem scythischen Gesandten eine Anrede an Alexandern in den Mund gelegt; die derselbe, allem Ansehen nach, unmöglich so schön und künstlich hätte halten können. Was ich hier von der Historie zur Antwort gegeben habe, daß läßt sich mit leichter Mühe, auf alle übrige Einwürfe, die man von andern Wissenschaften hernimmt, deuten, und gehöriger maßen anwenden.

9. §.

Digitized by Google

9. §. Aristoteles hat es schon ausgeführt, wie natürlich es dem Menschen sey, alles was er sieht und höret, nachzuahmen. In unsrer zärtesten Jugend geht dieses schon an. Man sagt, die Kinder sind wie Affen; weil sie alles nachmachen, was die Erwachsenen thun. Man möchte aber mit besserm Rechte sprechen, die Affen sind wie Kinder: denn diesen gebührt sonder Zweifel im Nachahmen der Vorzug. Alles, was wir lernen und fassen, das fassen und lernen wir durch die Nachahmung. Das Gehen und Stehen, Reden und Singen, das Essen und Trinken, ja Lesen und Schreiben, entsteht bey uns aus keiner andern Quelle.

Die andern Thiere zwar, kennt jedes seine Kraft,
Und weis auch von Natur von seiner Eigenschaft;
Der Mensch allein, ihr Haupt, der Herr so vieler Sachen,
Muß alles, was er thut, von andern lernen machen.
Und daß er ißt und trinkt, redt, sitzt, steht, geht und liegt,
Kömmt nur durch Unterricht, schläft auch nicht ungewiegt.
Opitz im II. Buch der Trostged.

Daraus leitet nun der tiefsinnige Weltweise den Ursprung der Poesie her. So viel ist gewiß, daß diejenigen Knaben, welche die größte Geschicklichkeit im Nachahmen an sich blicken lassen, auch die größte Fähigkeit zur Poesie besitzen. Zeiget sich aber jene sonderlich in der Malerey und Musik, imgleichen im Tänzen u. s. f.: so sieht man wohl, daß Kinder, die zu dergleichen Uebungen viel Naturell und Lust haben, auch zur Dichtkunst selbst, ein treffliches Geschicke erlangen können; wenn nur auch die Auferziehung sonst darnach eingerichtet ist.

10. §. Weil nun diese natürliche Geschicklichkeit im Nachahmen bey verschiedenen Leuten auch sehr verschieden ist; so daß einige fast ohne alle Mühe eine große Fertigkeit darinnen erlangen, andre hergegen bey vieler Quaal und Arbeit dennoch hinten bleiben: so hat man angefangen zu sagen, daß die Poeten nicht gemacht; sondern gebohren würden, daß sie den heimlichen Einfluß des Himmels fühlen, und durch ein Gestirn in der Geburt zu Poeten gemacht seyn müßten: das

heißt in ungebundener Schreibart nichts anders, als ein gutes und zum Nachahmen geschicktes Naturell bekommen haben. Opitz schreibt:

Es ist hier nicht genug, die arme Rede zwingen,
Die Sylben über Hals und Kopf in Reime bringen,
Der Wörter Henker seyn: Wer nicht den Himmel fühlt,
Nicht scharf und geistig ist, nicht auf die Alten zielt,
Nicht ihre Schriften kennt, der Griechen und Lateiner,
Als seine Finger selbst, und schaut, daß ihm kaum einer
Von allen außen bleibt; wer die gemeine Bahn
Nicht zu verlassen weis, ist zwar ein guter Mann
Doch nicht gleich ein Poet.

Opitz im I. B. der Poet. W.

Unser Poet fordert also von einem Dichter, er solle den Himmel bey sich fühlen, ja scharf und geistig seyn. Das zielet ebenfalls auf das gute Naturell oder den fähigen Kopf eines Dichters. Rachel stimmt diesem bey:

Denn wer nicht von Natur hiezu ist wie gebohren,
Bey dem ist Kunst und Fleiß und Uebung auch verlohren.
Hör, was der Römer spricht: Die Stadt giebt jährlich zwar
Der Bürgemeister zwey: Jedoch nicht alle Jahr
Kömmt ein Poet hervor. So viel hat das zu sagen,
Wenn jemand will mit Recht das Lorberkränzlein tragen.

Rachel Stat. der Poet.

11. §. Das ist nun, meines Erachtens, die beste Erklärung, die man von dem Göttlichen in der Poesie geben kann; davon so viel Streitens unter den Gelehrten ist. Ein glücklicher munterer Kopf ist es, wie man insgemein redet; oder ein lebhafter Witz, wie ein Weltweiser sprechen möchte: das ist, was oben beym Horaz, Ingenium et mens diuinior hieß. Dieser Witz ist eine Gemüthskraft, welche die Aehnlichkeiten der Dinge leicht wahrnehmen, und also eine Vergleichung zwischen ihnen anstellen kann. Er setzet die Scharfsinnigkeit zum Grunde, welche ein Vermögen der Seelen anzeiget, viel an einem Dinge wahrzunehmen, welches ein andrer, der gleichsam einen stumpfen Sinn, oder blöden Verstand hat, nicht

nicht würde beobachtet haben. Je größer nun die Scharfsinnigkeit bey einem jungen Menschen ist, je aufgeweckter sein Kopf ist, wie man zu reden pflegt: desto größer kann auch sein Witz werden, desto sinnreicher werden seine Gedanken seyn. Denn wo man viele Eigenschaften der Dinge angemerket, und auf alle Kleinigkeiten bey einer Person, Handlung, Begebenheit u. s. w. Acht gegeben hat: da kann man desto leichter die Aehnlichkeit einer solchen Person, Handlung, Begebenheit oder Sache mit andern dergleichen Dingen wahrnehmen. Die Einbildungskraft nämlich bringet, bey den gegenwärtigen Empfindungen, sehr leicht wiederum die Begriffe hervor, die wir sonst schon gehabt; wenn sie nur die geringste Aehnlichkeit damit haben. Alle diese Gemüthskräfte nun, gehören nicht in gemeinem, sondern in sehr hohem Grade für denjenigen, der geschickt nachahmen soll: und ein Poet muß dergestalt, sowohl als ein Maler, Bildschnitzer u. s. w. eine starke Einbildungskraft, viel Scharfsinnigkeit und einen großen Witz schon von Natur besitzen, wenn er den Namen eines Dichters mit Recht führen will.

12. §. Doch alle diese natürliche Gaben sind an und für sich selbst noch roh und unvollkommen, wenn sie nicht aufgeweckt, und von der ihnen anklebenden Unrichtigkeit gesaubert werden. Viele witzige Köpfe verrosten gleichsam bey ihrer guten Fähigkeit, aus Mangel der Anführung. Kinder, denen es an Unterricht fehlet, bleiben bey aller ihrer natürlichen Geschicklichkeit dennoch stecken: und wenn sie sich gleich unter andern ihres gleichen, durch ein lebhafteres Wesen hervorthun; so ist doch alle ihr Witz gleichsam ein ungebautes Feld, das nur wilde Pflanzen hervortreibet; ein selbst wachsender Baum, der nur ungestalte Aeste und Reiser hervorsprosset. Gerathen solche Leute in anwachsenden Jahren aufs Reimen, so werden sie Possenreißer, Pritschmeister, und alberne Reimenschmiede; die allerhand abgeschmackte Einfälle zusammen häufen, sich alles für erlaubt halten, und nur den Beyfall des Pöbels suchen. Sie folgen schlechterdings ihrer Phantasie, und dichten Quodlibete, Opern, Romane, Pickelheringspossen,

possen, und andre phantastische Erfindungen in theatralischen Sachen, die weder Art noch Geschicke haben. Man kann aber junge Knaben beyzeiten aufwecken, und ihren Witz, so zu reden in die Falten rücken, wenn man ihnen bald allerley gute sinnreiche Schriften zu lesen giebt; wenn man sie auf die trefflichsten Stellen derselben aufmerksam machet; ihnen die Schönheit derselben recht vor Augen stellet, und durch ein vernünftiges Lob ihrer Verfasser, sie anspornet, nach gleicher Ehre zu streben.

13. §. Dieses thut man, wenn die Jugend ihren Verstand schon einigermaßen brauchen kann: der Grund aber kann noch früher dazu geleget werden, wenn man sie beyzeiten im Zeichnen und Reißen unterweisen läßt. Es glaubt niemand, was diese Uebung jungen Leuten für Vortheil schaffet; als wer sie mit philosophischen Augen ansieht. Wer einen vor Augen liegenden Riß nachmalen will, der muß sehr genau auf alle gerade und krumme Linien, Verhältnisse, Größen, Stellungen, Entfernungen, Erhebungen, Schattirungen und Strichlein, ja auf die allerkleinsten Puncte Achtung geben. Durch dergleichen Uebung und Bemühung erlangt man also einen hohen Grad der Aufmerksamkeit, auf jede vorfallende Sache; welche endlich zu einer Fertigkeit gedeihet, in großer Geschwindigkeit, und fast im Augenblicke viel an einer Sache wahrzunehmen; welche Fertigkeit wir vorhin die Scharfsinnigkeit genannt haben. Indem aber ein solcher Knabe sich ferner bemühet, seinen Riß, dem vorgelegten Musterbilde ähnlich zu machen: so muß er die Aehnlichkeiten zwischen beyden wahrnehmen lernen, das ist, seinen Witz üben. Fängt er endlich gar an, wirkliche Personen abzuschildern, oder Gegenden und Landschaften zu malen, die er wirklich vor sich sieht: so wird er noch fertiger. Am höchsten bringt ers endlich, wenn er aus seiner eigenen Erfindung ganze Historien wohl zu entwerfen, und auf eine sehr lebhafte, natürliche und folglich anmuthige Art auszumalen geschickt wird. Dergleichen Uebungen nun bilden unvermerkt poetische Geister. Denn dafern durch das Studiren, dergleichen

jungen

jungen Leuten zugleich die Fertigkeit in der Sprache, die Kenntniß vieler Sachen, nebst den Regeln der gebundenen Schreibart beygebracht wird: so werden sie hernach eben so geschickt mit der Feder, als mit Pinsel und Farben, die Nachahmung natürlicher Dinge zu vollziehen wissen.

14. §. Denn das muß man nothwendig wissen, daß es mit Einbildungskraft, Scharfsinnigkeit und Witz bey einem Poeten noch nicht ausgerichtet ist. Dieß ist zwar der Grund von seiner Geschicklichkeit, den die Natur legt: aber es gehört zu dem Naturelle auch die Kunst und Gelehrsamkeit. Muß doch ein Maler, der was rechtes thun will, in der Meßkunst, Perspectiv, Anatomie, Mythologie, Historie, Baukunst, ja Logik und Moral was gethan haben; wenn ers zu einiger Vollkommenheit bringen will. So wird denn ein Poet, der auch die unsichtbaren Gedanken und Neigungen menschlicher Gemüther nachzuahmen hat, sich nicht ohne eine weitläuftige Gelehrsamkeit behelfen können. Es ist keine Wissenschaft von seinem Bezirke ganz ausgeschlossen. Er muß zum wenigsten von allem etwas wissen, in allen Theilen der unter uns blühenden Gelahrtheit sich ziemlicher maßen umgesehen haben. Ein Poet hat ja Gelegenheit, von allerley Dingen zu schreiben. Begeht er nun Fehler, die von seiner Unwissenheit in Künsten und Wissenschaften zeugen, so verliert er sein Ansehen. Ein einzig Wort giebt oft seine Einsicht, oder auch seine Unerfahrenheit in einer Sache zu verstehen. Ein einzig Wort kann ihn also in Hochachtung oder in Verachtung setzen; nachdem es entweder seine Gelehrsamkeit oder Unwissenheit an den Tag legt. Daraus folgt nun unfehlbar, daß ein Poet keine Wissenschaft so gar verabsäumen müsse, als ob sie ihn nichts angienge. Er muß sich vielmehr bemühen, von allen, zum wenigsten einen kurzen Begriff zu fassen; damit er sich, wo nicht in allen geschickt erweisen, doch mindstens in keiner einzigen auf eine lächerliche Art verstoßen möge.

15. §. Vielleicht wendet man mir ein: Ich machte den Begriff von einem Poeten zu groß und zu vollkommen;

dergleichen Leute von allgemeiner Gelehrsamkeit hätte es wohl noch nie gegeben; inskünftige aber, würde man sie noch weniger zu gewarten haben, da die Anzahl der Wissenschaften und Künste fast täglich größer würde. Hierauf will ich zur Antwort geben, daß man nicht übel thue, wenn man eine Sache nach ihrer größesten Vollkommenheit abschildert. So haben die Stoiker ihren Weisen, die Lehrer der Redekunst ihren vollkommenen Redner, und die heutigen Weltweisen einen vollkommenen Philosophen beschrieben. Es ist gut, wenn man ein Ziel vor Augen hat, darnach man streben kann, wenn es gleich noch niemand erreichet hätte. Je näher man ihm kömmt, desto vollkommner ist man: und der am wenigsten davon entfernet bleibt, der ist am lobwürdigsten. Gesteht aber Seneca von dem stoischen Weisen, Cicero von einem vollkommenen Redner, und Herr Wolf von einem vollkommenen Philosophen, daß dergleichen noch niemals in der Welt zu finden gewesen: so wollen wir auch bekennen, daß noch kein Poet den höchsten Gipfel in seiner Kunst erreichet habe. Die Erfahrung hat es gewiesen. An den berühmtesten alten und neuen Dichtern haben scharfe Kunstrichter mit gutem Grunde so viel auszusetzen gefunden; daß man auch hier die menschliche Unvollkommenheit nur gar zu deutlich hat wahrnehmen können. Wie aber deswegen, weder die Stoiker nach Weisheit, noch die Redner nach Beredsamkeit, noch die Philosophen nach der philosophischen Erkenntniß zu streben aufgehöret haben: Also darf auch kein Liebhaber der Dichtkunst den Muth sinken lassen.

Denn dieß gilt dahin nicht, daß diese Schwierigkeit
Dich läßig machen soll. Der Gaben Unterscheid
Der hebt nicht alles auf. Kannst du dem Ueberreichen,
An seinem großen Schatz und Vorrath, nicht wohl gleichen:
So ist dir wenig gnug. Spann alle Sinnen an,
Wer weis, was nicht dein Fleiß dir mehr erwerben kann?
Schreib wenig, wo nicht viel; doch das nach Arbeit schmecket:
Ein kleines Werklein hat oft großen Ruhm erwecket.
Zwey Zeilen oder drey, von Buchnern aufgesetzt,
Sind billig mehr als dieß mein ganzes Buch geschätzt.

Nur

Nur eine Fliege, wohl und nach der Kunst gemalet,
Ist ihres Lobes werth, und wird sowohl bezahlet,
Als nach des Lebens Maaß ein großer Elephant,
Den nur ein Sudler hat geschmieret von der Hand.
Kannst du kein Opitz seyn, kein theurer Flemming werden:
O! es ist Raum genug vom Himmel bis zur Erden ꝛc.

Rachel Stat. der Poet.

16. §. Vor allen Dingen aber ist einem wahren Dichter eine gründliche Erkenntniß des Menschen nöthig, ja ganz unentbehrlich. Ein Poet ahmet hauptsächlich die Handlungen der Menschen nach, die von ihrem freyen Willen herrühren, und vielmals aus den verschiedenen Neigungen des Gemüths und heftigen Affecten ihren Ursprung haben. Daher muß derselbe ja die Natur und Beschaffenheit des Willens, der sinnlichen Begierde, und des sinnlichen Abscheues in allen ihren mannigfaltigen Gestalten gründlich einsehen lernen. Wie würde es ihm sonst möglich seyn, einen Geizigen, Stolzen, Verschwendrischen, Zänkischen, Verliebten, Traurigen, Verzagten u. s. w. recht zu characterisiren? Alle Bewegungen des Willens entstehen aus den Meynungen und Urtheilen des Verstandes, so wie diese in den verschiedenen Vorstellungen der Sinne ihren Grund haben. Der Poet muß also auch die Gemüthskräfte der vernünftigen Seele, und ihren verschiedenen, sowohl bösen als guten Gebrauch kennen; damit er thörichte Leute thöricht, und so ferner Abergläubische, Leichtgläubige, Ungläubige, Vernünftler, Grübler, Zweifler, Einfältige, Spitzfündige, Verschlagene, Dumme und Kluge nach ihrer gehörigen Art abzuschildern und nachzuahmen im Stande sey. Sind ferner die Handlungen der Menschen gut oder böse: So wird er nicht im Stande seyn dieselben recht zu beurtheilen, wenn er nicht das Recht der Natur, die Sittenlehre und Staatskunst gründlich versteht. Das ist nun diejenige Wissenschaft von Charactern und Pflichten der Menschen, die Horaz in seiner obstehenden Dichtkunst so eifrig von einem Poeten fordert, und ihm zu wiederholten malen einschärfet.

Qui

Qui didicit Patriae quid debeat et quid Amicis,
Quo ſit amore parens, quo frater amandus, et hoſpes,
Quid ſit conſcripti, quod iudicis officium, quae
Partes in bellum miſſi ducis, ille profecto.
Reddere perſonae ſcit conuenientia, cuique. *

17. §. So nothwendig nun einem Poeten die Philoſophie iſt: ſo ſtark muß auch ſeine Beurtheilungskraft ſeyn. Es würde nichts helfen, witzig und ſcharfſinnig zu ſeyn, wenn der Witz übel angebracht würde, oder gar nicht rechter Art wäre. Eine gar zu hitzige Einbildungskraft macht unſinnige Dichter: dafern das Feuer der Phantaſie nicht durch eine geſunde Vernunft gemäßiget wird. Nicht alle Einfälle ſind gleich ſchön, gleich wohlgegründet, gleich natürlich und wahrſcheinlich. Das Urtheil des Verſtandes muß Richter darüber ſeyn. Es wird nirgends leichter ausgeſchweifet, als in der Poeſie. Wer ſeinen regelloſen Trieben den Zügel ſchießen läßt, dem geht es wie dem jungen Phaeton. Er hat wilde Pferde zu regieren; aber ſehr wenig Verſtand und Kräfte ſie zu bändigen, und auf der rechten Bahn zu halten: ſie reißen ihn fort, und er muß folgen wohin ſie wollen, bis er ſich in den Abgrund ſtürzet. So iſt es mit einem gar zu feurigen poetiſchen Geiſte auch bewandt. Er reißt ſich leicht aus den Schranken der Vernunft: und es entſtehen lauter Fehler aus ſeiner Hitze, wenn ſie nicht durch ein reifes Urtheil gezähmet wird. Statius, Claudianus, Lucanus und der

* Ramſey in ſeiner Reiſe des Cyrus auf der 133. S. der engliſchen Auflage ſchreibt: To reach the ſublime, the Poet muſt be a Philoſopher. The moſt beautifull flowers, graces and paintings only pleaſe by Imagination, without ſatisfying the mind, or improving the underſtanding. Solid Principles, noble ſentiments and various Characters muſt be diſpers'd throughout, in ordre to diſplay to us Truth, Virtue and Nature. Man muſt be repreſented as he is, and as he appears in his native Colours, and under his disguiſes; that the Picture may reſemble the Original in which there is alwais a Contraſt of Virtues and imperfections. Nevertheleſs it is neceſſary, to condeſcend to the weackneſs of Mankind. Too much moralizing disguſts; too much reaſoning tires. We muſt turn maxims into action, convey noble ſentiments by short hints, and inſtruct rather by the manners of the Hero, than by his diſcourſe. Das iſt: Das Erha-

der tragiſche Seneca können uns unter den Lateinern zur Warnung dienen. St. Evremont hält den Brebeuf, der die Pharſale des Lucanus überſetzet hat, ſeinem Originale nicht nur gleich; ſondern ſagt gar, daß er denſelben noch, an wildem Feuer der Einbildung, übertroffen habe. Von den Italienern und Spaniern hat uns Bouhours in hundert Exempeln die Früchte gar zu hitziger Geiſter gewieſen, die keine Prüfung der Vernunft aushalten. Unter den Engländern aber, die überhaupt ſehr ſtark zu den Ausſchweifungen der Phantaſie geneigt ſind, hat Milton, alles was man dadurch ſchwärmendes machen kann, in ſeinem verlohrnen Paradieſe gewieſen. Von unſern Landesleuten mag ich kein Exempel anführen. Es iſt bekannt, daß Hofmannswaldau und Lohenſtein nebſt einigen Neuern, dem verderbten italieniſchen Geſchmacke gefolget ſind, und ihr Feuer nicht allemal zu mäßigen gewußt haben. Viele von ihren Anbethern ſind noch weiter gegangen, als ſie: aber ich weis nur einen einzigen Neukirch, der bey zeiten umgekehrt, und wieder der Vernunft und Natur nachzugehen angefangen: wie bereits auf der 8. 9. S. des Vorb. aus dem ſechſten Theile der Hofm. W. Ged. 101. S. angeführet worden. Man leſe auch des Herrn von Brück Gedanken, von der Dichtkunſt, im I. B. der deutſchen Geſellſchaft eigenen Schriften und Ueberſetzungen, hin und wieder.

18. §. Außer allen dieſen Eigenſchaften des Verſtandes, die ein wahrer Poet beſitzen und wohl anwenden muß, ſoll er auch

dene ſeiner Kunſt zu erreichen, muß ein Poet ein Philoſoph ſeyn. Die allerſchönſten Blumen, Putzwerke und Malereyen, gefallen nur der Einbildungskraft, ohne der Vernunft eine Gnüge zu thun, oder den Verſtand zu beſſern. Feſte Grundwahrheiten, edle Gedanken, und mancherley Gemüthsarten, müſſen überall eingemiſchet werden; damit ſie uns Wahrheit, Tugend und Natur entdecken mögen. Der Menſch muß vorgeſtellet werden, wie er in ſeinen natürlichen Farben und unter ſeiner Verhüllungen erſcheint: damit die Malerey dem Originale ähnlich werde, worinnen allemal eine Vermiſchung von Tugenden und Unvollkommenheiten iſt. Gleichwohl iſt es nöthig, auch der Schwachheit der Menſchen etwas nachzugeben. Zuviel Sittenlehre erwecket Ekel: zuviel Vernunftſchlüſſe fallen beſchwerlich. Wir müſſen alſo die Lehrſätze in Handlungen verwandeln, edle Gedanken in kurze Sprüche einkleiden, und mehr durch die Sitten des Helden, als durch ſeine Reden unterrichten.

auch von rechtswegen ein ehrliches und tugendliebendes Gemüthe haben. Der Beweis davon ist leicht. Ein Dichter ahmet die Handlungen der Menschen nach; die entweder gut oder böse sind. Er muß also in seinen Schildereyen, die guten als gut, das ist schön, rühmlich und reizend; die bösen aber als böse, das ist häßlich, schändlich und abscheulich abmalen. Thäte er dieses nicht, und unterstünde er sich die Tugend als verächtlich, schädlich und lächerlich, das Laster hergegen als angenehm, vortheilhaft und lobwürdig zu bilden: so würde er die Aehnlichkeit ganz aus den Augen setzen, und die Natur derselben sehr übel ausdrücken. Moliere verdient in diesem Stücke viel Tadel, weil er in seinem Spotten nicht allezeit dieser Regel gefolget ist: wie Riccoboni in seinen Reflexions sur Moliere bemerket hat. Ich schweige noch, daß ein so schädlicher Scribent in einer wohlbestellten Republik nicht zu dulden wäre: worauf denn Plato gesehen haben mag, wenn er in der seinigen, wie man insgemein vorgiebt, * gar keine Dichter hat leiden wollen. Es hat nämlich zu allen Zeiten auch solche verderbte Versmacher gegeben, die, weil sie selbst übel gesittet gewesen und gottlos gelebt, auch andere durch ihre Gedichte zu allerhand Schande und Lastern gereizet haben. Sonderlich ist die Geilheit unzüchtigen Gemüthern allezeit ein Stein des Anstoßens geworden. Ein Ovidius und Catullus sind wegen ihrer unzüchtigen Gedichte, bey allen ihren Schönheiten, schädlich zu lesen. Selbst Horaz ist nicht überall so keusch in seinen Ausdrückungen als er wohl hätte seyn können; wenn er sich den züchtigen Virgil hätte zum Muster nehmen wollen.** Gleichwohl rühmt er in einem Schreiben an den Kaiser August, daß ein wahrer Poet, das Ohr eines Knaben, dessen Auferziehung er

* S. des Herrn M. Schwaben Vorrede zu meinen Gedichten, der dieses Vorurtheil wiederleget hat.

** Rapin sagt: Tom. II. p. 124. §. IX. Il est vrai qu'il n'y a que les petits genies, qui soient sujets à dire des impietés ou des ordures: Homere & Virgile n'en ont jamais dit: ils ont toujours eté severes & vertueux, comme des Philosophes; & les Muses des verita-

er zu beſorgen hat, von ſchändlichen Zoten abwende; und ihm vielmehr gute Sitten beyzubringen bemüht ſey.

Os tenerum pueri balbumque Poëta figurat,
Torquet ab obſcoenis iam nunc ſermonibus aurem
Mox etiam pectus praeceptis format amicis.
Aſperitatis et inuidiae corrector et irae,
Recte facta refert.

Lib. II. Ep. 1.

19. §. Da man ſich nun lieber an Horazens Regel, als an ſein Exempel hätte kehren ſollen: ſo hat es doch allezeit ſolche unverſchämte Zotenreißer gegeben, die ihren ganzen Witz in ärgerlichen Poſſen geſuchet, und nicht anders ſinnreich oder angenehm zu dichten gewußt; als wenn ſie die unzüchtigſten Reden in garſtigen Allegorien, groben Zweydeutigkeiten und häßlichen Wortſpielen zu Markte gebracht. Rachel hat ſie in ſeiner oftgedachten Satire nachdrücklich abgemalet.

Wenn nun ein grobes Holz, ein Eulenſpiegelsgleichen,
Läßt einen (Pfui dich an!) mit gutem Willen ſtreichen,
Bringt kahle Zoten vor, verſchluckt ein ganzes Ey,
Und rülzelt ins Gelach und ſchmatzet in den Brey;
Wenn er ſich luſtig macht mit ſolchen Bubenpoſſen,
Die auch kein Hurenwirth ſollt hören unverdroſſen:
Da lacht die Unvernunft, daß ihr die Luft entgeht,
Und ſpricht wohl: Hey, das iſt ein luſtiger Poet!
O allzu theurer Nam, für ſolche grobe Hachen!
Kann denn ein fauler Stank ſo bald Poeten machen?
Ein unverſchämtes Wort? O! weit vom Ziel gefehlt!
Das muß ein andrer ſeyn, der mit will ſeyn gezählt
In dieſe werthe Zunft. Die keuſchen Pierinnen
Sind keinem Unflath hold und haſſen grobe Sinnen.

Opitz,

bles Poëtes ſont auſſi chaes & auſſi honnêtes, que des Veſtales. d. i. Es iſt wahr, daß nur kleine Geiſter vermögend ſind, Gottloſigkeiten oder Unflätereyen zu ſagen. Homer und Virgil haben dieſes niemals gethan; ſie ſind allezeit ſo ſtrenge und tugendhaft geweſen, als Philoſophen, und die Muſen der wahren Dichter ſind ſo keuſch und ſo ehrbar, als veſtaliſche Jungfern.

Digitized by Google

Opitz, Dach, die Gryphier, Canitz und andre von unsern besten Poeten, haben wohl niemals, auch in verliebten Gedichten, ein zartes Ohr geärgert. Hofmannswaldau und Lohenstein aber sind auch in diesem Stücke in die Fußtapfen der geilen Italiener getreten, die ihrer Feder so wenig, als ihren Begierden, ein Maaß zu setzen wissen: und diese Vorgänger haben sehr viel angehende Dichter verderbet. Die französische Nation verdienet hingegen viel Lob, daß die Schriften ihrer meisten Poeten (den Theophile und Rousseau ausgenommen) so rein von allen Unflätereyen sind, daß man auch fast keine einzige anstößige Stelle bey ihnen antreffen wird.

20. §. Boileau hat diese Regel in seiner Dichtkunst so wenig vergessen, daß er sie vielmehr zu verschiedenen malen wiederhohlet hat. Am Ende des III. Gesanges, wo er noch von der Comödie handelt: schließt er also:

J'aime sur le Theatre un agreable Auteur,
Qui sans se diffamer aux yeux du Spectateur,
Plait par la raison seule, et jamais ne la choque.
Mais pour un faux Plaisant, à grossiere équivoque,
Qui pour me diuertir n'a que la saleté:
Qu'il s'en aille, s'il veut, sur deux tretaux monté,
Amusant le Pont-neuf de ses sornettes fades,
Aux Laquais assemblez jouer ses Mascarades.

Wie er nun hier in Comödien an statt eines artigen Scherzes keine grobe Zweydeutigkeiten und Fratzen leiden will, indem er solche Poeten auf die neue Brücke zu Paris verweiset, wo sie ihr Fratzenzeug dem daselbst versammleten Lumpengesindel vorspielen könnten: also giebt er auch hernach im IV. Gesange die Regel, einen guten Character von sich selbst bey den Lesern zu machen, und sich nicht in eine üble Meynung bey ihnen zu setzen. Er könne nämlich diejenigen Scribenten nicht leiden, die in Versen die Ehrbarkeit an den Nagel hingen, und Verräther der Tugend würden; indem sie das Laster als liebenswürdig vorstelleten.

Que

Que votre ame et vos moeurs, peints dans tous vos ouvrages,
N'offrent jamais de vous que de nobles images.
Je ne puis eſtimer ces dangereux Auteurs,
Qui de l'honneur en vers infames deſerteurs,
Trahiſſant la vertu ſur un papier coupable,
Aux yeux de leurs Lecteurs rendent le vice aimable.

Und nachdem er ſich in etlichen Verſen entſchuldiget, daß er es einem Poeten nicht eben verbiethen wolle, gar nichts verliebtes zu ſchreiben; wie denn wohl einige Scheinheilige auch Roderichs und Chimenens keuſche Liebe nicht auf der Bühne leiden wollten; ſondern daß er nur den unflätigen Ausdruck derſelben widerrathe, als ohne welchen auch die unzüchtigſte Liebe keinen ſchamroth zu machen pflegt: ſo ſetzt er noch hinzu, daß der Poet ſelbſt innerlich tugendhaft ſeyn müſſe, wenn er allezeit keuſch und rein ſchreiben wolle; weil er ſich ſonſt unverſehens verrathen würde. * Denn weſſen das Herz voll iſt, deſſen geht der Mund über:

Un Auteur vertueux dans ſes vers innocens,
Ne corrompt point le coeur, en chatouillant les ſens.
Son feu n'allume point de criminelle flame.
Aimez donc la vertu! nourriſſez en votre ame.
En vain l'eſprit eſt plein d'une noble vigueur,
Le vers ſe ſent toujours des baſſeſſes du Cœur.

21. §. Dieſe tugendhafte Gemüthsart eines Poeten, muß ſich zu allerletzt auch darinnen zeigen, daß er weder ein Schmeichler noch ein Läſterer werde. Beydes iſt für einen vernünftigen und rechtſchaffenen Mann eine viel zu niederträchtige Beſchäfftigung. Gegen alles, was gut iſt, und ei-

ne

* Die Entſchuldigung die Catull hier machen will, wenn er ſagt, der Poet müſſe zwar keuſch ſeyn, allein die Verſe, die er macht, dürften eben nicht ſeyn:

Caſtum decet eſſe pium Poëtam,
Verſiculos nihil neceſſe eſt.

iſt ſo lächerlich, als ungereimt. Denn welcher ſchamhafte Menſch wird wohl unverſchämt reden, oder gar ſchreiben?

ne wahre Ehre bringen kann, eine Hochachtung zu bezeigen; das ist einem wahren Dichter niemals verwehrt. Vielmehr erfordert es seine Pflicht, die ihm, als einem redlichen Bürger obliegt, die Tugendhaften auf eine vernünftige Art zu loben, ihr Gedächtniß zu verewigen, und durch die Beschreibung ihrer ruhmwürdigen Exempel, theils die zu ihrer Zeit Lebenden, theils auch die Nachkommen, zu löblichen Thaten aufzumuntern. Eine wahre Ehrliebe ist eine ganz unschuldige Neigung, und giebt einen Sporn zu vielem Guten ab, wie in der Sittenlehre gewiesen wird. Diese aber wird durch nichts besser erwecket, als durch ein billiges Lob, welches denen wiederfährt, die sich wohl verhalten, ihrem Vaterlande dienen, gerecht, freygebig, bescheiden, mäßig, sparsam, leutselig, standhaft, dienstfertig und geduldig sind. Hier malet ein rechtschaffener Poet das an sich selbst schöne Wesen der Tugend, in der Person eines tugendhaften Mannes so liebenswürdig ab, daß es alle, die es sehen, in sich verliebt macht. So hat, z. E. unser großer Opitz in den Büchern von Widerwärtigkeit des Krieges, die Fürtrefflichkeit eines im Unglücke gelassenen und standhaften Mannes, unter dem Bilde des unüberwindlichen Ulysses abgeschildert. Wie aber dieser große Mann, gleich darauf die falsche Standhaftigkeit des berühmten Römers Cato, der sich selbst ums Leben gebracht, entblößet, und den nichtigen Schein seiner so gepriesenen Unerschrockenheit entdecket hat: also hat er durch sein Exempel gewiesen, daß ein rechtschaffener Dichter sich durch das äußerliche Ansehen gleißender Laster nicht müsse blenden lassen. Das thun aber die Schmeichler, theils aus Unverstand, theils aus Bosheit, und stiften eben durch dieß unvernünftige Lob viel Schaden.

Vor Alters, wo mir recht, ward nie ein Held besungen,
Wenn er nicht durch Verdienst sich in die Höh geschwungen:
Und eine Redensart, die göttlich sollte seyn,
Die ward zu solcher Zeit den Sklaven nie gemein.
Wo lebt itzt der Poet, der dieß Geheimniß schonet?
So bald er einen merkt, der ihm die Arbeit lohnet,

Wird

Wird ſeinem Pegaſus der Sattel aufgelegt,
Der ein erkauftes Lob bis an den Himmel trägt!
Den wir durch ſolche Poſt ſo oft zum Zorne reizen,
Und öfter noch vielleicht als ſich die Sterne ſchneuzen.
Daß mehrentheils die Welt in träger Luſt verdirbt,
Und ſich um wahren Ruhm ſo ſelten mehr bewirbt,
Iſt der Poeten Schuld. Der Weihrauch wird verſchwendet,
Und manchem Leib und Seel, um die Gebühr, verpfändet,
Daß die Unſterblichkeit ihm gar nicht fehlen kann;
Der als ein Erdenſchwamm ſich kaum hervorgethan,
Und den ſonſt anders nichts vom Pöbel unterſcheidet,
Als daß ein blöder Fürſt ihn an der Seite leidet:
Da er für jedes Loth, das ihm an Tugend fehlt,
Ein Pfund des eiteln Glücks und ſchnöden Goldes zählt.
Canitz Sat. von der Poeſie.

22. §. So groß nun die Niederträchtigkeit der Schmeichler iſt; eben ſo groß iſt die Bosheit der Läſterer. Jene wollen das Laſter zur Tugend, wie dieſe die Tugend zum Laſter machen. Sie folgen nicht der Billigkeit und Vernunft in Beurtheilung der menſchlichen Eigenſchaften; ſondern ihrem Neide, ihrer Rachgier, oder wohl gar eigennützigen Abſichten; wenn ſie nämlich ihre Feder zum Dienſte neidiſcher oder rachgieriger Leute misbrauchen. Sie werden dadurch Tagelöhner der Bosheit, und Feinde der Tugend; wiewohl ſie ſelten im Stande ſind, derſelben wirklich zu ſchaden. Es iſt ein ganz ander Werk mit der ſatiriſchen Poeſie. Dieſe iſt die Frucht einer gründlichen Sittenlehre, und hat ordentlich die Liebe der Tugend zur Mutter, und den Haß der Laſter zum Vater. Die wahre Satire greift alſo nicht unſchuldige, ſondern ſchuldige Leute an: ja ſie ſtrafet das Böſe an ſich, ohne die Perſonen, die es an ſich haben, zu nennen, oder auf eine anzügliche Art zu beſchimpfen. Eben der Homer, der ein ſo herrliches Talent zum Loben gehabt, hat auch, nach dem Berichte Ariſtotels, auf einen gewiſſen Margites

eine Satire gemacht, der weder ein Ackersmann, noch ein Winzer, noch ein Schäfer, das ist, gar kein nützliches Glied der menschlichen Gesellschaft war. Denn auf diese drey Lebensarten legte sich, bey der damaligen Einfalt der Welt, alles, was sein Brodt ehrlich erwerben wollte. Ein Mensch also, der keines von allen trieb, war ein Müßiggänger, und verdiente freylich wohl eine Satire. Daß ein alter König der Deutschen befohlen, auf die Lasterhaften gewisse satirische Lieder zu machen; ist in dem vorigen Capitel erinnert worden. Und also ist es gewiß, daß man die wahre Satire mit gottlosen Pasquillen oder Lästerschriften nicht zu vermischen habe. Jene ist die Seele aller Comödien, die doch in so vielen wohlbestellten Republiken, nicht ohne großen Nutzen geduldet, ja auf gemeine Kosten gespielet worden: diese aber sind Stifterinnen unzähliches Unheils, weswegen sie auch durch die Gesetze der Obrigkeit allezeit verbothen und scharf bestrafet worden. Rachel hat, im Schlusse seiner Satire vom Poeten, beyde sehr wohl unterschieden, welche Stelle ich hersetzen, und dadurch dieß Capitel beschließen will:

Zuweilen sitzet er, hält der Vernunft entgegen
Die Laster seiner Zeit, die irgend sich erregen;
Schont aller Menschen zwar, doch keiner Thorheit nicht:
Und ob sein Urtheil selbst ihm ins Gewissen spricht,
So schweigt er mit Geduld, beseufzt die bösen Thaten,
So kann die Wahrheit ihm zum höchsten Heil gerathen.
Ist dieser Eßig scharf, so ist er doch gesund,
Und beißt das faule Fleisch heraus bis auf den Grund.
Gleichwie Machaon brennt und heilt mit klugen Händen:
So mag auch ein Poet zwar strafen, doch nicht schänden.
Und wer denn solchen Mann zu den Verläumdern schreibt,
Der wisse, daß ihn selbst der Erzverläumder treibt.
Es ist Poetenwerk, mit fremden Namen spielen,
Und dergestalt mit Glimpf auf wahre Laster zielen.
Nimmt aber jemand selbst sich solcher Laster an:
Wer ist in aller Welt, der solches ändern kann?

Hat jemand Codrus Art, der mag den Namen erben:
Wer Hirſenpfriemer iſt, mag Hirſenpfriemer ſterben.
Wenn beym Horatius einmal geſchrieben ſteht:
Gorgon ſtinkt wie ein Bock, Ruffin riecht nach Ziebeth;
Da kann es ja gleich viel dem guten Dichter gelten,
Wer will, mag ſich Gorgon; wer will, Ruffinus ſchelten.
Ein frommer eifert nicht, ſein Herz das ſpricht ihn los:
Wer ſchuldig iſt, der ſchreyt, und giebt ſich ſelber bloß.
Wen ſein Gewiſſen beißt, mag ſeine Thorheit haſſen.
Hab ich den Geck erzürnt? Ich kann es noch nicht laſſen.
Ich biethe rechten Trutz, dem, der mir ſolches wehrt:
Wer Laſter ſtraft, der hat die Tugend recht gelehrt.

* *

Das III. Capitel.

Vom guten Geschmacke eines Poeten.

1. §.

Ob es gleich scheint, daß ich im vorigen alle gute Eigenschaften eines wahren Poeten erzählet habe: so ist doch noch etwas von großer Wichtigkeit übrig, das ich in einem besondern Capitel abhandeln will. Es ist in den neuern Zeiten sehr viel vom guten Geschmacke geredet und geschrieben worden. Man hat ihn gewissen Dichtern zugestanden, andern aber abgesprochen; und endlich gar die Regel gemacht: Ein Poet müsse einen guten Geschmack haben. Diese Regel nun nach meiner Art zu erklären, und zu erweisen, das ist meine Absicht in diesem Capitel.

2. §. Ich will mich hier nicht in die historische Untersuchung einlassen, wenn und wo das Wort Geschmack zuerst in dieser neuen Bedeutung genommen worden. Das haben schon andre vor mir gethan, deren Schriften ich mit Vergnügen und Vortheil gelesen habe. Ich weis auch, daß in Frankreich nur neulich der Pater Dubosc und Herr Rollin verschiedene Streitigkeiten darüber gehabt. Man kann diese Redensart nunmehro für eine bekannte und völlig eingeführte halten; und man darf sichs nur angelegen seyn lassen, sie im rechten Verstande zu gebrauchen. Diesen aber zu bestimmen, das ist nicht eines jeden Werk. Wem es damit gelingen soll, der muß erstlich die Kräfte der menschlichen Seelen, und sonderlich die Wirkungen des empfindenden und urtheilenden Verstandes aus der Weltweisheit verstehen. Hernach muß er eine Fertigkeit in der Vernunftlehre besitzen: so, daß er fähig ist, sich von jedem vorkommenden Dinge und Ausdrucke, nach den logischen Regeln, eine gute Erklä-

rung

rung zu machen. Endlich muß er ſich auch in der Poeſie, oder andern Künſten, davon etwa die Rede iſt, wohl geübet haben. Ohne dieſe drey Stücke wird die Beſchreibung des guten Geſchmacks nicht zum beſten gerathen können. Da es nun denen Franzoſen, die bisher davon geſchrieben, entweder an zweyen, oder doch zum wenigſten an einem von dieſen dreyen Stücken gefehlet hat: ſo iſt es auch kein Wunder, daß ſie weder mit einander eins werden, noch uns Deutſchen ein beſſeres Licht haben anzünden können. Unſre Landesleute haben die Sache mit viel größerer Geſchicklichkeit angegriffen; und ſie eben deswegen auch weit gründlicher auszuführen vermocht.

3. §. Zum erſten ſetze ich zum voraus, der Geſchmack, im gemeinen und eigentlichen Verſtande, ſey die Fähigkeit, oder die Gabe unſerer Zunge, die verſchiedenen Wirkungen zu empfinden, die von Speiſe und Trank auf derſelben verurſachet werden, wenn ſie davon ſattſam berühret und durchdrungen worden. Unſre Sinne, in ſo weit ſie körperlichen Gliedmaßen zukommen, ſind nichts als Leidenſchaften, und empfangen alſo nur die Eindrückungen der außer uns befindlichen Dinge. Daher eigne ich auch der Zunge bloß die Fähigkeit zu empfinden zu, welche nur was Leidendes iſt; da hergegen eine Kraft etwas Thätiges angezeiget hätte. Dieſe habe ich für den Geſchmack gehalten, in ſo weit er in der Seele iſt, den ich alſo eine Kraft des Gemüthes nenne, vermöge welcher daſſelbe die von Speiſe und Trank in den ſchwammigten Fäſerchen der Zunge verurſachten Veränderungen, ſich vorſtellen, und ihren Unterſcheid beurtheilen kann.

4. §. Man wird mir ferner leicht einräumen, daß die Begriffe und Vorſtellungen, welche wir uns von dem beſondern Geſchmacke verſchiedener Speiſen machen, bey aller ihrer Klarheit, dennoch nichts deutliches in ſich haben. Wir ſind bey geſunden Tagen gar wohl im Stande, das Süße vom Bittern, das Saure von dem Herben u. ſ. w. zu unterſcheiden, und jedes mit ſeinem Namen zu nennen: und alſo ſind die Begriffe von dieſen Wörtern bey uns nicht dunkel.

Wir sind hingegen nicht vermögend, das allergeringste zu antworten; wenn man uns fragt: worinnen der saure Geschmack vom bittern, dieser vom herben, scharfen u. s. f. unterschieden sey, und woran wir einen vor dem andern erkennen? Dieses zeiget, daß unsere Vorstellungen davon verwirrt, und eben so undeutlich sind, als die Begriffe von der rothen, blauen, grünen oder gelben Farbe. Und von eben dieser Undeutlichkeit kömmt es her, daß man das Sprüchwort gemacht hat: Vom Geschmacke müsse man nicht viel zanken.

5. §. Weiter nehme ich aus der gemeinen Sprache an, daß man denen, die den gesunden Gebrauch ihrer Zunge haben, den guten Geschmack nicht abzusprechen pflegt; so lange sie sagen, daß der Zucker süß, der Wermuth bitter, und der Eßig sauer schmeckt: denn darinnen kömmt die ganze Welt überein. Wer hergegen ein Gallenfieber hat, so, daß ihm alles ohne Unterscheid bitter schmeckt, dem eignet man einen verderbten Geschmack zu: weil er nicht mehr nach der Beschaffenheit der Sachen, sondern nach seiner verderbten Zunge urtheilet. Imgleichen pflegt es zu geschehen, daß sich gewisse Leute von Jugend auf gewöhnen, Kohlen, Kalk, Kreide u. d. gl. zu essen: daher es nachmals kömmt, daß sie in dem Genusse solcher abgeschmackten Dinge einen besondern Geschmack zu finden vermeynen; welchen aber niemand, der keine so verwöhnte Zunge hat, darinnen finden kann. Von solchen Leuten sagt man nun auch, daß sie einen verderbten, übeln, oder verkehrten Geschmack haben. Und so viel vom Geschmacke im eigentlichen Verstande.

6. §. Von dem metaphorischen Geschmacke unsrer Seelen bemerket man, daß man sich dieses Wortes fast ganz allein in freyen Künsten, und in etlichen andern sinnlichen Dingen bedienet: hergegen wo es auf die Vernunft allein ankömmt, da pflegt man dasselbe nicht zu brauchen. Der Geschmack in der Poesie, Beredsamkeit, Musik, Malerey und Baukunst; imgleichen in Kleidungen, in Gärten, im Hausrathe u. d. gl. ist sehr bekannt. Aber niemals habe ich noch vom Geschmacke in der Arithmetik und Geometrie, oder in andern

Wissen-

Digitized by Google

Wiſſenſchaften reden hören, wo man aus deutlich erkannten Grundwahrheiten die ſtrengeſten Demonſtrationen zu machen vermögend iſt. In ſolchen Wiſſenſchaften aber, wo das deutliche und undeutliche, erwieſene und unerwieſene noch vermiſcht iſt, da pflegt man auch wohl noch vom Geſchmacke zu reden. Z. E. ich könnte wohl ſagen: Ein theologiſch Buch nach mosheimiſchem Geſchmacke; ein Recht der Natur nach Puffendorfs Geſchmacke; eine Arzneykunſt nach Boerhavens Geſchmacke. Aber hier muß ich anmerken, daß man den Geſchmack nur in denjenigen Theilen ſolcher Diſciplinen ſuchet, die noch ungewiß ſind, und alſo nicht durchgehends beliebt werden. So bald eine Sache allgemeinen Beyfall erhält, und für was demonſtrirtes gehalten wird: ſo bald hört man auch auf, ſie zum Geſchmacke zu ziehen. So werden die Sternſeher nicht mehr ſagen können, eine Aſtronomie nach Copernikaniſchem Geſchmacke: weil dieſes Syſtema bereits allenthalben für das einzige wahre erkannt und angenommen wird.

7. §. Dieſe Anmerkung iſt von großem Nutzen. Sie lehrt uns nämlich, daß der metaphoriſche Geſchmack, eben ſo wohl als der gemeine, nur mit klaren, aber nicht ganz deutlichen Begriffen der Dinge zu thun hat; und nur ſolche Dinge von einander unterſcheidet, die man nach der bloßen Empfindung beurtheilet. Z. E. Ein Bürger bauet ſein Haus, und läßt ſich von etlichen Baumeiſtern Riſſe dazu machen. Sie gerathen alle anders; obgleich nun der Bauherr nichts von der Architectur verſteht, ſo wählt er doch einen Riß vor allen übrigen, den er will ausführen laſſen: und man ſagt alsdann, er habe die Wahl nach ſeinem Geſchmacke verrichtet. Fragt man ihn, warum er dieſen und nicht einen andern Riß gewählet? ſo weis er nichts weiter zu ſagen, als daß ihm dieſer am beſten gefallen habe; das iſt, er habe ihn für den ſchönſten und vollkommenſten gehalten: wie ich denn zum voraus ſetze, daß der Bauherr nicht ganz eigennützig zu bauen, ſondern ein ſchönes Gebäude aufzuführen willens ſey. Geſetzt aber, man legte einem andern, in der Baukunſt ſehr

geübten mathematischen Kenner, die obgedachten Risse vor, mit dem Begehren, sich einen zu erwählen: so würde dieser sie gewiß alle nach architektonischen Regeln untersuchen, und zuletzt denjenigen allen übrigen vorziehen, der nach den Grundsätzen der Wissenschaft, die größte Vollkommenheit hätte. Hier würde man aber schwerlich sagen, dieser Meister und Kenner habe nach seinem Geschmacke gewählet; vielmehr würde es heißen: er habe die Risse nach den Regeln geprüfet, und vermöge seiner Einsicht befunden, daß der erwählte der beste gewesen.

8. §. Aus dieser bisher erläuterten Anmerkung erhellet nun, daß zwo Personen von einer Sache, aus verschiedener Erkenntniß, nämlich theils nach dem Geschmacke, theils aus Wissenschaft und Einsicht urtheilen: sodann aber, daß sie auch sowohl einerley, als zweyerley Urtheile fällen können. Wäre es im obigen Falle nicht leicht möglich, daß der ungelehrte Bürger sich von den verschiedenen Rissen eben den aussuchte, welchen auch hernach der bauverständige Kenner für den besten erklärete? Könnte aber auch nicht gerade das Widerspiel geschehen; daß ihm nämlich ein andrer Entwurf besser anstünde, an welchem hernach der Baumeister viel Fehler auszusetzen fände? Ein jeder sieht wohl, daß beydes möglich ist. Aber was folgt daraus? Dieses: 1) daß Leute, die nach dem bloßen Geschmacke urtheilen, sehr uneins seyn können: 2) Daß beyde Urtheile zugleich nicht wahr seyn können; weil sie nämlich widerwärtig sind: daß endlich 3) dasjenige Urtheil dem andern vorzuziehen sey, das mit den Regeln der Baukunst und dem Ausspruche eines Meisters in dieser Wissenschaft einstimmig ist. Die ersten beyden Folgerungen sind wohl unumstößlich: wegen der dritten aber, kann man auch nicht viel Zweifel tragen. Denn wie wäre es möglich, daß derjenige Riß der beste seyn könnte, der wider alle Regeln der Architektur gemacht wäre? Das wäre eben so, als wenn eine Musik schön seyn könnte, die wider alle musikalische Regeln liefe. Die Regeln nämlich, die auch in freyen Künsten eingeführet worden, kommen nicht auf den bloßen

Digitized by Google

bloßen Eigensinn der Menschen an; sondern sie haben ihren Grund in der unveränderlichen Natur der Dinge selbst; in der Uebereinstimmung des Mannigfaltigen, in der Ordnung und Harmonie. Diese Gesetze nun, die durch langwierige Erfahrung und vieles Nachsinnen untersuchet, entdecket und bestätiget worden, bleiben unverbrüchlich und feste stehen: wenn gleich zuweilen jemand, nach seinem Geschmacke, demjenigen Werke den Vorzug zugestünde, welches mehr oder weniger dawider verstoßen hätte.

9. §. Nunmehro wird es leicht seyn, die Beschreibung des guten und übeln Geschmackes zu machen. Jener ist nämlich der von der Schönheit eines Dinges nach der bloßen Empfindung richtig urtheilende Verstand, in Sachen, davon man kein deutliches und gründliches Erkenntniß hat: Dieser hergegen ist ebenfalls der Verstand, der nach der bloßen Empfindung von undeutlich erkannten Sachen urtheilet; aber sich in solchen seinen Urtheilen betrüget. * Ich rechne zuförderst den Geschmack zum Verstande; weil ich ihn zu keiner andern Gemüthskraft bringen kann. Weder der Witz noch die Einbildungskraft, noch das Gedächtniß, noch die Vernunft, können einigen Anspruch darauf machen. Die Sinne aber haben auch gar kein Recht dazu, man müßte denn einen sechsten Sinn, oder den sensum communem, davon machen wollen; der aber nichts anders ist, als der Verstand. Ich sage aber, daß er ein urtheilender Verstand sey: weil

* Der große Leibnitz ist hier vollkommen meiner Meynung. In dem Recueil de div. piec. de Mrs. Newton, Clarke &c. schreibt er p. 285. Le Gout distingué de l'Entendement, consiste dans les perceptions confuses, dont on ne sauroit assez rendre raison. C'est quelque chose d'approchant de l'Instinct. Le Gout est formé par le naturel & par l'usage: et pour l'avoir bon, il faut s'exercer à gouter les bonnes choses, que la raison & l'Experience ont deja autorisées; en quoi les jeunes gens ont besoin de guides. d. i. Der Geschmack, wenn er vom Verstande unterschieden ist, besteht in den verwirrten Empfindungen, davon man nicht wohl Rechenschaft geben kann. Er ist etwas, das mit dem Triebe übereinkömmt. Der Geschmack wird durch das Naturell und die Gewohnheit gebildet: und wenn er gut werden soll, so muß man sich üben, an guten Sachen ein Gefallen zu haben, die schon durch Vernunft und Erfahrung bestätiget worden.

weil diejenigen, die ihn wirklich zu Unterscheidung der Dinge anwenden, entweder äußerlich, oder doch innerlich den Ausspruch thun; dieß sey schön, und jenes nicht. Ich setze ferner, daß sich dieses Urtheil nur auf die bloße Empfindung gründet: und ich verstehe die innerliche Empfindung einer schönen Sache, die entweder wirklich außer uns vorhanden ist, oder von unsrer eignen Phantasie hervorgebracht worden: wie z. E. ein Maler sich in Gedanken einen Entwurf eines Gemäldes machen, und nach seinem Geschmacke von der Schönheit desselben urtheilen kann.

10. §. Es muß aber diese Empfindung einer solchen Sache uns nothwendig die Schönheit eines Dinges vorstellen: denn diese allein ist es, womit der Geschmack zu thun hat. Man entscheidet dadurch niemals eine andre Frage, als: ob uns etwas gefällt oder nicht? Das Wohlgefallen aber entsteht allezeit aus einer Vorstellung der Schönheit; sie mag nun eine wirkliche, oder eine vermeynte seyn. Diese Schönheit nun, wird zwar sehr klar, aber nur undeutlich, empfunden: weil derjenige, dem sie gefällt, nicht im Stande ist zu sagen, warum sie ihm gefällt? Zum wenigsten wird der größte Theil derselben keine Deutlichkeit haben. Denn so bald man von einer Schönheit zu zeigen vermögend ist, aus was für Vollkommenheiten dieselbe eigentlich entsteht: so bald wird der Geschmack von der Sache in eine gründliche Einsicht verwandelt, wie bereits oben gewiesen worden. Endlich unterscheide ich den guten Geschmack vom übeln, durch das Beywort richtig, welches ich zu dem Urtheile setze. Wer einen guten Geschmack hat, der muß richtig von der klar empfundenen Schönheit eines Dinges urtheilen: das ist, er muß nichts für schön halten, was nicht wahrhaftig schön ist; und nichts für häßlich erklären, was nicht häßlich ist. Der Probierstein dieses Urtheils darf nicht weit gesucht werden. Man findet ihn in den Regeln der Vollkommenheit, die sich für jede besondre Art schöner Dinge, a. d. s. Gebäude, Schildereyen, Musiken und s. w. schicken, und die von rechten Meistern derselben deutlich begriffen und erwiesen worden.

Ich

Ich ziehe also hieraus den Lehrsatz, der in allen freyen Künsten von großem Nutzen seyn wird: **Derjenige Geschmack ist gut, der mit den Regeln übereinkömmt, die von der Vernunft, in einer Art von Sachen, allbereit fest gesetzet worden.**

11. §. Nach dieser allgemeinen Beschreibung und Erklärung des guten Geschmackes überhaupt, wird es leicht fallen, den guten Geschmack in der Poesie zu erklären. Es ist nämlich derselbe eine Geschicklichkeit von der Schönheit eines Gedichtes, Gedankens oder Ausdruckes recht zu urtheilen, die man größtentheils nur klar empfunden, aber nach den Regeln selbst nicht geprüfet hat. Ich sage mit Bedacht nicht geprüfet hat: damit man weder diejenige Art der Leser oder Dichter ausschließe, die solches nicht thun kann; noch diejenige, die es wohl zu thun vermag, wenn sie sich Zeit und Mühe dazu nehmen kann, und will. Es geschieht nämlich sehr oft, daß auch diejenigen, die Einsicht genug in die Regeln der Dichtkunst haben, und alle dahin gehörige Stücke gründlich beurtheilen könnten; dennoch in der Geschwindigkeit, nach der bloßen, obwohl bereits geläuterten Empfindung urtheilen: so wie ein Musikverständiger es gleich aus dem Gehöre haben kann, ob ein andrer wider die Regeln der Tonkunst spielet. Ich habe aber diesen Geschmack weder auf die Dichter noch Leser insbesondre, und mit Ausschließung der andern, eingeschränket. Beyde haben zuweilen nichts mehr als Geschmack, und wissen die Regeln nicht: beyde aber brauchen auch zuweilen nur denselben, ob sie gleich die Regeln gar wohl wissen, und darnach urtheilen können. Und aus dieser Beschreibung ist es nunmehr leicht zu begreifen, daß ein jeder Poet von rechtswegen damit versehen seyn solle.

12. §. Es lassen sich aber aus dieser Erklärung alle die schweren Fragen beantworten, die von dem Geschmacke schon aufgeworfen worden. Man will erstlich wissen: Ob der Geschmack mit den Menschen gebohren, oder erst allmählich erlanget werde? Ich wollte dabey fragen: Ob der Verstand, Witz und Geist eines Poeten mit ihm gebohren würden?

Denn

Denn eben das, was man hier antworten wird, das kann auch jenem Zweifel abhelfen. Wir bringen wohl nichts mehr, als die bloße Fähigkeit, mit uns zur Welt. Diese ist nun freylich bey verschiedenen Menschen größer oder kleiner, und thut sich entweder bald oder spät hervor: die Art der Auferziehung aber bringt sie allererst ins Geschicke. Sie muß erweckt, angeführt, von Fehlern gesaubert, und auf dem guten Wege so lange erhalten werden, bis sie ihres Thuns gewiß wird. Der Geschmack ist also dem Menschen eben so wohl was natürliches, als seine übrigen Gemüthskräfte. Ein jeder, der nur Sinne und Verstand hat, besitzt auch eine Geschicklichkeit von der Schönheit empfundener Dinge zu urtheilen. Und so lange diese letztern nicht ihre Natur und Eigenschaften verlieren, so lange wird ein jedes vernünftiges Wesen davon sagen können, ob sie ihm wohl oder übel gefallen. *

13. §. Man will ferner wissen: ob gewissen Leuten der gute, andern aber der schlimme Geschmack angebohren sey? Ich antworte eben so, wie vorhin. So wenig einem eine gesunde, dem andern eine verderbte Vernunft angebohren ist: so wenig ist solches auch bey dem Geschmacke zu vermuthen. Die Fähigkeit neugebohrner Kinder ist zu allem gleichgültig. Man kann aus ihnen machen, was man will. Man erziehe es unter den Bauern, es wird bäurisch denken und reden; unter den Bürgern, es wird bürgerlich urtheilen; unter

* Der berühmte Graf Schaftsbury ist hier gleichfalls meiner Meynung, wenn er Misc. T. III. p. 164. der Lond. Ausg. schreibt: Now a Taste or Judgment, t'is suppos'd, can hardly come ready form'd with us into the World. Whatever Principles or Materials of this Kind we may possibly bring with us; whatever good Faculrys, Senses, or anticipating Sensations and Imaginations may be of Natures Growth, and arise properly of themselves, without our Art, Promotion or Assistence: the general Idea which is form'd of all this Management, and the clear Notion we attain of what is preferable and principal in all these Subjects of Choice and Estimation, will not, as J imagine, by any Person be taken for innate. Vse, Practice and Culture must precede Understanding and Wit of such an advanced Size and Growth as this. A legitimate and just Taste, can neither be begotten, made, conceiv'd, or produc'd, without the antecedent Labour and Pains of Criticism. d. i.

Nun

ter Soldaten, es wird kriegerische Dinge im Kopfe haben; unter Gelehrten, es wird nach Art studirter Leute vernünfteln und grübeln; bey Hofe, es wird sich von lauter Lustbarkeiten und Regierungssachen Chimären erdenken. Die Kinder sind auch hier, wie Affen. Wie mans ihnen vormachet, so machen sie es nach. Man lobe in ihrer zarten Jugend etwas; sie werdens bald hoch schätzen lernen. Man verachte etwas; sie werdens bald verwerfen lernen. Ihre ersten Urtheile richten sich nach den Urtheilen derer, mit denen sie immer umgehen. Der Ausspruch ihrer Aeltern oder Wärteinnen ist schon zulänglich, ihnen etwas, als schön oder häßlich einzuprägen: zumal wenn sie merken, daß man dabey seine Gedanken auf sie nicht richtet, sondern für sich davon urtheilet. So gewöhnet sich allmählich ihr Verstand durch die bloße Nachahmung, dieses weiß und jenes schwarz zu heißen. Und dadurch entsteht auch entweder ein guter oder übler Geschmack; nachdem diejenigen ihn haben, zu deren Schülern sie das Glücke gemacht hat, ehe sie noch geschickt waren, dieselben für ihre Lehrer zu erkennen.

14. §. So groß hier das Glück der Kinder ist, die von klugen Aeltern gebohren worden, und in die Hände vernünftiger Lehrmeister gerathen: so sehr ist es zu bedauren, daß die größte Anzahl derselben von Jugend auf verderbet wird. Die einfältigsten Weibspersonen legen den ersten Grund zu dem verderbten Geschmacke, den viele haben. Ihre verkehrte Art

Nun kann wohl unstreitig ein Geschmack oder Urtheil, schwerlich schon ganz fertig mit uns zur Welt kommen. Wir mögen auch noch solche Grundsätze oder Zubehörungen dieser Art, mit uns bringen: wir mögen noch solche gute Fähigkeiten, Sinne, oder vorläufige Empfindungen und Einbildungen, von der bloßen Natur haben, oder vor sich selbst wachsen sehen, ohn alle Kunst, Beförderung, oder Hülfe: so wird doch meiner Meynung nach, der allgemeine Begriff, der aus allen diesen Anstalten entsteht, und die klare Vorstellung, die wir in Sachen, die eine Wahl und Hochachtung verdienen, von dem Vorzuge, und der Fürtrefflichkeit haben, von niemanden für angebohren gehalten werden. Erfahrung, Uebung und Anführung müssen vor dem Verstande und Witze einer so hochgestiegenen Größe und von solchem Wuchse vorhergehen. Ein regelmäßiger und richtiger Geschmack kann weder gebohren, gemacht, begriffen, noch hervorgebracht werden, ohne die vorhergehende Arbeit der Beurtheilungskunst.

Digitized by Google

Art zu denken und von Dingen zu urtheilen, macht einen tiefern Eindruck in die Seele eines zarten Knaben, als mancher ſich einbildet. Die gleichſam hervorkeimenden Gemüthskräfte ſind nicht im Stande, ihre Thorheiten zu verwerfen: vielmehr nehmen ſie auf guten Glauben das erſte für das Beſte an. Dieſes wird mit der Zeit der Maaßſtab aller ihrer übrigen Wirkungen. Was ihren erſten Eindrückungen gemäß iſt, das nennen ſie hernach recht und gut, ſchön und angenehm. Alles übrige iſt falſch, böſe, garſtig, verdrüßlich. Was die erſten Lehrmeiſter oder die Aeltern eines Kindes bewundern und loben, ſchön, artig, oder ſinnreich nennen, das lernen dieſe auch hochſchätzen und verehren; es ſey nun noch ſo ſchlecht und ſo abgeſchmackt als es will. Warum? Sie habens von Kindesbeinen an nicht anders gelernt. Das iſt meines Erachtens die erſte Quelle des übeln Geſchmackes, der in den meiſten Ländern noch ſo allgemein iſt.*

15. §. Fragt man weiter, welches denn das Mittel ſey, den guten Geſchmack bey Erwachſenen zu befördern? So ſage ich: nichts anders, als der Gebrauch der geſunden Vernunft. Man halte nichts für ſchön oder häßlich, weil man es ſo nennen gehöret; oder weil alle Leute, die man kennet, es dafür halten: ſondern man unterſuche es an und für ſich, ob es auch ſo ſey? Man muß ſeine eigne fünf Sinne zu Rathe ziehen: dieſe werden bald die falſche Schönheit von der wahren, den Firniß vom rechten Marmor, das Flittergold von dem echten unterſcheiden, und allen Betrug entdecken lernen. Durch dieſes Mittel hat vorzeiten Griechenland die Regeln der meiſten freyen Künſte erfunden, und dadurch den guten

* Herr Rollin ſchreibt hiervon im III. Buche, auf der 11. Seite ſehr ſchön: Le goût public devient ſur cela la regle des jeunes gens. Ils regardent comme eſtimable, ce qui eſt eſtimé de tous. Ce n'eſt pas la raiſon, mais la Coutume qui les guide. Un ſeul mauvais exemple ſeroit capable de corrompre l'eſprit des jeunes gens, ſuſceptibles de toute ſorte d'impreſſions. d. i. Der allgemeine Geſchmack des Volkes wird hier die Regel junger Leute. Sie ſehen dasjenige für ſchätzbar an, was von allen hochgeſchätzet wird. Nicht die Vernunft, ſondern die Gewohnheit leitet ſie. Ein einziges böſes Exempel, iſt vermögend den Verſtand junger Leute zu verderben, die zu allen Eindrückungen fähig ſind.

Digitized by Google

guten Geſchmack auf etliche hundert Jahre bey ſich unwandelbar gemacht. Die Malerey, Architektur, Schnitzkunſt, Muſik, Poeſie und Redekunſt ſind daſelbſt erfunden und faſt zur Vollkommenheit gebracht worden. Das macht, die Griechen waren die vernünftigſten Leute von der Welt. Alles philoſophirte daſelbſt; alles urtheilte frey, und folgte ſeinem eigenen Kopfe. Daher entdeckte man nach und nach die wahrhaften Schönheiten der Natur. Man nahm ſorgfältig wahr, wo Uebereinſtimmung und Ordnung eine Vollkommenheit zuwege brachten; und wo hingegen die Verwirrung widerwärtiger Dinge einen Uebelſtand erweckte. Die Tiefſinnigſten unter ihnen brachten, aus genauer Betrachtung wohlgerathener Meiſterſtücke, die Regeln heraus, aus welchen alle ihre Schönheit den Urſprung hatte. Und wie alſo dieſelben nicht bloße Hirngeſpinſte waren, ſondern aus wirklichen Exempeln, die nach dem Urtheile der klügſten Köpfe für ſchön befunden worden, entworfen waren: alſo hat man auch zu aller Zeit geſehen, daß die Regeln und Exempel der Griechen, in allen freyen Künſten, die beſte Anleitung zum guten Geſchmacke geweſen ſind.

16. §. Was ich hier von den Griechen geſagt habe, das kann auch mit gehöriger Veränderung von den Römern geſagt werden. Der Unterſcheid iſt dieſer, daß dieſe ihren guten Geſchmack den Griechen zu danken gehabt, und wie ſie denſelben ſpät bekommen, alſo auch nur kurze Zeit erhalten haben. Nachdem aber die barbariſchen Völker, den ganzen Occident mit einem verderbten Geſchmacke erfüllet hatten: ſo ſind abermal die Griechen die einzigen geweſen, die den guten Geſchmack in Italien wieder hergeſtellet haben. Von da hat er ſich allmählich nach Deutſchland, Frankreich, Holl- und England ausgebreitet, doch kaum irgendwo die völlige Oberhand bekommen können. Das ſicherſte Mittel, denſelben zu erhalten iſt alſo, wenn man ſich an die Regeln hält, die uns von den Kunſtverſtändigen und Meiſtern der Alten übrig geblieben. Wenn man die Reſte von ihren Meiſterſtücken dargegen hält, ſo wird man gewiß finden, daß ſie eine

Schönheit an sich haben, die der Vernunft nothwendig gefallen muß: dafern man nur nicht in Vorurtheilen ersoffen, und in seine eigene Misgeburten allbereit verliebet ist. Dieses thun insgemein diejenigen, die ein tiefgewurzeltes Vorurtheil, für ihre Nation, oder für ihre Zeiten haben, und sich einbilden, ein jedes Volk habe seinen eigenen Geschmack; und jedes Jahrhundert auch. Da könnte nun dasjenige hier schön seyn, was dort häßlich ist ꝛc. Doch davon will ich weiter unten reden.

17. §. Wie aber? Soll man sich denn immer mit Regeln schleppen, wenn man den guten Geschmack haben will? Das ist eine neue Frage. Nicht alle, die den guten Geschmack haben wollen: sondern nur die, welche ihn wieder herstellen wollen, müssen die Regeln der freyen Künste einsehen, darinnen sie etwas verbessern wollen. Es darf oft nur ein geschickter Kopf kommen, der auf die rechte Spur geräth: so gleich fällt die Schönheit seiner Werke aller Welt in die Augen. Die deutsche Poesie kann uns zum Muster dienen: alle unsere Versmacher steckten vor hundert Jahren noch in der tiefsten Barbarey. Der einzige Opitz hatte aus Griechen und Römern, Holländern und Franzosen, sich die Regeln des guten Geschmackes bekannt gemacht. Er folgte denenselben in seinen Gedichten, und verwarf alles, was seine Vorfahren gestümpelt hatten. Alsbald wachte ganz Deutschland auf. Ein so unvermuthetes Licht fiel sehr stark in die Augen, und da fieng eine Menge von Poeten an zu singen, die nur dem Exempel dieses großen Vorgängers folgeten, die Regeln der Alten aber nicht halb so gut kannten, als er. Sie bekamen also mehrentheils nur aus Lesung seiner Schriften den guten Geschmack, nicht aber aus Regeln; und es wäre zu wünschen, daß ihn nur viele seiner Landesleute, die sich im Lesen der Spanier und Welschen verderbet hatten, nicht bald darauf wieder verschlimmert hätten.

18. §. Fragt man, wie man einen jungen Menschen zum guten Geschmacke in der Poesie bringen könne? So gebe ich diese Antwort: Man gebe ihm von Jugend auf lauter

Poeten

Poeten von gutem Geschmacke zu lesen. Terenz, Virgil, Horaz, von den Lateinern; Petrarcha und Tasso, von den Italienern; Malherbe, Corneille, Boileau, Racine, Moliere, la Motte, Rousseau, Destouches und Voltaire, von den Franzosen: Heins und Cats, von den Holländern; Opitz, Dach, Flemming, Tscherning, beyde Gryphier, Canitz, Besser, Neukirch und Pietsch von unsern Landesleuten: das sind die Muster, die man jungen Leuten vorlegen muß. Man gehe aber dieselben mit ihnen durch; man mache sie aufmerksam auf die schönsten Stellen; man endecke ihnen einigermaßen die Ursachen, warum sie so schön sind, und zeige ihnen, daß das Widerspiel häßlich gewesen seyn würde. Man bemerke ihnen auch die schlechten Stellen, die sich als Ueberbleibsele des übeln Geschmackes, auch bey allen oberwähnten Scribenten, noch hier und da finden. Dadurch wird man der Jugend unvermerkt eine Geschicklichkeit, wohl zu urtheilen beybringen, und durch die Gegenstellung schlechter Poeten bestärken. Nichts wird ihr hernach gefallen können, was nicht eine wirkliche Schönheit hat: und wenn sie gleich die innern Regeln der darinnen befindlichen Vollkommenheit nicht eingesehen; so wird sie doch fähig seyn, durch eine zärtliche Empfindung wahrzunehmen, ob dieselben in einem Gedichte, oder im Ausputze desselben beobachtet worden oder nicht?

19. §. Man hat endlich auch gefragt: ob ein Scribent sich nicht vielmehr dem Geschmacke seiner Zeiten, seines Ortes, oder seines Hofes; als den Regeln der Kunst, zu bequemen Ursache habe? Man meynt nämlich, die ersten Regeln der freyen Künste wären nur nach dem Geschmacke des athenienſischen Volkes entworfen; indem sich die Kunstrichter darinnen auf diejenigen Meisterstücke berufen und gegründet, die den allgemeinen Beyfall erhalten hatten. Warum sollen wir nun, spricht man, unsern Kopf nach dem athenienſischen Eigensinne richten? Was haben wir es nöthig, mit fremden Augen zu sehen, mit fremden Zungen zu schmecken, und nach einem fremden Leisten zu denken? Warum sollen

wir heutiges Tages nicht das Recht haben, das für schön zu halten, was uns selbst gefällt; sondern dasjenige, was den alten Griechen vor zwey tausend Jahren gefallen hat?

20. §. Der Einwurf scheint wichtig zu seyn: denn er schmeichelt unsrer Eigenliebe. Er würde auch unauflöslich seyn, wenn es ein bloßer Eigensinn wäre, der eine Sache für schön erklärte. Hätten ferner die Athenienser weiter nichts zum voraus vor uns, und wären wir ihnen in allen Stücken gleich: so könnten wir uns ihnen mit Recht widersetzen. Allein beydes verhält sich ganz anders. Die Schönheit eines künstlichen Werkes, beruht nicht auf einem leeren Dünkel; sondern sie hat ihren festen und nothwendigen Grund in der Natur der Dinge. Gott hat alles nach Zahl, Maaß und Gewicht geschaffen. Die natürlichen Dinge sind an sich selber schön: und wenn also die Kunst auch was schönes hervorbringen will, so muß sie dem Muster der Natur nachahmen. Das genaue Verhältniß, die Ordnung und richtige Abmessung aller Theile, daraus ein Ding besteht, ist die Quelle aller Schönheit. Die Nachahmung der vollkommenen Natur, kann also einem künstlichen Werke die Vollkommenheit geben, dadurch es dem Verstande gefällig und angenehm wird: und die Abweichung von ihrem Muster, wird allemal etwas ungestaltes und abgeschmacktes zuwege bringen.

21. §. Man versuche es doch, und berede einen Baumeister, Maler oder Musikverständigen einmal, daß seine architektonischen, perspectivischen und harmonischen Regeln nichts als einen lautern Eigensinn zum Vater hätten: die sechs Seulenordnungen wären eben so willkührlich, als die wunderseltsamen Zierrathe, in der gothischen Baukunst; die Lehre vom Gesichtspunkte, und der Entfernung in Gemälden wäre nur eine Phantasie; und die Gleichförmigkeit, oder Widerwärtigkeit der Tone, hätte nur die Einbildung zur Mutter. Man wird sich durch dergleichen Einwürfe, nur auslachenswürdig machen. Alle diese Künstler, wenn sie anders geschickte Leute sind, werden haarklein zu zeigen wissen, was für eine natürliche Nothwendigkeit in dem allen steckt,

und

Digitized by Google

und uns den Grund ihrer Regeln, in der Empfindung und gesunden Vernunft, entdecken. In der Beredsamkeit und Poesie geht es nicht anders. Kann hier gleich das Verhältniß nicht mit Zahlen und Linien ausgedrücket, mit Zirkel und Lineal abgemessen, und so handgreiflich gemacht werden, als in den andern Dingen, wo man durch Hülfe der Meßkunst alles sehr ins Licht setzen kann: so folgt doch deswegen noch nicht, daß hier alles willkührlich sey. Unsre Gedanken sind so vieler Harmonie, Ordnung, Abmessung und Verhältniß fähig, als Figuren und Töne. Nur es gehören scharfsinnigere Köpfe dazu, die Schönheiten solcher Dinge, die man weder fühlen noch greifen kann, recht auszugrübeln, und in ihren ersten Quellen zu untersuchen. Daher hat auch der tiefsinnigste von den alten Weltweisen sich zuerst darüber machen müssen, die Regeln der Dichtkunst und Redekunst zu entwerfen, welches vor ihm sich noch niemand unterstanden hatte. Diejenigen bleiben also nur an der äußersten Schale kleben, die sich einbilden, die poetischen Schönheiten wären ganz willkührlich; heute könnte dieß, und morgen was anders gefallen; in Rom könnte was häßlich seyn, was in Paris oder London unvergleichlich wäre. Nicht der Beyfall macht eine Sache schön; sondern die Schönheit erwirbt sich bey Verständigen den Beyfall.

22. §. Zweytens ist es auch ganz falsch, daß wir uns den Atheniensern mit Recht an die Seite setzen, oder ihnen gar die Stirne biethen könnten. Sie haben viele Vorzüge gehabt, deren wir uns nicht rühmen können. Sie sind das gescheideteste Volk auf dem Erdboden gewesen, das sich zu allererst aus der finstern Barbarey gerissen hat. Sie sind die Erfinder aller freyen Künste und Wissenschaften. Von ihnen haben alle andre Völker ihre Gesetze, Philosophie, Arzneykunst, Beredsamkeit, Poesie, Baukunst, Malerey und Musik gelernet; so vieler andern Künste zu geschweigen. Könnten wir nun eben das von uns rühmen, so möchten wir uns etwa ihrem Geschmacke widersetzen dörfen; müßten aber dennoch wohl zusehen, daß wir es nicht ohne Grund thäten.

Digitized by Google

Da wir nun vermuthlich noch in der Barbarey ſtecken würden, wenn uns nicht die griechiſchen Bücher die Augen aufgethan hätten; indem wir alle Wiſſenſchaften und freye Künſte von ihnen gefaſſet: was für ein Recht haben wir denn wohl, uns wider unſre Lehrmeiſter aufzulehnen?

23. §. Ja, wird man ſprechen: weil uns vieles gefällt, was jenen Alten nicht gefallen, und doch das Gefällige allezeit eine Schönheit zum Grunde hat; ſo fragt ſichs, ob es nicht noch andre wirkliche Schönheiten in Kunſtwerken geben könne, als die den Alten bekannt geweſen? Die Erfahrung zeigt aber allerdings, daß es dergleichen gebe.

Non eadem miramur: eo diſconuenit inter
Meque et te. Nam quae deſerta et inhoſpita tesqua
Credis, amoena vocat, mecum qui ſentit; et odit
Quae tu pulcra putas.

Hor. L. I. Ep. XIV.

Ich antworte, freylich entſteht das Wohlgefallen allezeit aus der Empfindung einer Schönheit: aber es giebt wahre, es giebt auch eingebildete Schönheiten. Dieſe erwecken freylich bey vielen eine Beluſtigung; aber nur ſo lange, als ſie dieſelben für Schönheiten anſehen. Oftmals lernen ſie es begreifen, daß ſie ſich in ihrem Urtheile betrogen haben: und alsdann erwecket ihnen dasjenige Verdruß, was ihnen vorher wohlgefiel. Von ferne ſieht oft eine Perſon ſehr wohl aus: wenn wir ſie aber in der Nähe erblicken, ſo iſt ſie häßlich. Aus der Baukunſt, Muſik und Malerey, kann man hier unzählige Erläuterungen geben. Wie oft gefällt hier nicht einem unwiſſenden Schüler etwas, das einem Kenner misfällt? Haben denn da beyde Urtheile wahre Schönheiten oder Ungereimtheiten zum Grunde? So müßte ja ein Ding zugleich ſchön und häßlich, zugleich wahr und falſch, zugleich weiß und ſchwarz ſeyn können? Wer ſoll ſich aber nach des andern Urtheile bequemen? Soll der Meiſter dem Schüler, oder der Schüler dem Meiſter folgen? Ohne Zweifel wird derjenige beſſern Grund von der Sache haben, der ſeinem

Gegen-

Digitized by Google

Gegenpart die Unrichtigkeit seines Urtheils zeigen, und ihn dahin bringen kann, daß er seinen vorigen Ausspruch widerruft. Nun lasse man einen unerfahrnen Schüler seinem Meister, so lange er will, vorsagen, daß ein Fehler eine Schönheit sey: nimmermehr wird ers so weit bringen, daß jener seine Vernunft, Einsicht und Sinne verläugne, und daran einen Gefallen zu haben anfange, dessen Unordnung und Mishälligkeit er aus den Kunstregeln unumstößlich zu erweisen im Stande ist. Dem Schüler aber fehlt es nur am Unterrichte: so bald er die Natur der Sachen wird verstehen lernen, wird er sich schämen, daß er vorhin etwas bewundern können, was nur eine Scheinschönheit an sich gehabt; in der That aber ein Zusammenfluß unzählicher Ungereimtheiten gewesen.

24. §. So müssen sich denn die Poeten niemals nach dem Geschmacke der Welt, das ist, des großen Haufens, oder des unverständigen Pöbels richten. Dieser vielköpfigte Götze urtheilt oft sehr verkehrt von Dingen. * Er muß vielmehr suchen, den Geschmack seines Vaterlandes, seines Hofes, seiner Stadt zu läutern: es wäre denn, daß dieses schon vor ihm geschehen wäre. Es geschieht aber niemals ganz vollkommen; und es bleibt auch in dem gescheidtesten Volke allezeit ein Ueberrest des übeln Geschmackes zurücke. In Rom hatten Terentius und Lucretius schon einen ziemlich reinen und zarten Geschmack erwiesen. Doch klagt Horatius sowohl in seinem langen Briefe an den Kaiser, als in seiner Dichtkunst: daß die Römer noch an den plautinischen Zoten, und an Lucils unreinen Possen ein Belieben trügen. Bavius und Mävius fanden auch ihre Anbether. Hätten sich nun Virgilius und Varius nach dem Geschmacke der sonst so klugen Römer richten wollen, was würden sie für elendes Zeug haben schreiben müssen? Sie suchten also vielmehr mit ihren

* Seneca in seinem 94 Briefe schreibt: Inducenda est in occupatum locum virtus, quae mendacia, contra verum placentia, exstirpet; quae nos a populo, cui nimis credimus, separet, ac sinceris opinionibus reddat.

Werken wider den gemeinen Strom zu ſchwimmen, und waren zufrieden, daß ſie wenigen Kennern gefielen.

Non ego ventoſae plebis ſuffragia capto.

Ich ſtrebe nach dem Ruhm des eiteln Pöbels nicht.

Schreibt Horaz an einem Orte. Noch viel ausführlicher hat er ſolches in ſeiner X. Satire des I. Buchs zu verſtehen gegeben. *

25. §. Eben das hat Boileau allezeit geklaget, wenn er den verderbten Geſchmack ſeiner Pariſer, die auch das elendeſte Zeug vielmals ſchön nenneten und bewunderten, herunter gemacht hat. Er verſichert, daß ſeine Zeiten ſowohl an närriſchen Scribenten als an närriſchen Bewunderern fruchtbar geweſen; und ſetzt hinzu, daß Land und Stadt und Hof keinen Mangel daran gehabt. Die Herzoge und Prinzen ſelbſt, hätten keine Ausnahme von der Regel gemacht. Das niederträchtigſte Werk, habe bey den Hofleuten ſeine eifrige Verfechter, und ein jeder Narr einen noch größern gefunden, der ihn bewundert hätte.

Ainſi qu'en ſots auteurs,
Notre ſiecle eſt fertile en ſots admirateurs,
Et ſans ceux, que fournit la Ville & la Province,
Il en eſt chez le Duc, il en eſt chez le Prince.

L'Ouvra-

* Neque, te vt miretur turba, labores;
Contentus paucis lectoribus. An tua, demens,
Vilibus in ludis dictari carmina malis?
Non ego. Nam ſatis eſt equitem mihi plaudere - -
Men' moueat cimex Pantilius? aut crucier, quod
Vellicet abſentem Demetrius? aut quod ineptus
Fannius, Hermogenis laedat conuiua Tigelli?
Plotius & Varius, Mecaenas, Virgiliusque,
Valgius, & probet haec Octavius optimus, atque
Fuſcus, & haec vtinam Viſcorum laudet vterque!
Ambitione relegata te diſcere poſſum
Pollio; te Meſſalla tuo cum fratre, ſimulque
Vos Bibuli & Serni, & ſimul his te, candide Furni.
Complures alios, doctos ego quos & amicos
Prudens praetereo, quibus haec, ſint qualiacunque,
Arridere velim: dolituru ſi placeant ſpe
Deterius noſtra. Demetri, teque Tigelli
Diſcipularum inter iubeo plorare cathedras.

Hor. Sat. X.

L'Ouvrage le plus plat a chez les Courtisans,
De tout temps rencontré de zelez Partisans.
Et pour finir enfin par un trait de Satire,
Un Sot trouve toujours un plus Sot, qui l'admire.
Art. Poet. Ch. I.

Von unserm Opitz kann man ein gleiches erweisen. Er hätte lauter Hans Sachsen-Verse machen müssen, wenn er der Mode seiner Zeiten hätte folgen wollen. Er muß auch wohl nicht bey allen Deutschen so viel Beyfall gefunden haben, als er verdienete: denn er klagt ausdrücklich darüber, wenn er sich in dem Briefe an Zinkgräfen, den er in Paris geschrieben, über die Menge der elenden Poeten beschweret, und sich auf das Urtheil der Nachwelt berufet:

Mein rechter Eifer brennet
Nur wider dieses Volk, das die Poeten nennet,
Bey dir und auch bey uns, an welchen um und an
Ja nichts poetisch ist, als daß es lügen kann.
Doch läßt uns diese Pest der Sprachen unvertrieben:
Kein Vers vom Bavius und Mävius ist blieben:
Der Venusiner-Schwan, der Preis von Mantua,
Und Naso und Catull, die sind noch alle da.
Laß du, o Zinkgräf, nur den guten Zweck nicht liegen,
Zu helfen, wie du thust, die Finsterniß besiegen,

D. i. Bemühe dich nicht, schreibt er, von dem großen Haufen bewundert zu werden; und sey mit wenigen Lesern zufrieden. Bist du so thöricht, zu wünschen, daß von deinen Versen in den gemeinsten Spielgesellschaften geplaudert werde? Ich nicht! Genug, wenn die edlen Ritter mich ihres Beyfalls würdigen. = = Sollte ich mich um den schmutzigen Pantilius bekümmern? oder sollte ich mich qvälen, daß mich Demetrius hinterrücks durchzieht? oder daß der närrische Fannius, des Hermogenes Tischgast, mich schimpfet? Wenn nur Plotius und Varius, Mecänas und Virgilius, Valgius und Octavius der gnädigste Kayser, nebst dem Fuseus, meine Schriften gut heißen, wenn nur beyde Visci mich loben. Ja ohne Ruhm zu melden, kann ich dich noch nennen Pollio, dich Messala mit deinem Bruder, und euch, Bibuler und Servier, nebst dem aufrichtigen Furnus, ingleichen viele andere, die ich, als gelehrte Leute, und gute Freunde, mit Fleiß vorbey gehe; denen ich aber mit diesen meinen geringen Sachen zu gefallen wünsche, und mich betrüben würde, wenn sie ihnen nicht so gut, als ich wünsche, gefallen sollten. Dich aber Demetrius, und dich, du guter Tigellius, lasse ich unter den Schulbänken des Frauenzimmers, denen ihr, als euren Schülerinnen gefallet, euer Unglück beweinen.

Digitized by Google

Die deutscher Reden Zier bisher umhüllet hat.
Kriegt gleich ein Nesselstrauch bey Rosen seine Statt;
So blühen sie gleichwohl. Wir wollen nicht bedenken,
Das träge Hummeln sich an diesen Bienstock henken.
Ein Körper bleibet doch, obgleich des Schattens Schein
Sich größer macht als er. Die Zeit soll Richter seyn.

I. B. der Poet. W.

26. §. Ich würde noch Neukirchs Exempel anführen, der nach Ablegung des hofmannswaldauischen und lohensteinischen Geschmackes sehr besorgte, daß sein verwöhntes Schlesien und das sonst so witzige Budorgis an seiner Poesie nichts Gefälliges mehr finden würde; wenn ich solches nicht schon in dem Vorberichte zu Horatii Dichtkunst gethan hätte. Ich will also nur noch ein Zeugniß aus Pietschen anführen. Dieser fand bey dem Antritte seines poetischen Lehramtes in Königsberg, den Geschmack der ganzen Stadt, durch die schwülstigen Gedichte eines gewissen Schlesiers, der durch die Musik berühmter geworden, als durch die Poesie, nämlich des Capellmeisters Neidhard und seiner Schüler, verwöhnet. Diese stopften insgemein ihre Sachen auf gut Lohensteinisch, ja noch weit ärger, voller Gelehrsamkeit; daher denn die meisten, die solche bewunderten ohne sie zu verstehen, sich einbildeten: Pietsch wäre mit seinen Gedichten, für nichts gegen Neidharden zu rechnen. Bey einer vornehmen Priesterleiche also, nahm jener Gelegenheit, diese Unart zu bestrafen, und den Liebhabern einer zusammengestoppelten Menge von Namen, und hochtrabender Ausdrückungen, ihren übeln Geschmack dadurch zu verweisen, daß er ihn selber nachahmete. Er hebt so an:

Ihr Musen stimmet mir die abgespannten Seyten
Nach dem verderbten Sinn der ungereimten Zeiten,
Weil doch kein reines Lied verwöhnten Ohren klingt,
Wenn man die Stimme nicht nach fremden Tönen zwingt:
Wer liebt wohl ein Gedicht? Wenn nicht entfernten Sachen
Die vielen Reihen bunt, den Einfall kraftlos machen?
So lässet Neukirch auch gerechte Klagen tönen;
„Soll ich im Alter mich mit fremden Lorbern krönen?

Sonst

Sonst trug der Tacitus der Reime schwaches Haus,
Ich schmückt es noch dazu mit Sinnenbildern aus:
Dort hatte Seneca, dort Plato was gesaget,
Dort hat ich einen Spruch dem Plautus abgejaget.
Damals gefiel ich noch! doch itzt sind meine Lieder
Sehr matt und ohne Kraft und Schlesien zuwider:
Denn mein entlehnter Glanz nahm durch den falschen Schein
Wie schlecht er immer war, viel hundert Leser ein.„
So will auch Königsberg nur solche Dichter hören
Die ihren eignen Vers, durch fremde Namen stören.

Alles dieses nun geht einzig und allein dahin, daß ein Poet sich an den Geschmack seiner Zeiten und Oerter nicht zu kehren, sondern den Regeln der Alten und den Exempeln großer Dichter zu folgen habe.

27. §. Woher der üble Geschmack des großen Haufens komme, das ist aus dem obigen leicht abzunehmen. Die schlechte Auferziehung ist sonder Zweifel die allergemeinste Quelle desselben, und dadurch werden auch die fähigsten Köpfe verwahrloset. Weil die Kinder durchgehends nur durch die Nachahmung urtheilen lernen: so gefallt ihnen gleich von Jugend auf das, was sie von ihren Aeltern, oder andern Leuten, denen sie was zutrauen, loben hören. * Die ersten Urtheile werden also unvermerkt eine Richtschnur der übrigen, und nachdem sie durch eine lange Gewohnheit gleichsam tief eingewurzelt sind, so können sie fast gar nicht mehr ausgerottet werden. Der Geschmack alter Leute läßt sich also schwerlich bessern. Sie bleiben fest bey ihren Meynungen, und schämen sich, dasjenige zu verwerfen, was sie ihr Lebenlang für schön gehalten haben. Man mag ihnen sagen, was man will: so bleiben sie doch auf ihrem Eigensinne: weil sie es für schimpflich

* Sehr schön schreibt hievon Seneca im 1. Cap. de Vita beata: Nulla res nos maioribus malis implicat, quam quod ad rumorem componimur: optima rati ea, quae magno assensu recepta sunt. - - - Nec ad rationem, sed ad similitudinem vivimus. d. i. Kein Ding ist uns verderblicher, als daß wir uns nach der gemeinen Sage des Pöbels richten; und uns einbilden, das sey das Beste, was mit vielem Beyfalle aufgenommen wird. = = = Wir leben nicht nach der Vernunft, sondern behelfen uns mit dem Nachäffen anderer.

Digitized by Google

schimpflich ansehen, sich bey grauen Haaren in ihren Urtheilen zu ändern, und dadurch einzuräumen, daß sie so lange geirret und einen übeln Geschmack gehabt: zumal, wenn sie Leuten die jünger sind als sie, recht geben, und folgen sollen. *

28. §. Junge Leute hingegen können leichter ihren Geschmack ändern, wenn sie gleich bereits verwöhnet worden. Sie sind in ihrer Meynung noch so sehr nicht verhärtet; sie trauen ihren Urtheilen noch keine solche Unfehlbarkeit zu, daß sie nicht auch zuweilen falsch seyn könnten: sie geben also eher der gesunden Vernunft Gehör, und begreifen die Richtigkeit der Regeln gar leicht. Ja wenn man ihnen gleich nicht die Gründe des guten Geschmackes und die Quellen wahrer Schönheiten entdecken und begreiflich machen kann; weil sie etwa nicht studiret haben, oder sonst die gehörige Fähigkeit nicht besitzen: so lernen sie doch aus der bloßen Empfindung endlich recht urtheilen. Man darf ihnen nur etwas Schönes zeigen, und sie aufmerksam darauf machen: so gleich werden sie es gewahr. Denn mehrentheils gefällt ihnen deswegen das Schlechte, weil sie noch nichts bessers gesehen haben: nicht anders, wie mancher bloß daher in eine mittelmäßige Gestalt verliebt ist, weil er noch keine Gelegenheit gehabt, eine rechte Schönheit kennen zu lernen. Man zeige nur einem solchen Liebhaber eine vollkommenere Person, als seine vermeynte Halbgöttinn ist: er wird ihrer entweder gar vergessen; oder doch zum wenigsten den größten Theil seiner Hochachtung gegen dieselbe verlieren.

29. §. Und so hätte ich wohl meines Erachtens in diesem Capitel meinen Vorsatz ins Werk gerichtet, indem ich nicht nur einen deutlichen Begriff von dem Geschmacke überhaupt gegeben,

* Vel quia nil rectum, nisi quod placuit sibi, ducunt;
Vel quia turpe putant, parere minoribus, &, quae
Imberbes didicere, senes perdenda fateri.

Hor. L. II. Ep. I.

Entweder weil man nichts für recht und richtig hält,
Als was man selber liebt, was seinem Sinn gefällt.
Wonicht, weil man sich soll nach jüngern Leuten richten,
Und was man jung gelernt, im Alter selbst vernichten.

Digitized by Google

gegeben, sondern auch die Regeln des guten Geschmacks entdecket, und ihn dadurch von dem übeln unterschieden; ferner dieses gegen die Einwürfe vertheidiget, und endlich etliche zweifelhafte Fragen, die bey dieser Materie aufgeworfen worden, nach meinen Grundsätzen entschieden. Nunmehro sollte ich besondere Lehren geben, und zeigen, was denn in allerley Gedichten, Einfällen und Ausdrückungen dem guten oder übeln Geschmacke gemäß sey. Allein, dieses ist eine Arbeit, die alle folgende Capitel dieses Buches einnehmen wird, als in welchen ich stückweise die Regeln vortragen will, darnach die poetischen Schönheiten beurtheilet werden müssen. Man merke zum Beschlusse die Regel Horazens an:

Interdum vulgus rectum videt; est vbi peccat.

Lib. II. Ep. 1.

Oft hat der Pöbel recht, und oftmals fehlt er auch

Und,

Maxima pars Vatum - - -
Decipimur specie recti.

Der Dichter größter Theil betrügt sich durch den Schein.

* *

Das IV. Capitel.

Von den dreyen Gattungen der poetischen Nachahmung, und insonderheit von der Fabel.

1. §.

Die Nachahmung der Natur, darinnen, wie oben gewiesen worden, das Wesen der ganzen Poesie besteht, kann auf dreyerley Art geschehen. Die erste ist eine bloße Beschreibung, oder sehr lebhafte Schilderey von einer natürlichen Sache, die man nach allen ihren Eigenschaften, Schönheiten oder Fehlern, Vollkommenheiten oder Unvollkommenheiten seinen Lesern klar und deutlich vor die Augen malet, und gleichsam mit lebendigen Farben entwirft: so daß es fast eben so viel ist, als ob sie wirklich zugegen wäre. Dieses nun mit rechter Geschicklichkeit zu verrichten, das ist eine gar feine Gabe: und man hat es dem Homer zu großem Lobe angemerket, daß ein berühmter griechischer Maler, der eine Minerva zu schildern willens war, zu dem Ende erst in der Ilias die Beschreibung dieser Göttinn nachgeschlagen, sie durchgelesen, und sich dadurch eine lebhafte Abbildung von ihr gemachet. Solche Malerey eines Poeten nun, erstrecket sich noch viel weiter, als die gemeine Malerkunst. Diese kann nur für die Augen malen, der Poet hergegen kann für alle Sinne Schildereyen machen. Er wirket in die Einbildungskraft; und diese bringt die Begriffe aller empfindlichen Dinge fast eben so leicht, als Figuren und Farben hervor. Ja er kann endlich auch geistliche Dinge, als da sind innerliche Bewegungen des Herzens und die verborgensten Gedanken beschreiben und abmalen. Nur ist hierbey zu merken, daß ein Dichter seine Absicht niemals vergessen muß. Ein jedes endliches Ding hat zwo Seiten, eine gute und eine böse.

Will

Will man nun ein Ding loben, ſo muß man die erſte; will man es aber tadeln, ſo muß man nur die andre abſchildern. In beyden Bildern wird Wahrheit ſeyn, wenn man der Natur folget, und die Sache nicht zu hoch treibt. Hierwider aber pflegen ſo wohl Lobdichter, als Satirenſchreiber zu verſtoßen, die insgemein in beydem kein Maaß zu halten wiſſen.

2. §. Doch dieſe Art der poetiſchen Nachahmung iſt bey aller ihrer Vortrefflichkeit nur die geringſte: weswegen ſie auch Horaz im Anfange ſeiner Dichtkunſt für unzulänglich erkläret, einen wahren Poeten zu machen. Wenn ich die beſten Bilder von der Welt in meinen Gedichten machen könnte, ſo würde ich doch nur ein mittelmäßiger oder gar nur ein kleiner Poet zu heißen verdienen: dafern ich nämlich nichts beſſers zu machen wüßte. Ja ich könnte wohl gar ein verdrüßlicher Dichter und Scribent werden, wenn ich meinen Leſern mit unaufhörlichen Malereyen und unendlichen Bildern einen Ekel erweckte. * Boileau hat dieſen Fehler am Scuderi ſchon angemerkt und verworfen, wenn er im I. Geſ. ſeiner Dichtkunſt geſchrieben:

Un Auteur quelque fois trop plein de ſon objet,
Jamais, ſans l'epuiſer, n'abandonne un ſujet.
S'il rencontre un palais, il m'en depeint la face,
Il me promene aprés de terraſſe en terraſſe;

Ici

* Der Pater Boſſü in ſeinem Tractate vom Heldengedichte auf der 276 S. ſchreibt davon ſo: Nous pouvons encore mettre au nombre des matieres, qui ne ſont pas poetiques, les Deſcriptions de Palais, de Jardins, de Bocages, de Ruiſſeaux, de Navires, & de cent choſes naturelles & artificielles; lorsque ces Deſcriptions ſont faites un peu trop au long, d'une maniere ſimple, propre & ſans allegorie. C'eſt ce, qu'Horace nomme des lambeaux éclatans, que les Poetes placent quelquesfois tres-mal, penſant que ces fautes ſeront de beaux ornemens de leurs ouvrages. Cela eſt bon en de petits Poemes. d. i. Unter die Materien, die nicht poetiſch ſind, können wir auch die Beſchreibungen von Pallaſten, Gärten, Gebüſchen, Flüſſen, Schiffen, und hundert andern natürlichen und künſtlichen Dingen zählen, wenn ſie ein bischen zu lang, ſchlechtweg, und ohne Allegorie gemacht ſind. Das nennt Horaz glänzende Lappen, welche die Poeten oftmals ſehr übel anbringen, und glauben, dieſe Fehler würden ihre Gedichte zieren. Dieß iſt gut in kleine Gedichte.

Ici s' offre un perron, là regne un corridor,
Là ce balcon s'enferme en un baluſtre d'or.
Il conte des plafonds les ronds & les ovales,
Ce ne ſont que feſtons, ce ne ſont qu' Aſtragales.
Je ſaute vingt feuillets, pour en trouver la fin,
Et je me ſauve a peine au travers d'un jardin.
Fuyez des ces Auteurs l' abondance ſterile!
Et ne vous chargez point d'un detail inutile,
Tout ce qu'on dit de trop, eſt fade et rebutant.
L'eſprit raſſaſié le rejette à l'inſtant;
Qui ne ſçait ſe borner, ne ſceut jamais écrire.

Wie viele Dichter haben nicht bey uns wider dieſe Regeln verſtoßen; die uns wohl gar ganze Bücher voller Beſchreibungen und gekünſtelter Schildereyen aufgedrungen haben. So muß man denn auch in dieſem Stücke Maaß zu halten wiſſen; theils, daß man unnöthige und überflüßige Bilder ſeinem Leſer nicht aufdringe; theils bey einem an ſich nöthigen Abriſſe nicht gar zu ſorgfältig alle Kleinigkeiten auszudrücken bemüht ſey. Virgil wird deswegen gelobt, weil er in Beſchreibungen ſo beſcheiden geweſen. Er hat wohl zehnmal Gelegenheit gehabt, den Regenbogen abzumalen: und was würde uns da ein poetiſcher Maler von Profeßion, nicht mit ſeinen Farben gequälet haben! Aber der beſcheidne Virgil ſagt nichts mehr, als:

Mille trahens varios aduerſo ſole colores.

3. §. Die andre Art der Nachahmung geſchieht, wenn der Poet ſelbſt die Perſon eines andern ſpielet, oder einem, der ſie ſpielen ſoll, ſolche Worte, Geberden und Handlungen vorſchreibt und an die Hand giebt, die ſich in ſolchen und ſolchen Umſtänden für ihn ſchicken. Man macht z. E. ein verliebtes, trauriges, luſtiges Gedichte im Namen eines andern; ob man gleich ſelbſt weder verliebt noch traurig, noch luſtig iſt. Aber man ahmet überall die Art eines in ſolchen Leidenſchaften ſtehenden Gemüthes ſo genau nach, und drückt ſich mit ſo natürli-

Digitized by Google

natürlichen Redensarten aus, als wenn man wirklich den Affect bey ſich empfände. Zu dieſer Gattung gehört ſchon weit mehr Geſchicklichkeit, als zu der erſten. Man muß hier die innerſten Schlupfwinkel des Herzens ausſtudirt, und durch eine genaue Beobachtung der Natur den Unterſcheid des gekünſtelten, von dem ungezwungenen angemerket haben. Dieſes aber iſt ſehr ſchwer zu beobachten, wie die Fehler ſattſam zeigen, die von den größten Meiſtern in dieſem Stücke begangen worden. Daß Virgilius in ſeinen Schäfergedichten nicht immer glücklich damit geweſen, das hat der italieniſche Kunſtrichter, Ludewig Caſtelvetro, deſſen critiſche Werke Argelati vor einigen Jahren herausgegeben hat, ſehr gründlich erwieſen. In Fontenellens Gedanken, von Schäfergedichten, wird man auch den Theokritus oft ganz billig getadelt finden. Herr Fontenelle ſelbſt wird in dem engliſchen Guardian gleicher Fehler, und zwar nicht ohne Grund beſchuldiget, wie an dem gehörigen Orte ausführlicher gedacht werden ſoll. Daß nicht auch unter unſern Deutſchen es viele hierinnen ſollten verſehen haben, daran iſt gar kein Zweifel.

4. §. Die Klaggedichte, die Canitz und Beſſer, auf ihre Gemahlinnen gemacht, werden ſonſt als beſondere Muſter ſchön ausgedruckter Affecten angeſehen. Man kann ſie auch gar wohl unter dieſe Art der Nachahmung rechnen, ob ſie gleich ihren eignen Schmerz, und nicht einen fremden vorſtellen wollen: denn ſo viel iſt gewiß, daß ein Dichter zum wenigſten dann, wann er die Verſe macht, die volle Stärke der Leidenſchaft nicht empfinden kann. Dieſe würde ihm nicht Zeit laſſen, eine Zeile aufzuſetzen, ſondern ihn nöthigen, alle ſeine Gedanken auf die Größe ſeines Verluſts und Unglücks zu richten. Der Affect muß ſchon ziemlich geſtillet ſeyn, wenn man die Feder zur Hand nehmen, und alle ſeine Klagen in einem ordentlichen Zuſammenhange vorſtellen will. und es iſt auch ohnedem gewiß, daß alle beyde oberwähnte Gedichte eine gute Zeit nach dem Tode ihrer Gemahlinnen verfertiget worden: da gewiß die Poeten ſich nur bemühet haben, ihren vorigen betrübten Zuſtand aufs natürlichſte aus-

zudrücken. Ob ich nun wohl nicht leugne, daß diese treffliche Stücke des berühmten Amthors Klagen, in gleichem Falle, weit vorzuziehen sind: so könnte doch ein scharfes Auge, auch in diesen zweyen Meisterstücken, noch manchen gar zu gekünstelten Gedanken, und gezwungenen Ausdruck, entdecken; den gewiß ein wahrer Schmerz nimmermehr würde hervorgebracht oder gelitten haben. Was hier von dem Schmerze gilt, das muß von allen Affecten verstanden werden. Hofmannswaldaus Heldenbriefe, sollen verliebt geschrieben seyn; haben aber den Affect, den der Poet nachahmen wollen, sehr schlecht getroffen, und tausend bunte Einfälle und Zierrathe angebracht, die sich für keinen wahrhaftig Verliebten schicken. Man darf nur dargegen halten, was Günther im I. Theile seiner Ged. an seine Geliebte geschrieben, wo alles der Natur viel gemäßer ist: so wird man leicht selbst wahrnehmen, was eine geschickte Nachahmung der Natur ist, und was ein kaltes und frostiges Gewäsche in der Poesie heißt.

5. §. Auf dieser Kunst nun beruhet fast die ganze theatralische Poesie, was nämlich die Charactere einzelner Personen, ihre Reden in einzelnen Scenen, und ihre Handlungen anlangt. Denn hier muß ein Poet alles, was von dem auftretenden Helden, oder was es sonst ist, wirklich und der Natur gemäß hätte geschehen können, so genau nachahmen, daß man nichts unwahrscheinliches dabey wahrnehmen könne. In Heldengedichten, und allen übrigen Arten, wo man auch zuweilen andre redend einführet, hat eben dieses statt, wie an seinem Orte stückweise soll erwiesen werden. Horatius hat in seiner Dichtkunst zu verschiedenen malen daran gedacht, und nicht nur die Regel gegeben, wie man den Achilles, die Medea, den Jrion, die Jo u. s. w. abbilden und aufführen solle; daß ein Greis und ein Jüngling, ein Argiver und Babylonier, ein Kaufmann und Bauer, eine Matrone und eine Amme nicht auf einerley Art reden und handeln müssen; sondern auch gewiesen, wo man die Kunst gute Charactere zu machen, lerne; nämlich aus der Sittenlehre und der Erfahrung.

rung. Diese zeiget uns die herrschenden Neigungen der Kinder, Jünglinge, Männer und Alten: jene hergegen lehret sowohl die Natur der Affecten, als die Pflichten aller Menschen in allen Ständen. Dieß will auch unsre deutsche Dichtkunst des Herrn von Brück, aus der deutschen Gesellschaft I. Theile eigner Schriften und Uebersetzungen auf der 9. Seite.

— Du mußt fleißig Acht auf alle Dinge haben,
Auf Tugend, Wissenschaft, auf des Gemüthes Gaben,
Auf Zeit, Geschlecht und Stand, auf Glück und Herzeleid,
Auf Sitten und Gestalt, auf Reden Art und Zeit.
Ein junger freyer Kerl, ein alter karger Knicker,
Ein tugendhafter Mann, ein schelmischer Berücker,
Ein ganz verbuhlter Thor, ein unerzognes Kind
Sehn unterschieblich aus; drum male wie sie sind.
= = = = = = = = =
Die Aehnlichkeit ergetzt, und nicht der Farben Menge,
Die Schönheit ohne sie heißt nichtiges Gepränge:
= = = = = = = =
Kurz, wenn dein Abdruck nur dem Urbild ähnlich ist,
So glaube, daß du dann ein guter Maler bist.

Und auf der 20. und 21. Srite heißt es:

Wirst du die Eigenschaft des Knechts und Edlen wissen
So wird auch jeglicher ganz anders reden müssen,
Weil jeder anders denkt; und dieses zeigt den Grund
Dieß ists, dieß leget oir die Wörter in den Mund.
Stellst du nun Knechte vor, so mußt du knechtisch denken,
Wie Meister von der List, von Lügen und von Schwänken.
Dann findest du zugleich das eigentliche Wort,
Das sich zur Sache schickt, und kömmst auch leichtlich fort.
Wird aber Sokrates im Schauspiel aufgeführet,
So wird ein strenger Ernst und große Kunst verspüret.
Da giebt sichs von sich selbst, daß der ganz anders spricht;
Denn jenes Ausdruck paßt zu den Gedanken nicht.

6. §. Wer nun hierinnen wohl geübet ist, und sonst scharfsinnig genug ist, auf die Wahrscheinlichkeit in allen Stücken recht Achtung zu geben; der wird in seiner Nachahmung unfehlbar glücklich fortkommen müssen: da hingegen

Digitized by Google

ein Fremdling in dem allen, alle Augenblicke Fehler begehen, und lauter unähnliche Schildereyen verfertigen wird. Ich schließe bey dem allen den Witz und die Urtheilungskraft nicht aus: denn jener ist diejenige Gemüthskraft, die mit den Aehnlichkeiten der Dinge zu thun hat, und folglich auch die Abrisse ihren Vorbildern ähnlich machen, oder diese in jenen nachahmen muß. Ohne diese hergegen wird man ohnfehlbar in den Fehler verfallen, den dort Canitz an den meisten unsrer Poeten tadelt; wenn er den Virgil als einen glücklichen Nachahmer der Natur, im Absehn auf den Charakter der Dido, erhebet. Es heißt:

Man redt und schreibt nicht mehr was sich zur Sache schicket,
Es wird nach der Natur kein Einfall ausgedrücket,
Der Bogen ist gefüllt, eh man an sie gedacht;
Was groß ist, daß wird klein, was klein ist, groß gemacht:
Da doch ein jeder weis, daß in den Schildereyen,
Nur bloß die Aehnlichkeit das Auge kann erfreuen;
Und eines Zwerges Bild die Artigkeit verliert,
Wenn es wird in Gestalt der Riesen aufgeführt.
Wir lesen ja mit Lust Aeneas Abentheuer:
Warum? Stößt ihm zur Hand ein grimmig Ungeheuer,
So hat es sein Virgil so künstlich vorgestellt,
Daß uns, ich weis nicht wie, ein Schrecken überfällt;
Und hör ich Dido dort von Schimpf und Undank sprechen,
So möcht ich ihren Hohn, an den Trojanern rächen.
So künstlich trifft itzund kein Dichter die Natur!
Sie ist ihm viel zu schlecht: Er sucht ihm fremde Spur;
Geußt solche Thränen aus, die lachenswürdig scheinen,
Und wenn er lachen will, so möchten andre weinen.

7. §. Doch auch diese so schwere Gattung der Nachahmung, machet nicht das Hauptwerk in der Poesie aus. Die Fabel ist hauptsächlich dasjenige, was der Ursprung und die Seele der ganzen Dichtkunst ist. * Selbst unsre Muttersprache lehrt uns dieses; wenn wir die Poesie, die **Dichtkunst**, und ein poetisches Werk, ein **Gedichte** nennen. Ich

* Wie Aristoteles im VI. Capitel seiner Poetik schreibt: Ἀρχὴ καὶ οἷον ψυχὴ μῦθος.

Ich weis wohl, daß vor Alters **dichten**, nur ſo viel als denken und nachſinnen geheißen: z. E. das Dichten und Trachten des menſchlichen Herzens iſt böſe ꝛc. Allein in neuern Zeiten heißt es gewiß, etwas erſinnen, oder erfinden, was nicht wirklich geſchehen iſt. Sachen nämlich, die wirklich geſchehen ſind, d. i. wahre Begebenheiten, darf man nicht erſt dichten: folglich entſteht auch aus der Beſchreibung und Erzählung derſelben kein Gedichte, ſondern eine Hiſtorie oder Geſchichte; und ihr Verfaſſer bekömmt nicht den Namen eines **Dichters**, ſondern eines Geſchichtſchreibers. Die pharſaliſche Schlacht alſo, die Lucanus in Verſen beſchrieben hat, kann nichts anders als eine Hiſtorie in Verſen heißen: die Fabeln des Aeſopus hergegen, obwohl ſie nur in ungebundener Schreibart abgefaſſet worden, ſind Gedichte. Und wer die Fähigkeit nicht beſitzt, gute Fabeln zu erfinden, der verdient den Namen eines Poeten nicht; wenn er gleich die ſchönſten Verſe von der Welt machte. Phädrus wäre derowegen wohl ein Versmacher, aber kein Dichter gewesen: wenn er nur die äſopiſchen Fabeln in Verſe gebracht, aber ſelbſt keine erfunden hätte.

8. §. Wenn Ariſtoteles ſagen will, was die Fabel in einem Gedichte eigentlich ſey, ſo ſpricht er: **Es ſey die Zuſammenſetzung oder Verbindung der Sachen.** Der Pater Boſſu in ſeinem Tractate vom Heldengedichte, läßt ſich an dieſer Erklärung gnügen, und verſteht durch die Sachen, ſo in einer Fabel verbunden werden ſollen, **das Wahre** und **das Falſche.** In der That muß eine jede Fabel was Wahres und was Falſches in ſich haben: nämlich einen moraliſchen Lehrſatz, der gewiß wahr ſeyn muß; und eine Einkleidung deſſelben in eine gewiſſe Begebenheit, die ſich aber niemals zugetragen hat, und alſo falſch iſt. Allein er ſcheint mir den Verſtand des Philoſophen nicht recht eingeſehen zu haben. Die Sachen müſſen auf das Zubehör der Fabel, als da ſind, die Thiere, Menſchen, Götter, Handlungen, Geſpräche, u. ſ. w. gedeutet werden. Dieſe Dinge müſſen verknüpfet und verbunden werden, ſo daß ſie

einen Zusammenhang bekommen, und alsdann entstehet eine Fabel daraus. Hätte dieses Bossu gesehen, so würde er es nicht nöthig gehabt haben, eine andere Beschreibung davon zu geben, die noch weniger Stich hält, als die obige. Denn da er sagt: **Die Fabel sey eine Rede, welche unter den Allegorien einer Handlung ihre Lehren verbirget und zu Besserung der Sitten ersonnen worden;** so ist bey dieser Erklärung sehr viel zu erinnern. Denn I. ist es bekannt, daß die Fabel nicht nur eine Rede, sondern auch eine Schrift seyn kann: und also hätte die Fabel besser eine Erzählung heißen mögen. Hernach aber machen nicht alle Allegorien, die da lehrreich und unterrichtend sind, eine Fabel aus. Die Ode Horatii ist bekannt, wo der Poet die römische Republik unter dem Bilde eines Schiffes anredet, und ihr viel heilsame Regeln, in einer beständigen allegorischen Rede giebt. Wer hat aber diese Ode jemals zu den Fabeln gezählet? Wollte man sagen, hier wäre keine allegorische Handlung vorhanden: so würde man antworten, daß nach seinem eigenen Geständnisse, nicht zu allen Fabeln eine Handlung nöthig sey. Er selbst, führet im folgenden dergleichen an; nämlich, da die Fliege an dem Rade eines großen und schleunig fortgezogenen Wagens sitzt, selbst nichts thut, sondern nur sagt: **Ey, welch einen großen Staub mache ich nicht!**

9. §. Ich glaube derowegen, eine Fabel am besten zu beschreiben, wenn ich sage: sie sey die Erzählung einer unter gewissen Umständen möglichen, aber nicht wirklich vorgefallenen Begebenheit, darunter eine nützliche moralische Wahrheit verborgen liegt. Philosophisch könnte man sagen, sie sey ein Stücke von einer andern Welt. Denn da man sich in der Metaphysik die Welt als eine Reihe möglicher Dinge vorstellen muß; außer derjenigen aber, die wir wirklich vor Augen sehen, noch viel andre dergleichen Reihen gedacht werden können: so sieht man, daß eigentlich alle Begebenheiten, die in unserm Zusammenhange wirklich vorhandener Dinge nicht geschehen, an sich selbst aber nichts Widersprechendes

in

in ſich haben, und alſo unter gewiſſen Bedingungen möglich ſind, in einer andern Welt zu Hauſe gehören, und Theile davon ausmachen. Herr Wolf hat ſelbſt, wo mir recht iſt, an einem gewiſſen Orte ſeiner philoſophiſchen Schriften geſagt, daß ein wohlgeſchriebener Roman, das iſt ein ſolcher, der nichts Widerſprechendes enthält, für eine Hiſtorie aus einer andern Welt anzuſehen ſey. Was er nun von Romanen ſagt, das kann mit gleichem Rechte von allen Fabeln geſagt werden. Weil aber dieſe Erklärung unphiloſophiſchen Köpfen vielleicht Schwierigkeiten machen könnte: ſo bleibe ich bey der erſten, die nach dem gemeinen Begriffe aller, die nur deutſch verſtehen, eingerichtet iſt. Ich erläutere ſie durch das bereits erwähnte Exempel. Die Begebenheit iſt daſelbſt, daß ein großer Wagen auf einem ſtaubigten Wege, von vier oder mehr hurtigen Pferden geſchwinde hingeriſſen wird; eine Fliege an dem Rade deſſelben ſitzet, und ſich ſchmeichelt, ſie ſelbſt habe allen dieſen Staub erreget. Dieſe Begebenheit iſt unter gewiſſen Umſtänden möglich. Wenn nämlich nur ein angeſpannter Wagen fähret, und eine Fliege, die daran ſitzt, ſo viel Verſtand hat, daß ſie über den ringsum aufſteigenden Staub ihre Betrachtungen anſtellen kann: ſo geht es gar wohl an, daß ſie ſo eitel ſeyn, und ſich ſelbſt für die Urſache einer ſo großen Staubwolke anſehen kann. Die moraliſche Lehre endlich, die darunter verborgen liegt, iſt dieſe: Ein Stolzer iſt ſo thöricht, daß er ſich ſelbſt und ſeinen Verdienſten, Dinge zuſchreibt, die von ganz andern Urſachen herrühren und ſeine Kräfte unzählichemal überſteigen.

10. §. Man kann die Fabeln in unglaubliche, glaubliche und vermiſchte eintheilen. Jene ſind die, wo man unvernünftige Thiere oder wohl gar lebloſe Dinge ſo reden und handelt läßt, als wenn ſie mit menſchlicher Vernunft begabt wären. Ein Exempel davon finden wir ſo gar in der Schrift, wo Abimelechs Bruder, im Buche der Richter, ſeinen Landsleuten erzählet: wie die Bäume ſich einen König erwählet, der ſie mit Feuer verzehret, und alſo, ihrer thörichten Wahl halber, ſattſam beſtrafet hätte. Die andre Art ſind die glaub-

lichen Fabeln, wo lauter Menschen und andre vernünftige Wesen vorkommen; bey denen es nichts Unglaubliches ist, daß sie mit Verstande reden und handeln können. Dergleichen ist abermal in der Schrift die Fabel Nathans vom reichen und armen Manne, deren jener diesen seines einzigen geliebten Schäfleins beraubete: imgleichen die Fabeln vom verlohrnen Sohne, vom armen Lazarus u. d. g. Die dritte Art, nämlich der vermischten Fabeln, entsteht, wenn darinnen theils unvernünftige, theils vernünftige Dinge redend und handelnd vorkommen. Dergleichen würde die Begebenheit Bileams mit seiner Eselinn seyn, wenn dieses nicht wirklich geschehen seyn sollte. Wir finden aber in den äsopischen Fabeln unzählige solche, wo theils vernünftige Menschen, theils Thiere und Bäume angeführet werden: zugeschweigen, daß Homerus in seiner Ilias einmal ein Pferd mit seinem Herrn hat reden lassen. * Ein Exempel von meiner Erfindung steht in den vernünft. Tadl. von dem Veilchenstocke, der Tulpe und der Blumengöttinn Flora. Imgleichen von dem Manne, seinem Hunde und der Katze; und im II. Theile derselben vom Pferde und Esel: wiewohl diese vielleicht unter die natürlichen zu zählen sind. Endlich auch im II. Theile des Biedermanns vom Hasen, der sich in den Löwenstand erheben ließ.

II. §. Dadurch aber, daß wir die erste Art der Fabeln **unglaublich** nennen, widersprechen wir der obigen Erklärung noch nicht; darinnen wir behaupteten, die Fabel sey eine **mögliche** Begebenheit. Es kann ja eine Sache wohl möglich,

* Τον δ' αῦ ὑπὸ ζυγόφιν προσέφη πόδας ὠκὺς ἵππος,
Ξάνθος - - -
Καὶ λιὴν σ' ἔτι νῦν γε σαώσομεν ὄβριμε Ἀχιλλεῦ.
Ἀλλά τοι ἐγγύθεν ἦμαρ ὀλέθριον οὐδέ τι ἡμεῖς
Αἴτιοι, ἀλλὰ θεὸς τε μέγας, καὶ μοῖρα κραταιή.
Iliad. L. XIX.

D. i. Hierauf antwortete ihm neben dem Joche sein schnelles Pferd Xanthus: = = = Tapferer Achilles, dießmal zwar wollen wir dich noch beym Leben erhalten: Aber ehestens wird der Tag deines Todes herbeyrücken; und daran werden nicht wir Schuld haben, sondern ein großer Gott und das mächtige Verhängniß.

lich, aber in der That bey der itzigen Ordnung der Dinge ſehr unglaublich ſeyn. Dieſe Verknüpfung der wirklich vorhandenen Dinge hält ja nämlich nicht alle mögliche Dinge in ſich, wie die Weltweiſen darthun. Es wären andre Verbindungen endlicher Weſen eben ſowohl geſchickt geweſen, erſchaffen zu werden, wenn es Gott gefallen hätte. Dem Dichter nun, ſtehen alle mögliche Welten zu Dienſten. Er ſchränket ſeinen Witz alſo nicht in den Lauf der wirklich vorhandenen Natur ein. Seine Einbildungskraft, führet ihn auch in das Reich der übrigen Möglichkeiten, die der itzigen Einrichtung nach, für unnatürlich gehalten werden. Dahin gehören auch redende Thiere, und mit Vernunft begabte Bäume; die zwar, ſo viel uns bekannt iſt, nicht wirklich vorhanden ſind, aber doch nichts widerſprechendes in ſich enthalten. Man leſe hier zum Beweiſe Hollbergs unterirrdiſche Reiſe nach; wo man beydes antreffen wird. Wie nun ein Poet hier alle Sorgfalt anwenden muß, daß er ſeinen Fabeln auch einen gewiſſen Grad der Wahrſcheinlichkeit gebe: alſo fragt ſichs, wie das in dem ſo genannten Unglaublichen möglich ſey? Und hier iſt es nicht zu leugnen, daß in der gegenwärtigen Verknüpfung der Dinge nicht leicht was zu erſinnen iſt, dadurch die Sprache der Bäume, oder der Thiere wahrſcheinlich wird. Allein einem Poeten iſt es erlaubt, eine Fabel durch die andre wahrſcheinlich zu machen; und er darf alſo nur überhaupt dichten: Es ſey einmal eine Zeit geweſen, da alle Pflanzen und Thiere hätten reden können. Setzt man dieſes zum voraus; ſo läßt ſich hernach alles übrige hören. Man ſehe das folgende VI Capitel nach.

12. §. Ferner können die Fabeln eingetheilt werden, in epiſche und dramatiſche. Jene werden bloß erzählet, und dahin gehören nicht nur die Ilias, Odyſſee und Aeneis; ſondern alle Romane, ja ſo gar die äſopiſchen Fabeln. Dieſe hergegen werden wirklich geſpielet, und alſo lebendig vorgeſtellt. Dahin rechnet man alſo alle Tragödien, Comödien und Schäferſpiele, imgleichen alle kleine dramatiſche Gedichte, die wirklich auf einer Schaubühne aufgeführet werden

können. Man sieht gar leicht, daß dieser andre Unterscheid sich auf den ersten gründet. Denn die theatralischen Fabeln leiden nichts, als was wahrscheinlich ist, wie Horatius in seiner Dichtkunst sehr fleißig erinnert: hingegen die epischen können gar wohl auch unwahrscheinliche Fabeln von Thieren und leblosen Dingen brauchen. Tausend Dinge lassen sich gar wohl erzählen; aber den Augen läßt sich nichts vorstellen, als was glaublich ist. Die vormaligen Zeiten der Einfalt des menschlichen Geschlechts, haben so viel von Zaubereyen, und Wundergeschichten erzählet und geglaubt, und auf die Nachwelt fortgepflanzet; daß es uns nicht schwer ist, zu glauben, daß durch eine übermenschliche Kraft, alles möglich ist, was nur nicht widersprechend ist. So wird des Homers redendes Pferd, nur durch die Kraft der Minerva möglich, oder glaublich, wenn man es in die alten Zeiten setzet. Wer aber entweder dasselbe, oder Bileams Eselinn auf die Schaubühne bringen, und sie dadurch gleichsam in unsre Zeiten versetzen wollte: Dem würde Horaz zurufen:

Quodcumque ostendis mihi sic, incredulus odi.

13. §. Weiter können die Fabeln, theils im Absehen auf ihren Inhalt, theils im Absehen auf die Schreibart, in hohe und niedrige eingetheilet werden. Unter die hohen gehören die Heldengedichte, Tragödien und Staatsromane: darinnen fast lauter Götter und Helden, oder königliche und fürstliche Personen vorkommen, deren Begebenheiten in einer edlen Schreibart entweder erzählet oder gespielet werden. Unter die niedrigen gehören die bürgerlichen Romane, die Schäfereyen, die Comödien und Pastorale, nebst allen äsopischen Fabeln: als worinn nur Bürger und Landleute, ja wohl gar Thiere und Bäume in einer gemeinen Schreibart redend eingeführet oder beschrieben werden. Von diesen letztern könnte man mit einigem Scheine fragen, ob sie auch zur Poesie gehöreten? Von der Comödie hat Horaz ihres niedrigen Ausdruckes halber, solches in Zweifel gezogen:

Idcirco

Idcirco quidam, Comoedia nec ne Poëma
Eſſet, quaeſiuere: quod acer ſpiritus ac vis
Nec verbis nec rebus ineſt, niſi quod pede certo
Differt ſermoni, ſermo merus.

Sat. IV. L. 1.

Wiewohl aus dem obigen iſt leicht darauf zu antworten. Die hohe Schreibart iſt zwar eine gute Eigenſchaft eines Poeten, und in gewiſſen Gedichten unentbehrlich: aber ſie allein machet noch keinen Dichter, wenn keine Fabel da iſt, die darinnen vorgetragen wird. Dieſe hergegen bleibt, was ſie iſt, nämlich eine Fabel, ein Gedichte, wenn man ſie gleich in der gemeinen Sprache erzählt. Sie zeigt alſo ſattſam, daß ihr Verfaſſer ein Dichter geweſen, der auch wohl erhaben hätte ſchreiben können, wenn er gewollt hätte, und wenn es ſich in dieſer Art von Gedichten hätte thun laſſen. Horatius ſelbſt trägt dieſen Zweifel, wegen der Comödie, nur als etwas Fremdes vor. Einige, ſpricht er, haben gefragt ꝛc. Er giebt ihnen aber deswegen nicht recht; zumal da er in ſeiner Dichtkunſt ſelbſt erinnert, daß auch in der Comödie zuweilen die pathetiſche, feurige und erhabene Schreibart ſtatt findet: wenn nämlich ein Chremes zu ſchelten und für Zorn zu pochen und zu poltern anfängt:

Interdum tamen et vocem Comoedia tollit,
Iratusque Chremes tumido delitigat ore.

14. §. Die Fabeln können noch ferner in vollſtändige und mangelhafte eingetheilet werden. Jene erzählen diejenige Begebenheit ganz, die zu der darunter verſteckten Sittenlehre gehöret: dieſe hergegen brechen ab, wenn die Begebenheit kaum in die Hälfte gekommen iſt. Zu Exempeln einer ganzen oder vollſtändigen können alle die obigen dienen, die wir ſchon angeführet haben: denn die Erzählung geht daſelbſt ſo weit, als nöthig iſt, und das Gemüthe bleibt am Ende derſelben ganz ruhig; weil man den Zweck einſieht, warum ſie erzählet worden. Eine mangelhafte und halbe Fabel aber

war

war die, von dem Schatten des Esels, darüber der Eseltreiber und der Reisende in einen Streit geriethen; welche Demosthenes seinen Mitbürgern erzählte, als sie in einer wichtigen Rede, welche die Wohlfahrt ihres Staats anbetraf, sehr unachtsam waren. Denn als er ihnen dieselbe erzählet hatte, und sie alle aus ihrer vorigen Nachläßigkeit ermuntert und begierig worden wären, den völligen Verlauf seiner Geschichte zu vernehmen: so hörte er mit gutem Bedachte auf, schwieg stille, und wollte sich aus der Versammlung begeben. Weil aber die Fabel nur halb fertig war, so konnten sich die Zuhörer dadurch nicht zufrieden stellen: darum riefen sie ihn zurücke, und verlangten, daß er ihnen auch den Ausgang der ganzen Begebenheit erzählen sollte. Dabey nahm er denn Gelegenheit, ihnen ihre Leichtsinnigkeit vorzurücken, die sich um Kleinigkeiten so ernstlich, um die wichtigsten Dinge aber, die er in seiner Rede vorgetragen hatte, so wenig bekümmert und aufmerksam bezeigete.

15. §. Bey dieser Abtheilung der Fabeln muß man sich vor einem Misverstande hüten. Eine ganze Fabel erfodert nicht allemal den völligen Umfang aller Begebenheiten, die einigen Zusammenhang mit einander haben: sondern es ist genug, daß sie alles dasjenige enthält, was zu der Sittenlehre, die man vortragen will, unentbehrlich ist. Z. E. Die Ilias Homers ist eine Fabel vom Zorne des Achilles, und den traurigen Wirkungen desselben. Daher ist diese Fabel ganz, wenn der Poet zeigt: wie und woher dieser Zorn entstanden, nämlich von der Beleidigung, die Agamemnon diesem Helden zugefügt; ferner wie sich derselbe geäußert, nämlich durch die Enthaltung vom Streite, da Achilles ruhig auf seinem Schiffe geblieben; weiter, wie schädlich derselbe gewesen, weil die Griechen in seiner Abwesenheit allezeit den kürzern gezogen, Achilles selbst aber seinen besten Freund Patroklus eingebüsset; endlich wie dieser Zorn ein Ende genommen, da der Held, aus Rachgier gegen den Hektor, seines alten Grolls vergessen, den Hektor erschlagen, und also den Trojanern großen Abbruch gethan. Diese Fabel war zulänglich,

länglich, die moraliſche Wahrheit von der ſchädlichen Uneinigkeit benachbarter Staaten, die Homerus in ſeinem Gedichte lehren wollen, in ein völliges Licht zu ſetzen. Es war dabey nicht nöthig, den Urſprung des trojaniſchen Krieges oder den Ausgang deſſelben zu zeigen; vielweniger von den beyden Eyern der Leda anzufangen, aus deren einem Helena, als die einzige Urſache des Krieges, war gebohren worden. Dieſes wäre eine gar zu große Fabel geworden, und Horaz lobt deswegen den Homer, daß er ſolches nicht gethan hat.

Nec reditum Diomedis ab interitu Meleagri,
Nec gemino bellum Troianum orditur ab ouo:
Semper ad euentum feſtinat.

16. §. Diejenigen Poeten haben alſo keinen rechten Begriff von der Fabel gehabt, die ſich eingebildet, ſie müßte ſo vollſtändig ſeyn, daß weder forne noch hinten das geringſte daran fehlte. Dahin gehört Statius, der den ganzen Lebenslauf des Achilles in ein Gedichte gebracht; und bey den Griechen der Verfaſſer der kleinen Ilias, deſſen Ariſtoteles gedenket, welcher gleichfalls den ganzen trojaniſchen Krieg in eins gezogen, davon uns die große Ilias nur ein Stücke von anderthalb Monaten erzählet. Dahin gehört auch Milton, der in dem verlohrnen Paradieſe nicht nur den Fall Adams, und ſeine Urſache, nämlich die Verführung Satans; ſondern auch die Schöpfung der Welt, ja was vor derſelben vorgegangen, nämlich den Fall Lucifers erzählet. Vielweniger werden die Verwandelungen des Ovidius für ein einzig Gedichte können angeſehen werden; als worinn eben ſo wenig, als in den äſopiſchen Fabeln, eine einzige moraliſche Fabel zum Grunde liegt. Die Ilias iſt einem königlichen Pallaſte, voller Zuſammenhang, Ordnung und Schönheit gleich: Die Verwandlungen des Ovidius aber ſind einer ganzen Stadt zu vergleichen, die aus ſo vielen Bürgerhäuſern zuſammen geſetzt iſt, als Fabeln ſie enthält; welche nicht mehr Verknüpfung mit einander haben, als daß ſie an einander ſtoßen und mit einer Ringmauer umgeben ſind. Die äſo-

piſchen

pischen Fabeln könnte man nach eben dieser Allegorie ein groſses Dorf nennen, darinn jede Fabel eine Bauerhütte vorstellet, die eben so viel, ja noch mehr Thiere, als Menschen in sich zu halten pflegt.

17. §. Noch eine Abtheilung der Fabeln ist nöthig anzumerken, da sie nämlich in Haupt- und Nebenfabeln unterschieden werden. Dieser Unterscheid findet sonderlich in Heldengedichten, Romanen und theatralischen Stücken statt. Daselbst ist eine die gröſseste und wichtigste, die im ganzen Gedichte zum Grunde liegt, und gar wohl ohne die übrigen bestehen könnte. Auf diese kömmt denn hauptsächlich die Schönheit des ganzen Werkes an, weil sie eigentlich zum Zwecke des Verfassers führet, und die moralische Absicht desselben unmittelbar befördert. Dergleichen war die oben angeführte Hauptfabel der Ilias. Dergleichen ist auch in Sophoklis Antigone, welche Opitz verdeutschet hat, die Grausamkeit Kreons, der den Körper des Polynikes, eines Sohns des Oedipus und der Jokasta, unter freyen Himmel werfen, und die Prinzeſsin Antigone, die sich ihres todten Bruders annahm, und ihn begrub, in eine Höle versperren lieſs; darüber er denn nicht nur seinen Sohn Hämon, sondern auch seine Gemahlinn Euridice, einbüſsete, und endlich selbst in Verzweifelung und Raserey fiel. Die Neben- oder Zwischenfabeln aber sind alle die Einschiebsel und beyläufigen Erzählungen gewisser kleinerer Begebenheiten, die mit der gröſsern einigermaſsen zusammenhangen, und theils zur Verlängerung, theils zur Abwechselung, theils auch zum Verstande der Hauptfabel etwas beytragen. Dergleichen sind in der Ilias unzählige von Göttern und Helden, die Homer überall eingestreuet hat; in der Aeneis die Begebenheiten von der Dido, und den Lustspielen, die Aeneas seinem Vater zu Ehren angestellet hat; in dem Gottfried die Liebesgeschichte von Sophronia und Olindo; im Don Quixote der kleine Roman von Cardenio, und dem eifersüchtigen Bruder; im Telemach die Historie vom ägyptischen Könige Sesostris;

ſoſtris; in der Baniſe die Eroberung verſchiedener Städte, und die dabey verübten Grauſamkeiten. u. d. m.

18. §. Bey allen dieſen poetiſchen Fabeln fragt ſichs nun: Ob ſie nothwendig moraliſche Abſichten haben müſſen? Man antwortet darauf, daß es freylich wohl möglich ſey, Fabeln zur bloßen Beluſtigung zu erſinnen; dergleichen manches Mährlein iſt, das die Ammen ihren Kindern erzählen, ja dergleichen die meiſten Romanſchreiber in ihren Büchern ausbrüten, auch viele unzeitige Comödienſchreiber auf der Schaubühne ausgehecket haben; ſie mögen nun Welſche, Franzoſen, Engländer oder Deutſche ſeyn. Allein da es möglich iſt, die Luſt mit dem Nutzen zu verbinden, und ein Poet nach der bereits gegebenen Beſchreibung auch ein rechtſchaffener Bürger und redlicher Mann ſeyn muß: ſo wird er nicht unterlaſſen, ſeine Fabeln ſo lehrreich zu machen, als es ihm möglich iſt; ja er wird keine einzige erſinnen, darunter nicht eine wichtige Wahrheit verborgen läge. Denn

Omne tulit punctum, qui miſcuit vtile dulci,
Lectorem delectando pariterque monendo.

Hor. Art. Poet.

Die alten Griechen ſind uns hier mit guten Exempeln vorgegangen. Alle ihre Fabeln ſtecken voller Sittenlehren, und es war eine ſo gemeine Sache, daß ihre Poeten erbauliche Fabeln ſchrieben, und auf der Bühne vorſtellen ließen, daß man auch allezeit ſagte: **Eine Fabel, das iſt eine Tragödie oder Comödie** NB. **lehren:**

Vel qui praetextas, vel qui *docuere* togatas.

Hort. Art. Poet.

19. §. So iſt z. E. die Fabel der Odyſſee beſchaffen, wie Ariſtoteles ſelbſt uns den Auszug davon macht. Ein König iſt viele Jahre aus ſeinem Hauſe abweſend. Neptun verfolgt ihn, und beraubt ihn aller ſeiner Gefährten. Indeſſen iſt bey ihm zu Hauſe alles in Unordnung: ſein Vermögen wird

wird verschwendet; seine Gemahlinn und sein Prinz stehen in Gefahr. Endlich aber kömmt er nach vielen Ungewittern glücklich an, erkennet etliche von den Seinigen, erlegt durch ihren Beystand seine Feinde, und bringt alles wieder in Ordnung. So ist auch die Fabel vom Oedipus, dem berühmten Trauerspiele, das bey den Alten gemacht worden, beschaffen. Oedipus bittet die Götter um die Abwendung der Pest, wodurch Thebe verwüstet wurde. Das Orakel antwortet: Man müsse den Tod des Königes Lajus an dessen Mördern rächen. Er untersuchet derowegen die Sache; findet aber nicht nur, daß er selbst der Thäter sey, sondern gar ein Sohn des Lajus gewesen, und folglich an der Jokasta, dessen Witwe, seine eigene Mutter geheirathet habe. Darüber bestraft er sich selbst, indem er sich die Augen ausreißt, ins Elend geht, und also seinem Volke die Gesundheit wieder herstellet. Wer sieht hier nicht, daß beyde Fabeln vollkommen moralisch sind, und die wichtigsten Lehren in sich fassen? wenn man sie gleich nur überhaupt ansieht, und der überall eingestreuten Sittensprüche nicht einmal wahrnimmt. In der ersten lehrt der Poet, die Abwesenheit eines Herrn, aus seinem Hause oder Reiche sey sehr schädlich: in der andern aber, daß die Vorhersehung der Götter untrüglich sey, und durch keine menschliche List und Vorsicht irre gemacht werden könne. Ein jeder, der nur seinen eigenen Augen trauet, wird also keines fernern Beweises nöthig haben, und die Einwürfe selbst beantworten können, die le Clerc in seinen Parrhasianis dawider gemacht, und die ich neulich den critischen Beyträgen, ins deutsche übersetzt, eingeschaltet habe.

20. §. Wie greift man indessen die Sache an, wenn man gesonnen ist, als ein Poet ein Gedichte oder eine Fabel zu machen? Dieses ist freylich das Hauptwerk in der ganzen Poesie, und also muß es in diesem Hauptstücke nicht vergessen werden. Vielen, die sonst ein gutes Naturell zur Poesie gehabt, ist es bloß deswegen nicht gelungen, weil sie es in der Fabel versehen haben. Sie haben die Charaktere, die Sitten, die Gedancken, die Gemüthsbewegungen, und die Ausdrückun-

drückungen bisweilen sehr wohl eingerichtet: allein die Begebenheiten sind unwahrscheinlich, seltsam, ja widersprechend, den Zeiten und Oertern und sich selbst nicht gemäß gewesen. So viel schlechte Heldengedichte, Tragödien, Comödien und Romane sind gemeiniglich nur in diesem Stücke mangelhaft: so vieler kleiner Fabeln, in andern Gattungen der Poesie, voritzo nicht zu gedenken. Es ist also der Mühe schon werth, daß wir uns bekümmern, wie man alle Arten der Fabeln erfinden, und regelmäßig einrichten könne?

21. §. Zu allererst wähle man sich einen lehrreichen moralischen Satz, der in dem ganzen Gedichte zum Grunde liegen soll, nach Beschaffenheit der Absichten, die man sich zu erlangen, vorgenommen. Hierzu ersinne man sich eine ganz allgemeine Begebenheit, worinn eine Handlung vorkömmt, daran dieser erwählte Lehrsatz sehr augenscheinlich in die Sinne fällt. Z. E. Gesetzt, ich wollte einem jungen Prinzen die Wahrheit beybringen: Ungerechtigkeit und Gewaltthätigkeit wären abscheuliche Laster. Diesen Satz auf eine angenehme Art recht sinnlich und fast handgreiflich zu machen, erdenke ich folgende allgemeine Begebenheit, die sich dazu schicket; indem man daraus die Abscheulichkeit des gedachten Lasters sonnenklar sehen kann. Es war jemand, wird es heißen, der schwach und unvermögend war, der Gewalt eines Mächtigern zu widerstehen. Dieser lebte still und friedlich; that niemanden zu viel, und war mit dem wenigen vergnügt, was er hatte. Ein Gewaltiger, dessen unersättliche Begierden ihn verwegen und grausam machten, ward dieses kaum gewahr, so griff er den Schwächern an, that mit ihm, was er wollte, und erfüllete mit dem Schaden und Untergange desselben seine gottlose Begierden. Dieses ist der erste Entwurf einer poetisch-moralischen Fabel. Die Handlung, die darinn steckt, hat die folgenden vier Eigenschaften. 1) Ist sie allgemein, 2) nachgeahmt, 3) erdichtet, 4) allegorisch, weil eine moralische Wahrheit darinn verborgen liegt. Und so muß eben der Grund aller guten Fabeln beschaffen seyn, sie mögen Namen haben, wie sie wollen.

22. §. Nunmehro kömmt es auf mich an, wozu ich diese Erfindung brauchen will; ob ich Lust habe, eine äsopische, comische, tragische, oder epische Fabel daraus zu machen? Alles beruht hierbey auf der Benennung der Personen, die darinn vorkommen sollen. Aesopus wird ihnen thierische Namen geben, und ohngefähr sagen: Ein Schäfchen, welches ganz friedlich am Strome stund, und, seinen Durst zu löschen, trinken wollte, ward von einem Wolfe angefallen, der am obern Theile eben desselben Wassers soff, und seiner von ferne ansichtig wurde. Dieses räuberische Thier beschuldigte das Schaf, es hätte ihm das Wasser trübe gemacht; so, daß er nicht hätte trinken können: und wiewohl sich dasselbe, durch die Unmöglichkeit der Sache, aufs beste entschuldigte; so fragte der Wolf doch nichts darnach, sondern griff es an, und fraß es auf. Wollte jemand diese thierische, und folglich unglaubliche Fabel, in eine menschliche und desto wahrscheinlichere verwandeln: so dürfte man nur diejenige nachschlagen, die dort Nathan dem Könige David erzählet. Ein armer Mann, wird sie lauten, hatte ein einzig Schäfchen, welches er sehr lieb hatte: sein reicher Nachbar hergegen besaß große Heerden. Dieser letztere nun bekam Gäste, und weil er sie zwar wohl aufzunehmen, aber doch von seinen eigenen Schafen keins zu schlachten, willens war: so schickte er zu seinem Nachbar, und ließ ihm sein einzig Schäfchen mit Gewalt nehmen, es schlachten und seinen Gästen zubereiten. Dieses ist eben so wohl eine äsopische Fabel, als die obige.

23. §. Wäre ich willens, eine comische Fabel daraus zu machen, so müßte ich sehen, daß ich das Laster der Ungerechtigkeit als ein lächerliches Laster vorstellen könnte. Denn das Auslachenswürdige gehört eigentlich in die Comödie, das Abscheuliche und Schreckliche hergegen läuft wider ihre Absicht. Ich müßte es also bey einer kleinen Ungerechtigkeit bewenden lassen, deren Unbilligkeit zwar einem jeden in die Augen fiele, die aber doch kein gar zu großes Mitleiden erwecken könnte. Die Personen, müßten hier entweder bürgerlich, oder zum höchsten adelich seyn, denn Helden und Prinzen gehören in

die

die Tragödie. Derjenige aber, der das Unrecht thäte, müßte endlich darüber zum Spotte und Gelächter werden. Die Namen würden nur dazu erdacht, und man dörfte sie nicht aus der Historie nehmen. Ich sage also: Herr Trotzkopf, ein reicher, aber wollüstiger und verwegener Jüngling, hat einen halben Tag mit Schmausen und Spielen zugebracht; geräth aber des Abends in ein übelberüchtigtes Haus, wo man ihm nicht nur alle seine Baarschaft nimmt, sondern auch das Kleid vom Leibe zieht, und ihn so entblößt auf die Gasse hinausstößt. Er fluchet und poltert eine Weile vergebens, geht aber endlich, mit dem bloßen Degen in der Hand, Gasse auf, Gasse nieder; in dem Vorhaben, dem ersten, dem besten, mit Gewalt das Kleid zu nehmen, und also nicht ohne Rock nach Hause zu kommen. Es begegnet ihm Herr Ruhelieb, ein friedfertiger Mensch, der von einem guten Freunde kömmt, und etwas spät nach Hause geht. Diesen fällt er an, nöthiget ihn nach dem Degen zu greifen, entwaffnet, ja verwundet ihn ein wenig, und zwinget ihn also das Kleid auszuziehen und ihm zu geben. Kaum hat er selbiges angezogen, um damit nach Hause zu gehen, so stehen an der andern Ecke der Straße ein paar tüchtige Kerle, die von Herrn Ruheliebs Feinden erkauft worden, denselben wacker auszuprügeln. Diesen fällt Herr Trotzkopf in die Hände, und ob er gleich Leib und Seele schweret, daß er nicht derjenige sey, dafür sie ihn ansehen: so wird er doch wacker abgestraft; so, daß er aus Zorn und Ungeduld, Kleid, Hut und Perrücke wieder von sich wirft, und ganz braun und blau nach Hause läuft.

24. §. Weil diese Fabel zu einer vollständigen Comödie noch zu kurz ist, so müßte man etliche Zwischenfabeln dazu dichten. Herr Trotzkopf müßte irgend eine Liebste haben, der er von seiner Herzhaftigkeit vorgesagt hätte. Diese müßte nun durch das nächtliche Lärmen aufgeweckt werden, und irgend zum Fenster hinaus sehen, auch an der Stimme ihren Liebhaber erkennen. Oder es könnte sonst ein Patron desselben solches gewahr werden, der von seiner bösen Lebens-

Digitized by Google

art nichts gewußt hätte. Es müßten noch mehr Personen an der Sache Theil nehmen, um dadurch die Aufzüge zu füllen, und die Begebenheit wahrscheinlich zu machen. Kurz, die Abtheilung und Auszierung müßte nach den Regeln gemacht werden, die im andern Theile, wo von der Comödie insbesondre gehandelt wird, vorkommen sollen. So viel ist indessen gewiß, daß in dieser Fabel noch immer jene erstere allgemeine zum Grunde liegt, und die moralische Wahrheit, von der Gewaltthätigkeit, allegorisch in sich begreift.

25. §. Die Tragödie ist von der Comödie nur in der besondern Absicht unterschieden, daß sie an statt des Gelächters, die Verwunderung, das Schrecken und Mitleiden zu erwecken suchet. Daher pflegt sie sich lauter vornehmer Leute zu bedienen, die durch ihren Stand, Namen und Aufzug mehr in die Augen fallen, und durch große Laster und traurige Unglücksfälle solche heftige Gemüthsbewegungen erwecken können. Ich werde also sagen: Ein mächtiger König sah, daß einer seiner Unterthanen ein schönes Landgut hatte, welches er gern selbst besessen hätte. Er both ihm anfänglich Geld dafür: als jener es aber nicht verkaufen wollte, brauchte er Gewalt und List. Er ließ den Unschuldigen durch erkaufte Kläger, falsche Zeugen und ungerechte Richter vom Leben zum Tode bringen, seine Güter aber unter seine Kammergüter ziehen. Dieses ist der Grundriß zu einer tragischen Fabel, woran nichts mehr fehlt, als daß man noch in der Historie etliche Namen suche, die sich zu dieser Fabel einigermaßen schicken. Mir fällt hier gleich der König Achab ein, der den Naboth auf solche ungerechte Art um seinen Weinberg gebracht hat. Hier könnte man die Jesabel ihre Rolle auch spielen lassen, imgleichen der Ehgattinn Nabothş etwas zu thun geben: so würde die Fabel zu einer Tragödie lang genug werden, und sowohl einen Abscheu gegen die Ungerechtigkeit Achabs, als ein Mitleiden gegen den unschuldig leidenden Naboth, erwecken. Die besondern Regeln des Trauerspiels werden gleichfalls im II. Theile in einem eigenen Capitel vorkommen.

26. §.

Digitized by Google

26. §. Endlich folgt die epiſche Fabel, die ſich für alle Heldengedichte und Staatsromane ſchicket. Dieſe iſt das fürtrefflichſte, was die ganze Poeſie zu Stande bringen kann, wenn ſie nur auf gehörige Art eingerichtet wird. Ein Dichter wählt alſo dabey in allen Stücken das beſte, was er in ſeinem Vorrathe hat, ein ſo großes Werk damit auszuſchmücken. Die Handlung muß wichtig ſeyn, das iſt, nicht einzelne Perſonen, Häuſer oder Städte; ſondern ganze Länder und Völker betreffen. Die Perſonen müſſen die anſehnlichſten von der Welt, nämlich Könige und Helden und große Staatsleute ſeyn. Die Fabel muß nicht kurz, ſondern lang und weitläuftig werden, und in dieſer Abſicht mit vielen Zwiſchenfabeln erweitert ſeyn. Alles muß darinn groß, ſeltſam und wunderbar klingen, die Charactere, die Gedanken, die Neigungen, die Affecten und alle Ausdrückungen, das iſt, die Sprache oder die Schreibart. Kurz, dieſes wird das Meiſterſtück der ganzen Poeſie. Aus dieſer Urſache werde ich alſo meine obige Fabel ſo einkleiden: Ein junger Prinz, in welchem eine unerſättliche Ehrbegierde brennet, ſuchet ſich durch die Macht der Waffen einen großen Namen zu machen. Er rüſtet derowegen ein gewaltiges Heer aus, überzieht erſt die benachbarten kleinen Staaten mit Krieg, bezwingt ſie, und wird dadurch immer mächtiger. Durch Liſt und Geld trennet er die Bündniſſe ſeiner ſtärkern Nachbarn, greift ſie darauf einzeln an, und bemeiſtert ſich aller ihrer Länder. Da er nun endlich ſo groß geworden iſt, als es möglich war, aber auch zugleich ein Abſcheu aller Welt geworden, fällt ſeine Hoheit auf eine ſchmähliche Art, und er nimmt ein klägliches Ende.

27. §. Dieſe Hauptfabel eines Heldengedichtes nach den beſondern Regeln deſſelben einzurichten, iſt dieſes Orts noch nicht. Ich merke nur dieſes an, daß ſie nicht zum Lobe der Hauptperſon, ſondern zur Schande derſelben gereichen würde; und darinn iſt ſie von den berühmten Heldengedichten der Alten unterſchieden. Meine allererſte allgemeine Fa-

bel, und der darinn zum Grunde gelegte Lehrsatz ließ solches nicht anders zu: die Regeln des Heldengedichtes aber verbiethen solches nicht; wiewohl ich es selber für rathsamer achte, löbliche, als strafbare Handlungen zu verewigen. Nichts mehr fehlt bey der also gestalteten Fabel, als die Benennung der Personen. Das steht aber wiederum bey mir. Ich suche in der Historie dergleichen Prinzen, die sich zu meiner Absicht schicken, und mein Vaterland insbesondre angehen. Wäre ich ein Grieche von Geburt, so würde ich mir den Xerxes wählen, der nach vielen Gewaltthätigkeiten aus der marathonischen Schlacht elendiglich entfliehen müssen. Wäre ich ein Persianer, so würde ich den großen Alexander nehmen, der nach Eroberung von halb Asien zu Babylon ein frühes Ende genommen. Wäre ich ein Römer, so würde Hannibal mein Held werden, der mit Schimpf und Schande aus Italien entweichen müssen, als Scipio seine Hauptstadt Carthago in Africa belagerte. Wäre ich ein alter Gallier, so könnte Attila die Hauptperson meines Gedichtes abgeben, der in den catalaunischen Feldern aufs Haupt geschlagen worden. Weil ich aber itzo in Deutschland lebe; so dörfte ich nur Ludewig den XIV. und dessen bey Hochstädt gedämpften Uebermuth in meinem Gedichte beschreiben. Ich würde demselben den Titel des herrschsüchtigen Ludewigs, oder des eingebildeten Universalmonarchen geben: so hätte es in diesem Stücke seine Richtigkeit, und die Nebenfabeln, sammt allen dazu gehörigen Personen müßten, nach Beschaffenheit der Umstände und Geschichte, bequemet, und also aufs wahrscheinlichste eingerichtet werden.

28. §. Aus dem allen erhellet nun sonder Zweifel, wie man mit Grunde der Wahrheit sagen könne, daß die Fabel das Hauptwerk der ganzen Poesie sey; indem die allerwichtigsten Stücke derselben einzig und allein darauf ankommen. Es ist aber auch daraus abzunehmen, mit wie vielem Grunde Aristoteles von der Dichtkunst sagen können,

Digitized by Google

nen, daß sie weit philosophischer sey, als die Historie, und viel angenehmer, als die Philosophie. Ein Gedichte hält in der That das Mittel zwischen einem moralischen Lehrbuche, und einer wahrhaftigen Geschichte. Die gründlichste Sittenlehre ist für den großen Haufen der Menschen viel zu mager und zu trocken. Denn die rechte Schärfe in Vernunftschlüssen ist nicht für den gemeinen Verstand unstudirter Leute. Die nackte Wahrheit gefällt ihnen nicht: es müssen schon philosophische Köpfe seyn, die sich daran vergnügen sollen. Die Historie aber, so angenehm sie selbst den Ungelehrten zu lesen ist, so wenig ist sie ihm erbaulich. Sie erzählt lauter besondre Begebenheiten, die sich das tausendstemal nicht auf den Leser schicken; und wenn sie sich gleich ohngefähr einmal schickten; dennoch viel Verstand zur Ausdeutung bey ihm erfordern würden. Die Poesie hergegen ist so erbaulich, als die Moral, und so angenehm, als die Historie; sie lehret und belustiget, und schicket sich für Gelehrte und Ungelehrte: darunter jene die besondre Geschicklichkeit des Poeten, als eines künstlichen Nachahmers der Natur, bewundern; diese hergegen einen beliebten und lehrreichen Zeitvertreib in seinen Gedichten finden.

29. §. Ein jeder sieht wohl, daß die gemeinen Romane in einer so löblichen Absicht nicht geschrieben sind. Ihre Verfasser verstehen oft die Regeln der Poesie so wenig, als die wahre Sittenlehre: daher ist es kein Wunder, wenn sie einen verliebten Labyrinth in den andern bauen, und eitel Thorheiten durcheinander flechten, ihre wollüstige Leser noch üppiger zu machen, und die Unschuldigen zu verführen. Wenn sie erbaulich seyn sollten, müßten sie nach Art eines Heldengedichtes abgefasset werden, wie Heliodorus, Longus, Cervantes und Fenelon einigermaßen gethan haben. Zieglers Baniſe ist bey uns Deutschen noch der allerbeste Roman, das macht, daß er in wenigen Stücken von den obigen abweicht; kann auch

daher von verständigen und tugendliebenden Gemüthern noch mit einiger Lust und Nutzen gelesen werden. * Von neuern französischen kann man den reisenden Cyrus, den Sethos, und die Ruhe des Cyrus dazu nehmen, wiewohl sie in der Dauer der Fabel, von der Regel abweichen. Von lustigen Helgedichten sind auch Hudibras, der Pult des Boileau, die geraubte Haarlocke, und die Tänzerinn mit hieher zu rechnen.

30. §. Indessen darf niemand denken, die Fabel wäre bloß in den großen Gattungen der Gedichte brauchbar, und müßte also nicht für etwas allgemeines ausgegeben werden. Man kann sie überall anwenden, und in allen kleinern Arten der poetischen Werke mit Nutzen einmischen. In Oden, Elegien, Schäfergedichten und Satiren, ja auch in poetischen Briefen, haben die Alten und Neuen sich ihrer Dichtungskraft mit gutem Fortgange bedienet. Deswegen aber leugne ich nicht, daß nicht die erstern und unvollkommenern beyden Gattungen der Nachahmung, nämlich die Beschreibungen und Ausdrückungen der Gemüthsbeschaffenheiten, in diesen kleinern Gedichten gleichsam herrschen sollten. Eben darum aber sind sie auch für geringer zu halten, als die großen poetischen Werke, wo die Fabel zum Grunde liegt. Wer jene geschickt verfertiget, der heißt zwar auch ein Dichter, in so weit er der Natur nachahmet; aber ein Dichter von weit geringerer Fähigkeit, als einer, der, in großen moralischen Fabeln, die Handlungen der Menschen auf eine so vollkommene Art vorzustellen vermögend ist. Wer ein gut Naturell und Lust zur Poesie hat, der fängt vom Kleinen an; strebt aber mit einer löblichen Ehrliebe nach dem Vollkommensten. Wer diesen Gipfel nicht erreichen kann, der bescheidet sich auch, daß er kein großer Poet ist, und begnügt sich, wenn er unter den kleinen Dich-

* Siehe die Beurtheilung desselben in der critischen Beyträge II. Bande.

Dichtern einiges Lob verdienet. Unſer Vaterland hat auch in der That noch nicht viel große Poeten hervorgebracht: weil wir in den großen Gattungen der Gedichte noch kein recht gutes Original aufzuweiſen haben. Mit Ueberſetzungen aber iſt es nicht ausgerichtet. Wenn ich gleich die Ilias und Odyſſee, und die Aeneis noch dazu, in die ſchönſten deutſchen Verſe überſetzte: ſo würde ich dadurch eben ſo wenig ein Poet, als die Frau Dacier durch ihre ungebundne franzöſiſche Ueberſetzung eine Dichterinn geworden iſt. Es muß etwas Eigenes, es muß eine neue poetiſche Fabel ſeyn, deren Erfindung und geſchickte Ausführung mir den Namen eines Dichters erwerben ſoll. Es iſt aber nunmehro mit vieler Wahrſcheinlichkeit zu hoffen, daß wir bald mehr dergleichen vortreffliche Geiſter unter unſern Landesleuten erleben werden.

* *

Das V. Capitel.

Von dem Wunderbaren in der Poesie.

1. §.

Im ersten Hauptstücke ist schon beyläufig gedacht worden, daß sichs die ältesten Dichter hätten angelegen seyn lassen, sich bey dem einfältigen Haufen ein Ansehen zu erwerben, und von ihm bewundert zu werden. Nun bewundert man nichts Gemeines und Alltägliches, sondern lauter neue, seltsame und vortreffliche Sachen. Daher mußten auch die Poeten auf etwas Ungemeines denken, dadurch sie die Leute an sich ziehen, einnehmen und gleichsam bezaubern könnten. In den ältesten Zeiten nun, war dieses eben nicht zu schwer. Den unwissenden Leuten war alles, was man ihnen vorsingen oder sagen konnte, sehr neu und seltsam: denn sie hatten noch nichts bessers gesehen oder gehört. Allein in den folgenden Zeiten hat es den Dichtern mehr Mühe gemacht. Je aufgeklärter die Zeiten wurden, desto schwerer ward es auch, das Wunderbare zu erfinden, und die Aufmerksamkeit dadurch zu gewinnen. Der Grund dieser Bemühung aber steckt in der menschlichen Neugierigkeit; und die Wirkungen habens gewiesen, daß sie nicht vergebens gewesen. An sich selbst aber ist dergleichen Mittel, die Leute aufmerksam zu machen, ganz erlaubt: wenn man nur den Endzweck hat, sie bey der Belustigung zu bessern und zu lehren.

2. §. Nun kann man wohl freylich die Fabel selbst, davon wir im vorigen Hauptstücke gehandelt haben, von dem Wunderbaren nicht ausschließen. Die äsopischen Fabeln insonderheit sind von der Art, daß sie Kindern und Einfältigen sehr wunderbar vorkommen; bloß weil es neu und seltsam zu hören ist, daß Thiere, Bäume und andere leblose Dinge vernünf-

nünftig geredet haben sollen. Die Fabeln von Göttern sind völlig von eben der Gattung. Es dünkete den alten Heiden sehr wundersam zu seyn, wenn sie höreten, daß die größten himmlischen und irrdischen Götter zwar sonst eben so, als wir Menschen, gleichwohl aber viel mächtiger, stärker, künstlicher, witziger und weiser, ja gar unsterblich wären, wie sie Hesiodus und Homerus beschrieben. Dieses letzte nahm die damalige Einfalt wunder, da es doch vielmehr das erste hätte thun sollen: Und sie hatten einige Ursache dazu, weil die ersten Poeten sehr unrichtige Begriffe von der Gottheit gehabt, die der Vernunft nothwendig lauter Anstoß und Aergerniß geben mußten. Die menschlichen Fabeln, die in Heldengedichten, Schauspielen und Schäfergedichten hauptsächlich herrschen, scheinen anfangs nicht viel Wunderbares in sich zu begreifen: weil lauter Personen darinn vorkommen, die gewöhnlicher Weise in der Welt zu reden und zu handeln pflegen. Allein die Verwirrungen dieser Fabeln, die mannigfaltigen unvermutheten Zufälle, die ihren Hauptpersonen begegnen. die großmüthigen oder verzagten Entschließungen, die sie dabey fassen, und andre solche Stücke mehr, machen eine sonst ganz wahrscheinliche Fabel oft so wunderbar, als ob Bäume und Thiere mit einander geredet hätten; oder als ob ein halb Dutzend Götter sichtbar erschienen wären.

3. §. Wir können also, nach dieser Anleitung, das Wunderbare in drey Gattungen eintheilen, davon die erste alles, was von Göttern und Geistern herrühret; die andre alles, was von Glück und Unglück den Menschen und ihren Handlungen entsteht; die dritte, was von Thieren und andern leblosen Dingen kömmt, in sich begreift. Alle drey Arten setzen den Leser oder Zuschauer eines Gedichtes in Erstaunen, wenn sie nur wohl ersonnen, und glücklich angebracht worden: alle drey müssen auch nach gewissen Regeln eingerichtet werden, wenn sie nicht kindisch und lächerlich herauskommen sollen.

4. §. Das erste Wunderbare, was die Götter verursachen, ist wohl zweifelsohne der Beystand, den sie dem Poeten selbst

leisten

leiſten ſollen. Wir finden, daß die Alten, nicht nur die Muſen, ſondern auch wohl andre Gottheiten, als den Jupiter, Phöbus, Bacchus, Mars, imgleichen die Venus, Diana, Sonne ꝛc. angeruffen haben: doch haben die erſtern allezeit den Vorzug behalten, daß man ſie für die eigentlichen Gehülfinnen der Dichter angenommen hat. Daher entſtunden nun die häufigen Anruffungen derſelben, die wir in allen Arten der Gedichte antreffen. Die Poeten achteten ſichs für eine Ehre, von den Muſen getrieben und begeiſtert zu ſeyn, oder es wenigſtens zu heißen: ja ſie begaben ſich faſt alles Antheils, den ſie an ihren Sachen hatten, um nur für göttlich erleuchtete Männer gehalten zu werden, die gleich den Propheten, nicht von ſich ſelbſt, ſondern aus höherer Eingebung geredet und geſchrieben hätten. Bey der Einfalt der älteſten Völker, war auch dieſes etwas leichtes. Die dummen Leute, die irgend eines mittelmäßigen Poeten Verſe höreten, dachten ſo gleich: das gienge nicht natürlich zu, daß ein ſolcher Menſch, wie ſie, dergleichen ungemeine Dinge aus ſeinem eigenen Kopfe vorbringen könnte. Der Schluß war alſo richtig: haben ſie es nicht von ſich ſelbſt; ſo hat es ihnen ein höheres Weſen, eine Gottheit, oder eine Muſe eingegeben. Wir finden ſelbſt in der Vertheidigungsrede des Sokrates beym Plato, daß Sokrates von den Poeten ſagt: ſie pflegten viele herrliche und ſchöne Sprüche und Sachen zu ſagen; doch wären ſie daher den Propheten gleich, die auch treffliche Dinge ſagten, aber ſelbſt dasjenige nicht verſtünden, was ſie redeten. Dergeſtalt könnte wohl ſo gar dieſer Weltweiſe die Poeten für begeiſterte Leute gehalten haben. Und warum das nicht? Zum wenigſten hat es mit ihren göttlichen Trieben eben ſo viel Richtigkeit gehabt, als mit ſeinem Geiſte, der ihn allezeit gewarnet haben ſoll. Wenn nun die Poeten, dieſem gemeinen Wahne zu folgen, fleißig die Muſen anriefen: ſo klang es in den Ohren des Pöbels ſo andächtig, als wenn heutiges Tages die Prediger Gott um ſeinen Beyſtand zu ihrer Arbeit anflehen; und folglich machte es dem Dichter ein gutes Anſehen. Und daher mag es vielleicht gekommen

Digitized by Google

men seyn, daß so gar Lucretius, der doch keine Vorsehung oder Wirkung der Götter in der Welt glaubte, eben das Buch, von der Natur der Dinge, darinn er diese Lehre vorzutragen willens war, mit einer Anruffung der Göttinn Venus angefangen hat.

5. §. Wie aber alle Dinge großen Misbräuchen unterworfen sind, so geht es auch mit dem Anruffen der Musen. Die heidnische Mythologie ist niemals systematisch vorgetragen worden: daher ist es denn geschehen, daß auch die alten Poeten vielfältig wider ihr eigen Fabelsystema verstoßen haben, indem sie die Musen zur Unzeit angeruffen. Mann kann an allen Gedichten die Forme von der Materie, oder die äußerste Gestalt von dem Innhalte unterscheiden, und dabey verschiedene Fehler anmerken, die von den Poeten begangen worden. Der Forme nach ist ein Gedichte entweder groß, oder klein; entweder episch, oder dramatisch; entweder in erhabener Schreibart abgefaßt, oder in einer niedrigen und gemeinen Art des Ausdruckes geschrieben. Da wird es nun leicht zu begreifen seyn, das ein Poet wohl in großen, epischen und erhabenen: aber nicht in kleinen, dramatischen und niedrigen Gedichten die Musen anruffen müsse. Die Ursache ist bald zu finden. Die Kräfte eines Menschen, von gutem aufgewecktem Kopfe, langen zur Noth, auch nach der Einfältigsten Geständnisse, schon zu, ein Sonnet, ein Madrigal, eine Arie, kleine Ode, Satire, ja auch wohl Elegien, Briefe und Schäfergedichte zu verfertigen. Was ist es also nöthig, in solchen Kleinigkeiten den göttlichen Beystand der Musen zu suchen?

6. §. Sollte man es nun wohl denken, daß auch die allerbesten Dichter des Alterthums, eine so deutliche Wahrheit nicht erkannt haben sollten? Gleichwohl ist es leicht zu erweisen: und man muß sich also auf ihre Exempel nicht beruffen, um unsre Regel umzustoßen. Die Alten sind nämlich auch Menschen gewesen, und haben also irren können. Z. E. Virgil scheint dieses nicht allezeit bedacht zu haben, indem er in seinen Eklogen gar oft die Musen anrufft; da doch diese Art

von

von Gedichten ſo was ſchweres, und erhabenes nicht an ſich hat. Z. E.

Ecl. IV.

Sicelides Muſae, paullo maiora canamus.

Ecl. VIII.

Vos quae reſponderit Alpheſiboeus,
Dicite Pierides. Non omnia poſſumus omnes.

Horaz iſt hierinn viel beſcheidner geweſen, weil er wohl unzähliche kleine Oden, Briefe und Satiren gemacht, ohne die Muſen ein einzigmal anzuruffen. Nur wenn er etwas größeres machen will, dergleichen die IV. Ode des III. Buches iſt, ſo hebt er an:

Deſcende coelo, & dic age tibia,
Regina longum Calliope melos.

Oder wenn er eine Jubelode abfaſſet, ſo wendet er ſich an verſchiedene Gottheiten. Siehe ſein Carmen ſaeculare.

Phoebe ſiluarumque potens Diana,
Lucidum coeli decus, o colendi
Semper, & culti, date quae precamur
Tempore ſacro. &c.

Hieraus iſt nun leicht zu ſchließen, daß die heutigen Poeten, die in allen elenden Hochzeit- und Leichenverſen der Muſen Hülfe haben wollen, die Hoheit dieſer Göttinnen ſchlecht verſtehen, wenn ſie ſich einbilden, daß ſie ſich um ihrer elenden Kleinigkeiten wegen viel bemühen würden. Es würde auch bey ſo vielem magern Zeuge nicht leicht zu beſorgen ſeyn, daß man ihre Einfälle für etwas Uebermenſchliches halten möchte.

7. §. Die epiſchen Gedichte heißen hier alle diejenigen, darinn der Poet ſelber redet, ob er gleich zuweilen auch andre redend einführet. Hierinn geht es nun freylich an, daß er die Muſen nach Beſchaffenheit der Sachen anruffen könne. Sie mögen nun von ernſthafter, oder luſtiger, oder ſcherzhafter

ter Art ſeyn. So hat Homer ſo wohl in der Ilias, als in der Batrachomyomachie, Virgil ſo wohl in der Aeneis, als in ſ. Culex, ſo wohl Taſſo im Gottfried, als Taſſoni, in dem geraubten Siegel; ſo wohl Milton im Paradieſe, als Buttler im Hudibras; ſo wohl Chapelain in der Jungfer von Orleans, als Scarron in der Gigantomachie eine gewiſſe Muſe angeruffen. Allein in dramatiſchen Gedichten oder Schauſpielen, wo der Poet gar nicht zum Vorſcheine kömmt, ſondern lauter andere Perſonen die Fabel ſpielen läßt, da iſt es gar wider alle Wahrſcheinlichkeit, daß eine von denſelben, entweder für ſich, oder im Namen der andern, den Beyſtand der Muſen anrufen ſoll. Denn ſie werden ja nicht als Poeten vorgeſtellet, die etwas dichten wollten; ſondern als ſchlechte Menſchen, die aus eignen Kräften nach Veranlaſſung der Umſtände reden und handeln. Dieſe Regel iſt auch von den Alten und Neuern ſo wohl beobachtet worden, daß man nichts weiter davon hinzuſetzen darf.

8. §. Die erhabne Schreibart, iſt von der gemeinen Art zu reden durch die edlen, geiſtreichen und feurigen Ausdrückungen ſehr unterſchieden, wie man im folgenden zeigen wird. Wenn alſo ein Poet recht was Hohes ſchreibt, welches ihm nicht ein jeder vermögend iſt nachzuthun: ſo ſieht man wohl, daß er ſich des Beyſtandes der Muſen mit guter Wahrſcheinlichkeit rühmen, ſie auch deswegen mit Recht darum anrufen könne. So hat z. E. Neukirch in dem ſchönen Trauergedichte auf die Königinn in Preußen, Charlotte, und Pietſch in dem Geſange auf den Prinz Eugen ſich der Anrufung mit gutem Rechte bedienet; weil beyde in der erhabenen Schreibart abgefaßt ſind. Auch Günther, in ſeiner langen Ode auf dieſen Helden, würde nicht darum zu tadeln ſeyn, wenn er nur nicht oft in die allerniedrigſte Schreibart geſunken wäre. Schreibt man aber ein kurzes Gedichte, oder ſonſt eine Kleinigkeit, in der gemeinen Sprache des Pöbels, die nichts Edles, nichts Feuriges, nichts Ungemeines hat: ſo wäre es abermal lächerlich zu ſagen, daß er ſolches mit Hülfe der Muſen verfertiget hätte; welche ſich gewiß von ihren Hü-

geln

geln so tief nicht herunter zu lassen pflegen. Es versteht sich aber, daß hier so wohl die scherzhaften Heldengedichte, als größere poetische Werke ausgenommen seyn müssen; zumal sie zuweilen wohl gar eine edle Schreibart haben.

9. §. Ihrem Inhalte nach, sind die Gedichte entweder unter die historischen oder dogmatischen, oder auch unter die prophetischen zu rechnen. Hier fragt sichs nun, ob alle drey Gattungen, oder nur eine davon für die Musen gehöret? Von den historischen ist wohl kein Zweifel: denn die Musen sind Töchter der Mnemosyne; dadurch die Fabel unfehlbar anzeiget, daß die Wissenschaft alter Geschichte ihnen eigen sey. Die Spuren davon findet man überall in den Poeten; zu geschweigen, daß Clio, insbesondre der Historie vorgesetzet worden. Man muß dabey bemerken, daß die Musen sich nicht um gemeine und überall bekannte Dinge anrufen lassen, die man auch ohne ihre Hülfe wissen kann. Es würde ungereimt seyn, wenn ich sie ersuchte, mir die Thaten Alexanders oder Cäsars zu offenbahren, davon alle Bücher voll sind. Es müssen verborgene, und ganz ins Vergessen gerathene Dinge seyn, dabey man sich ihren Beystand ausbittet. So machts Homer am Ende des ersten Buchs seiner Ilias. Er bittet die Musen, ihm alle die Armeen und ihre Heerführer zu entdecken, die sich bey Troja versammlet, welche damals gewiß kein Mensch mehr zu nennen wußte. Freylich hat er sie selbst nach der Wahrscheinlichkeit erdichtet: aber seine Erzählung würde nicht so viel Glauben gefunden haben, wenn er sich nicht gestellet hätte, als ob ihm die Musen solches eingegeben. Denn man hätte gleich gefragt, woher er doch alle die Nachrichten hätte?

10. §. Eben so hats Virgil gemacht. Er will gleich im Anfange seiner Aeneis wissen, warum doch Juno so erzürnt gewesen, welches gewiß ein bloßer Mensch nicht wissen konnte: darum schreibt er, nach Amthors Uebersetzung:

Inzwischen gieb mir erst, o Muse, zu erkennen,
Warum der Himmel doch so heftig konnt entbrennen?

Warum

Warum Junonens Zorn, durch ihres Eifers Macht,
Auch ſelbſt die Frömmigkeit in ſolche Noth gebracht,
In ſo gehäufte Noth? Iſt das auch wohl zu loben,
Daß ſelbſt die Götter ſo vor Wuth und Rache toben?

Darauf fängt er an, Dinge zu erzählen, die unter den Göttern im Himmel und auf Erden vorgegangen, und die vielleicht noch keinem in den Sinn gekommen waren; aber doch nach der heidniſchen Theologie nichts Unmögliches oder Unglaubliches in ſich hielten. Eben ſo macht ers an verſchiedenen Orten mitten im Gedichte, wo er bald eine, bald die andre Muſe, bald alle zugleich um die Offenbarung gewiſſer Umſtände aus alten Geſchichten anrufet. Z. E. im VII. B.

Nunc age, qui Reges, Erato, quae tempora rerum,
Quis Latio antiquo fuerit ſtatus; aduena claſſem
Cum primum auſoniis exercitus adpulit oris?
Expediam, et primae reuocabo exordia pugnae.

Und bald darauf in eben dem Buche:

Pandite nunc Helicona, Deae, cantusque mouete,
Qui bello exciti Reges? quae quemque ſecutae
Complerint acies? quibus Itala iam tum
Floruerit terra alma viris, quibus arſerit armis?
Et meminiſtis enim Diuae, et memorare poteſtis;
Ad nos vix tenuis famae perlabitur aura.

Im IXten Buche rufft er die Calliope insbeſondre an; wie vorhin die Erato.

Vos o Calliope precor, adſpirate canenti,
Quas ibi tunc ferro ſtrages, quae funera Turnus
Ediderit; quem quisque virum demiſerit orco;
Et mecum ingentes oras euoluite belli:
Et meminiſtis enim Diuae, et memorare poteſtis.

Und abermal bey ſolcher Gelegenheit in demſelben Buche:

Digitized by Google

Quis Deus, o Muſae, tam ſaeva incendia Teucris
Anertit? Tantos ratibus quis depulit ignes:
Dicite. Priſca fides facto, ſed fama perennis.

11. §. Was die dogmatiſchen Sachen anlangt, ſo wird wohl freylich in ungebundner Schreibart niemand den Beyſtand der Muſen anruffen: wo er nicht eben ſo ungereimt handeln will, als Valerius Maximus, der im Anfange ſeiner zuſammengeſtoppelten Hiſtörchen den Kaiſer Tiberius, als eine Gottheit anrufft, ihm in ſeiner Arbeit beyzuſtehen, die doch ſo leicht war, daß ſie keines Beyſtandes bedorfte; oder als Varro, der ein Buch vom Ackerbaue ſchreibet, und im Anfange deſſelben die Feldgötter anruffet, ihm zu helfen, da er doch ſolches von ſich ſelbſt ſchon ausführen konnte. Allein was in poetiſcher Schreibart von den dogmatiſchen Dingen ausgearbeitet worden, als des Aratus Gedichte von der Sternwiſſenſchaft, Lucretii Bücher von der Naturlehre, Virgils Bücher vom Feldbaue, Opitzens Gedichte vom Berge Veſuv, von Ruhe des Gemüths u. d. gl. da fragt ſichs, ob man die Muſen oder ſonſt eine Gottheit anruffen ſolle: im Falle nämlich, das Werk ſo groß und ſo wohl geſchrieben iſt, daß man Urſache dazu hat. Ueberhaupt ſind die Muſen nicht Göttinnen der Weisheit oder der Wiſſenſchaften; ſondern der Poeſie, der Muſik und der Geſchichte, mit einem Worte, der freyen Künſte. Man muß alſo billig von ihnen nichts fodern, als was ihnen zugehört. Die Vernunftſchlüſſe gehören für die weiſe Pallas; der Feldbau für die Feldgötter, als Sonn und Mond, Bacchus und Ceres, für die Faunen und Nymphen, für den Pan und Neptun, für die Minerva u. ſ. w. Alle dieſe rufft Virgil in ſeinen Georgicis zu Hülfe: ja er ſetzt endlich noch gar den Cäſar dazu, als der vielleicht auch nach ſeinem Tode ein Feldgott werden könnte. Lucretius, wie ich bereits oben gedacht, hat auch die Göttinn Venus, als die Vorſteherinn der Erzeugung angeruffen; welches ihm als einem Dichter, nicht übel genommen werden kann: ohngeachtet es ihm, als einem epikuriſchen

Weltwei-

Weltweisen, der keine Vorsehung und Hülfe der Götter in menschlichen Dingen glaubte, sehr schlecht anstund, dergestalt wider sein eigen Lehrgebäude zu handeln. Opitz endlich, hat die Natur oder vielmehr den Urheber aller Dinge um seinen Beystand angeruffen, welches einem christlichen Poeten allerdings wohl ansteht.

12. §. Horaz hat in der XI. Ode des III. Buches den Mercur als einen Gott der Beredsamkeit um seinen Beystand angeruffen, als er ein recht bewegliches und herzrührendes Liebeslied machen wollte. Dieses scheint der Form nach unrecht zu seyn, weil Mercur weder Verse noch Liebeslieder machen kann. Allein, dem Inhalte nach, geht es doch an. Denn zu geschweigen, daß derselbe die Musik versteht und dazu singt; wie Horaz anführt: so ist er ja ein Gott der Beredsamkeit, der ihm alle die Vorstellungen und Bewegungsgründe eingeben konnte, die er nöthig hatte, das Gemüth seiner geliebten Lyde zu gewinnen. Denjenigen Fehler aber kann ich nicht entschuldigen, wenn Virgil im IV. Buche seines Gedichtes vom Feldbaue schreibt:

Quis Deus hanc, Musae, quis nobis extudit artem;
Vnde noua ingressus hominum experientia coepit?

Was bekümmern sich die Musen um die Bienenzucht? Und wie konnte sich der Poet einbilden, die Göttinnen der freyen Künste, würden die Kunstgriffe des Feldlebens herzuzählen wissen? Pan und Ceres möchten ihm davon Nachricht gegeben haben: es wäre denn, daß man sagen wollte, die Musen wüßten dieses nur als eine bloß historische Sache zu erzählen. Noch vielweniger aber kann folgendes aus der III. Ekloge gelten.

Pierides, vitulam lectori pascite vestro.

Denn wie kann mans immermehr den Musen zumuthen, den Helikon zu verlassen, und Viehhirtinnen zu werden? Große Leute fehlen auch; aber ihr Versehen, muß uns behutsam machen.

13. §. Wir kommen auf die prophetiſchen Sachen, darinn manchmal ein Poet etwas Künftiges vorherſagt. Hier fragt ſichs, ob man es von den Muſen fordern könne, dem Poeten dergleichen bevorſtehende weitentfernte Begebenheiten vorherzuſagen? Die Mythologie lehret aber nirgends, daß ſie Sybillen oder Wahrſagerinnen geweſen: folglich muß ein Dichter, der etwas prophezeihen will, den Apollo zu Hülfe ruffen, und dieſen weißagenden Gott um die Offenbarung des Zukünftigen anruffen. Und aus dieſem Grunde kann abermal Virgil eines Fehlers beſchuldiget werden, weil er in der IV. Ekloge die ſicilianiſchen Muſen, das iſt, die Schäfermuſen des Theokritus, im Anfange des Gedichtes anruffet, etwas höhers hören zu laſſen, als ſie ſonſt gewohnt wären.

Sicelides Muſae, paulo maiora canamus,
Non omnes arbuſta iuuant humilesque myricae.

Denn zu geſchweigen, daß die Schäfermuſen auf ihren Haberröhren und Schalmeyen unmöglich einen Trompetenklang erzwingen können; und er alſo die Calliope, als eine Heldenmuſe, hätte anruffen müſſen: ſo zeiget auch der Verfolg der Ekloge, daß dieſes Hohe, welches er von ihr fordert, nichts anders als eine Prophezeihung von den bevorſtehenden glücklichen Zeiten geweſen; die allen Auslegern ſo viel Schwierigkeiten gemacht hat. Wie haben die Muſen ihm dieſes immermehr einzugeben vermocht? Wie ſind ſie auf einmal der Pythia ins Amt gefallen, und zu Prophetinnen geworden? Wenn man dichten könnte, was ſich nicht mit einander reimet, ſo könnte mans auch keinem Maler verübeln, wenn er auf einen Pferdehals einen Menſchen ſetzen, Flügel anfügen, und endlich einen Fiſchſchwanz dazu malen wollte: welches doch alle Welt, mit Horazen, für auslachenswürdig erklären würde. Was noch ſonſt bey Anruffung der Gottheiten, in den Heldengedichten insbeſondre, zu ſagen iſt, das ſoll an gehörigem Orte vorkommen.

14. §. Ich fahre nun zu den andern Arten des Wunderbaren fort, ſo von den Göttern herrühret: und das ſind die

Wun-

Wunderwerke, die durch ihre unmittelbare Wirkung geschehen. Die Poeten haben sich derselben in Heldengedichten und Tragödien sehr häufig bedienet, sind aber nicht allezeit glücklich damit gewesen. Ovidius hat gar ein ganzes Buch mit solchen poetischen Wundern angefüllet, und die Sache aufs höchste getrieben: so, daß seine Verwandlungen auch bey den Heiden selbst alle Wahrscheinlichkeit überstiegen haben. Es ist wahr, daß man in allen Religionen den Göttern und Geistern mehr Macht zugestanden hat, als bloßen Menschen; und daß es daher nicht ungereimt ist, in Fällen, wo sichs der Mühe verlohnet, zu dichten, es wäre ein Wunderwerk von Gott geschehen.* Wer aber hierinn sein Urtheil nicht zurathe zieht, der wird handgreiflich verstoßen. Die göttliche Macht erstreckt sich auf alles Mögliche; aber auf nichts Unmögliches: daher muß man sich nicht auf sie beruffen, seine ungereimte Einfälle zu rechtfertigen. Der Schild des Achilles, den Homerus beschreibt, gehört unter diese Classe. Denn weil es nicht möglich ist, so viel seltsame und widersinnische Dinge auf eine Fläche von solcher Enge und Beschaffenheit zu bringen; was sich auch die Frau Dacier und ihr Kupferstecher für Mühe darüber gegeben: so sollte auch von rechtswegen Vulcans Kunst nicht zu Bescheinigung eines solchen falschen Wunders gebraucht worden seyn; wie im folgenden Capitel ausführlicher soll gezeiget werden. Virgil ist auch voll solcher Wunder, die nicht zum besten angebracht, oder übel ausgesonnen sind. Die gestrandeten Schiffe verwandeln sich in Seenymphen. Ein Baum läßt Blut fließen, da er in die Rinde gehauen wird, und derjenige, der darunter begraben liegt und halb verfault ist, muß anfangen zu reden. Aus dem Baume, im Eingange der Höllen, ist ein güldner Ast gewachsen. Die Vögel prophezeihen mit menschlicher Stimme und Sprache u. a. m. Alle diese Wunder sind entweder ohne Noth, oder nicht mit genugsamer Wahrscheinlichkeit erdacht. *

* Naturam intueamur, hanc sequamur: id facillime arripiunt animi, quod agnoscunt. sagt Quintil. im III. Capitel des 8. Buches. d. i. Man

15. §. Was die heidnischen Poeten von ihren Göttern für Wunderdinge haben geschehen lassen; das haben die christlichen Dichter den Engeln und Teufeln zugeschrieben. Daher kommen die vielfältigen Zauberhistorien, die in so vielen Ritterbüchern und Romanen, ja selbst im Tasso und andern seinen Landesleuten vorfallen. Die Meynungen der Critikverständigen sind hiervon sehr uneins. Es ist gewiß, daß man diese Leute mit der herrschenden Meynung ihrer abergläubischen Zeiten eben sowohl entschuldigen kann; als die alten Poeten, wegen der Fabeln von ihren Göttern, in Betrachtung der heidnischen Theologie, entschuldiget werden. Aber es ist auch eben so unleugbar, daß es besser sey, sich solcher Arten des Wunderbaren zu bedienen, die allen Zeiten und Orten gemein sind und bleiben. Wer kann sich itzo des Lachens enthalten, wenn Tasso in seinem IV. Buche den Teufel mit solchen Hörnern, dagegen alle Berge und Felsen nur wie kleine Hügel zu rechnen sind; ja gar mit einem langen Schwanze abmalet, und ohne Maaß und Ziel allerley tolle Zaubereyen von seinem Anhange geschehen läßt. Wer merkt die Ausschweifung nicht, wenn des Raimunds Schutzengel im VII. Buche, aus der himmlischen Rüstkammer, einen diamantnen Schild von solcher Breite holet, daß er vom Caucasus, bis an den Atlas, alle Länder und Meere damit bedecken könnte. Miltons Erfindungen sind nicht viel besser ausgesonnen. Satan, der ganze Feldweges lang ist, erfindet in dem Streite mit dem Michael und seinen Engeln die ersten Carthaunen, und braucht sie mit solchem Erfolge, daß ganze Geschwader von himmlischen Geistern dadurch zu Boden geworfen und zurücke getrieben werden. Endlich, da diese betäubten Streiter wieder zu sich selbst kommen, reißen sie ganze Gebirge, (denn auch Berge giebt es in dem miltonischen Himmel vor Erschaffung der Welt,) aus ihren Wurzeln, und werfen sie den Teufeln mit solcher Wuth an die Köpfe, daß sie

Man schaue auf die Natur, und dieser folge man: denn das dringt am tiefsten in die Gemüther, was sie einsehen.

sie taumelnd zu Boden stürzen, und also der Sieg sich wieder auf die gute Parten zu lenken beginnet. Dieses Wunderbare ist viel zu abgeschmackt für unsre Zeiten, und würde kaum Kindern ohne Lachen erzählet werden können.

16. §. Eben dahin rechne ich die Zauberey, die Voltaire in seine Henriade gebracht, dadurch ein jüdischer Hexenmeister der Königinn, Heinrich den vierten, als den künftigen Reichsfolger ihres Sohnes, herbannen muß. Und dieses thue ich mit desto größerm Rechte, weil eben dieser Poet in seinem Discurse vom Heldengedichte den Tasso und Milton deswegen getadelt hat, daß sie solche Zaubereyen und Teufeleyen in ihre Gedichte gemenget: da er sich doch eben dieses Fehlers nothwendig bewußt seyn mußte; wie der englische Criticus, der sein Heldengedichte geprüfet, gar wohl erinnert hat. Denn was war es nöthig, solche Zauberkünste und Alfanzereyen in einer neuen Schrift wieder aufzuwärmen; nachdem sie fast durchgehends lächerlich geworden, und auch von den Einfältigsten nicht mehr geglaubet werden. Die Contes de Fées dienen ja nur zum Spotte und Zeitvertreibe müßiger Dirnen, und witzarmer Stutzer: führen aber auch nicht die geringste Wahrscheinlichkeit bey sich. Ein heutiger Poet hat also große Ursache in dergleichen Wunderdingen sparsam zu seyn. Die Welt ist nunmehro viel aufgeklärter, als vor etlichen Jahrhunderten, und nichts ist ein größeres Zeichen der Einfalt, als wenn man, wie ein andrer Don Quixote, alles, was geschieht, zu Zaubereyen machet. * Ich gedenke dieses trefflichen Buches mit Fleiß allhier; weil dessen Verfasser Cervantes sehr viel dazu beygetragen hat, daß die abentheurlichen Fabeln aus Ritterbüchern und Romanen allmählich abgeschaffet, oder doch weit behutsamer, als vormals geschehen, eingerichtet worden.

* Man kann auch hieher ziehen, was Quintilian in einer andern Absicht geschrieben: Abolita & abrogata retinere, insolentiae cuiusdam est, & frivolae in paruis iactantiae. d. i. Abgeschaffte und vergessene Dinge beybehalten wollen, ist eine Art von Verwegenheit, und eine muthwillige Pralerey in Kleinigkeiten, zu nennen. Siehe das VI. Capitel des ersten Buchs.

Digitized by Google

17. §. In theatralischen Gedichten findet das Wunderbare, welches von Göttern herrühret, auch statt. Es erscheinet zuweilen eine Gottheit auf der Bühne, zuweilen verrichtet sie ein Wunderwerk, diesem oder jenem Helden aus der Noth zu helfen. Bald wird etwas prophezeihet, bald gezaubert; alles dieses gehört zum Wunderbaren der Schaubühne. Daß die Heiden in ihren Schauspielen sich zuweilen vermischter Fabeln bedienet haben, darinne so wohl Götter, als Menschen, vorkommen, das ist ihnen gar nicht zu verdenken. Homer war gleichsam ihre Bibel, und darinnen stunden sehr viel Erscheinungen der Götter beschrieben, die in alten Zeiten geschehen seyn sollten. Es war also ihrer Theologie eben so wohl gemäß, dieselben zu glauben; als der Unsrigen, daß im alten Testamente den Gläubigen vielmals Engel erschienen sind. Wer bey uns von Adam und Eva, von Loth, von Abraham und Jacob, von David, Nebucadnezar, Daniel und Tobias Schauspiele machte; der würde eher getadelt werden, wenn er die Engel wegließe, als wenn er sie beybrächte. Das erste Weltalter hat bey allen Völkern das Vorrecht, daß man ihm gern viel Wunderbares zuschreibt: ja was man itzo seinen eigenen Augen nicht glauben würde, das dünket den meisten sehr möglich und wahrscheinlich; wenn es nur vor drey oder vier tausend Jahren geschehen seyn soll. Man lese hier nach, was Herr Fontenelle in seinem Discurse vom Ursprunge der Fabeln, den ich in den eigenen Schriften und Uebersetzungen der deutschen Gesellschaft verdeutschet habe, für Ursachen davon gegeben hat. Es habens derowegen auch die Griechen und Römer schon beobachtet, daß sie zwar diejenigen Fabeln ihrer Schauspiele, die aus den ältesten Zeiten hergenommen sind, mit einigen göttlichen Erscheinungen und Wundern ausgeschmücket: aber in denen, die sie aus neuern Zeiten entlehnet, haben sie sich derselben aufs sorgfältigste enthalten. Daher hat auch Horaz die Regel gemacht:

Nec Deus interfit, nisi dignus vindice nodus
Inciderit.

18. §.

Digitized by Google

18. §. In der That erfordert es nicht viel Verſtand, alle Augenblick einen Gott vom Himmel kommen zu laſſen, um dem Schauſpiele auszuhelfen, wenn es widerwärtig ablaufen will; wo nicht ein höherer Beyſtand dazu kömmt. Das heißt mehrentheils den Knoten zerſchneiden, aber nicht auflöſen. Und darinn verſtoßen gemeiniglich unſere Opernſchreiber. Weil ſie ihre Schauſpiele gern ſo wunderbar machen wollen, als es möglich iſt: ſo denken ſie fleißig auf Maſchinen, das iſt, auf göttliche Erſcheinungen, Verwandlungen, und andre poetiſche Seltenheiten, welche die Augen des Pöbels blenden. Und weil ſich dieſelben nicht in alle Fabeln ſchicken wollen, ſo werden ſie mit den Haaren dazu gezogen: damit nur ja etwas vom Himmel herunter komme, wie man zu reden pflegt. Wenn nun ihre Stücke noch aus der älteſten heidniſchen Fabel hergekommen ſind, darinn ſolche Erſcheinungen längſt das Bürgerrecht erhalten haben; ſo kann man ihnen ihre Wunderſachen noch gelten laſſen: dafern ſie nur der obigen Regel des Horaz nachkommen, und nicht ohne Noth die Götter bemühen; auch nicht in allen Opern die Maſchinen für unentbehrlich halten wollen. Wenn ich aber dieſes den Opern einräume, ſo will es den andern Schauſpielen darum nicht geſtatten. Des Plautus Amphitryo und des Moliere ſeiner ſtellen uns den Jupiter und Mercur, auf eine ſehr unwahrſcheinliche Art vor. In dem franzöſiſchen Timon, den man in der deutſchen Geſellſchaft III. Th. auch überſetzt findet, iſt gleichfalls die Erſcheinung Mercurs, und die Verwandlung des Eſels in einen Menſchen ein ſolches Wunderbares, welches keine Entſchuldigung findet, wenn man es den Augen vorſtellt.

19. §. Eben das kann von den Zaubereyen und böſen Geiſtern geſagt werden. Auch ein ſeichter Witz iſt geſchickt, einen Hexenmeiſter auf die Schaubühne zu ſtellen, der einen Zauberſegen nach dem andern hermurmelt, einen aſtrologiſchen Ring mit Characteren verkauft, dieſen unſichtbar, jenen unbeweglich, einen andern unkenntlich macht, ja wohl gar ein halb Dutzend junge Teufel herzubannet. Das Mährchen

von D. Fausten hat lange genug den Pöbel belustiget: Und man hat ziemlicher maßen aufgehört, solche Alfanzereyen gerne anzusehen. Daher muß denn ein Poet große Behutsamkeit gebrauchen, daß er nicht unglaubliche Dinge auf die Schaubühne bringe, vielweniger sichtbar vorstelle. Die italiänische Schaubühne, und das Theatre de la Foire zu Paris wimmeln von solchen Hexereyen: ja auch das bessere französische Theater fängt schon an auf solche Alfanzereyen zu verfallen, wie man aus einigen neuern Stücken z. E. le Roi de Cocagne, und l'Oracle, erhellet. Horaz hat dieses auch längst verbothen, wenn er will, daß man die Progne nicht in einen Vogel, den Cadmus nicht in eine Schlange verwandeln solle; imgleichen, daß niemand auf der Schaubühne einer Hexe das aufgefressene Kind lebendig wieder aus dem Leibe solle ziehen lassen. Das wäre eben so viel, als wenn ich Bileams Eselinn redend einführen, oder den Edelmann vor den Augen des Schauplatzes zum Schweine wollte werden laßen. Wer nicht weis, wie lächerlich dieses ist, der darf nur den Peter Squenz des Andreas Gryphius nachlesen, wo so gar die Wand und der Brunn, der Mond und der Leue, als redende Personen aufgeführet werden. Da kann es denn wohl mit Recht heißen:

Quodcunque ostendis mihi sic, incredulus odi.

Denn es ist gewiß, daß dergleichen Dinge, die man bey einer bloßen Erzählung eben nicht für ungereimt gehalten haben würde, ganz und gar ungläublich herauskommen, wenn wir sie mit eigenen Augen ansehen, und also das Unmögliche, so darinn vorkömmt, in voller Deutlichkeit wahrnehmen können.

20. §. In andern kleinern Gedichten gehören hauptsächlich die Fabeln unter das Wunderbare. So fängt Horaz die 19te Ode des andern Buches an. Er erzählt, wie er den Bacchus auf einem entlegenen Felsen sitzend gesehen, wo er die Nymphen und bockfüßigten Satiren Lieder gelehret habe.

Bacchum

Digitized by Google

Bacchum in remotis carmina rupibus
Vidi docentem, (credite posteri!)
Nymphasque discentes & aures
Capripedum Satyrorum acutas.

Oder man erzählt eine Verwandlung, die sich irgend womit zugetragen haben solle, oder noch zutragen werde; wie ebenfalls Horaz thut, wenn er in der XX. Ode des II. Buchs sagt, daß er selbst zum Schwane werden, und sich hoch über alles erheben wolle. Dergleichen Dinge nun klingen zwar wunderbar; sind aber darum nicht ungereimt: zumal wenn ein allegorischer Verstand darunter verborgen liegt, den ein jeder leicht finden kann. Man merkt es also gleich, was der Poet damit im Sinne gehabt, und wenn nur sonst nichts Widersinnisches in der Fabel vorkömmt, so wird man sie nicht verwerfen. Fehlte aber dieser, so würde man auch aus solchen Fabeln nicht viel zu machen haben: wie z. E. aus Lucians wahrhaften Lügen, aus den Contes des Fees, der Fabel von den honigsüssen Lippen, in den Belustigungen des Verstandes und Witzes; u. d. gl.

21. §. Es dörfen aber unsere neue Fabeln deswegen nicht alle auf heidnische Art herauskommen. Man kann allegorische Personen darinn aufführen, die nach ihrer Art characterisiret werden, ohne an die Götter der Griechen und Römer zu denken. Wir sind es längst gewohnt, von Tugenden und Lastern, von den vier Jahreszeiten, den verschiedenen Altern des Menschen, den Welttheilen, Ländern und Städten, ja Künsten und Wissenschaften, als von so vielen Personen zu reden: daher können ja nach solcher Anleitung unzählige Fabeln erdacht werden, die allegorischer Weise etwas bedeuten. Deßwegen aber dörfen doch die alten bereits bekannten Namen aus der Mythologie nicht ganz verworfen werden. Man weis es längst, daß Mars den Krieg, Pallas die Weisheit, Apollo die freyen Künste, Venus die Liebe, Hymen den Ehestand, Ceres den Sommer, Flora den Frühling, Pomona den Herbst, Bacchus den Wein, Neptunus die See, Aeolus

den

den Wind, Juno den Stolz, Plutus den Reichthum, u. s. w. vorstellen. Die Zesianer waren also lächerlich, daß sie die ganze Mythologie verwarfen, und dadurch dem Poeten hundert artige Allegorien entzogen. Wer sich nur nicht in gar zu tiefe Fabeln des Alterthums steckt, wenn er auch von Ungelehrten verstanden werden will; der ist deswegen nicht zu tadeln. Auf die Namen kömmt es nicht an; und es ist ja besser, daß man bey dem, was schon eingeführt ist, bleibet, als daß sich ein jeder eine neue Sprache machet. Die Sternseher haben es mit den Benennungen der Gestirne, die sie von den Alten bekommen, auch so gemacht, und uns dadurch ein gutes Exempel gegeben.

22. §. Von dem Wunderbaren, das von den göttlichen und andern geistlichen Dingen herrühret, kommen wir auf das Wunderbare, was von den Menschen und ihren Handlungen entsteht. Diese sind entweder gut oder böse; entweder gemein oder ungemein; entweder wichtig oder von keiner Erheblichkeit. So wohl das Gute als das Böse kan wunderbar werden, wenn es nur nicht etwas gemeines und alltägliches, sondern etwas ungemeines und seltsames ist; imgleichen wenn es von großer Erheblichkeit zu seyn scheint, welches aus dem Einflusse zu beurtheilen ist, den es in die Welt hat. Ein König ist also weit mehr zu bewundern, als ein Bürger; und ein hoher Grad der Tugend und des Lasters mehr, als ein geringerer, der uns gar nichts neues ist. Da nun die Poesie das Wundersame liebet, so beschäfftiget sie sich auch nur mit lauter außerordentlichen Leuten, die es entweder im Guten oder Bösen aufs höchste gebracht haben. Jene stellt sie als lobwürdige Muster zur Nachfolge; diese aber, als schändliche Ungeheuer, zum Abscheue vor. Eine mittelmäßige Tugend, rühret die Gemüther nicht sehr. Ein jeder hält sich selbst für fähig dazu, und also machen dergleichen wahre oder erdichtete Exempel wenig Eindruck: wenn gleich sonst alle poetische Künste in Beschreibung oder Vorstellung derselben angewandt wären. Mit den Lastern gehts eben so.

23. §.

Digitized by Google

23. §. Daher sucht sich ein kluger Poet lauter ungemeine Helden und Heldinnen, lauter unmenschliche Tyrannen und verdammliche Bösewichter aus, seine Kunst daran zu zeigen. Ein Achilles mit seinem unauslöschlichen Zorne; ein Ulysses und seine unüberwindliche Standhaftigkeit; ein Aeneas und seine ausnehmende Frömmigkeit; ein Oedipus in seinen abscheulichen und unerhörten Lastern; eine Medea in ihrer unmenschlichen Raserey; ein August mit seiner außerordentlichen Gnade gegen einen rebellischen Cinna; eine ehrliebende Chimene mit ihrem tapfern Roderich, u. d. m. Das sind Menschen und Thaten, die wunderbar sind, und ohne alle Beyhülfe andrer Seltsamkeiten die Leser oder Zuschauer eines Gedichtes entzücken können. Die Geschichte sind voll von solchen Helden und Handlungen: und ein verständiger Poet kann leicht Namen finden, treffliche Bilder großer Tugenden und Laster zu entwerfen; wenn er nur moralische Einsicht genug besitzet, dieselben recht zu bilden. Weil aber seichte Geister und ungelehrte Versmacher dazu nicht fähig sind: so geschieht es, daß man uns anstatt des wahrhaftig Wunderbaren mit dem Falschen aufhält; anstatt vernünftiger Tragödien, ungereimte Opern voller Maschinen und Zaubereyen schreibet, die der Natur, und wahren Hoheit der Poesie zuweilen nicht ähnlicher sind, als die geputzten Marionetten, lebendigen Menschen. Solche Puppenwerke werden auch von Kindern und Unverständigen als erstaunenswürdige Meisterstücke bewundert und im Werthe gehalten. Vernünftige Leute aber können sie ohne Ekel und Gelächter nicht erblicken, und würden lieber eine Dorfschenke voll besoffener Bauren in ihrer natürlichen Art handeln und reden, als eine unvernünftige Haupt- und Staatsaction solcher Opermarionetten spielen sehen.

24. §. Die oben erzählten Exempel des Wunderbaren habe ich aus den berühmtesten Heldengedichten und Trauerspielen gezogen. Man darf aber nicht denken, diese Gattungen der Gedichte wären allein der Sitz des Wunderbaren in der Poesie. Denn ob sie gleich hauptsächlich zu ihrer Absicht haben,

haben, die Leser und Zuschauer durch die Bewunderung und durch das Schrecken zu erbauen; so ist doch deswegen das Lustspiel mit den übrigen Arten der Gedichte davon nicht ausgeschlossen. Auch hier kann man das Seltene, das Ungemeine dem andern vorziehen, und seine Gedichte dadurch beliebt machen. Nur die Natur und Vernunft muß, wie allenthalben, also auch hier, nicht aus den Augen gesetzet werden. Z. E. Wenn ich in einer Comödie einen Geizhals vorstelle, so muß ich freylich keinen mittelmäßigen Geiz abbilden, den noch viele für eine Sparsamkeit ansehen könnten; sondern ich muß alles zusammen suchen, was ich an verschiedenen kargen Leuten bemerket habe, und aus diesen Stücken einen vollkommenen Geizhals zusammen setzen: wie jener Maler aus den vier schönsten Personen einer ganzen Stadt die Schönheit abmerkte, die er einer Minerva zu geben, willens war. Ich könnte also meinen Geizhals das Gold von den Pillen schaben, und alles übrige thun lassen, was Canitz in seiner Satire vom Harpax gesagt hat. Da wäre noch alles wahrscheinlich; so seltsam es auch wäre, und so wunderbar es aussehen würde. Aber wenn ich den Harpax so mistrauisch vorstellete, daß er seinen Bedienten, die von ihm giengen, allezeit die Hände und Taschen besuchte, ehe er sie herausließe; ja ihm wohl gar, nach Aufweisung beyder Hände, die Worte in den Mund legte: **Ey die dritte Hand!** Das, dünkt mich, hieße das Wunderbare in diesem Laster aufs höchste treiben; und ein jeder würde dieses zwar für einen leichtfertigen Einfall des Poeten, aber für kein wahres Nachbild der Natur ansehen.

25. §. So gehts auch in dem Affecte der Liebe, des Zornes, der Traurigkeit u. s. w. Das Wunderbare muß noch allezeit in den Schranken der Natur bleiben und nicht zu hoch steigen. Was ist gemeiner, als daß man in Romanen, in Schauspielen und andern verliebten Gedichten die Buhler, so rasend abbildet, daß sie sich alle Augenblick erhenken, erstechen und ersäufen wollen? Was ist aber auch ausschweifender als dieses? Daher ist es denn gekommen, daß diese

Art

Art des eingebildeten Wunderbaren schon längst lächerlich geworden, und nur der Poesie zum Schimpfe gediehen ist. Das Seltsame in allen Arten muß noch natürlich und glaublich bleiben, wenn es die Bewunderung, nicht aber ein Gelächter erwecken soll. Die Traurigkeit wird ebenfalls auf eine solche Art ausschweifend, wenn der Poet nicht stets die Natur vor Augen hat. Es ist so schwer, einen hohen Grad derselben poetisch vorzustellen, als abzumalen. Da nun Timantes die Klugheit gebraucht, bey dem Opfer der Iphigenia, den Vater dieser Prinzeßinn mit verhangenem Gesichte zu malen: so muß sich ein Dichter dieses zur Lehre dienen lassen. Aus Furcht den Schmerz eines außerordentlich Betrübten unnatürlich zu machen, muß er ihn lieber durch eine geschickte Verhölung, oder durch ein gänzliches Stillschweigen und Verstummen ausdrücken. Des Herrrn von Besers Schmerz über seine Kühleweininn, ist mir allezeit gar zu geschwätzig vorgekommen: und es scheint mir nicht glaublich, daß ein außerordentliches Leid so viel auserlesene Rednerkünste leiden könne. Er erschöpfet seine ganze Einbildungskraft, seinen Jammer auszudrücken; und das Unglaublichste ist dabey, daß er diese seine Klage zu der Zeit gehalten habe, da er eben das Leichengefolge auf der Gasse gesehen, wie ausdrücklich darinnen steht. Gieng er denn irgend nicht mit zu Grabe? Oder hatte er auf der Gasse Zeit, sie so sinnreich zu beklagen? Der Affect hat bey dem Verluste einer ungemeinen Ehgattinn ungemein und wunderbar seyn sollen: er ist aber unglaublich geworden. Besser hat als ein künstlicher Poet; nicht als ein trostloser Witwer geweinet.

26. §. Ich will hiemit diesen ganzen Ausdruck der Traurigkeit nicht verwerfen: es ist so viel Schönes darinn, als in irgend einem Klaggedichte, welches wir haben. Wer aber eine recht seltsame Klagrede poetisch abgefaßt lesen will, der schlage Salomon Franken nach, wo er die Susanna von ihrem Manne und ihren Kindern Abschied nehmen läßt. Er bemüht sich, einen so gerechten Schmerz einer unschuldig Verurtheilten in seiner höchsten Vollkommenheit vorzustellen,

Digitized by Google

und ihn recht wunderbar zu bilden; verfällt aber darüber ins Abgeschmackte: wie es gemeiniglich denen geht, die etwas unternehmen, dem sie nicht gewachsen sind. Ich will doch ein Stücke davon hersetzen: so hebt sie auf der 52. S. an:

Nun du, du wirst es, du! du! Gott, du wirst es rächen,
Dir, schreyt Susanna, dir, Herr, ist mein Herz bekannt.
Weh! weh! weh! über = = und als sie mehr will sprechen,
Sinkt sie in Ohnmacht = = = =

Hätte der Poet es dabey bewenden lassen, so hätte man es für eine glückliche Nachahmung der Natur angesehen, und die Größe ihres ungemeinen Schmerzens aus der sie überfallenden Ohnmacht geschlossen. Allein der Poet wollte das Heulen und Weinen eines wehmüthigen Weibes noch besser abschildern: darum läßt er sie wieder aufleben, und mit achtzig langen Versen einen ziemlich ausführlichen Abschied von den Ihrigen nehmen:

Ach gute Nacht, mein Mann! ach gute Nacht! o Schmerzen!
Ach Liebster, nimm doch! ach! die Kinder wohl in acht.
Und, süße Mutter, du, als die du unterm Herzen
Mich, ach! getragen hast, viel tausend gute Nacht!
Ach gute Nacht, o Welt! du Kerker voller Buben,
Du ungetreues Haus! vor deinen Augen zwar
Bin ich itzund verdammt: doch wird auch nach der Gruben
Mein' Unschuld wunderlich noch werden offenbar.
Ach gute Nacht! ach! ach! ach! gute Nacht, o Schmerzen!
Ach Liebster! nimm doch ach! die Kinder wohl in acht
Und süße Mutter du, als die du unterm Herzen
Mich, ach! getragen hast; viel tausend gute Nacht!
Nun, gut'! ach! gute Nacht! ach gute Nacht! o Sorgen,
Ey! Ey! daß! ach! daß Gott! ach Gott! daß Gott erbarm!
Ihr zarten Kinder! ach! auch euch ist noch verborgen,
Was ihr itzund verliert. O Schmerz! o Gram! o Harm!
Ich muß in bester Blüt euch lassen. Ach! o Scheiden!
Ach! ach! wie schwer! ach! schwer! wie! ach! wie schwer bist du!
O Schmach! ach Weh! o Schmach! o Schmach! die ich muß leiden,
O Schmach! du kränkest mich am meisten noch darzu. ꝛc. ꝛc,

Digitized by Google

27. §. Das ist nun allererst der vierte Theil des Aechzens und Wehklagens; darüber einem Zeit und Weile lang wird, wenn man es hintereinander durchlesen will. Die ersten vier Zeilen giengen noch an, weil sie einen kurzen Abschied von Mann und Mutter in sich enthalten; der ziemlich natürlich ist. Die andern viere, die an die Welt gerichtet sind, kommen schon künstlicher heraus. Denn die Welt einen Kerker voller Buben zu nennen, das ist für ihre Traurigkeit gar zu studiert. Warum sagt sie nicht lieber zu den beyden Alten; ihr ehrvergeßnen Buben! das war meines Erachtens leichter von ihr zu vermuthen, da ihr der Abschied so schwer ward, und die Aeltesten allein Schuld daran hatten. In den folgenden vier Zeilen kommen die ersten viere von Wort zu Wort wieder vor, und daß läuft wider die Natur und wird also unglaublich. Wie ist es möglich, eine und dieselbe Klage, die aus sechs und dreyßig Wörtern besteht, zweymal hinter einander zu wiederholen, ohne eine Sylbe darinn zu ändern. Ja! wenn Susanna Frankens Verse auswendig gelernt, und sie als eine Comödiantinn auf der Schaubühne hergesagt hätte! Es kömmt eben so heraus, als die Wiederholungen, die im Homer vorkommen, womit die Kunstrichter niemals zufrieden gewesen. Das folgende insgesammt ahmet zwar das unterbrochene Reden und Schluchzen eines weinenden Weibes einigermaßen nach: aber es überschreitet das Maaß, und erwecket anstatt der Verwunderung und des Mitleidens lauter Ekel. Es ist auch unmöglich, daß eine Klage, die mit Thränen und häufigen Seufzern, ja bey gehemmtem Athemholen verrichtet wird, so lange dauren könne; welches ein jeder selbst wahrnehmen wird, wenn er die ganze Stelle nachliest. Ich will itzo nicht untersuchen, ob der Poet wohlgethan, daß er die Unschuld und Tugend so kleinmüthig und verzagt zum Tode geführt hat: denn warum hat er sie nicht lieber standhaft und großmüthig gebildet? Ich erinnere nur, wie leicht man aus Begierde zu dem Ungemeinen und Wunderbaren zu gelangen, ins Abgeschmackte und Ekelhafte verfallen könne. So wahr ists, was Horaz sagt:

Digitized by Google

Qui variare cupit rem prodigialiter vnam,
Delphinum ſiluis appingit, fluctibus aprum.
In vitium ducit culpae fuga, ſi caret arte.

28. §. Ich könnte noch von dem Wunderbaren, das in Glücks- und Unglücksfällen vorkömmt, allhier handeln. Dieſes betrifft ebenfalls die Menſchen, und gehöret alſo in dieſe Claſſe. Die Begebenheiten, davon die Poeten ihre Gedichte verfertigen, müſſen auch in der That eben ſowohl ſeltſam und ungemein ſeyn, als die Perſonen und Handlungen derſelben. Es muß ihren Helden viel Unvermuthetes begegnen, welches bald zu ihren Abſichten behülflich iſt, bald denſelben zuwiderläuft. Theils entſteht dieſes aus den Wegen der göttlichen Vorſehung, die Großen und Kleinen oft einen Strich durch ihre Rechnung macht, und ihnen ganz andere Wege zeiget, als ſie zu gehen gedacht: theils aber kömmt es auch unmittelbar von andern Leuten her. Dieſe hindern oft einander in ihren Verrichtungen und Abſichten; es ſey nun unwiſſend, oder mit gutem Bedachte: und daher entſtehen ſo viel plötzliche Veränderungen, daß man darüber erſtaunet, ob es gleich alles ganz natürlich zugeht. Eben dahin rechne ich die Verkleidung und Entdeckung gewiſſer Perſonen, die bisweilen einer Sache ſchleunig einen andern Ausſchlag giebt; die Ankunft abweſender Perſonen, der Tod der Kranken, oder das unvermuthete Leben derer, die man für Tod gehalten. Auch Proceſſe die man gewinnt oder verliert, Erbſchaften, die man thut, Teſtamente, Heirathen, Briefe, u. d. m. verurſachen oft recht wunderbare Zufälle. Doch weil in allen dieſen Stücken hauptſächlich die Intrigue, der Knoten, oder die Verwirrung der Fabeln beſteht, die in Schauſpielen hauptſächlich vorkömmt: ſo muß ich es bis dahin verſparen.

29. §. Die dritte und letzte Gattung des Wunderbaren iſt diejenige Art deſſelben, die auf Thiere und lebloſe Dinge ankömmt. Dieſe braucht nun ein Poet am wenigſten, weil er ſich mehrentheils mit den Menſchen beſchäfftiget, und das

Uebrige

Digitized by Google

Uebrige nur in so weit braucht, als es hierzu dienlich seyn kann. Neue Gattungen von Thieren zu dichten, ist wohl kaum erlaubt, weil es doch nur Chimären werden könnten, die in einem bekannten Lande keinem glaublich vorkämen. Die Rabinnen und Mahometaner beschreiben solche große Vögel und Fische, daß man ihre lächerliche Phantasie mehr; als die Misgeburten derselben bewundert. Aus weit entlegenen Ländern läßt sich zuweilen etwas Wunderbares entlehnen: man muß aber wohl zusehen, daß man nichts Ungereimtes mit einstreue, was unglaublich ist. Siam und Perou, Ceylon und Japan, sind schon mit solchen lügenhaften Wundern angefüllet worden: daß die Einwohner dieser Länder große Ursache hätten, uns mit den Chinesern für einäugigte zu halten; weil wir solche Narrenpossen von ihren Ländern schreiben und glauben. Das beste und vernünftigste Wunderbare ist, wenn man auch bey Thieren und leblosen Dingen nur die Wunder der Natur recht nachahmet, und allezeit dasjenige wählt, was die Natur am vortrefflichsten gemacht hat. Es kömmt hier alles auf gute Beschreibungen recht außerordentlich schöner, großer, erschrecklicher und schlechter Sachen an; denn die mittelmäßigen werden nichts Wunderwürdiges abgeben. Beschreibet man eine Gegend, einen Garten, ein Gebäude, einen Wald, einen Berg, eine Höle, eine Heerde Vieh, eine Jagd u. d. m. So muß dieses alles nach der Absicht des Poeten in seiner Vollkommenheit geschildert werden. Nur die edelsten Dinge muß man der Phantasie des Lesers vormalen, um dieselbe zu gewinnen.

30. §. Zuweilen treibt man in Oden und Heldengedichten die hyperbolischen Ausdrückungen so hoch, indem man von leblosen oder unvernünftigen Dingen redet, daß es recht wunderbar klinget. Deswegen aber will ich nicht sagen, daß ein Poet immer mit Gold und Perlen, Rubinen und Diamanten um sich werfen; lauter Adler und Löwen, Panther und Tyger bey sich führen, lauter Jasmin, Nelken und Zibeth streuen, lauter Ambrosin und Nectar auftragen, oder sonst alle Kostbarkeiten Indiens verschwenden solle. Diesen

Misbrauch hat der sel. Hofr. Neukirch in dem Gedichte schon lächerlich gemacht, welches im Vorberichte zu der übersetzten horazischen Dichtkunst großentheils eingerücket worden. Imgleichen lese man den deutschen Antilongin nach, den Herr M. Schwabe aus dem englischen übersetzt, und mit Exempeln aus unsern Poeten erläutert hat. Davon wird aber in dem Capitel von den verblümten Ausdrückungen mehr vorkommen. Die ovidianischen und äsopischen Fabeln könnten auch einigermaßen hieher gezogen werden, weil jene den Ursprung vieler Thiere und Blumen u. s. w. anzeigen; diese aber viel Wunderbares von solchen Geschöpfen erzählen. Allein weil hiervon schon oben gehandelt worden, so ist eine Wiederholung hier unnöthig. Ob man aber auf der Schaubühne Drachen, Löwen, Bären, und andre Thiere vorstellen dörfe, oder solle, davon lese man den Zuschauer im I. und II. Theile nach, der die Opern mit diesen lächerlichen Dingen, an verschiedenen Orten verspottet hat.

31. §. Die Gestirne sind endlich noch übrig, von denen die Poeten auch viel seltsames und ungemeines zu erzählen pflegen. Die Cometen, die sich sehen lassen, haben bey ihnen gemeiniglich eine böse Bedeutung, und einen wunderbaren Einfluß. Die Sonn- und Mondfinsternisse werden von den Alten sehr schrecklich beschrieben; ja die Ungewitter Erdbeben, Schiffbrüche und Sturmwinde, machen auch einen großen Theil des Wunderbaren in ihren Schriften aus. Was die ersten Stücke anlangt, so muß man freylich die Alten entschuldigen; wenn sie sich aus den himmlischen Zeichen zu viel gemachet haben. Man verstund dazumal die Naturlehre sehr schlecht: allein itzo würde es eine Schande für den Poeten seyn, wenn er uns viel von dem Einflusse des Himmels reden, und seine Leser mit langen Beschreibungen eines Nordlichts, fallenden Sterns, oder einer Sonn- und Mondfinsterniß, aufhalten wollte. Auch klingt die gewöhnliche Opersprache sehr lächerlich, wenn es immer heißt, die Sterne, der Himmel, und seine Lichter hätten dieses oder jenes gethan: es wäre denn, daß man darunter das Verhängniß

niß oder die Vorsehung verstehen könnte. Die Leute in Gestirne zu verwandeln, das geht heute zu Tage nicht mehr an, nachdem der ganze Himmel so genau überzählt ist, daß man keinen etwas großen Stern finden kann, der nicht schon vorhin bekannt gewesen wäre, es müßte denn zum Scherze seyn, wie Pope in seinem Lockenraube, Belindens Haar zum Sterne werden lassen. Erschiene aber irgend ein neuer Stern, so könnte freylich ein Poet dichten, daß dieses oder jenes dazu Gelegenheit gegeben hätte.

32. §. Die letztern Stücke aber, die oben erwähnet worden, kann ein Dichter mit gutem Fortgange brauchen. Ungewöhnliche Witterungen, Schiffbrüche, fruchtbare und unfruchtbare Jahre, pestilenzialische Seuchen, Feuersbrünste, Verheerungen des Krieges, hohe Gebirge, schöne Thäler voller Dörfer und Heerden, u. d. gl. sind freylich sehr wunderbar, wenn sie nur natürlich beschrieben werden. Das ist aber die Kunst! In Opitzens Vesuv und Zlatna, imgleichen in seinem Trostgedichte von Widerwärtigkeit des Krieges, stehen ganz unvergleichliche Exempel davon. Auch Dach und Flemming sind große Meister darinn gewesen, die man sicher nachahmen kann. Von den alten, ist Homer sonderlich darinn zu loben, daß er auch den natürlichsten Dingen, durch seine Beschreibungen ein wunderbares Ansehn zu geben gewußt, worinn Virgil und Ovidius, ihm ziemlich gut nachgefolget sind. Diesen Meistern muß man die Kunst ablernen.

* *

Das VI. Capitel.

Von der Wahrscheinlichkeit in der Poesie.

1. §.

Aus dem vorigen Capitel wird man zur Gnüge ersehen haben, daß das Wunderbare in der Dichtkunst nicht ohne Unterscheid statt findet: Es muß auch glaublich herauskommen, und zu dem Ende weder unmöglich noch widersinnisch aussehen. Daher kömmt es denn, daß man auch im Dichten eine Wahrscheinlichkeit beobachten muß, ohne welche eine Fabel, Beschreibung, oder was es sonst ist, nur ungereimt und lächerlich seyn würde. Ich verstehe nämlich durch die poetische Wahrscheinlichkeit nichts anders, als die Aehnlichkeit des Erdichteten, mit dem, was wirklich zu geschehen pflegt; oder die Uebereinstimmung der Fabel mit der Natur. Horaz hat gleich im Anfange seiner Dichtkunst die Thorheit eines Malers verspottet, der in einem Gemälde einen Menschenkopf auf einen Pferdehals setzen, einen Vogelkropf mit bunten Federn hinzufügen, und den Leib aus Gliedmaßen verschiedener anderer Thiere zusammen flicken wollte. Die Ursache dieser seiner Regel aber ist keine andre, als weil solch ein Bild wider alle Wahrscheinlichkeit laufen würde. Es thut auch der Einwurf dieser Vorschrift keinen Eintrag, den er sich im Namen gewisser poetischen Freygeister machet.

Pictoribus atque Poëtis
Quidlibet audendi semper fuit aequa potestas.

Denn, wie schon oben in den Anmerkungen der Uebersetzung dieser Stelle erinnert worden, so beantwortet er denselben gleich darauf so, daß er die Freyheit im Dichten in gebührende Grenzen einschränket.

Scimus,

Digitized by Google

Scimus, & hanc veniam petimusque damusque viciſſim:
Sed non vt placidis coëant immitia; non vt
Serpentes ouibus geminentur, tigribus agni,

Was heißt das anders geſagt, als daß ein Poet in ſeinen Fabeln beſtändig die Regeln der Wahrſcheinlichkeit vor Augen haben müſſe?

2. §. Vielleicht denkt jemand, dieſes ſey demjenigen zuwider, was in dem Capitel von der Fabel ſchon geſagt worden. Wir theilten da die Fabeln in glaubliche, unglaubliche und vermiſchte ein, und rechneten zu den unglaublichen die meiſten äſopiſchen, wo nämlich die unvernünftigen Thiere redend eingeführet werden. Soll nun die Wahrſcheinlichkeit in allen Gedichten herrſchen, ſo wird man etwa ſprechen: ſo müſſen ja alle dieſe thieriſche Begebenheiten ganz verworfen und aus der Poeſie verbannet werden. Allein man muß hier die poetiſche Wahrſcheinlichkeit in eine unbedingte und eine bedingte Wahrſcheinlichkeit abtheilen. Jene findet ſich freylich in den äſopiſchen Fabeln nicht, wenn Bäume und Thiere als vernünftige Menſchen handelnd eingeführet werden. Nach dem gemeinen Laufe der Natur pflegt ſolches nicht zu geſchehen; daher pflegt man auch Kindern bey Erzählung ſolcher Fabeln vorherzuſagen: ſie hätten ſich damals zugetragen, als die Thiere noch reden konnten; wodurch man ihnen zugeſteht, daß ſolche Begebenheiten freylich, nach der itzigen Beſchaffenheit der Thiere, keinen Schein der Möglichkeit an ſich hätten.

3. §. Deswegen aber kann man doch dieſen Fabeln die hypothetiſche Wahrſcheinlichkeit nicht abſprechen, die unter gewiſſen Umſtänden dennoch ſtatt hat, wenn gleich ſo ſchlechterdings keine vorhanden wäre. Daß z. E. die Bäume ſich einen König wählen können, das iſt an ſich ſelbſt, in dieſer Welt, weder möglich noch wahrſcheinlich: gleichwohl macht dort im Buche der Richter Jotham eine ſchöne Fabel daraus, der es an ihrer hypothetiſchen Wahrſcheinlichkeit nicht im geringſten mangelt. Denn man darf nur die einzige Bedin-

dingung zum voraus ſetzen, daß die Bäume etwa in einer andern Welt Verſtand und eine Sprache haben: ſo geht alles übrige ſehr wohl an. Es wird möglich und wahrſcheinlich ſeyn, daß ſie in ihrer Wahl auf den Oelbaum fallen werden, und daß der Oelbaum ſolches abſchlagen und ſagen wird: Soll ich meine Fettigkeit laſſen ꝛc. Es wird möglich ſeyn, daß ſie ferner auf den Feigenbaum gerathen können; und daß dieſer ihnen gleichfalls eine abſchlägige Antwort geben wird: Soll ich meine Süßigkeit laſſen ꝛc. u. ſ. w. Hier thun weder die Bäume überhaupt, noch jeder ins beſondre etwas, das nach der einmal angenommenen Bedingung unmöglich wäre. Ein Oelbaum redet, wie ein Oelbaum, und ein Feigenbaum, wie ein Feigenbaum reden würde, wenn beyde den Gebrauch der Sprache hätten. Hier iſt alſo nichts Widerſprechendes in der Begebenheit, folglich auch nichts Unwahrſcheinliches. Daß nun dergleichen hypothetiſche Wahrſcheinlichkeit in der Fabel zulänglich ſey, das habe ich oben in der Beſchreibung derſelben ſchon ſattſam angezeiget; und daß Homerus dieſelbe beobachtet habe, zeiget Horatius, wenn er von ihm ſchreibet:

Atque ita mentitur, ſic veris falſa remiſcet,
Primo ne medium, medio ne diſcrepet imum.

4. §. Will man hiervon in Ariſtotels Poetik das IXte und XXVſte Capitel nachſchlagen, ſo wird man finden, daß ſeine Gedanken eben dahinaus laufen; ohngeachtet er ſich zuweilen harter Ausdrückungen bedienet. Le Clerc, in ſeinen Parrhaſianis hat ſich ſonderlich darüber aufgehalten, daß dieſer Philoſoph geſagt: **Die poetiſche Wahrſcheinlichkeit gehe zuweilen bis aufs Unvernünftige.** Allein, wer das Exempel anſieht, welches Ariſtoteles davon gegeben, nämlich da Achilles den Hektor dreymal rund um die Stadt Troja getrieben, die Armeen aber indeſſen ſtockſtille geſtanden, wie Homer in der Ilias erzählt: ſo wird man wohl ſehen, daß dieſes ſo ungereimt nicht iſt, als es wohl ſcheint. Freylich ließe ſich ſolches auf der Schaubühne nicht wahrſcheinlich vorſtellen,

ſtellen, wie Ariſtoteles ſelbſt geſteht. Allein in einem Heldengedichte, wo man nur die Erzählungen lieſt, da kann es wohl wahrſcheinlicher klingen; ſonderlich, wenn der Poet das Unglaubliche dabey künſtlich zu verſtecken weis. Zum wenigſten hat Homer dieſe Kunſt gewußt; denn er erzählt dieſe Fabel ſo künſtlich, daß man mit den Gedanken ganz auf die beyden Helden verfällt, und die beyden Armeen darüber ganz vergißt. So wird denn die Wahrſcheinlichkeit zum mindeſten in ſo weit erhalten, als dieſelbe von einem Leſer des Heldengedichtes verlanget wird: geſetzt, daß die Sache an ſich ſelbſt wunderlich genug ausſehen würde. Ueberdem darf man ſich nur erinnern, daß uns auch die alten Geſchichtſchreiber mehr als eine ſolche Begebenheit erzählen, da die Heerführer, vor den Augen ihrer Heere ſich in einen hitzigen Zweykampf eingelaſſen, und nicht eher nachgelaſſen, als bis einer von beyden auf dem Platze geblieben.

5. §. Ueberhaupt iſt von der Wahrſcheinlichkeit dieſes anzumerken, daß oft eine Sache, die an ſich unglaublich und unmöglich ausſieht, durch den Zuſammenhang mit andern Begebenheiten, und unter gewiſſen Umſtänden nicht nur möglich, ſondern auch wahrſcheinlich und glaublich werden könne. Dahin gehören, zum Exempel, viele Fabeln, wo die Götter oder andre Geiſter darzwiſchen kommen. Dieſen trauet man ja größere Kräfte zu, als bloßen Menſchen. Wenn nun dieſelben einen Helden, oder ſonſt einem von ihren Lieblingen zu gefallen, etwas außerordentliches unternehmen, das man ſonſt nicht glauben würde; ſo wird dieſes eben dadurch wahrſcheinlich, wenn es nur nicht an und für ſich ſelbſt unmöglich iſt. Hierwider hat nun Homer gewiß verſtoßen, wenn er den Vulcan ſolche künſtliche Werke verfertigen läßt, die ganz unbegreiflich ſind. Er macht Dreyfüſſe oder Stühle, die von ſich ſelbſt in die Verſammlung der Götter ſpazieren. Er ſchmiedet goldene Bildſeulen, die nicht nur reden, ſondern NB. auch denken können. Er macht endlich dem Achilles einen Schild, der eine beſondere Beſchreibung verdient. Erſtlich iſt er mit einer ſo großen Men-

ge von Bildern und Historien gezieret, daß er zum wenigsten so groß müßte gewesen seyn, als des Tasso diamantner Schild, aus der himmlischen Rüstkammer, dessen oben gedacht worden. Fürs andre sind seine Figuren auf dem Schilde lebendig, denn sie rühren und bewegen sich, so, daß man sich selbige wie die Mücken vorstellen muß, die rund um den Schild schweben. Fürs dritte, sind zwo verschiedene Städte darauf zu sehen, die zwo verschiedene Sprachen reden, und wo zween Redner sehr nachdrückliche und bewegliche Vorstellungen an das Volk thun. Wie ist es möglich, das alles auf einem Schilde auch durch eine göttliche Macht zuwege zu bringen? Kurz, Homerus hat sich versehen, und die Wahrscheinlichkeit nicht recht beobachtet.

6. §. Eben das kann man von seinen Göttern sagen, die er noch viel ärger, als die unvollkommensten Menschen geschildert hat. Sie sind wie Menschen gebohren, verheirathen sich wie Menschen, und vermehren ihre Geschlechter wie Menschen. Sie sind allen unsern Leidenschaften, Krankheiten, ja gar der Gefahr des Todes unterworfen. Sie werden verwundet, vergießen Blut, und haben so gar einen Balbier nöthig. Sie zanken sich, drohen einander Schläge, und verspotten sich, wie die kleinen Kinder. Es ist wahr, daß zu Homers Zeiten, die Lehre von Gott noch in dicken Finsternissen gestecket hat. Die Philosophen hatten sich noch nicht auf die Untersuchung der göttlichen Natur geleget: und von einer Offenbarung wußte man nichts. Was uns also heute zu Tage sehr unwahrscheinlich vorkömmt, das konnte damals dem Volke sehr wahrscheinlich klingen. Dem ungeachtet hätte doch Homerus die Gottheiten nicht so verächtlich abbilden sollen, als er gethan hat. Man hielt sie zwar größtentheils für gewesene Menschen, aber doch für solche, die vergöttert, das ist, in einen vollkommnern Zustand versetzet worden. Dieses hätte also auch aus ihren Beschreibungen und Thaten erhellen müssen, damit man desto mehr Ehrerbiethung gegen sie bey sich empfunden hätte. Da nun dieses der Poet nicht gethan, so sind einige auf die Gedanken

gekom-

Digitized by Google

gekommen: er habe mit Fleiß die Götter so lächerlich beschrieben, theils das Lob seiner Helden destomehr zu erheben, theils, die ernsthaften Thaten derselben mit etwas lustigem abzuwechseln, und also dem Ekel seiner Leser zuvorzukommen.

7. §. Kommen wir auf seine Helden, so hat man auch da ein vieles bemerket, was wider die Wahrscheinlichkeit läuft. Etliche rechnen das Hauptwerk des ganzen Gedichtes, nämlich den trojanischen Krieg hieher, und meynen, es sey ungereimt, zu glauben: daß sich zwey tapfere Völker, um eines schönen Weibes willen, zehn Jahre lang die Köpfe zerschmeißen würden. Allein dieses geschieht ohne Grund. Man muß der alten Zeiten, und ihrer Sitten kundig seyn. Das Rauben der schönen Weiber war damals so ungewöhnlich nicht. Europa, Medea u. a. waren aus Asien nach Europa entführet worden: dieses zu rächen, hohlte sich Paris die Helena. Es hatte sich also in diesen Krieg der Ehrgeiz und die Rachgier mit eingemischet. Die Griechen wollten stärker als die Trojaner, und diese tapferer als jene seyn; und die gute Prinzeßinn Helena kam fast darüber ins Vergessen. Andre können es nicht verdauen, wenn der große Held Achilles seinen Gästen selbst eine Mahlzeit zubereitet, die Küche bestellet, aufträgt, und zu Tische dient. Allein, sie müßten zuförderst beweisen, daß man sich damals schon, nach unserm heutigen Ceremoniel, durch Edelknaben, Kammerdiener und Lakeyen aufwarten lassen, oder einen eigenen Mundkoch gehalten hätte. Die Einfalt der alten Zeiten macht dergleichen Verhalten des Achilles so wahrscheinlich: so ungereimt es heutiges Tages klingen würde, wenn man einen Marlborough, oder Prinz Eugen dergestalt beschreiben wollte.

8. §. Indessen wäre es sehr gut, wenn man den Homer überall so leicht entschuldigen könnte. Allein, wenn er seine Helden mitten im hitzigsten Gefechte zusammen kommen, und halbe Stunden lang mit einander zanken läßt, als wenn sie weder Spieß noch Schwerdt in Händen hätten: so kann man nicht leicht einen Vorwand finden, ihn zu rechtfertigen.

Sie

Sie ſchimpfen einander aufs ärgſte, ein jeder pralt dem andern ſeine Abkunft, ſeine Waffen und Thaten vor: ja ſie erzählen einander wohl gar die Geſchlechtregiſter ihrer Pferde, daß einem Leſer Zeit und Weile darüber lang wird. Das ſchicket ſich nun für wütende Soldaten, und für ſolche herzhafte Kriegsleute gar nicht, als ſeine Helden waren. Warum ſchlagen ſie nicht lieber zu? Warum verderben ſie die Zeit mit einem unnöthigen Geplauder? Hier läuft alles wider die Natur menſchlicher Affecten, die zu allen Zeiten einerley geweſen; und Homer kann auf keine Weiſe gerettet werden. Eben dieſe Unwahrſcheinlichkeit herrſchet in den langen Anreden, die Hektor, z. E. an ſeine vier Pferde hält.* Scheint es hier nicht, als wenn Homerus ſeine Pferde den Menſchen gleich gemacht hätte; indem er ſie auf eben die Art durch die Beredſamkeit lenken läßt, als ob ſie Verſtand und Freyheit hätten? Und wer kann alſo glauben, daß hier die Regeln der Wahrſcheinlichkeit beobachtet worden?

9. §. Es iſt Zeit, auf den Virgil zu kommen, und einige Fehler anzumerken, die er dawider begangen. Von den Wundern, die er hier und da eingeſtreuet hat, iſt ſchon im vorigen Capitel gedacht worden. Nur das muß ich hinzuſetzen, daß Voltaire, in ſeinen Gedanken vom Heldengedichte, dieſen Poeten dadurch hat entſchuldigen wollen, daß ſchon Dionyſius von Halicarnaß, in ſeiner Hiſtorie ſowohl der Harpyen, als des Celeno und des Königes Cacus gedacht; und daß Virgil alſo Wahrſcheinlichkeit genug für ſich gehabt habe. Allein, erſtlich iſt es gewiß, daß dieſer Geſchichtſchreiber, ſeinem eigenen Geſtändniſſe nach, ſein Buch allererſt zwanzig Jahre nach geendigten Bürgerkriegen in Italien geſchrieben; als Virgil ſchon zehn oder zwölf Jahre todt geweſen: ſo, daß eher

* Xanthus und Podargus, heißt es, und du Ethon und Lampus, hier habt ihr die ſchönſte Gelegenheit, mir alle die Mühe zu vergelten, die Andromacha, des großmüthigen Ektions Tochter, an euch gewandt hat, indem ſie euch täglich ſelbſt gefüttert, und lieber euch, als mir, das Brodt und den Wein von meinem Tiſche gegönnet hat. Wie oft hat ſie mich verlaſſen, um euch zu beſuchen? Die Pferde der Götter ſind ſelbſt niemals beſſer gehalten worden. Zeiget denn eure Erkenntlichkeit itzo, verfolget den

eher Dionyſius den Poeten, als dieſer jenen geleſen und gebrauchet haben kann. Geſetzt aber, zweytens, es wäre ſo, wie Voltaire meynt: ſo würde doch eine unglaubliche Sache nicht wahrſcheinlicher, wenn ſie gleich ein fabelhafter Geſchichtſchreiber erzählet hätte. Zum Exempel, wer auch in Verſen alles anbringen wollte, was Herodotus erzählet, der würde lächerlich dadurch werden. Die Verwandlung der Schiffe in Seenymphen, die er vermuthlich nur aus der gemeinen Sage der Leute hergenommen, hätte er auch erſparen können: und meines Erachtens hilft es nichts, daß er den Vers hinzugeſetzt:

- - Priſca fides facto, ſed fama perennis.

Denn warum mußte er alle Mährchen, die er ſelbſt nicht glaubte, in ſein Heldengedichte bringen?

10. §. Weit ärger hat indeſſen Virgil wider die Wahrſcheinlichkeit verſtoßen, da er den Aeneas zur Dido nach Africa kommen, und die neuangelegte Stadt Carthago hat beſuchen laſſen. Es iſt bekannt, wie unmöglich dieſes nach der Zeitrechnung iſt; indem Dido allererſt zwey bis dreyhundert Jahre nach des Aeneas Ankunft in Italien, gelebt hat. Wenn das angienge, ſo müßte es auch erlaubt ſeyn, daß Gott mit den Kindern Adams ein Examen aus Luthers Catechiſmo angeſtellet, wie Hans Sachſe in einer ſchönen Tragödie gethan; oder, daß Adam ſelbſt auf ſeinem Sterbebette ein Teſtament gemacht, und darinn anbefohlen, an Gott Vater, Sohn und heiligen Geiſt zu glauben; wie Loredano in dem Leben Adams ſchreibt. Es iſt wahr, daß man in Rom die alte Chronologie ſo genau nicht gewußt, und daß alſo der Pöbel dieſen Fehler Virgils nicht wahrgenommen hat.

Feind aufs ſchleunigſte, ſchonet euch nicht, eilet, damit ich den Schild Neſtors bekomme, der ganz von dichtem Golde iſt, und deſſen Ruhm bis an die Sterne ſteiget; wie auch den wunderwürdigen Küraß Diomeds, der ein Meiſterſtück des künſtlichen Vulcans iſt. Erobern wir dieſe preiswürdige Beute, ſo iſt kein Zweifel, die Griechen werden ſich dieſe Nacht auf ihre noch übrige Schiffe begeben, und unſer Ufer verlaſſen.

Digitized by Google

hat. Allein, in solchen Stücken muß ein Dichter mehr auf einen verständigen Richter, als auf eine Stadt voll unwissender Leute sehen: weil der Tadel, den er bey jenem verdient, ihm weit mehr schaden, als der Beyfall von diesen nützen kann. Ich übergehe hier die entsetzlich lange Erzählung, die Virgil seinen Helden bey der Dido einen Abend machen läßt: wo es gewiß viel wahrscheinlicher ist, daß sie darüber eingeschlafen seyn, oder doch fleißig gejähnet haben würde; als daß sie ihm so geduldig, und ohne ein Wort darzwischen zu reden, zugehöret haben sollte. Ich verschweige auch noch viel andere Unwahrscheinlichkeiten dieses Poeten, und komme auf die Fehler einiger Neuern in diesem Stücke.

11. §. Camoens, den ich nur aus dem Auszuge kenne, den uns Herr Voltaire in seiner Abhandlung vom Heldengedichte gegeben hat, ein neuer portugiesischer Poet, hat auf eine besondre Art wider die Wahrscheinlichkeit verstoßen, wenn er die heidnischen Götter und das Christenthum vermischet hat. Verasco, sein Held, ruffet Christum in einem Gebethe an: und an statt dessen kömmt ihm die Göttinn Venus zu Hülfe. Die Absicht der ganzen Schiffahrt, die er beschreibt, soll die Ausbreitung der christlichen Religion seyn: indessen regieren Jupiter, Bacchus und Venus die ganze Reise, und das Unternehmen des Verasco. Unter andern sagt dieser Held einmal zu einem wilden Könige, dem er seine Geschichte erzählet: O König, urtheile nun, ob Aeneas und Ulysses so weit gereiset, als ich, und so viel Gefährlichkeiten ausgestanden, als ich? gerade, als wenn die Africaner von Virgils und Homers Schriften etwas wissen könnten.

12. §. Alonzo, ein Spanier, in seinem Gedichte Auracana genannt, darinn er seine eigene Heldenthaten wider ein mexicanisches Volk beschrieben, hat sich, nach Voltairens Auszuge ebenfalls sehr oft versehen. Z. E. Er marschirt einmal des Nachts mit seinen Soldaten, um den Feind unversehens zu überfallen: und da erhebt sich unter ihnen zum Zeitvertreibe ein Gespräch vom Virgil, und sonderlich von der Dido. Alonzo ergreift diese Gelegenheit, aus den alten Geschichten,

den

den Poeten zu widerlegen, und der armen Dido ihre Ehre zu retten: und die Abhandlung einer so wichtigen Sache geräth so lang, daß sie zwey ganze Bücher des Heldengedichtes anfüllet. Ob dieses soldatische Unterredungen sind, womit sie sich auf dem Marsche in feindlichen Landen belustigen, das mag ein jeder selbst beurtheilen. Zum wenigsten müßte mehr, als ein Don Alonzo bey der Armee gewesen seyn, wenn dieses einige Wahrscheinlichkeit haben sollte.

13. §. Tasso, der die beyden vorigen unendlich weit übertrifft, hat nichts destoweniger oft wider die Wahrscheinlichkeit gesündiget. Der Zauberer Ismeno, räth im andern Buche ein Marienbild in eine türkische Moschee zu tragen, um dadurch die Ungläubigen unüberwindlich zu machen. Diese Vermischung des Christenthums mit der türkischen Religion wahrscheinlich zu machen, bemüht sich zwar Tasso sehr; indem er sagt, Ismeno wäre ein abgefallener Christ gewesen:

Questi hor Macone adora, e fu Christiano,
Ma i primi riti ancor lasciar non puote;
Anzi sovente, in uso empio e profano,
Confonde le due leggi a se mal note.

Er schiebt es also auf die Unwissenheit und den Aberglauben des Zauberers, daß er einen so wunderlichen Anschlag giebt. So wahrscheinlich er aber dadurch den Anschlag macht: so unwahrscheinlich bleibt es noch, daß ihm der König Aladin von Jerusalem, nebst der mahometanischen Priesterschaft, werde Gehör gegeben haben. Die Bewegungsgründe, womit er jenen zu bereden suchet, sind folgende:

Hor questa Effigie lor di là rapita,
Voglio, che tu di propria man transporte,
E la riponga entro la tua Meschita.
Jo poscia incanto, adoprero si forte,
Ch'ogni hor, mentre ella qui fia custodita,
Sara fatal custodia a queste porte;

Tra

Tra mura ineſpugnabili al tuo impero
Sicura fia, per novo alto miſtero.
Si diſſe, e'l perſuaſe, &c.

Aber ein jeder mag ſelbſt urtheilen, ob es glaublich ſey, daß ein Mahometaner, dem Schwarzkünſtler zu gefallen, eine ſeiner Religion ſo widerwärtige Sache gethan haben würde?

14. §. Allein das iſt nicht das Aergſte. Armide iſt noch eine größere Hexe als Iſmeno. Sie verwandelt wohl zehn chriſtliche Prinzen in Fiſche, und ein Papagey muß allerhand verliebte Liederchen ſingen, die er NB. ſelbſt gemacht hat. Das übertrifft faſt noch die homeriſchen Erzählungen von der Circe; iſt aber um deſtoweniger zu entſchuldigen, da es in einer weit erleuchtetern Zeit geſchrieben worden, als jenes. Noch mehr, Rainaldo kann aus den Händen eines mahometaniſchen Zauberers nicht anders, als durch die ſchwarze Kunſt eines chriſtlichen Hexenmeiſters befreyet werden. Dergeſtalt muß es nun ſowohl türkiſche, als chriſtliche Teufel geben, die einander zuwider ſind: und die Gewalt der chriſtlichen muß der mahometaniſchen Teufel ihrer, weit überlegen ſeyn. Das heißt ja, ein rechtes Belieben an Teufeleyen haben, und dadurch, zum wenigſten außer Italien, alle Wahrſcheinlichkeit aus den Augen ſetzen. Kurz, es iſt dem guten Taſſo nichts ſchweres, die Meſſe, Beichte und Litaney mit Beſchwerungen und Teufelskünſten; den Michael ſamt allen Engeln mit dem Pluto und der Alekto; das iſt, den Himmel mit der Hölle, das Chriſtenthum mit dem Heidenthume und dem mahometaniſchen Aberglauben, durch einander zu miſchen.

15. §. Ich kann nicht umhin, noch ein paar Proben, von der ſeltſamen Begierde, das Wunderbare in Hexereyen zu ſuchen, aus dieſem Poeten anzuführen. Ubaldo wird zu einem alten und heiligen Beſchwerer geſandt, der ihn bis in den Mittelpunct der Erden bringt: wo er mit ſeinem Gefährten an einem Strome ganz voller Edelgeſteine ſpazieren geht. Von da ſchickt man ihn nach Askalon zu einer alten Vettel,

die

die ihn auf einem Schifflein in die canarischen Inseln verse-
tzet. Unter Gottes Beystand kömmt er, einen bezauberten Ring in Händen habend, glücklich daselbst an, und führet den tapfern Rainald bis ins christliche Lager mit sich zurück. Aber zu was Ende? Die Zauberkunst muß diesen Helden so viel tausend Meilen weit zurück bringen; bloß weil ihn die Vorsehung bestimmet hatte, etliche alte Bäume, in einem von Gespenstern beunruhigten Walde, zu fällen.

16. §. Im Anfange befiehlt Gott dem Erzengel Michael, die in der Luft umher schwärmenden Teufel in die Hölle zu stürzen; weil sie lauter Ungewitter machten, und ihm die Donnerkeile allezeit, den Mahometanern zum Besten, auf die Christen lenketen. Michael thut es, und gebeut ihnen, sich niemals in die Händel der Christen zu mengen. Sogleich gehorsamen sie, und versenken sich in den Abgrund. Aber es dauret nicht lange. Der Zauberer Ismeno hat mehr Gewalt, als Michael. Denn auf seinen Wink kommen sie wieder heraus, und wissen den göttlichen Befehl durch gewisse künstliche Ausflüchte ungültig zu machen. Sie erschrecken die Christen im Walde, durch allerley fürchterliche Larven. Tancredo findet seine Clorinde in eine Fichte verzaubert, und durch den Hieb verwundet, den er dem Baume gegeben. Armide siehet dieses hinter einem Myrthengebüsche zu, ob sie gleich zu derselben Zeit auch in Aegypten ist: und der Poet berichtet uns gleichwohl gar nicht, wie auch die künstlichste Zauberinn an zweyen Orten zugleich seyn könne?

17. §. Ariost ein Landsmann des Tasso, hat denselben an seltsamer Unwahrscheinlichkeit weit übertroffen, und zum wenigsten dadurch verdienet, daß er von vielen Italienern demselben vorgezogen wird. Sein rasender Roland ist bekannt, und soll eben sowohl ein Heldengedichte heißen, als das befreyte Jerusalem. Dieser Held war aus Eifersucht über die schöne Angelica zum Narren geworden, weil sein Nebenbuhler Medor glücklicher bey ihr gewesen, als er. Astolph, ein andrer Ritter, befand sich eines Tages im irdischen Paradiese, auf dem Gipfel eines hohen Berges, wohin ihn ein geflü-

gelter Löwe getragen hatte. Daselbst traf er den heiligen Johannes an, welcher ihm zu wissen that, daß er den Roland von seiner Raserey zu befreyen, eine Reise nach dem Monden thun müsse. Astolph bedenket sich nicht lange, seine irrende Ritterschaft, auch außer der Erdkugel fortzusetzen: und alsbald ist ein feuriger Wagen da, der den Apostel und Ritter durch die Luft wegführt. Wie erstaunet Astolph nicht, als er bey seiner Annäherung gewahr wird, daß der Mond weit größer ist, als er sonst aussieht; und daß er endlich Land und Wasser, Berge und Ströme, Seen und Städte, ja so gar Nymphen gewahr wird, die sich in den Wäldern mit der Jagd belustigen. Man sollte denken, Ariost wäre den neuern Philosophen zugethan gewesen, die den Mond sowohl für eine bewohnte Weltkugel halten, als die Erde: allein das Folgende wird sattsam zeigen, daß man ihm diese Ehre nicht anthun könne. Er findet auch ein seltsames Thal im Monden, wo alles anzutreffen ist, was auf der Erde verlohren gegangen; es mochte nun seyn was es wollte: Kron und Zepter, Geld und Gut, Ehre und Ansehen, gute Hoffnung, verschwendete Zeit, die Allmosen der Verstorbenen, die Lobgedichte auf große Herren, und so gar die Seufzer der Verliebten.

18. §. Bey so vielen Wunderdingen, die der Ritter daselbst antraf, war denn auch eine unglaubliche Menge verlornes Verstandes daselbst zu finden. Da stunden unzählliche Gläser mit einem subtilen Wässerchen angefüllet, auf deren jedem der Name dessen geschrieben war, dem der Verstand zugehörete. Unter so vielen Gläsern solcher Leute, die Astolph allezeit für sehr klug gehalten hatte, und die doch so ziemlich voll waren, fand er auch sein eigen Gläschen; welches er sogleich erhaschte: und mit Erlaubniß des Apostels zog er seinen Verstand, wie ungarisch Wasser, durch die Nase wieder in sich. Das Glas Rolands traf er endlich auch an: er bemächtigte sich desselben, um es mit sich zurücke zu nehmen; weil dieses der Zweck seiner Reise war. Er fand, daß dasselbe sehr schwer zu tragen war, weil Roland kaum etliche Tropfen davon übrig behalten, und sonst die

Art

Digitized by Google

Art desselben eben nicht die feineste gewesen seyn mochte. Hieben fängt nun Arioſt an, einen verliebten Seufzer an seine Schöne zu thun, dergleichen er mitten in seinem Heldengedichte zu thun pflegt. Er sagt ihr, daß er seinen Verstand auch zwar verlohren hätte; aber daß er ihn nicht so weit würde zu suchen haben. Er schwebe auf ihren Augen und Lippen herum, und er bäthe sich deswegen nur die Erlaubniß aus, denselben mit seinen Lippen wieder zu haschen. Genug von Arioſts Phantasien, die gewiß eher den Träumen eines Kranken, wie Horaz spricht, als der vernünftigen Dichtung eines Poeten ähnlich sehen: weil weder Wahrscheinlichkeit, noch Ordnung darinn anzutreffen ist.

19. §. Was soll ich von dem Marino sagen, dessen Schriften eben so voll unwahrscheinlicher Dinge sind, als seiner Landsleute? Zur Probe darf ich nur die entsetzliche Abbildung nehmen, die er im Anfange seines Kindermordes von dem Satan gemacht hat. Er liegt im Abgrunde ohne Grund, an einer scheußlichen Kette, von hundert in einander geschlungenen Schlangen. Sein Kleid und Tyron, ist ein unauslöschlich Feuer. Sein vormals leuchtender Mantel, ist nunmehr aus Flammen und Finsterniß gewebet. Sieben Hörner hat er auf dem Haupte, darum sich lauter Hydren und Ceraſten gewickelt haben, die gleichsam die Edelsteine in seiner Krone ausmachen. In seinen Augen flammt ein rothes und trübes Licht, und seine Blicke gleichen den Cometen und Blitzen. Gestank und Finsterniß dampfet aus seiner Nase, sein Hauch ist dem Wetterstrale, und sein Seufzen dem Donner ähnlich. Dadurch sowohl, als durch seine feurige Blicke zündet er selbst den Holzstoß an, (der doch vorher schon brannte) welcher unverbrennlich ist, und doch alles verzehret. Seine von Geifer und Rost angefresſene Zähne klappern und machen ein groß Geräusche, durch ihr Knirschen; und sein Schwanz schlägt in der Glut, auf die Schuppen seiner stählernen Gliedmaaßen.

20. §. Bey diesem höllischen Tyrannen stehn drey Furien, (damit ja das Heidenthum wieder ins Christenthum

gemiſcht werde) ihn auf ewig auf die Folterbank zu ſpannen, und mit ihren Natterſtreichen unaufhörlich zu geißeln. Ihre Haare ſind magre Schlangen, ſein Zepter iſt von Stahl: und kurz, er iſt ſo abſcheulich, daß er vor ſich ſelbſt ſowohl, als vor ſeinem Reiche einen Abſcheu hat. Nun fängt der Poet an, dieſen gefallenen Geiſt aus der heidniſchen Mythologie zu ſchimpfen, und ihn bald einen Narciß, bald einen Phaeton zu nennen, und die ſtrenge Richterhand des wahren Gottes, mit einem fabelhaften Phlegeton zu vermengen. Die Sybillen und Orakel, werden bald darauf von der Jungfer Maria und der Eliſabeth abgelöſet: und auf die Geburt Chriſti muß der Friedensgöttinn Tempel einfallen. Endlich holt der Poet noch nach, daß Satan auch Flügel gehabt, die er als die größten Schiffſegel ausgedehnet hätte, um vor dem bethlehemitiſchen Sterne zu entfliehen; aber er wäre durch ein ſtählernes Gebiß in ſeinem ewigen Gefängniſſe feſt behalten worden.

21. §. Ob nun eine ſolche Schilderey des Satans, die halb chriſtlich, halb heidniſch iſt; ihn bald zum Könige und bald zum Sklaven macht; bald andere ſchlagen, bald ſelbſt gefoltert und gepeitſchet werden läßt; ihm Hörner und Klauen, einen Schwanz und ſtählerne Schuppen giebt; ihn mit Feuer und Schlangen zugleich umgiebt; ja bekleidet auch nackend zugleich, auf dem Throne und auf der Folterbank zugleich vorſtellt u. ſ. w. ja ferner alles übrige durch einander menget; ob dieſe Beſchreibung wahrſcheinlich ſey, ſage ich, das laſſe ich meine Leſer ſelbſt urtheilen. Mir kömmt es vor, daß der Dichter aus großer Begierde recht was Wunderbares zu machen, die Regel des Horaz vergeſſen:

Aut famam ſequere, aut *ſibi conuenientia* finge
Scriptor.

Imgleichen:

Ficta voluptatis cauſſa ſint proxima veris,
Nec quodcunque volet poſcat ſibi fabula credi.

Digitized by Google

Es iſt nicht genug, daß man ſagt, die Maler pflegten ja den Satan dergeſtalt abzubilden; und alſo wäre es ſchon wahrſcheinlich, daß Satan ſo ausſähe. Denn was haben doch die Maler nicht für ungereimte Sachen abgeſchildert? Wollte ein Poet ihnen folgen: ſo würde er auch Troja und Jeruſalem mit Carthaunen beſchießen, und mit Mörſern bombardiren dörfen, wie man es in vielen Holzſchnitten alter Bücher wahrnehmen kann. Wie wollte man aber dieſes mit den alten Geſchichten zuſammen reimen?

22. §. Ich komme auf den Milton, der in engliſcher Sprache ein Heldengedichte vom verlohrnen Paradieſe geſchrieben hat; welches uns vor etlichen Jahren in der Schweiz im Deutſchen geliefert worden. Dryden, ein andrer engliſcher Poet, zieht ihn dem Homer und Virgil in einer Sinnſchrift vor:

The force of nature could no further go,
To make a third, ſhe join'd the former two.

Er hat ſich aber auch nicht aller Fehler in dieſem Stücke enthalten können, ſo große Fähigkeit er auch ſonſt im Dichten erwieſen hat. Erſtlich erklärt er alle heidniſche Gottheiten für Teufel, die unter verſchiedenen Namen von den Heiden wären angebethet worden: hernach berufft er ſich auf den Raub der Proſerpina, als auf eine wahre Geſchicht. Wer hätte es denken ſollen, daß in der bibliſchen Materie vom Falle der Engel das Heidenthum ſtatt finden würde? Am ſeltſamſten ſieht ſein **Pandämonium** aus, das iſt der Ort, wo die Teufel mit einander zu Rathe gegangen. Satan hatte ſie ſchon einmal in einem weiten Felde zuſammen beruffen, und eine Anrede an ſie gehalten; und alſo ſchien es vergebens zu ſeyn, daß er noch ein beſonderes Gebäude hätte, wo er mit ihnen rathſchlagen könnte. Aber der Poet ſcheint ein Belieben getragen zu haben, ſein Pandämonium nach der doriſchen Ordnung zu bauen, es mit allerley Verzierungen, als Karnießen und goldnen Blumen ausſchmücken. Dieſe Erfindung ſcheint ſich nun zwar nicht aufs beſte für einen

ernſthaften Milton zu ſchicken: aber noch ſchöner kommt es heraus, wenn ſich alle ſeine Teufel in Zwerge verwandeln müſſen, damit ſie nur in dem gar zu engen Gebäude, Platz finden mögen. Lucifer indeſſen, mit ſeinen vornehmſten Bedienten, behalten ihre natürliche ungeheure Größe; daher der gemeine Pöbel böſer Geiſter nur in Geſtalt kleiner Pygmäen erſcheinen muß. Wenn das nicht das Lächerliche aufs höchſte getrieben heißt: ſo weis ich nicht mehr, was wahrſcheinliche oder unwahrſcheinliche Erdichtungen ſeyn ſollen.

23. §. Noch eine Fabel iſt indeſſen werth, aus dieſem Dichter angemerket zu werden. Die Sünde wird aus dem Gehirne Satans, als eine Minerva aus dem Haupte Jupiters gebohren. Satan aber zeuget von dieſer ſeiner Tochter abſcheulicher Weiſe ein Kind, nämlich den Tod: und dieſes raſende und ſchmutzige Ungeheuer beſchläft wieder ſeine Mutter, ſo wie es der Vater mit ſeiner Tochter gemacht hatte. Aus dieſer neuen Blutſchande wird ein ganzes Neſt voll Schlangen erzeuget, die in den Schooß ihrer Mutter kriechen, und alle die Eingeweide verzehren, daher ſie entſproſſen ſind. Ob eine ſo ſchmutzige und wahrhaftig abſcheuliche Allegorie Wahrſcheinlichkeit genug habe, will ich abermal nicht ſelbſt beurtheilen, ſondern einem jeden ſeine Gedanken davon laſſen. Zum wenigſten ſieht man nicht, warum die Sünde mit dem Tode noch einmal verbothener Weiſe hat zuhalten müſſen. Dieſes hat in der Sache ſelbſt keinen Grund mehr, und ſcheint von dem Poeten nur zur Vergrößerung der Abſcheulichkeiten erſonnen zu ſeyn. Eben dadurch verliert nun ſeine Fabel die Wahrſcheinlichkeit: weil man es nicht begreifen kann, warum der Tod noch die Schlangen habe zeugen müſſen? Nicht beſſer geht es mit dem Paradieſe der Narren, wo die Mönche, Capuciner, Indulgenzien, Bullen und Reliquien auf den Flügeln des Windes herumſpazieren; Petrus aber mit ſeinen Schlüſſeln an der Himmelsthür ſteht. Wie konnten alle dieſe Dinge zu der Zeit vorhanden ſeyn, da das Paradies verlohren gegangen? Für den Arioſt würden ſich ſolche Thorheiten beſſer, als für einen Milton geſchicket

cket haben. Ich übergehe hier noch die Abwechſelung des Tages und der Nacht, im Himmel vor Erſchaffung der Welt, die Weltgegenden, Berg und Thal, ja einen Boden voller Metalle, daraus die Teufel allerley künſtliche Dinge machen, zum Exempel, Carthaunen und Schießpulver, womit ſie die Engel zerſchmettern, die Thore und Schildwachten an der göttlichen Reſidenz, und tauſend andre Poſſen mehr. Siehe der Beyträge zur critiſchen Hiſtorie der deutſchen Sprache ꝛc. I. Band, wo ein Auszug aus dieſem Gedichte zu finden iſt.

24. §. Nun könnte ich noch zu ein paar neuern Heldengedichten der Engländer, nämlich dem Könige Arthur, den Richard Blackmore gemacht, und dem Leonidas, den uns vor kurzem Herr Glover geliefert hat, fortſchreiten. Allein, je neuer die Zeiten werden, und jemehr die Vernunft aufgeklärt wird, deſto reiner werden ſolche Werke von allen Fehlern wider die Wahrſcheinlichkeit. Ich mag mich alſo bey Kleinigkeiten nicht aufhalten, und komme auf die Franzoſen. Es iſt Schade, daß Voltaire in ſeinem neuen Heldengedichte, darinn er es allen vorigen, in Beobachtung der Wahrſcheinlichkeit, zuvorgethan, nicht gänzlich von Fehlern hat frey bleiben können. Ich will hier nicht an die Fabel gedenken, da er Heinrich dem Vierten, ſeinen Held, gleich im Anfange ſeines Gedichtes eine Reiſe nach Engeland thun läßt, um ſich den Beyſtand der Königinn Eliſabeth zuwege zu bringen. Dieſes iſt ja freylich in der Hiſtorie nicht gegründet, und alſo nicht wirklich geſchehen: allein, es iſt doch wahrſcheinlich; weil Heinrich gleichſam etliche Monate in einer ſolchen Stille zugebracht, daß man indeſſen von ihm nichts aufgezeichnet findet. Hier ſtund es nun dem Poeten frey, ſeinem Helden, der ohnedem in Frankreich nichts verſäumete, außer Landes was zu thun zu geben. Er zaubert ihn aber nicht etwa in die canariſchen Inſeln, und wieder zurück; wie Taſſo es mit ſeinem Rainald macht: ſondern er läßt ihn natürlicher Weiſe über den Canal zwiſchen Frankreich und Engeland ſchiffen u. ſ. w.

25. §. Ich frage nur, ob der alte Greis, den er ſo gleich auf der engliſchen Küſte in einer Einöde antreffen, und ſeinem

Helden ſein ganzes künftiges Schickſal vorherſagen läßt; ob dieſe Fabel, ſage ich, Wahrſcheinlichkeit genug für ſich habe? Der Einſiedler muß ein Prophet werden, und zwar ein wirklich von Gott erleuchteter Prophet, dergleichen die im alten Teſtamente geweſen. Er ſagt ausdrücklich:

Ce Dieu, qu'il adoroit, prit ſoin de ſa vieilleſſe,
Il fit dans ſon deſert deſcendre ſa ſageſſe,
Et prodigue envers lui de ſes treſors divins,
Il ouvrit à ſes yeux le Livre des deſtins.

Ich weis nicht, ob dieſe vier Zeilen es wahrſcheinlich und glaublich machen können: daß Gott die Bücher des Verhängniſſes einem Eremiten werde eröffnet haben; welches er ohne Noth niemals gethan, auch niemals zu thun verſprochen hat. Um ſo viel mehr aber iſt mir dieſer neue Prophet ärgerlich anzuhören, da er, als ein eifriger Papiſt, die proteſtantiſche Religion für einen Irrthum anſieht; den Uebertritt Heinrichs des IV. zur römiſchen Kirche eine Erleuchtung nennet, u. ſ. w.

De Dieu, dit le Vieillard, adorons les deſſeins,
Et ne l'accuſons pas des fautes des humains.
J'ai vû naitre autrefois le Calviniſme en France,
Foible, marchant dans l'ombre, humble dans ſa naiſſance.
Je l'ai vu ſans ſupport, exilé dans nos murs,
S'avancer à pas lents par cent detours obſcurs.
Enfin, mes yeux ont vu du ſein de la pouſſiere
Ce fantôme effrayant lever ſa tête altiere,
Se placer ſur le trône, inſulter aux mortels,
Et d'un pied dedaigneux renverſer nos autels.
Loin de la Cour alors en cette grotte obſcure,
De ma religion je vins pleurer l'injure.
Là quelque eſpoir au moins conſole mes vieux jours;
Un culte ſi nouveau ne peut durer toujours.
Des caprices de l'homme il a tiré ſon être,
On le verra perir, ainſi qu'on l'a vu naitre &c. &c.

26. §.

Digitized by Google

26. §. Ob nun ein Prophet, der die gereinigten Wahrheiten des Evangelii für ein Ungeheuer schilt, sie einen neuen Gottesdienst nennet, und ihren Ursprung aus dem menschlichen Eigensinne herleitet, und ihnen einen baldigen Untergang drohet: ob ein solcher ein wahrer Prophet seyn könne; das mögen alle Protestanten, davon halb Europa voll ist, selbst bedenken. Gleichwohl verkündiget unser Einsiedler alles vorher, als ob er die Geschichte Heinrichs des IV. schon zum voraus gelesen hätte. Man darf nicht sagen, es könne von einem katholischen Poeten nicht gefordert werden, daß er als ein Protestant schreiben solle. In Frankreich werde dieser Eremit wahrscheinlich genug seyn ꝛc. Ich antworte: Voltaire hat in so vielen Stellen seines Gedichtes, welches gewiß viel zu der Schönheit desselben mit beyträgt, genugsam zu verstehen gegeben, daß er kein so blinder Papist sey, als mancher wohl denken möchte. Hat er nun selbst das Herz gehabt, viel Sätze einfließen zu lassen, die seinen Religionsverwandten so sehr misfallen haben, daß er das Land deswegen räumen müssen: warum hat er nicht vollends diesen Einsiedler, der doch die Creatur seiner Einbildungskraft ist, so gebildet, daß er überall und nicht nur in Frankreich wahrscheinlich herausgekommen?

27. §. Ich komme auf die Hexereyen der Verschwornen, die er im fünften Buche seines Gedichtes beschrieben hat; und davon schon oben gedacht worden. Es kann seyn, daß die damalige Königinn von Frankreich, eine Liebhaberinn der Zauberkunst gewesen; und es kann seyn, daß ihr Exempel viele ihrer Unterthanen nach sich gezogen. Es ließe sich daher auch mit einiger Wahrscheinlichkeit dichten, die sechzehn Häupter der Rebellen hätten zu einem Schwarzkünstler ihre Zuflucht genommen, um das Schicksal ihres Reichs zu erfahren. Dieß finstre unterirdische Gewölbe, alle die abergläubischen Zurüstungen des jüdischen Hexenmeisters, kurz, alles, was vorhergeht, und sich bloß auf die thörichte Phantasie der Menschen gründet, ist in meinen Augen nicht unwahrscheinlich. Aber, daß der Poet auf eine so verdammli-

che Begierde das Künftige zu wissen, auf solche gotteslästerliche und ruchlose Beschwerungen und Zauberformeln, eine Erhörung ihres Wunsches erfolgen läßt, das kann ich ihm nicht vergeben. Gott bestärket diese abergläubische Rotte in ihrer Thorheit. Was der Zauberer nicht vermag, das thut derjenige, den er gelästert hat: und was das Aergste ist, durch ein wahrhaftes Wunderwerk, dabey er die Gesetze der Natur aufheben muß. So sagt der Poet:

Aux magiques accents, que sa bouche prononce,
Les Seize osent du Ciel attendre la Reponse:
A devoiler leur sort ils pensent le forcer;
Le Ciel, pour les punir, voulut les exaucer,
Il interrompt pour eux les Loix de la Nature.
De ces Antres muëts sort un triste murmure,
Mille éclairs redoublez dans la profonde nuit,
Poussent un jour affreux, qui renait & qui fuit.
Au milieu de ces feux Henri brillant de gloire,
Apparoit à leurs yeux sur un char de victoire &c.

Wo hat man nun ein Exempel von dergleichen Begebenheiten gehört oder gesehen, da Gott an statt des Satans einem Hexenmeister seinen Wunsch erfüllet; ihn dadurch in seiner Thorheit gestärket, und also der Ehre seines eigenen Namens selbst Hindernisse in den Weg gelegt hat? Herr Voltaire, der sonst solche gesunde Begriffe von dem höchsten Wesen hat, sollte sich hier wohl etwas behutsamer aufgeführt haben; damit er die Regeln der Wahrscheinlichkeit, die er andern so wohl vorzuschreiben weis, selbst nicht aus den Augen gesetzt hätte.

28. §. Ich habe mich bisher in Bemerkung der Fehler allein bey den berühmten Heldengedichten der ältern und neuern Zeiten aufgehalten, und würde noch ein deutsches Heldengedichte vornehmen müssen; wenn eins vorhanden wäre, das sich der Mühe verlohnte. Wir haben zwar den Wittekind, den uns Postel verfertiget hat: allein dieser verdient eben so wenig eine Critik, als des Chapelains Mägdchen von Orleans,

Digitized by Google

Orleans, oder des St. Amand erretteter Moſes, in Frankreich. Zudem wird er faſt von niemanden geleſen, und alſo iſt es nicht zu beſorgen, daß ſein Exempel andre verführen werde. Man ſehe indeſſen, was von dem habspurgiſchen Ottobert in den critiſchen Beyträgen der deutſchen Geſellſchaft geurtheilet worden. Ich komme alſo noch mit wenigem auf die Fehler, die in dramatiſchen Poeſien wieder die Wahrſcheinlichkeit begangen werden. Die Alten ſind davon eben ſo wenig frey, als die Neuern, und wenn wir ſie gleich loben, ſo wollen wir nicht alles Schlechte damit gut heißen, das ihnen zuweilen entwiſchet iſt. Sophokles ſoll uns bey den Griechen mit ſeinem Oedipus zum Beyſpiele dienen, daß er auch habe fehlen können: wenn gleich die Fabel überhaupt und das ganze Stück ſeinen Werth behält.

29. §. Der Schauplatz öffnet ſich durch einen Chor thebaniſcher Bürger, die vor den Altären auf ihren Knien liegen, und von den Göttern das Ende ihres Unglücks erbitten wollen. Oedipus, ihr König, erſcheint mitten unter ihnen, und ſagt: **Ich bin Oedipus, der in aller Welt ſo berühmt iſt. Was iſt die Urſache, meine Kinder, weswegen ihr hieher gekommen?** Iſt es hier wohl wahrſcheinlich, daß die Thebaner ihren Herrn nicht gekannt; und daß er es alſo nöthig gehabt zu ſagen, wer er ſey? oder ſollte es der König eines Volkes nicht wiſſen, daß eine Peſt in ſeinem Lande wüte? Der Hoheprieſter antwortet ihm indeſſen im Namen des Volks: **Du ſiehſt hier Jünglinge und alte Männer vor dir. Ich, der ich dich anrede, bin der Oberprieſter Jupiters. Deine Stadt iſt wie ein Schiff, das von Ungewittern beſtürmt wird** ꝛc. Und hier fängt er ihm an die Peſt zu beſchreiben, die im Lande damals wütete. Sollte hier wohl Oedipus wiederum den Hohenprieſter nicht gekannt haben? Indem die Beſchreibung der Peſt noch währet, kömmt Creon, der Jokaſta Bruder, den man an das Orakel geſchickt hatte, eine göttliche Antwort wegen der Landplage zu vernehmen. Dieſer redet den Oedipus an: **Herr**, ſpricht er, **wir haben vormals**

mals einen König gehabt, der Lajus hieß. Ich weis es, erwiedert jener, ob ich ihn gleich niemals gesehen habe. Er ist erschlagen worden, versetzt Creon, und Apollo will, daß wir seine Mörder zur Strafe ziehen sollen. Ist denn Lajus zu Hause oder im Felde erschlagen worden? fragt Oedipus hierauf.

30. §. Hier sieht nun wohl abermal ein jeder, es sey gar nicht wahrscheinlich, daß Creon eine so bekannte Sache, als der Tod des Königs Lajus in Theben seyn mußte, demjenigen, als was Unbekanntes würde erzählt haben, der an seiner Stelle schon etliche Jahre regieret hatte: vielweniger, daß Oedipus sich in so langer Zeit nicht mehr um die Art seines Todes bekümmert haben würde. Doch er fährt fort, zu fragen, ob denn aus der Anzahl der Gefährten, die bey dem erschlagenen Könige gewesen, niemand wieder zurücke gekommen? Einer, der wirklich mit zugegen gewesen, giebt zur Antwort, daß es von einer Menge von Straßenräubern geschehen; da es doch von einer einzigen Person, nämlich vom Oedipus selbst geschehen war. Wie war es nun möglich, eine so falsche Antwort zu geben, da man bey Entdeckung der Wahrheit nicht das geringste zu besorgen hatte? Oedipus vernimmt endlich, daß Phorbas, einer von den damaligen Gefährten des Lajus noch lebe; und von diesem hätte er leicht völlige Nachricht einziehen können. Allein, er läßt ihn, wider alles Vermuthen, nicht einmal zu sich fordern. Auch der Chor, der ihm allezeit Anschläge giebt, denkt nicht daran; sondern räth ihm, lieber den Tiresias fordern zu lassen. Endlich in der vierten Handlung kömmt Phorbas. Ohne Zweifel denkt man hier, Oedipus werde ihn mit großer Ungeduld fragen: Wie es mit dem Tode des Königes bewandt gewesen? weil er so begierig war, seinem Volke zu helfen. Aber nichts weniger, als das. Die Tragödie endigt sich, ehe Phorbas ein Wort von dem Tode seines Herrn zu reden bekommen hat.

31. §. Dieß mag zu einer Probe genug seyn, daß Sophokles die Wahrscheinlichkeit nicht genau beobachtet habe. Wer sich ausführlicher darum bekümmern will, der kann die Cri-

tik

tik nachleſen, die Voltaire über die drey Oedipos, nämlich den griechiſchen, des Corneille franzöſiſchen, und ſeinen eigenen gemacht hat. Imgleichen kann man die Critik über den Cid, von der franzöſiſchen Academie, in dieſer Abſicht zu rathe ziehen; welches Stück auch in der deutſchen Schaubühne I. Theile befindlich iſt. In eben dieſem Theile ſteht auch mein Cato, von welchem in den critiſchen Beyträgen eine Beurtheilung, nebſt einer Antwort zu leſen iſt. Man ſehe auch in eben dieſen Beyträgen, was von dem gedrückten und erquickten Jacob, imgleichen vom Trauerſpiele Polyeuktes, dem dresdeniſchen Telemach, und Herodes dem Kindermörder, endlich auch von Schakeſpears Cäſar, hin und wieder geurtheilet worden. Die Liebhaber der Opern mögen St. Evremonts Gedanken darüber nachſchlagen, die in den Schriften der deutſchen Geſellſchaft überſetzt zu leſen ſind. Und überhaupt von theatraliſchen Poeſien kann man nachleſen, was Cervantes im Don Quixote, einen gewiſſen Canonicus, davon hat ſagen laſſen. Die Wahrſcheinlichkeit in Schäfergedichten anlangend, darf man nur Fontenellens Diſcurs, der auch bey den Geſprächen, von mehr, als einer Welt, von mir überſetzt anzutreffen iſt, imgleichen den Guardian davon beſehen. Die Satire betreffend, ſehe man Muralts Briefe über die Franzoſen nach, wo er des Boileau Satire über Paris unterſuchet hat.

32. §. Ich ſehe es ſchon vorher, daß viele dieſe beyde letzte Hauptſtücke mit ſcheelen Augen werden angeſehen haben. Es wird wenigen von unſern deutſchen Poeten gefallen, daß man ſich die Freyheit nimmt, die Gedichte der größten Meiſter ſo ſcharf zu prüfen. Man wird ſagen, es ſchicke ſich nicht, aller Leute Geſchmack nach ſeinem eigenen Leiſten zu meſſen. Was mir nicht gefiele, das könnte deswegen doch andern gefallen, und alſo auch ſchön ſeyn. Und endlich wäre ich der Mann nicht, der ſich über die größten Meiſter zum Richter erheben könnte. Allein ich antworte auf dieſes letzte, daß ich mir meiner Schwachheit ſelbſt ſchon bewußt bin. Ich habe ſelbſt kein Heldengedicht geſchrieben, und gebe mich alſo

für

für keinen Poeten aus, der allen denen gleich zu schätzen, geschweige dem vorzuziehen wäre, die ich beurtheilet habe. Allenfalls ist es auch gar nicht nöthig, selbst was bessers machen zu können, wenn man andre nach den Kunstregeln beurtheilet. Sind denn Aristotels Rhetorik und Poetik deswegen zu verwerfen, weil ihr Urheber selbst weder ein großer Redner, noch ein Poet gewesen? Seine Regeln sind doch richtig, und seine Urtheile von so vielen poetischen und oratorischen Werken seiner Zeit bleiben wohl gegründet; so lange Vernunft und Geschmack in der Welt seyn wird. Zudem habe ich mir ja keine neue Gesetze und Kunstregeln ausgesonnen; ich sage nur Anfängern in der Poesie, was ich von den Alten für poetische Regeln gelernet habe, und wie man die Gedichte darnach prüfen müsse. Horaz machte es auch so:

Fungar vice cotis; acutum
Reddere quae ferrum valet, exsors ipsa secandi.
Munus & officium, nil scribens ipse, docebo:
Vnde parentur opes, quid alat formetque poetam?
Quid deceat, quid non? quo virtus, quo ferat error?

33. §.

* FOR this reason we presume not only to defend the cause of CRITICS; but to declare open War against those indolent supine *Authors*, *Performers*, *Readers*, *Auditors*, *Actors or Spectators*; Who making their HUMOUR alone the Rule of what is beautiful and agreeable, and having no account to give of such odd FANCY, reject the *criticizing* or *examining Art*, by which alone they are able, to discover the *true* BEAUTY and WORTH of every Object.

ACCORDING to that affected Ridicule which these insipid Remarkers pretend to throw upon just CRITICKS the Enjoyment of all real Arts or natural Beautys, wou'd be intirely lost. Even in Behaviour and Manners we shou'd at this rate become in time as barbarous, as in our Pleasure and Diversions, I wou'd presume it, however, of these *Critick-Haters*, that they are not yet so uncivilized, or void of all social Sense as to maintain: *That the most barbarous Life, or brutisch Pleasure, is as desirable as the most polished or refin'd.*

FOR my own part, when I have heard sometimes Men of reputed Abi-

33. §. Den Freunden des willkührlichen Geschmacks aber aufs erste zu antwortem, so gebe ich ihnen eine treffliche Stelle des englischen Grafen Schaftsbury zu überlegen, die ich, weil das Buch nicht überall zu haben ist, hersetzen will. * Ueberdas aber gebe ich es ihnen zu bedenken, ob sie auch demjenigen das Wort reden wollen, der in der Unterscheidung der Metalle sich auf den Augenschein allein verlassen, Gold, Messing, Silber und Zinn für einerley halten, und sich über denjenigen erzürnen wollte, der bey dem Einkaufe solcher Waasich des Probiersteins bedienete, oder eine Goldwage zu rathe zöge. Meines Erachtens werden sie so billig seyn, und die Behutsamkeit dieses letztern, der Einfalt des erstern vorziehen: weil nicht die Farbe, sondern der innere Gehalt, und die Schwere den wahren Werth der Metalle entdecket. Dasselbe Urtheil nun muß ja billig von dem menschlichen Witze und seinen Früchten gefället werden. Es muß nicht auf den bloßen Glanz und Schimmer seiner Werke ankommen; weil nicht alles Gold ist, was da gleißet. Was nicht bey der gesunden Vernunft die Probe oder den Strich hält, das kann nicht für vollgültig genommen werden. Die Regeln der Kunstrichter aber, die gehörig erwiesen worden, sind der poetische Probierstein, der das Zweifelhafte entscheiden, und

Ability join in, with that effeminate plaintive Tone of *Invective* against CRITICKS, I have really thought, they had it in their Fancy, to keep down the growing Genius of the Youth, their Rivals, by turning them aside from that *Examination* and Search, on which all Performance, as well as good Judgment depends &c. Tom. III. seiner Characteristics Misc. III. C. 2. p. 165. D. i.

Aus dieser Ursache, wollen wir nicht allein die Sache der Critikverständigen, vertheidigen; sondern auch allen den nachläßigen und gleichgültigen Schriftstellern, Verfassern, Lesern, Zuhörern, Comödianten und Zuschauern einen offenbaren Krieg ankündigen, die ihre Einfälle allein zu einer Regel der Schönheiten und Annehmlichkeiten machen; und da sie von diesem ihrem Eigensinne, oder ihrer wunderlichen Phantasie keine Red und Antwort geben können, die Critik, oder Untersuchungskunst verwerfen; wodurch sie doch allein geschickt werden könnten, die wahre Schönheit und den rechten Werth jedes Dinges zu entdecken.

Nach der erzwungenen Auslachenswürdigkeit, die solche abgeschmackte Leute wahren Criticis aufbürden wollen, würde das Belustigende von allen Künsten und natürlichen Schönheiten

und die wahren Schönheiten so sehr ins Licht setzen, als die falschen Putzwerke und wesentlichen Unrichtigkeiten sinnreicher Schriften beschämen kann.

heiten verlohren gehen. So gar in Trachten und Sitten würden wir zu diesen Zeiten so barbarisch werden, als wir in unsern Ergetzungen und Lustbarkeiten sind. Doch will ichs von diesen Feinden der Critik hoffen, sie würden nicht so unhöflich, oder von aller Menschlichkeit so entfernt seyn, zu behaupten: daß das allerunmenschlichste Leben, und ganz viehische Belustigungen, eben so hoch, als die artigsten und feinesten Vergnügungen zu schätzen wären.

Meines theils, wenn ich zuweilen Männer von bekannter Geschicklichkeit, mit einem weibischen und klägli-chen Tone, wider die Kunstrichter habe eifern hören; so habe ich wirklich gedacht: Sie hättens im Sinne, den anwachsenden Geist junger Leute, die ihnen nacheifern, niederzuschlagen; indem sie dieselben von derjenigen Untersuchung und Prüfung abzuwenden suchen, ohne welche eine tüchtige Arbeit so wenig, als ein richtiges Urtheil bestehen kann.

Digitized by Google

* *

Das VII. Capitel.
Von poetiſchen Worten.

1. §.

Wir haben oben gewieſen, daß ein Dichter ſeine Nachahmung durch eine harmoniſche und wohlklingende Rede ins Werk richte. Die Rede nun iſt ein Ausdruck unſerer Gedanken, der durch die Worte geſchieht, welche entweder einzeln, oder mit andern zuſammengenommen ihre Bedeutungen haben. Dieſe letztern bekommen den Namen der Redensarten, und davon wird in dem folgenden Capitel gehandelt werden. Hier will ich nur von der erſten Gattung handeln, und theils ihren mannigfaltigen Unterſcheid, theils ihren vernünftigen Gebrauch in der Poeſie zeigen.

2. §. Fürs erſte iſt es bekannt, daß die Sprachverſtändigen, ſowohl in der deutſchen Sprache, als in der lateiniſchen, verſchierley Gattungen von Wörtern bemerket haben, die zur Ausdrückung und Verbindung unſrer Gedanken nöthig ſind. Wir haben **Nennwörter**, womit wir theils die Sachen, theils ihre Eigenſchaften anzeigen, z. E. Kopf, Hand, Buch; gelehrt, geſchickt, gründlich, u. d. gl. Wir haben **Fürwörter**, die anſtatt der vorigen gebraucht werden können, um gewiſſe Wiederholungen zu erſparen. Z. E. Ich, du, er; der, die, das; dieſer, dieſe, dieſes, u. ſ. w. Wir haben **Zeitwörter**, um das Thun oder Leiden gewiſſer Dinge zu bedeuten: als ſchreiben, leſen, hören, lernen, u. d. gl. und ſie werden wiederum in ihre Claſſen abgetheilet. Wir haben **Mittelwörter**, die von den vorigen etwas, und von den Nennwörtern auch etwas an ſich haben, und alſo zwiſchen beyden das Mittel halten. Z. E. Das Wort **verworfener** deutet erſtlich auf ein vergangenes Leiden, das einer Sache, die verworfen worden, wiederfahren; hernach aber auch

die Eigenschaft, z. E. eines schlechten Reimes: Ein verworfener Reim. Wir haben ferner **Nebenwörter**, dadurch die Bedeutungen der Hauptwörter entweder eingeschränket oder vergrößert, oder sonst auf gewisse Weise bestimmet werden; als z. E. **wohl** schreiben, **recht** reimen, **schön** denken, **stark** rühren. Wir haben **Vorwörter**, welche man bey den Nenn- und Fürwörtern nöthig hat, ihre Verhältnisse unter einander anzuzeigen: Als **von** Rom, **nach** Paris; **bey** uns, **zu** ihm, **über** die Wolken, **im** Staube, **unter** dem Pöbel. Wir haben **Verbindungswörter**, die den Zusammenhang unsrer Begriffe anzeigen, als da sind: und, auch, aber, denn, weil, dafern, u. d. gl. Endlich auch **Zwischenwörter**, die gemeiniglich zum Ausdrucke gewisser Gemüthsbewegungen und anderer kleiner Umstände dienen, die zu den vorigen nicht gebracht werden können. Als: Ach! O! Hey! Sa, Sa! St! Wohlan! lustig! u. d. m.

3. §. Aller dieser Gattungen von Wörtern kann ein Poet eben so wenig, als die Geschichtschreiber und Redner entbehren. Ohne Zeichen kann er seine Gedanken nicht ausdrücken; und keine Art derselben ist bequemer, als die obigen Arten der Wörter. Allein er bedienet sich oftmals gewisser Freyheiten, die in andern Schriften nicht erlaubt seyn würden. Ich würde hier Regeln und Exempel davon geben müssen, wenn sich solches nicht bequemer bey den folgenden Abtheilungen der Wörter thun ließe. Man kann nämlich dieselben überhaupt, entweder als veraltete, oder als übliche, oder als neugemachte Wörter ansehen, und dabey fragen: welche von diesen eigentlich für einen Poeten gehören? Die andern Unterschiede der Wörter, z. E. einheimische und ausländische, niedrige und hohe, ehrbare und schändliche, matte und nachdrückliche, sollen auch an ihrem Orte beyläufig berühret werden.

4. §. Was die altfränkischen Wörter betrifft, so finden wir sie in den Schriften, die vor und um die Zeiten der Reformation Lutheri, ja bis auf Opitzens Zeiten, verfertiget worden. Man darf nur den Theuerdank, Hans Sachsens

und

Digitized by Google

und anderer ſolcher alten Meiſterſänger Schriften nachſehen: ſo wird man die Proben ganz häufig finden. Z. E. im Theuerdank ſteht gleich von Anfang **beſchaffen** für geſchaffen, (nach welcher Form auch unſere Canzelliſten noch **beſchehen** für geſchehen, zu ſetzen pflegen,) **Gemahel** für Gemahlinn, **Künigein** für Königinn, **Befilh** für Befehle, **beſtet** für beſtattet, **von nahenden** für nahen, **einhelligklich** für einhällig, **endtſchüttet** für beſchützet, **abgan** für abgehen, **morgenich** vor morgende, **Faulkeit** für Faulheit, **Ruck** für Rücken, oft und **dick** für vielmals, **Gehueren** für Geweihe oder Gehörne eines Hirſchen; **benuegich** für vergnügt, **öffen** für eröffnen, **kecklichen** für beherzt ꝛc. Doch genug, denn ſonſt müßte ich ein ganz Wörterbuch machen. Wer mehrere wiſſen will, kann ſich in Herrn Wachters und Friſchens deutſchen Wörterbüchern, oder auch in Leibnitzens und Eckards Collectaneis Etymologicis nicht weniger in den critiſchen Beyträgen hin und wieder umſehen. Man ſieht es wohl, daß in einigen dieſen Wörtern die Rechtſchreibung altfränkiſch iſt; von einigen auch ganz und gar ungewöhnlich geworden. Zuweilen iſt auch wohl das Geſchlecht verändert, als wenn z. Exempel im Theuerdank ſteht **das Jeiaid**, anſtatt daß wir itzo die Jagd ſagen. Wenn man aber in noch ältere Zeiten zurücke geht, ſo findet man gar unverſtändliche Wörter, die man auch im Zuſammenhange nicht errathen kann. Was heißt z. E. in folgenden Zeilen das letzte Wort?

> Vnnd mit ganzen trewen Warnen
> Ihr müßt die Königinn erarnen.
>
> Theuerd.

Unzähliger anderer, die im Ottfried, Willeram, Stricker, Winsbeck und dergleichen alten Schriften vorkommen, zu geſchweigen, die man in Schilters Werke nachſehen kann.

5. §. Hier fragt ſichs nun, ob ein Poet ſich ſolche alter Wörter bedienen könne? Von der letzten Art kann man wohl kein Bedenken tragen, mit Nein zu antworten. Denn

was einen unverſtändlich machet, das muß man mit Fleiß vermeiden. Von den erſten aber iſt es ebenfalls nicht anders. Durch die ſeltſame Figur, die ſolche Wörter itzo in unſern Augen machen, würde ein Gedichte nur lächerlich werden; oder, wenn ſie oft vorkämen, ſo würde ein Vers nur rauh und grob davon ausſehen. Diejenigen von unſern Dichtern, verdienen alſo eben ſowohl getadelt zu werden, die ſich ſolcher verlegener Wörter bedienen, als die lateiniſchen Poeten, die ſich aus dem Plautus, Pacuvius, Lucretius u. a. d. die ſeltſamſten Wörter ausſuchen, ihre Gedichte damit auszupußen: worüber Accurſius ſie in einem eigenen Geſpräche verſpottet hat, darinn er einen Oſcier und einen Volſcier redend eingeführet hat. Ich habe einen Geiſtlichen gekannt, der ſich aus D. Luthers Schriften die allerälteſten Wörter und Redensarten anmerkte, und ſeine Predigten damit ausſtaffirte. Seine Meynung war dabey, ſich als ein eifriger Schüler Luthers zu bezeigen: aber, eine ſo ſeltſame Nachahmung, machte ihn nicht nur unverſtändlich, ſondern auch lächerlich. Einem Poeten würde es nicht beſſer gehen, wenn er dergleichen thun wollte: es wäre denn, daß er mit Fleiß die Schreibart der Alten, in einem ſogenannten Knittelreime, nachahmen wollte; da es denn nicht nur erlaubt, ſondern auch eine Schönheit ſeyn würde, alles recht altfränkiſch zu machen.

6. §. So viel iſt indeſſen gewiß, daß man in gewiſſen alten Büchern zuweilen Wörter findet, die ſich auch zu unſern Zeiten noch ſehr wohl brauchen laſſen: obwohl ſie ſeit funfzig oder hundert Jahren aus der Mode gekommen. Z. E. Das Wort **Geſchwader**, Eſcadron, iſt heutiges Tages faſt nicht mehr zu hören; gleichwohl haben wir kein beſſers an deſſen Stelle erfunden; man wollte denn Schwadronen ſagen. Nun haben zwar gewiſſe neuere, dieſes Wort von einer Schiffsflotte zu brauchen angefangen, aber mit ſchlechtem Beyfalle, weil es ſich dazu nicht ſchickt. Das Wort **Buhlſchaft** iſt noch von Opitzen und Flemmingen gebraucht worden, dasjenige anzuzeigen, was die Franzoſen Maitreſſe, und die Halbdeutſchen eine Courteſie nennen.

Die

Die **Verliebungen**, les Amours, ist gleichfalls ein Wort, welches wir nicht besser auszudrücken im Stande sind: ich finde es aber in einem Buche von 1648. gebraucht. Wenn sich nun ein Poet dieser und dergleichen Wörter mit Verstande und mäßig bedienet, so kann man ihn nicht tadeln; sondern hat vielmehr Ursache, ihm verbunden zu seyn, daß er ein geschicktes Wort aus dem Staube der Vergessenheit wieder hervorgezogen hat, darein es ohn alle seine Schuld gerathen war.

7. §. Wegen der üblichen Wörter, scheint es bey einem Poeten keine Schwierigkeit zu haben: allein man kann doch verschiedene gute Anmerkungen darüber machen, indem nicht alles was üblich ist, von gleichem Schrote und Korne ist. Zum ersten sind entweder dieselben gemein, so, daß sie auch den einfältigsten Leuten geläufig sind: oder sie sind ungemein und seltsam; weil sie nur unter den Gelehrten zu Hause sind, oder in ihren Büchern vorkommen. Ein Poet hat nach Anleitung des ersten Capitels die Absicht, sich durch eine edle Art des Ausdruckes in Hochachtung zu setzen und gleichsam die Sprache der Götter zu reden. Daher muß er denn nicht die allergemeinsten; sondern die ungemeinsten Wörter brauchen: zumal wenn er in seinem eigenen Namen schreibet. Wenn z. E. gemeine Leute sagen: **Der Kopf thut mir wehe**: so spricht etwa der Poet: **Ein Schmerz durchdringt mein Haupt.** Jenes hört man täglich, darum klingt es nicht edel: dieses hört man selten; darum ist es edler und erhabener. Dieses sollten sich alle die niederträchtigen Versmacher gesagt seyn lassen, die sich mit ihren pöbelhaften Reimen bis in die Sprache der Diener und Mägde herunter lassen. Sie wollen deutlich und lustig schreiben; aber ihre Hippokrene führt ein schlammigtes Wasser bey sich, welches oft gar stinkend ist. Indessen muß man durch die edlen Wotte und Ausdrücke, nicht ein hochtrabendes und auf Stelzen gehendes Wesen verstehen. Viele wissen hier keinen Unterscheid zu machen. Weil sie das niedrige fliehen, so versteigen sie sich über alle Wolken.

Profeſſus grandia, turget,

ſagt Horaz von ſolchen ſchwülſtigen Geiſtern. Sie erſinnen ſich von den gemeinſten Sachen ſeltſame Redensarten, die alles mehr verdunkeln als erheben. Dadurch ſuchen ſie die Einfältigen zu betrügen, daß ſie hinter dem Nebel unverſtändlicher Worte wer weis was ſchönes zu ſehen glauben; da es doch die ſchlechteſte Sache von der Welt iſt. Es iſt ein anders, hochtrabend ſchreiben; ein anders aber, ſich im Kothe wälzen. Das Mittel iſt das beſte.

8. §. Doch ſind die gemeinen Wörter auch nicht ganz zu verwerfen. In gewiſſen Gattungen der Gedichte, wo das Natürliche mehr herrſchen muß, würde es ein Uebelſtand ſeyn, lauter geſuchte Ausdrückungen zu brauchen. Z. E. In einem Schäfergedichte, Briefe, zärtlichen oder luſtigen Liebesliede, ingleichen in einer Satire oder Comödie, ſind die gewöhnlichſten Wörter gemeiniglich die beſten. Die Urſachen davon werden in den beſondern Regeln von dieſen Gattungen vorkommen. So gar die ganz niederträchtigen und pöbelhaften Worte können einem Poeten nicht ganz verbothen werden, wenn ſie nur nicht wider die Ehrbarkeit laufen. Er muß ja zuweilen dergleichen Perſonen redend einführen, die gewiß auf keine andere Art ihre Gedanken von ſich geben können. Der berühmte Spanier, Cervantes, hat dieſes ſehr wohl beobachtet, wenn er ſeinen Sanſcho Panſa, als einen Bauerkerl, ganz abgeſchmackt, und in lauter bäuriſchen Sprüchwörtern reden läßt. Alle Wörter aber, die Unfläterenen bedeuten, alles, was wider den Wohlſtand läuft, alles was guten Sitten zuwider iſt, das muß der Poet auch bey den allerniedrigſten Ausdrückungen zu vermeiden wiſſen, wie in den Anmerkungen zur Dichtkunſt Horatii ſchon erwieſen worden. Ich weis alſo nicht, ob Rachel allemal zu entſchuldigen ſeyn wird, wenn er ſich in ſeinem ſatiriſchen Eifer ſo ſehr herunter läßt, daß er ſich auch ſchmutziger Redensarten bedienet. Z. E. in ſeiner Satire von Gut und Böſe, heißt es bald anfangs:

Woher

Wohèr haſt du o Held den Urſprung doch genommen,
Du biſt der Mutter, traun! nicht aus der Naſen kommen,
Wie ein gemeiner Rotz.

Doch was man dem vorigen Jahrhunderte noch überſehen könnte, das würde in dem itzigen unerträglich ſeyn.

9. §. Unter die üblichen Wörter möchte mancher auch wohl die ausländiſchen, ſonderlich lateiniſchen und franzöſiſchen rechnen wollen: weil nämlich nichts gewöhnlicher iſt, als dieſelben mit in unſere Sprache zu miſchen, wenn wir reden. Dieſes Uebel iſt auch ſo neu nicht, als man wohl denken ſollte, ſondern ſchon vor hundert und mehr Jahren, hat ſich Opitz in ſeiner deutſchen Poeterey darüber beſchweret. „So ſteht es auch zum heftigſten unſauber, ſchreibt er, wenn „allerley lateiniſche, franzöſiſche, ſpaniſche und welſche Wör„ter in den Text unſerer Rede geflickt werden; als wenn „ich ſagen wollte:

Nehmt an die Courtoiſie und die Devotion,
Die euch ein Chevalier ma Donna thut erzeigen,
Ein handvoll von Favor petirt er nur zu Lohn.
Und bleibet euer Knecht und Serviteur ganz eigen,

„Wie ſeltſam nun dieſes klinget, fährt er fort, ſo iſt nichts „deſtoweniger die Thorheit innerhalb kurzen Jahren ſo ein„geriſſen, daß ein jeder, der nur drey oder vier ausländiſche „Wörter, die er zum öftern nicht verſtehet, erwiſcht hat, bey „aller Gelegenheit ſich bemühet, dieſelben herauszuwerfen.“ Er erweiſet ſeinen Satz durch das Exempel der Lateiner, welche faſt kein einzig griechiſch Wort in ihre Verſe gemiſcht: ausgenommen wo Juvenalis theils über das römiſche Frauenzimmer geſpottet, die aus Galanterie ihren Buhlern auf griechiſch liebkoſeten; theils einmal ein gewiſſes Laſter, welches er aus Schamhaftigkeit nicht lateiniſch nennen wollen, griechiſch ausgedrücket hat.

10. §. Seiner Regel ſind alle gute Poeten unſers Vaterlandes gefolget, bis einige neuere, als Weiſe, Philander, und Amaranthes von der angeführten Reinigkeit abgewichen.

Daß aber auch vor diesen noch andere in gleichen Fehler verfallen sind, erhellet daraus, daß verschiedene patriotische Geister ihren Eifer wider die Sprachenmengerey durch die schärfsten Stellen erwiesen haben. Andreas Gryphius hat in seinem Horribilicribrifax sowohl diesen Großsprecher, als seinen Gegner Daradiridatumtarides, das Welsche, Spanische, Französische; den Schulfuchs Sempronius hergegen, das Griechische und Lateinische, auf eine lächerliche Art ins Deutsche mischen lassen, um andern einen Abscheu davor zu erwecken. Rachel hat sich gleichfalls bemühet, eine so üble Gewohnheit abzuschaffen, und in seiner ofterwähnten Satire, der Poet, folgender Gestalt geschrieben:

Es war ein neu Gespräch allmählich aufgekommen,
Und hatte mit der Zeit ganz überhand genommen,
Daß eine Zunge nur, ein deutscher Mann allein,
Aus nüchterm Munde sprach, Französisch, Welsch, Latein.
Und daß der späten Welt die Art nicht mag gebrechen,
So hört doch, wie ich selbst hab einen hören sprechen.
Ein braver Capitain, ein alter Freyersmann,
Hub seinen Mengelmuß mit diesen Worten an:
Ca Maitre! machet mir en façon der Franzosen,
Für gut contentement ein paar geraumer Hosen.
Ich selber bin mir gram, mir knorrt der ganze Leib,
Daß ich jusqu' à presemt muß leben ohne Weib.
Was hab ich nicht gethan? Was hab ich nicht erlitten,
O Cloris dein amour und Schönheit zu erbitten?
Weil dein Eclat so weit die andern übergeht,
Als wenn ein Diamant bey einem Kiesel steht.
Soleil de notre tems! O Auszug aller Tugend!
O himmlischer Tresor! ꝛc. ꝛc.
Dieß war die güldne Kunst zu reden und zu schreiben;
Nun denk ihm einer nach, wenn dieses sollte bleiben,
So wie der Anfang war, bey jedermann gemein;
Welch eine Sprache sollt in Deutschland endlich seyn?
So hat die Barbarey sonst das Latein zerstücket,
Und Gothisch, Wendisch, Deutsch mit Macht hineingeflicket.
Dadurch kam allererst der Mischmasch auf die Welt,
Den Frankreich, Welschland selbst und Spanien behält.

Der

Der Gentleman hat auch sein Theil davon bekommen,
Ein Wörtlein hier und dar, von allem was genommen;
Und eben dieses wär den Deutschen auch geschehn,
Wenn nicht mit allem Ernst da wäre zugesehn,
Der Lapperey gewehrt, das gute Deutsch erzwungen,
Das nichts erbetteln darf von fremder Völker Zungen, ꝛc. ꝛc.

Er fährt noch weiter fort, und stellet so gar einen geistlichen vor, der das Evangelium vom Hauptmanne zu Capernaum in einer neumodischen Sprache auf der Kanzel vorgetragen, welches wohl werth ist, gelesen zu werden. Dieser Rachel selbst ist in diesem Stücke so gewissenhaft, daß er in der Vorrede zu seinen zehn Satiren (in 12. vom Jahr 1700.) ausdrücklich erinnert; daß er zwey oder drey lateinische, vielleicht auch so viel französiche Wörter mit eingeschoben, nicht unwissend, daß solches im Deutschen kein geringer Solöcismus ist. Er habe es aber mit Fleiß gethan, derer zu spotten, die sich auf solche Weise hervorthun wollten: wie es auch die Lateiner mit denen gemacht, die halb lateinisch, halb griechisch hätten reden wollen. Was könnte ich nicht noch aus Lauenbergs plattdeutschen Scherzgedichten für Zeugnisse anführen; wenn es nöthig wäre, eine so ausgemachte Sache noch weitläuftiger zu erweisen.

11. §. Ein deutscher Poet bleibt also bey seiner reinen Muttersprache, und behänget seine Gedichte mit keinen gestohlnen Lumpen der Ausländer. Aber wie hält es mit den eigenen Namen der Personen, Städte, Flüsse, Länder und Berge? Diese kann man unmöglich vermeiden. Denn wer kann allen solchen Dingen deutsche Benennungen geben, die doch verständlich wären? Man läßt also diese Namen, nach Opitzens Regel, aus dem VI. Cap. seiner Poeterey, unveränderlich durch alle Abfälle; wenn es sich thun läßt. Z. E.

Ich will mein Glücke tragen,
So lang ich kann und mag, will setzen auf den Wagen
Der grauen Ewigkeit, durch meiner Leyer Kunst,
Die braune Flavia.

Opitz.

Digitized by Google

Nicht Flaviam, u. d. m. Zuweilen geht es an, daß man von langen Namen die letzten Sylben weg läßt, und also ein Wort von deutscher Endung draus macht. Als z. E. Homer, Herodot, Plutarch, Auguſt, Virgil, Lucian, Terenz, Ovid, Marin, u. ſ. w. Alsdann laſſen ſich bey den meiſten auch die Veränderungen der Abfälle machen, z. E. Homers Gedichte, Herodots Hiſtorie, Plutarchs Schriften, Lucians Spöttereyen ꝛc. Kann man aber durch die Endung nicht alle Abänderungen andeuten, wie es z. E. mit der Gebendung und Klagendung zu gehen pflegt; ſo ſetzt man den Artikel vor, dem Herodot, den Homer, u. ſ. w.

12. §. Bey etlichen aber will auch das erſte nicht angehen. Als bey Terenz und Horaz kann ich unmöglich ſagen, des Terenzes, des Horazes: ſondern da bin ich genöthiget, entweder die lateiniſche Endigung, oder die deutſche Verkürzung unverändert zu behalten, und den Abfall durch den Artikel anzudeuten. Gewiſſe Namen haben an ſich ſchon deutſche Endungen, als Solon, Alexander, Hannibal u. d. gl. Und dieſe können ohne alle Aenderung nach Art deutſcher Wörter gebraucht werden. Die Endigungen us, as und es, imgleichen die Namen, die ein a, o, oder einen andern lauten Buchſtaben zum Ausgange haben, ſind am ſchlimmſten nach deutſcher Art zu brauchen. Denn man kann nicht ſagen, des Julius's, Epaminondas's, Praxiteles's, Sylla's, Cicero's ꝛc. berühmte Namen. Die Engelländer machens in ihrer Sprache ſo, und im Deutſchen habens einige nachthun wollen; aber noch keine Nachfolger gefunden. Es iſt alſo am rathſamſten, alle die Wörter entweder zu laſſen, wie ſie ſind, und den deutſchen Artikel vorzuſetzen, oder den verkürzten Zeugefall der Lateiner, z. E. Cicerons, Catons u. d. gl. zu gebrauchen; oder ſie nach Gelegenheit gar auf lateiniſche Art zu verändern. Z. E. Simon Dach ſchreibt faſt vor hundert Jahren ſo:

Hier muß ſich mit ſchönen Flüſſen,
Hippokrene ſelbſt ergießen,

Mein

Mein Parnaß ragt hier hervor;
Hier kann Sokrates gebieten,
Und die Kunſt des Stagiriten,
Hebet hie das Haupt empor.

Plato, Tullius, Euklides,
Maro, Flaccus, Ariſtides,
Und der Aerzte Fürſt, Galen,
Kriegen hier ein neues Leben,
Ja man ſieht noch hier erheben,
Paleſtinen, Rom, Athen.

Worinnen man faſt von allen obigen Regeln zulängliche Exempel antreffen wird. Nur muß man hier allemal das Lächerliche zu vermeiden wiſſen, und nicht etwa **Mecänen** mit **Maronen**, vergelten; in welcher Endung dieſes Wort Caſtanien andeutet. Und ſo viel von üblichen oder gewöhnlichen Wörtern.

13. §. Was die neuen Wörter anlanget, ſo fraget ſichs, ob man dergleichen machen könne oder dörfe? Man verſteht hier durch neue Wörter entweder ganz neue Sylben und Töne, die man ſonſt in unſerer Sprache nicht gehöret hat, oder nur eine neue Zuſammenſetzung alter Sylben und Wörter, die nur auf dieſe neue Art noch nicht verbunden worden. Die lateiniſchen Poeten haben dergleichen neue Wörter zuweilen mit gutem Glücke gewaget. Z. E. Horaz brauchet, tergeminis, decertare, diſſociabilis, depraeliantes, dereptus, irruptus, u. d. gl. Doch da ich in ſeinen erſten XV. Oden nicht mehr, als dieſe ſechs finden kann, ſo ſieht man, wie beſcheiden er damit umgegangen. In den folgenden Zeiten aber, als Geſchmack und Witz in Rom aus der Art ſchlugen, iſt man viel verwegener damit geworden, wie Seneca, Lucan und Claudian zeigen. Ob dieſes auch im Deutſchen möglich ſey, davon iſt wohl kein Zweifel: ja es iſt bey uns viel möglicher und leichter, als im Italiäniſchen und Franzöſiſchen; weil unſre Sprache mehr Aehnlichkeit mit der alten griechiſchen hat, als alle heutige europäiſche Sprachen. Dieſe aber war überaus geſchickt, durch die Zuſammenſetzung,

Digitized by Google

recht vielsylbige neue Wörter zu machen; wie uns die Kunstnamen in der Zergliederungskunst, und die Dithyramben der alten Poeten sattsam zeigen. Z. E. Hegesander hat dieß spöttische Epigramma auf die alten Sophisten gemacht; und darinn mit Fleiß ausgeschweifet.

Ὀφρυαναστασίδαι, ξινεχκαταπυξυγένειοι,
Σαικνογενειοτρόφοι, καὶ λοπαδαρπαγίδαι,
Ἱματαιωπερίβαλλοι, νηλίποι καὶ ὀλεπελαίοι,
Νυκτιλατραιοφάγοι, νυκτιπαταιπλάγιοι.
Μειρακιεξαπάται, καὶ συλλαβοπεισιλαβῆται,
Δοξοματαίοσοφοι, ζηταρετησιάδαι.

14. §. Ob unsre Muttersprache es auch so weit bringen könne, das haben die Pegnitzschäfer und Zesianer nicht unversuchet lassen wollen. Die ersten hießen ihren nürnbergischen Strom, **die holdrinnende und würbelfriedige Pegnitz**; Ihre Geister, **hochsteigend feuerbrünstige Geister**; den Ton ihrer Flöten, **der schleifenden Pfeifen lustschlirfendes Tönen**; Ihre Wiesen: **die von der kunstahmenden Natur hügelartig erhobenen schamarirten Wasen**; Ihre Schafe, **die wolligten wollenbehäreten Heerden**; Die Ziegenböcke, **die mit zottigten Bärten bebärreten Böcke** u. d. gl. Fiengen sie aber gar an, die Natur gewisser Dinge mit ihren neuen Wörtern nachzuahmen; so waren sie ganz unvergleichlich. Z. E.

Es dirdilir, dirdilir, dirdirlirliret die Lerche,
Es klappern und bappern und blappern langbeinigte Störche,
Es krekken, krerekken und quekken grüngelblichte Frösche
Sie lechzen und ächzen und krächzen mit hellem Gedrösche,
Es lispeln und wispeln und frischpeln krystalline Brünnen,
Und spritzen und schwitzen und nützen mit bräußlichtem Rinnen,

Desgleichen von andrer Art.

Es wallt das Fluthgelall, die schnellen Wellen schwellen,
Die helle Wellenzell hüllt den krystallnen Wall,
Der Wollenhüter billt, die Lämmerhälse schellen,
Doch schallt vor allen wohl der helle Gegenhall.

Noch

Noch was ſchöners, dergleichen nicht immer vorkommt.

Der kekke Lachengekk koaret, krekkt und quakkt,
Des Krüppels Krükkenſtock krokkt, grakkelt, humpt und pakkt,
Des Gukkuks Gukken trotzt den Froſch und auch die Krükke,
Was knikkt und knakkt noch mehr? Kurz, hier mein Reimgeflikke.

Alle dieſe Blümchen ſind aus Claſi Pegnitzſchäferey entlehnet.

15. §. Ein andrer Landsmann von ihm, **Floridan** genannt, kann die Kunſt eben ſo gut. In ſeiner **ſelig entſeelten Margaris Lieb- und Lobandenken**, ſo er im **Pegnitzgefilde bey frölicher Frühlingszeit traurig angeſtimmet**, heißt gleich der Anfang des erſten **Trauerhirtenſpiels** ſo:

Das ſchöne Himmelblau lacht von den Bogenſchanzen,
Das Weltaug äugelt ab, die güldnen Flittern danzen
Und kreuzen durch die Luft ꝛc.

Alſo ſagte und **klagte** (wie es ferner heißt) der betrübte Schäfer Floridan, von ſeinem gewöhnlichen **Luſtwandelweg** ſich an der Pegnitz forttragen laſſend. Seine Sinne **ſchwarzeten** in die Wette mit ſeinen Kleidern ꝛc. Seine Wangen und Augen hatten die Farben gewechſelt ꝛc. Er öffnet ein paar Thränenbrunnen ꝛc. Aus ihrem **Schmerzensthau und Herzregen** läſſet er die ihm damals viel zu goldne Sonne, Wolken machen, und den ſchwarzen Himmel mit ſaphirnen Cartinen verhängen ꝛc. Hernach redet er die Bächlein poetiſch an, und will ſich mit ihrer Luſt **belüſten**.

Entweiche Nachtigall,
Du ſüſſe Baumſiren! Sing dort in jenem Thal
Die Federbuhlen an. Mich ſollen Wüſteneyen
Mit ihrem Eulgeheul hörn in die Wette ſchreyen.

Indem hernach eine Lerche über ihm **tiriliret**, bildet er ihm ein, ſie ruffe: Margaris, Margaris, Margaris ꝛc. weis aber nicht, ob er von dieſer **geflügelten Luftharfe** gehöhnet oder getröſtet wird. Doch erinnert er ſich dabey ſeiner

unter

unter den **himmlischen Engellerchen** schwebenden gottlobenden Margaris ꝛc. ꝛc.

16. §. Was könnte ich nicht aus Zesens Schriften für treffliche Proben anführen? Ich dörfte nur seinen hochdeutschen helikonischen Rosenthal, das ist, **der höchstpreiswürdigen deutschgesinneten Genossenschaft erster oder neunstämmiger Rosenzunft Erzschrein**, durchblättern, und alle die seltsamen Misgeburten von Wörtern und Redensarten, die er ausgehecket hat, anmerken, oder auch seine helikonische Hechel ein wenig nachschlagen, die in dem VII. Bande der critischen Beyträge im XXVII. Stücke beleuchtet worden. Allein das obige kann genug seyn, die Art dieser Sprachkünstler und Worthelden kennen zu lernen. Nichts mehr ist zu bewundern, als daß selbst Opitz, bey so vieler Einsicht in die Natur unsrer Sprache, sich durch das Exempel der Holländer zu einer gar zu großen Kühnheit verleiten lassen. Er übersetzt z. E. aus Heinsii Poesien folgende Zeilen von Wort zu Wort, die dem Weingotte zum Lobe gereichen:

Nachtläufer, Hüftesohn, Hochschreyer, Lüftenspringer,
Gutgeber, Liebesfreund, Hauptbrecher, Löwenzwinger,
Herzfanger, Herzendieb, Mundbinder, Sinnentoll,
Geistrührer, Wackelfuß, Stadtkreischer, Allzeitvoll.

Eben dergleichen neue Namen und Wörter findet man in seinem Lobe des Kriegsgottes Mars, und an andern Orten. Er hat z. E. die Nacht **eine Kummerwenderinn** u. d. m. genennet; welches endlich so übel nicht klinget, als die vorigen, und also schon zu dulden wäre. Seine Nachfolger, z. E. Lohenstein u. a. m. haben sich auch zuweilen großer Freyheiten bedienet, die ich keinem nachzuahmen rathen wollte: ob sich gleich vor kurzem einige Verderber des guten Deutsch gefunden, und jungen Leuten ein böses Exempel gegeben haben.

17. §. Sonderlich hat man sich bemühet, alle Wörter, die nur einigermaßen dem Lateine ähnlich waren, oder wirklich daraus herstammeten, auf eine wunderliche Art zu übersetzen: gerade, als wenn die Lateiner vormals alle griechische Namen

oder

Digitized by Google

oder dergleichen andre entlehnte und hergeleitete Wörter ſo heftig verabſcheuet hätten. Daß man ſich bemühet, alles, was ſich deutſch geben läßt, deutſch auszudrücken, das iſt allerdings löblich. Unſere Sprache iſt weder ſo arm, als ſich einige, die nicht viel Deutſches geleſen haben, einbilden; noch ſo ungeſchickt, daß man nicht auch neue bequeme Wörter darinn bilden könnte, ſelbſt die Kunſtwörter der meiſten Wiſſenſchaften zugeben; wie man ſeit zehn oder zwanzig Jahren geſehen hat. Allein Dinge, die keinen andern Namen haben, als der aus einer fremden Sprache genommen iſt, umzutaufen; und dadurch unverſtändlich zu werden: das iſt gewiß tadelhaft. Man giebt es zu, daß Naſe von Naſus, Ohr von Auris, Arm von Armus, Fenſter von Feneſtra, Tiſch von Diſcus, Fiſch von Piſcis, Wind von Ventus, Spiegel von Speculum, Glas von Glacies, Fuß von πους, Thüre von θυρα, Thier von θηριον, Maus von μυς, Vater von πατηρ, Mutter von μητερ, Thron von θρονος, Kirche von κυριακη, herſtamme; ſo vieler andern Wörter zu geſchweigen, die ganz fremde ſind, als Körper, Kamin, Kammer, Kloſter, Kanzel, Mönch, Kaiſer, Prinz, Provinz, Natur, Tempel, Exempel, Regiſter, Magiſter, Doctor, Titel, Capitel, Bibel, Prophet, Evangeliſt, Apoſtel, Epiſtel u. d. m. Allein dieſe und dergleichen Wörter haben eben dadurch, daß ſie allgemein worden, und auch von dem Pöbel verſtanden werden, das deutſche Bürgerrecht erhalten; ſo, daß man ſich lächerlich machen würde, wenn man ſie ganz verbannen wollte. Rachel hat ſich abermal nicht enthalten können, dieſe Hirſenpfriemer, wie er ſie nennet, lächerlich zu machen. In ſeiner oft angezogenen Satire heiſt es:

Auch ſieh dich eben vor, daß deine Arbeit nicht,
Sey allzuſehr genau und ſorglich eingericht.
Nach Hirſenpfriemers Art, wenn er alſo darf ſetzen:
Der Erzgott Jupiter, der hatte, ſich zu letzen,
Ein Gaſtmahl angeſtellt. Die Weidinn gab das Wild,
Der Glutfang den Toback. Der Saal ward angefüllt.
Die Obſtinn trug zu Tiſch in einer vollen Schüſſel,
Die Freye ſaß und ſpielt auf einem Herzensſchlüſſel,

Der

Der kleine Liebreiz ſang ein Dichtling auf den Schmaus,
Der trunkne Heldreich ſchlug die Tageleuchter aus,
Die Feurinn kam darzu aus ihrem Jungferzwinger
Mit Schnäbeln angethan. Apollo ließ die Finger
Friſch durch die Seyten gehn. Des Heldreichs Waldhauptmann
Fieng luſtig einen Tanz mit den Holdinnen an.
Je! daß ich doch ſo ſchreib! Dieß Elend iſt entſprungen,
Vom gutem Vorſatz her, weil man mit fremden Zungen
Die edle Mutterſprach zu ſchänden aufgehört,
Und unſre Deutſchen hat das reine Deutſch gelehrt!

18. §. Aus dem allen erhellet deutlich genug, daß man ſich vor dergleichen neuen Wörtern, ſo viel möglich iſt, zu hüten habe. Unſre Sprache iſt an ſich ſelbſt reich genug. Wir könnten zur Noth andern Völkern eine Menge der beſten Ausdrückungen abtreten, und würden doch keinen Mangel leiden dörfen. Man kann auch alle ſeine Gedanken gar leicht mit üblichen und gewöhnlichen Redensarten zu verſtehen geben, wenn man nur will, und fleißig die beſten deutſchen Scribenten geleſen hat. Dieſe Begierde nun, unſre Mundart zu bereichern, macht einen oft unverſtändlich und rauhe; oftmals auch gar lächerlich. Hierinnen habens auch wohl große Männer verſehen. Z. E. Beſſern, der doch ſonſt ſo beſcheiden in ſeinen Ausdrückungen iſt, iſt doch einmal der ſeltſame Vers entfahren, der eben von keinem guten Geſchmacke zeiget:

Der ſonnengierige Beniſter hoher Hügel.
Der Adler = = =

Wer ſollte ſichs wohl einbilden, daß dieſes einen Adler bedeute, wenn ers nicht ſelbſt dazu geſetzt hätte? Aber wer hätte es auch geglaubt, daß dieſe Zeile aus ſeiner Feder gefloſſen wäre? Gleichwohl ſteht ſie auf der 19. S. der erſten Auflage ſeiner Gedichte. Dergleichen Exempel müſſen uns behutſam machen. Allein Leute, die lieber viel ſchreiben, als zuvor die beſten, ja auch viele nur mittelmäßige Scribenten unſers Vaterlandes leſen wollen; denken immer, ſie müßten unſere Mutterſprache noch erſt bereichern. Daher hecken ſie

täglich

Digitized by Google

täglich neue Misgeburten aus, ſie flicken zuſammen, verlängern und verkürzen unſre Wörter ohne alle Noth, in Meynung: alsdann würden ſie erſt für große Dichter gehalten werden, wenn man in ihren Schriften viel neues finden würde. Dieſe Sucht fängt itzo, da die Liebe zu unſrer Mutterſprache wieder ein wenig rege geworden, faſt allenthalben an zu herrſchen; und es könnte bey uns leicht ein ſo allgemeines Uebel daraus werden, als es in Frankreich itzo geworden. Denn auch daſelbſt iſt ſchon eine ſo ſeltſame Sprache aufgekommen, daß ein ſinnreicher Kopf, dieſem Uebel zu ſteuren, das Dictionaire Neologique zu ſchreiben veranlaſſet worden; darinn alle muthwillige Wörtermacher geſtriegelt werden. Es wäre zu wünſchen, daß ſich auch in Deutſchland jemand fände, der ſich unſrer Mutterſprache auf eine ſo nachdrückliche Art annähme, und ſonderlich die ſchweizeriſchen Sprachverderber zu rechte wieſe, die ſich wohl gar für Verbeſſerer des guten Geſchmacks ausgeben wollen: man ſehe wie Herr D. Triller in ſeiner I. Fabel, dieſe Worthecker ausgelachet hat. Ich kann nicht umhin dieſelbe ihrer Schönheit wegen, hieher zu ſetzen.

Auf einem höckrichten und hart beſteinten Rücken,
Woran zehn ſtachlichte Gewächſe zu erblicken,
Schlich eine Selbſthausträgerinn
Ohnfüßig, langſamſchnell dahin.
Ein hart geſchnabeltes ſchwarzweißlichtes Gefieder,
Und Menſchenſtimm Nachahmerinn,
Lief doppelfüſſig auch daſelbſten hin und wieder.
Und regte gegentheils gar ſchnell
Die aufgezogne Uhr der ſchlanken Unterſeulen,
Die ihrem fleiſchern Bau grundloſen Grund ertheilen.
Kurz, ihr ſcharfklauicht Fußgeſtell.
Doch durch ihr blitzendes und pfeilgeſchwindes Eilen
Brach dieſe Tänzerinn die eine
Von den hausſtützenden mit Haut bezognen Seulen,
In einem engen Mund von einem offnen Steine.
Da ſprach die Hörnerſtreckerinn
Zu ihr mit wohlgehirntem Sinn:

Laß die auguſtiſche Lehrweisheit bey dir gelten:
Schnellſpringigkeit geräth gar ſelten.

19. §. Doch kann man einem deutſchen Poeten freylich nicht alle neue Wörter verbiethen. Das hieße ſeinem Pegaſus die Flügel gar zu kurz verſchneiden, wenn man allezeit bey der gewöhnlichen Art zu ſchreiben, bleiben müßte. Eine edle Kühnheit ſteht uns zuweilen ſehr wohl an, und gewiſſe Verwegenheiten gerathen manchem ſo wohl, daß man eine beſondere Schönheit darinnen findet. Doch iſt nicht ein jeder ſo glücklich, daß er Beyfall damit verdienet; weil nicht ein jeder ein ſo zärtliches Gehör hat, das leidliche von dem Unerträglichen zu unterſcheiden. Es iſt hier mit unſern Poeten ſo, wie mit den lateiniſchen. Plautus und Lucretius haben ſich in dieſem Stücke ſehr vergangen; Virgil und Horaz aber haben ſich bey ihren neuen Wörtern ſehr vernünftig erwieſen. Ein Mare veliuolum, oculi irretorti, oceanus diſſociabilis, emirari, venti depraeliantes, und andere ſolche poetiſche Redensarten mehr, kommen bey ihnen vor; die in ungebundner Schreibart nicht gebräuchlich ſind, und doch in den zärtlichen Ohren des güldnen Alters der lateiniſchen Sprache nicht widerwärtig geklungen haben. Unſre erſten guten Poeten geben mir eine Menge von Exempeln an die Hand, da ſie es glücklich gewagt haben, neue Wörter zu machen.

So legt ſich der Phönix nieder,
Stirbet und verjüngt ſich wieder
Durch den Zimmetbrand verzehrt.

S. Dach.

Und man ſollte furchtlos ſtehn?

Derſelbe.

Deine Mark hat dich beſiegt,
Die von Leid und Angſt durchfahren,
Blutig und mit freyen Haaren
Dir zu ſehr vor Augen liegt.

Derſelbe.

Edle Mark, gebrauch dich ſein
Eile, daß ſein Gnadenſchein,
Bald und ſatt dich mag beglänzen.

Derſelbe.

Die

Die gelehrte Caſtalis
Hat mein Flügelroß gewiß
Selber wollen baden.

Derſelbe.

Der, der hier ſo hoch tritt her,
Der iſts, den die Ehrendünſte
Und die leichten Hofegünſte.
Machen auf den Schein ſo ſchwer.

P. Flemming.

Etwa wie ein Tauſendſchönchen,
Das gemalte Lenzenſöhnchen,
Mit dem frühen Tag entſteht.

Derſelbe.

Hier ſtehn die verweinten Alten
Beyder Herzen ſind zerſtückt.

Derſelbe.

Die geſtirnten Himmelsſcheiben
Wollen gleichſam ſtehen bleiben
Ueber euch und eurer Zier.

Derſelbe.

Recht, denn ſoll der Himmelgurt,
Der den Schnee hat zur Geburt,
So viel thun bey Liebesſachen.

M. Opitz.

Du hätteſt mit gelehrter Hand
Das ſchnelle Ziel gezwungen,
Und ſie durch künſtlichen Verſtand
Vom Grabe weggeſungen.

Derſelbe.

Hier wäre mein Pallaſt, hier wollt ich leſen können
Das ſüſſe Himmelnaß ꝛc.

Derſelbe.

20. §. Ich bin müde, dergleichen neue Wörter zu ſuchen, ſonſt wollte ich ſie auch in andern Büchern, in Pietſchen und Günthern gar häufig finden: wiewohl der letzte bey weiten ſo kühn darinnen nicht geweſen, als der erſte; der auch wohl zuweilen die Sprachähnlichkeit aus den Augen geſetzet hat, welches eben nicht zu billigen iſt. Ich will nur noch dieſes erwähnen, daß, wenn gute Poeten in ihren Gedichten den Schall gewiſſer natürlichen Dinge haben nachahmen

wollen, sie gleichwohl lieber bekannte und verständliche Wörter, als seltsame und neuausgedachte Töne dazu gebraucht haben. Z. E. Wenn Nic. Peuker, seinem Namen zu Ehren, den Paukenschall liebt, und sein Buch gar die Paucke betitelt, so macht er folgenden Vers:

Mein Paukenschlag, das Bomdibidibom
Rufft: Friedrich Wilhelm komm!
Mach uns ein Freudenlied, das Bumdibidibum.
Und Tarantantara macht schon die Ohren stumm.

Hingegen finde ich, daß Opitz in seinem Gedichte von der Ruhe des Gemüths den Lerchengesang so ausgedrücket hat:

Die Lerche schreyet: dir, dir lieber Gott allein.
Singt alle Welt, dir, dir, dir will ich dankbar seyn.

Und Flemming ahmt den Gesang einer Nachtigall auf eben so eine vernünftige Art nach, wenn er in der dritten Ode des IIIten Buchs schreibt:

Die gelehrten Nachtigallen
Schreyn euch zu mit lautem Schallen:
Glück, Glück, Glück! du trautes Paar,
Dir, dir, dir, gilt unser Singen ꝛc.

Eben so machen sie es, wenn sie andere Gattungen der Töne auszudrücken suchen. Da sieht man keine unerhörte, neugebackene Menge nichtsheißender Sylben; sondern zwar ausgesuchte und der Natur gemäße, aber ungezwungene und sparsam angebrachte Wörter. Ein vollkommenes Exempel giebt mir wiederum Flemming in der angeführten Stelle.

Das die Elster heller rauschet,
Daß mit Bublerinnen tauschet
Manch verliebtes Wasservolk;
Daß die Büsche sänfter brausen,
Daß die Lüfte linder sausen,
Und uns trübet keine Wolk ꝛc.

Hier sieht man, wie klüglich der Poet im ersten Verse das starke Rauschen eines Stroms, im vierten das sanfte Brausen

sen der Gebüsche, und im fünften das lindeste Sausen der Lüfte nachgeahmet; aber so, daß es scheint, als ob es von ohngefähr gekommen wäre.

21. §. Aus einzelnen Wörtern werden Redensarten, wenn man sie zusammen setzet, und seine Gedanken dadurch ausdrücket. Zu den Nennwörtern rechnet man nun insgemein die Beywörter, die in gebundner und ungebundner Rede von großer Wichtigkeit sind, und also eine besondere Abhandlung erfordern. In der That besteht eine große Schönheit der poetischen Schreibart, in wohlausgesuchten und wohlangebrachten Beywörtern. Es kann auch ein Dichter viel Witz und Urtheil, aber auch eben so viel Einfalt und Thorheit blicken lassen, nachdem er dieselben wohl zu brauchen weis oder nicht. Ein gutes Beywort erhebt oft eine ganzen Zeile, und macht einen sonst gemeinen Gedanken neu und scheinbar. Ein niedriges oder ungeschicktes hingegen, schlägt den besten Vers nieder, und verderbet auch den schönsten Einfall zuweilen. Es ist also wohl nöthig, in etwas davon zu handeln.

22. §. Die Beywörter an sich bedeuten theils die Eigenschaften der Dinge, die ihnen allezeit beywohnen; theils auch nur die zufälligen Beschaffenheiten. Z. E. **Die heiße Glut, der gelinde West.** Da ist die Glut immer heiß, sowohl als das Wasser immer naß ist: der Westwind aber ist nicht allezeit sanft, sondern auch zuweilen ungestüm. Nun fragt sichs, in welchen Fällen man Beywörter von jener oder dieser Art brauchen müsse? Von der ersten Gattung könnte man denken, daß sie ganz überflüssig seyn würden: weil es nichts gesagt zu seyn scheinet, wenn man spricht, der runde Zirkel, die weiße Kreide, der harte Stein ꝛc. Allein man betrügt sich: ein Poet kann auch diese Art der Beywörter nicht entbehren. Er will oft seinem Leser oder Zuhörer die Sachen von einer gewissen Seite zu betrachten geben. Sagte er nun den bloßen Namen derselben nur allein: so würde man zwar an die ganze Sache überhaupt, aber nicht an die Eigenschaft insbesondere gedenken, die der Poet erwo-

gen haben will; oder sich doch dieselbe nur dunkel vorstellen. Denn ein Ding hat viele Eigenschaften, die uns nur verwirrt in Gedanken schweben, wenn wir nichts als seinen Namen hören. Z. E. Der Stein ist dicht oder locker, hart oder weich, schwer oder leicht, dauerhaft oder mürbe und zerbrechlich, leblos, unbeweglich u. s. w. Weil aber in diesem oder jenem Falle der Leser seine Gedanken nur auf eine oder die andere Eigenschaft richten soll, um des Poeten Meynung zu verstehen: so muß ein Beywort dabey stehen, dadurch er dazu veranlasset werden kann. Z. E.

Da steht er wie der todte Stein
In den sich Loths Gemahl verkehret.

Oder: Wenn Syssyphus den schweren Stein
Mit hochbemühten Armen wälzet ꝛc.

Oder: Ein dichter Stein wird durch die Flammen
Zu Kalk und Aschen ausgebrannt. ꝛc.

Oder: Schreibt sein Lob in festen Stahl
Grabt es in die härtsten Steine ꝛc.

Oder: Die Rabenmutter war ein unbewegter Stein
Es schien die harte Brust ein wilder Fels zu seyn,
Der keine Fühlung hat.

23. §. Aus dieser einzigen Anmerkung wird man schon zur Gnüge die Regel abnehmen können: daß kein Beywort in der Poesie vergebens oder müßig da stehen müsse. Ganze Zeilen mit Beywörtern anzufüllen, die nichts oder doch sehr wenig zur Absicht des Poeten beytragen, das zeigt keinen sonderlichen Verstand; aber wohl eher eine Armuth an Gedanken an. Ordentlich soll auch kein Wort mehr als ein Beywort haben, welches sich zur Sache schicket, und entweder zum Verstande unentbehrlich ist; oder doch einen besondern Zierrath abgiebt, indem es eine angenehme Vorstellung bey dem Leser erweckt, dadurch er lebhaft gerühret und desto mehr eingenommen wird. Das zeigt also mehrentheils einen Mangel an Einfällen, wenn man so lange allerley Beywörter zusammen raffet, bis ein ganzer, ja zuweilen wohl gar

etliche

Digitized by Google

etliche Verſe damit vollgeſtopfet worden. Wie würde das klingen?

Der groſſe, gütige, gerechte, liebe Gott.
Kann böſe, ſündige, verderbte Menſchen leiden ꝛc.

So elend dieſes klingt, ſo breit machen ſich wohl gewiſſe neuere, die in Beſchreibungen ihre poetiſche Stärke ſuchen, mit ihren langgedehnten und aufgehäuften Beywörtern. Man nehme ihnen dieſelben weg, ſo ſtreicht man drey virtel von ihren Verſen aus, und es bleibt ihnen kaum die Hälfte von ihren Gedanken übrig. Canitz, hat dieſen Fehler an den hochtrabenden Beſchreibungen des Gewitters bemerket, und verſpottet:

Der Donnerſchwangre Dampf beſchwärzt das Luftrevier
Der Stralbeſchwänzte Blitz bricht überall herfür
Der grauſe Donner brüllt, und ſpielt mit Schwefelkeilen.
Der Leſer wird betrübt, beginnet fortzueilen. ꝛc.

24. §. Hiernächſt ſind die Beywörter entweder gemein, ſo daß ſie einem jeden einfallen; oder ſie ſind neu und unvermuthet. Z. E. Wenn einer ein Frauenzimmer ſchön nennet, ſo iſt nichts gemeiner als dieß Beywort; obwohl die Sache ſo gemein nicht iſt. Wenn aber Opitz ein paar von ſeinen Buhlſchaften beſchreiben will, ſo hat er ganz andere Beywörter, die er ihnen giebt.

Die ſittſamen Geberden
Die geile Höflichkeit, der abgeführte Sinn,
Und was mich ſonſten hielt, iſt alles mit ihr hin.
Dann hat mich endlich auch in Dacien gefangen
Die lange Vandala. Itzt, da ich ihr entgangen,
Und die Begierlichkeit mich wenig meiſtern kann;
Steckt Flavia mich noch durch neues Feuer an.
Die wilde Flavia mit ihren ſchwarzen Augen.

Mich dünkt, ein jeder wird hier leicht gewahr werden, was dieſe ſo beſondere Beywörter dem ganzen Verſe für einen ungemeinen Geiſt und Nachdruck geben, den ſie von andern bekannten und oft gebrauchten nimmermehr hätten erwarten können.

können. Simon Dach, in seiner Ode, auf die Geburt eines preußischen Prinzen 1648. schreibt:

Was? der brückenreiche Pregel
Hebt durch Flaggen, Mast, und Segel
Sein beschilftes Haupt empor ꝛc.

Und bald hernach:

Wachs o Kind! die grünen Wälder
Und die Frucht der schwangern Felder
Wächst zum Wohlgefallen dir.

In einem andern Gedichte finde ich bey ihm, die fruchtbeschwerten Aeste, ein starkbeciſtes Haar; dem Pregel giebt er im Winter, einen harten Rücken, dem Churfürsten Friedrich Wilhelm, ein ahnenreiches Haus.

25. §. Flemming ist in dergleichen Künsten noch fast erfahrner gewesen. Er beschreibt in einer Ode eine Frühlingsnacht folgender gestalt:

Alles braucht sich seiner Ruh.
Sehet, wie die Saat sich bücket,
Die verwachte Rose nicket,
Und thut itzt ihr Auge zu.
Und die taumelnden Cypressen
Haben ihrer selbst vergessen,

Die gekühlte Luft schleicht aus
Und haucht auf die trucknen Matten,
Thauende, gesunde Schatten:
Und das frohe Sternenhaus
Geußt den schlummernden Gewächsen,
Neue Kraft in ihre Flechsen.

Alle diese Beywörter sind so auserlesen und sinnreich, daß ich mich nirgends entsinne, was schöners in dieser Gattung gefunden zu haben. Weil sie aber fast alle gleichnißweise zu verstehen sind, so gehören sie eigentlich nicht in dieses Capitel. Imgleichen in seinen langen Versen, ist ein großer Vorrath davon. Auf der 60. S. stehen, der böse Krebs, der grimme Eifer, die lose Welt, der böse Himmel, die freyen Sinne, eine linde Luft, darauf folgt:

Der

Der Himmelreiche Plato
Der friſche Seneca, der Weisheitvolle Cato,
Die haben ihn zuvor durch ſich beherzt gemacht,
Daß er in dickſter Angſt, als höchſter Wolluſt lacht,
Wenn aller Pöbel weint.

Was könnte ich nicht noch aus Tſcherningen, Riſten, Siebern, Franken, Schochen, und Canitzen, als den beſten Geiſtern des vorigen Jahrhunderts, für ſchöne Proben anführen, wenn es nöthig wäre? Doch es iſt Zeit auf das itzige zu kommen.

26. §. Eben ſo glücklich in Beywörtern iſt Amthor, Z. E. auf der 187. S.

Der Nordwind hat der Bäume Zweigen
Den grünen Vorhang abgeſtreift,
Die kahlen Gipfel ſtehn bereift,
Des Jahres Alter anzuzeigen.
Das Laub entfleucht der kalten Lufft
Und ſuchet die beliebte Grufft:
Vielleicht nur in den ſtillen Gründen,
Vor ihren Stürmen Schutz zu finden.

Das iſt die erſte Strophe von einer Hochzeitode: in den andern finde ich noch **das leichtbedeckte Vogelheer**, **laue** Sümpfe, **warme** Neſter, **viergefüßte rauche** Schaaren, **neu geputzte** Waffen, ein **reichbehaarter** Balg, der **erſtarrte** Körper, mit **weicher** Hand ein **hartes** Eiſen (den Ofen) befühlen; **todte** Funken, eine **lindgemachte** Glut, ein **holdbelebter** Schooß, in ſeinen **federweichen** Grüften, ein **frober** Schlummer, die **kalten** Schatten, ein **froſtig** Weh, der **weiße** Liebesſchnee, **keuſche** Lüſte, die **geſchloßne** Decke, ein **ſtarrer** Leib, die **geweihten** Anmuthsflammen, **immerfriſches** Oel, ein **helles** Tugendlicht, u. ſ. w. Was könnte man nicht noch aus Beſſern, Heräus, Neukirchen und Günthern, für Proben anführen. Allein ich will nur noch ein paar aus Pietſchen herſetzen. In dem Geſange auf den Eugen finde ich, unter andern die **räuberiſche Zeit**, **dauerhafte** Muſen, den **belorberten** Eugen, imgleichen den **unſterblichen** Eugen u. d. gl.

27. §. Bey dem allen fragt es ſich, ob es angehenden Poeten zu rathen ſey, ſich dergleichen ſchöne Beywörter und andere poetiſche Redensarten zu ſammeln, oder dieſelben in gedruckten Sammlungen nachzuſchlagen und zu brauchen? Wir haben eine Menge ſolcher Handbücher, die ich alle hier namhaft machen wollte, wenn ich ihren Gebrauch für nöthig hielte. Zwar einem ſolchen Reimſchmiede,

Der keine Griffe weis, und mit dem Hübner ſpielt,
Und keinen Funken Trieb in ſeinen Adern fühlt,

wie Günther ſchreibt, thun dergleichen Bücher zuweilen gute Dienſte. Allein, das ſind eben die Leute nicht, die dem Vaterlande durch ihre Poeſie Ehre bringen werden: und alſo wäre es beſſer, daß man ihnen den Weg zum Reimen und Sylbenhenken nicht erleichterte. Geiſtreiche Köpfe brauchen ſolche Gängelwägen nicht, ihre Muſe zu leiten. Poeten zu leſen, und bey ihren ſchönen Ausdrückungen den Witz, der darinnen ſtecket, zu überdenken, das rücket uns freylich den Kopf zurechte. Ein Feuer zündet das andere an, und man wird ſelber allmählich geſchickt, guten Muſtern zu folgen. Allein ein Chaos von allerley zuſammengeſtoppelten Blümchen nachzuſchlagen, und bey jeder Zeile, die man ſchreibt, einen poetiſchen Trichter in Händen zu haben, daraus man Wörter ſucht, Gedanken auszudrücken, die man noch nicht hat; das heißt gewiß ſchlecht poetiſiret. Gemeiniglich bekömmt auch ein Beywort ſeine ganze Schönheit aus dem Zuſammenhange, darinn es ſtehet. In einer ſolchen Schatzkammer aber findet man nichts, als

- - Disiecti membra Poëtae.

Hor.

die verſtümmelten Glieder eines zerriſſenen Poeten; die nunmehro dasjenige nicht mehr ſind, was ſie an ihrem rechten Orte geweſen. Wie kann alſo ein Ausdruck, außer ſeiner rechten Stelle, ſeine Anmuth und ſeinen Nachdruck behalten?

28. §. Nun muß ich auch auf die Wortſpiele kommen, die vorzeiten überall ſo beliebt geweſen; zu unſern Zeiten aber

ganz

Digitized by Google

ganz lächerlich geworden. Wenn ich durch ein Wortſpiel eine jede Wiederholung eines Wortes oder einer Sylbe verſtehen wollte, ſo würde ich in der That viele poetiſche Schönheiten verwerfen müſſen. Z. E. Wenn Flemming auf der 129. S. ſchreibt:

Wohl dem, der ſo verdirbt!
Wer eh ſtirbt, als er ſtirbt, der ſtirbt nicht, wenn er ſtirbt.

So kann ich dieß unmöglich ein verwerfliches Wortſpiel nennen. Denn der Poet hat lauter wahre und wohlgegründete Gedanken im Kopfe, die er am allerbeſten auf dieſe Art auszudrücken dachte. Es iſt wahr, daß das Wort **ſterben** hier in dreyerley Bedeutung genommen wird. Denn **ehe ſterben**, als man ſtirbt; das heißt eigentlich, ſeinen Lüſten abſagen, und die Welt verſchmähen, ehe noch die Seele vom Leibe getrennet wird. Und **nicht ſterben**, wenn man ſtirbt, heißt ſo viel, als in der Welt in gutem Andenken bleiben, ja auch der Seelen nach ewig leben; wenn man gleich dem Körper nach entſeelet worden. Alſo könnte man freylich hier ſagen, der Poet hätte mit dem Worte ſterben geſpielet, und es bald in eigentlichem, bald in verblümten Verſtande genommen. Allein geſetzt, daß man dieſes ein Wortſpiel heißen wollte, welches denn eine willkührliche Sache iſt: ſo könnte es doch kein verwerfliches Wortſpiel heißen. Denn der Gedanken in der ganzen Zeile iſt richtig, deutlich und auf eine ſinnreiche Art ausgedrückt. Man hätte ihn weder kürzer faſſen, noch dem Leſer in ſo wenigen Sylben mehr gute Betrachtungen veranlaſſen können. Alle Bedeutungen, die endlich das Wort **ſtirbt**, bekömmt, ſind gewöhnlich; und der Leſer darf ſich alſo keine Gewalt thun, einen unerhörten Sinn deſſelben zu errathen.

29. §. Ganz anders wird es ſich, meines Erachtens, bey folgenden Proben von Wortſpielen verhalten, die ich aus eben dem Poeten nehmen will. Er ſetzt z. E.

367. S. Schaffet, daß ſich ſelbſten müſſen
Die geküßten Küſſe küſſen.

386 S.

386. S. Frey iſt freyen, wie es heißt,
Frey will seyn ein freyer Geiſt,
Freyt denn! freyet nach Belieben ꝛc.

393. S. Als der gute Tityrus
Denen kaum erwachten Schläfern,
Seinen treuen dreyen Schäfern,
Brachte seinen lieben Gruß.

Hier glaube ich nun, wird wohl ein jeder begreifen, daß dieſe Wortſpiele nichts als leere Schellen ſind, die nur im Gehöre klingen, dem Verſtande aber keinen neuen Gedanken veranlaſſen. Denn was ſoll es heißen, daß ſich die geküßten Küſſe küſſen? Ein Kuß kann ja nicht geküßt werden, weil er im Küſſen erſt entſteht, und ſogleich aufhört zu ſeyn. Vielweniger kann er ſelber küſſen. Dieſes ſind alſo Töne ohne Sinn. Und was hat das Freyſeyn mit dem freyen zu thun? Wenn gleich das eine Wort von dem andern abſtammete; ſo wäre es doch noch kein Grund, das Freyen aller Kinder ihrer Willkühr zu überlaſſen. In allen dieſen Wiederholungen ähnlicher Wörter ſtecket weiter nichts, als die Gleichheit des Tones, die ſo leicht einen Ekel, als Wohlklang erwecken kann. Das dritte Exempel iſt vollends eine ſehr läppiſche Art des Spieles. Ein Buchſtabe muß durch ſeine Aehnlichkeit mit dem andern der ganzen Zeile eine vermeynte Schönheit geben. Die obigen Spiele ſind mir alſo eben ſo lächerlich, als folgende Misgeburt eines Pegnitzſchäfers vorgekommen:

Ihr Matten voll Schatten begraſete Waſen,
Ihr närbigt und färbigt geblümete Raſen,
Ihr buntlichen Sternen,
Ihr Felderlaternen,
Hört wieder die Lieder von Schäferſchalmeyen ꝛc.

Ihr trägen Goldbächlein, ihr hellen Glasquellen,
Ihr ſchwällende Wellen, ihr Silberfluthzellen,
Ihr Pegnitznajaden
In ſümpfigten Pfaden,
Nehmt dieſes, nehmt hieſig erneurende Lieder ꝛc.

30. §.

Digitized by Google

30. §. Es giebt noch eine Art der Wortſpiele, darauf ſich gewiſſe Leute Wunder was einbilden. Es ſind die Anſpielungen auf Namen, wo ich ſo reden darf; dabey ſie einen beſondern Witz zu bezeigen vermeynen. Flemming hat es uns auch an ſolchen Exempeln nicht fehlen laſſen, welche ich, der Hochachtung unbeſchadet, die ich ſonſt gegen ihn habe, zu dem Ende anführe, damit man ſehe: wie ſich auch Leute, denen es an Witz und Geiſt ſonſt nicht fehlet, in dergleichen Kleinigkeiten verlieben können. Auf der 364 S. ſteht ein Lied auf eine Hochzeit Johann Weinmanns, mit Magd. Waſſerführerinn. Da heißt nun eine Strophe:

Schöne Braut, gedenkt zurücke,
Und erwegt des Himmels Gunſt,
Der euch, helfe Gott zu Glücke!
Einen Weinmann, eure Brunſt,
Einen Weinmann, der euch liebet,
Für den Waſſerführer giebet.

Welch eine Wohlthat Gottes! einen Mann zu bekommen, der vom Weine den Namen hat; nachdem man einen verlohren, der ihn vom Waſſer herleitete. Ohne Zweifel wird die gute Frau bey dem erſten lauter Waſſer, und beym andern lauter Wein getrunken haben. Die 17te Ode in ſeinem III. Buche iſt auf Nicl. von Hödeln und Eliſ. Niehuſens Hochzeit gemacht, und darinnen ſpielt er ſo unſauber:

Höfelt euer neues Haus
Bräutgam aus ꝛc.

Dieſes läuft nun gar wieder die Ehrbarkeit, wird aber von ſchmutzigen Versmachern deſto lieber nachgemacht. In der 19ten Ode deſſelben Buchs, auf Dan. Gläſers und Mar. Reimininn Hochzeit, ſteht folgende letzte Strophe:

Braut, gedenket unterdeſſen,
Daß an euch was gläſerns iſt,
Bräutgam, thut auch nicht vergeſſen,
Was ihr nun fort reimen müßt.
Daß ihr mögt nach kurzen Tagen
Neue Reim und Gläſer tragen.

31. §. Wer nun in allen dergleichen Kindereyen Schönheiten zu sehen meynet, dem kann man seinen Geschmack wohl lassen: aber wer etwas wahres und gründliches dem scheinbaren vorziehen will und kann, der wird besser thun, wenn er alle diese Klapperwerke sorgfältig vermeidet. Die Exempel großer Leute die sich zuweilen auf die Art vergangen, machens nicht aus. Man hat freylich in Virgils Schäfergedichten dergleichen eins gefunden:

Dic, quibus in terris, et eris mihi magnus Apollo,
Tres pateat CAELI spatium non amplius vlnas?

Dieses Räthsel besteht bloß in der Zweydeutigkeit des Wortes caeli, welches entweder von Cälius herkommt, und also das Grab eines gewissen Caelii zu verstehen giebt: oder von Caelum ein Abfall ist, und also die Breite des Himmels andeutet. Allein der Poet kann leicht damit entschuldiget werden, daß er sein Räthsel in den Mund eines einfältigen Schäfers leget, der auf dem Dorfe leicht etwas für schön halten konnte, was doch Virgil selbst für was schlechtes hielt. Nur wäre es zu wünschen, daß Martial und andere neuere Verfasser von Sinngedichten, als z. E. Ovenus sich nicht ohne solchen Vorwand, in eben diese Spielwerke verliebet hätten. Ihre Gedichte wimmeln aber von solchen Einfällen, und gefallen mitelmäßigen Köpfen oft darum, warum sie ihnen misfallen sollten. Ja junge Leute ahmen oft diesem falschen Witze desto lieber nach, je leichter er ihnen fällt, wenn sie noch keinen bessern Vorrath guter Gedanken haben.

32. §. Von Opitzen und andern Poeten unsers Vaterlandes, darf man mir also destoweniger einen Einwurf machen. Ich weis wohl, daß sie sich zuweilen von dem verderbten Geschmacke ihrer Zeiten, gleichsam wieder ihren Willen haben hinreißen lassen. Ihr Exempel aber, kann uns keine Regel machen: weil es mit keinen guten Gründen unterstützet ist. Wir folgen vielmehr der Vorschrift des Boileau, der in seiner Dichtkunst ausdrücklich die Wortspiele verworfen hat. Denn er erzählt, wie anfänglich die Spitzfündigkeiten und

zwey-

zweydeutigen Worte aus Italien gekommen, und erſtlich in die Sinngedichte, hernach, da der Pöbel dadurch verblendet wurde, in Madrigalen, Tragödien, Elegien, Schäfergedichten, ja gar vor Gerichte und auf der Kanzel eingeführet worden.

On vit tous les Bergers dans leurs Plaintes nouvelles,
Fideles à la Pointe, encor plus qu'à leurs Belles,
Chaque mot eut toujours deux viſages divers;
La proſe la reçût auſſi-bien que les vers;
L'Avocat au Palais en heriſſa ſon ſtile,
Et le Docteur en chaire ſema l'Evangile.

Hierauf ſagt er, die Vernunft hätte endlich die Augen aufgethan, und ſie einmal für allemal aus ernſthaften Schriften verbannet, ſie allenthalben, für unehrlich erkläret, und ihnen kaum in Sinngedichten, doch mit dem Bedinge, einen Platz vergönnet, daß ſie mit den Gedanken und nicht mit Worten ſpielen möchten. Darauf hätten zwar allenthalben die Unordnungen aufgehört: doch wären bey Hofe Poſſenreißer geblieben; abgeſchmackte Luſtigmacher, unſelige Pickelheringe, altfränkiſche Verfechter grober Wortſpiele.

La raiſon outragée enfin ouvrit les yeux,
La chaſſa pour jamais des diſcours ſerieux,
Et dans tous ces écrits la declarant infame,
Par grace lui laiſſa l'entrée en l'Epigramme:
Pourveu que ſa fineſſe, éclatant à propos,
Roulaſt ſur la penſée, & non pas ſur les mots.
Ainſi de toutes parts les deſordres ceſſerent,
Toutesfois à la Cour les Turlupins reſterent,
Inſipides Plaiſans, bouffons infortunéz,
D'un jeu de mot groſſier partiſans ſurannes.

33. §. Was könnte ich nicht aus des Grafen Schafftsbury Schriften, und aus dem Zuſchauer für Stellen anführen, darinn ſie über den verderbten Geſchmack ihrer Landesleute in dieſem Stücke die heftigſten Klagen führen. Siehe von dieſem

dieſem letzten das 58. Blatt des I. Bandes. Allein es iſt genug geſagt, wenn ich nur noch die Probe eines guten Gedankens, die von einigen vorgeſchlagen wird, werde angemerkt haben. Man ſagt: alles, was ſich in eine fremde Sprache überſetzen läßt, und gleichwohl noch die vorige Schönheit behält, das iſt ein gründlicher und richtiger Gedanke; was aber alsdann ſich ſelbſt nicht mehr ähnlich ſieht, das iſt zu verwerfen. Nun trifft dieſes zwar nicht allemal ein, indem manche Wortſpiele in mehr als einer Sprache angehen: allein in Ermanglung einer beſſern, will ich mich nicht bemühen, dieſe Regel umzuſtoßen. Ein Kopf, der richtig denken gelernt hat, wird auch nicht leicht eine Anweiſung dazu brauchen. Das iſt endlich noch anzumerken, daß man zum Gelächter und irgend eines luſtigen Einfalls wegen, wohl zuweilen ein Wort in anderm Verſtande nehmen, und zum Scherze brauchen kann, ohne den guten Geſchmack dadurch zu verletzen. Boileau ſelber erlaubt dieſes in folgender Stelle:

Ce n'eſt pas quelque fois, qu'une Muſe un peu fine,
Sur un mot en paſſant ne joue & ne badine
Et d'un ſens detourné n'abuſe avec ſuccés:
Mais fuyez ſur ce point un ridicule excés,
Et n'allez pas toujours d'une pointe frivole,
Aiguiſer par la queuë une Epigramme folle.

Wie viel gezwungene Spitzfindigkeiten müßten wir nicht aus unſern meiſten Poeten ausmuſtern; wenn wir des Boileau Vorſchrift in dieſem Stücke folgen wollten?

* *

Das VIII. Capitel.

Von verblümten Redensarten.

1. §.

Der gröſte Zierrath poetiſcher Ausdrückungen beſteht freylich in den tropiſchen, uneigentlichen und verblümten Worten und Redensarten. Man ſetzt dieſelben dem eigentlichen Ausdrucke entgegen, der alle Wörter in ihrer natürlichſten und einfältigſten Bedeutung braucht. Dieſes iſt die allergemeinſte Art zu reden und zu ſchreiben, die auch den allerſchlechteſten Köpfen nicht ſchwer ankömmt. So leicht und verſtändlich ſie iſt, wenn ſie nur nach den Regeln der Sprachkunſt richtig bleibt: ſo trocken, ſo mager und wäſſerigt iſt ſie auch. Sie hat kein Feuer, keinen Geiſt, kein Leben in ſich, und iſt ſehr geſchickt, einen, der ſie höret oder lieſt, einzuſchläfern. Diejenigen Poeten unſers Vaterlandes, die ſich mehr auf ein flieſſendes Sylbenmaaß, als auf gute Gedanken befliſſen haben, ſind in dieſer Art des eigentlichen Ausdruckes faſt zu tief herunter geſunken. Sie wollten die hochtrabende lohenſteiniſche Schreibart meiden, und fielen in den gemeinen proſaiſchen Ausdruck: ſo, daß endlich ihre Gedichte nichts, als eine abgezählte Proſe geworden. Es hat von ihnen geheißen:

Sectantem leuia nerui
Deficiunt animique;

Ich will hieher nur Chr. Weiſen und Beſſern rechnen, welche gewiß in dieſem Stücke vielmals gar zu natürlich geſchrieben. Von dem erſtern kömmt mir in ſeinen reifen Gedanken auf der 175. S. ohngefähr folgendes in die Hand:

Wer itzo funfzig Jahr in ſeinem ganzen Leben
Zurücke legen kann, dem ſcheint es trefflich viel:
Die Welt nimmt täglich ab, und will faſt Abſchied geben,
Jemehr die Jahrzahl wächſt, je kürzer wird das Ziel.

Derhalben welchen Gott mit dieſer Gnade ſegnet,
Daß er in ſeiner Eh noch funfzig Jahr vollbringt,
Dem iſt ein Wunderwerk und ſolch ein Glück begegnet,
Das unter hunderten kaum einem halb gelingt.
Hier ſteht dergleichen Mann, ein Prieſter, greis von Haaren ꝛc.

Aus dem letztern fällt mir, beym Aufſchlagen, das Beylagersgedichte von Alexandern und Roxanen in die Augen, wo Jupiter im Vorſpiele ſich ſo hören läßt:

Daß Ehen auf Erden
Von Menſchen vorgenommen werden,
Kommt nicht von Menſchenvorſatz her:
Es iſt mein Thun, der ich die Welt regiere,
Es iſt ein Werk vom Jupiter.
Lernt, Sterbliche, daß ich die Herzen führe;
Daß Ehen zwar auf Erden
Vollzogen; aber nur von mir beſchloßen werden.

2. §. Was iſt nun in dieſen beyden Stücken poetiſches, außer dem Sylbenmaaße und den Reimen? Sind es nicht lauter gemeine Gedancken, gemeine Wörter und Redensarten, und gemeine Bedeutungen derſelben? Wie hätte man ſich eigentlicher ausdrücken, und den natürlichen Verſtand der Worte genauer beybehalten können, als hier geſchehen iſt? Man darf nur eine kleine Veränderung damit vornehmen, ſo, daß das Sylbenmaaß verſchwindet, und der Reim wegfällt: ſo bleibt nichts als eine ſehr magre Proſa übrig. Wir wollen mit dem erſten die Probe machen:

„Wer itzo in ſeinem ganzen Leben funfzig Jahre zurücke „legen kann, dem ſcheint es trefflich viel zu ſeyn. Die Welt „nimmt alle Tage ab, und will uns faſt Abſchied geben. Je„mehr die Jahrzahl zunimmt, je kürzer wird auch das Ziel. „Welchen Gott derohalben mit dieſer Gnade ſegnet, daß er „noch funftig Jahre in ſeiner Ehe vollbringt, dem iſt ein ſolch „Wunderwerk und Glück wiederfahren, daß kaum einem un„ter hunderten halb zu gelingen pflegt. ꝛc.

Nun möchte ich gern wiſſen, wo hier das poetiſche Weſen ſtecket; worinn ſich der Geiſt und Witz eines Dichters gewieſen

sen hätte? Alles dieses hat meines Erachtens ein jeder denken und schreiben können, der niemals einen Poeten gesehen oder gelesen, ja kein Wort von Poesie reden gehört hat. In der besserischen Stelle redet der Gott Jupiter ebenfalls in der gemeinsten Sprache, wenn man nur das klingende Sylbenmaaß und die Reime wegschaffet.

„Daß auf Erden von den Menschen Ehen vorgenommen „werden, das kömmt nicht vom Vorsatze der Menschen her. „Es ist ein Werk Jupiters; es ist nur mein Thun, der ich die „Welt regiere. Lernet ihr Sterblichen, daß ich die Herzen lenke, „und daß die Ehen auf Erden zwar vollzogen, aber nur von „mir beschlossen werden.

3. §. Vielleicht halten viele dafür, daß dieses eben die rechte Schönheit der vernünftigen Poesie sey, ganz natürlich zu reden, und sich von allen schwülstigen Redensarten zu enthalten. Allein wir wollen uns erstlich erinnern, daß Horaz uns vor beyden Fehlern gewarnet, und weder zu hoch über allen Wolken nach leerer Luft zu schnappen, noch im Staube zu kriechen, sondern die Mittelstraße zu halten, und auf dem erhabenen Parnaß zu gehen, befohlen hat.

Professus grandia, turget;
Serpit humi, tutus nimium timidusque procellae:
In vitium ducit culpae fuga, si caret arte.

Fürs andere ist es längst, auch von Rednern, angemerket worden, daß der uneigentliche Ausdruck durch verblümte Redensarten, so gar der ungebundnen Rede eine besondere Anmuth giebt. Cicero z. E. lehrt im dritten Buche vom Redner im 38. Capitel ausdrücklich, daß die uneigentlichen Bedeutungen der Wörter zwar zu allererst aus Mangel und Dürftigkeit der Sprachen aufgekommen; hernach aber auch zur Anmuth und Zierde gebraucht worden: wie man auch die Kleidungen anfänglich zur Bedeckung unsrer Blöße, nachmals aber zur Pracht ausgesonnen und eingeführet hat. Er erweiset es durch verschiedene verblümte Reden, die auch bey den lateinischen Bauern gewöhnlich gewesen; dergleichen etwa bey uns fol-

gende wären: Der Wald ist mir **ausgestorben**; der Baum hat den **Krebs**; die Zweige kriegen schon **Augen**; die Saat steht **geil**; der Acker ist **fett**; das Getreyde **brandig**. u. d. gl. Darauf erinnert er, daß es außer diesen gemeinen Arten verblümter Reden, noch eine verwegnere Gattung gebe, die nicht aus dem Mangel der Sprache; sondern aus einem feurigen Witze entsteht, und der Rede viel Glanz und Schönheit zuwege bringet; welches er denn mit vielen poetischen Exempeln erläutert.

4. §. Ich will desgleichen thun, um die Sache in ein völliges Licht zu setzen. So schreibt Flemming auf der 362. S.

Der verliebte Himmel lächelt,
In die gleich erwärmte Luft,
Welche gleichsam Küsse fächelt,
Auf der schwangern Erden Kluft,
Die bald beyden, so sie liebet,
Tausend schöne Kinder giebet.

Wer sieht hier nicht einen weit edlern poetischen Ausdruck; in verblümten Verstande gebrauchte Worte, und kühne Redensarten? Der Himmel muß verliebt heißen, welches man sonst nur von verständigen Wesen sagt. Die Luft muß Küsse fächeln; weil sie so lieblich ist, als eine freundliche Schönheit, wenn sie einen Geliebten küssen will. Die Erde ist schwanger, weil die Gewächse gleich einer Frucht in Mutterleibe, in ihr verborgen liegen, ehe sie im Frühlinge ausbrechen. Sie muß den Himmel und die Luft lieben; welches wiederum nur im verblümten Verstande angeht: weil sie sich nämlich bey der Gegenwart des freundlichen Himmels, mit ihrem Laube und Grase schmücket; wie eine verliebte Dirne gegen die Ankunft ihres Liebsten. Endlich giebt sie tausend schöne Kinder, das ist, in der eigentlichen Sprache zu reden, Blumen und Früchte. Und wer sieht hier nicht, daß diese Strophe durch ihre verblümten Redensarten weit schöner und geistreicher geworden, als wenn sie aus lauter eigentlichen Ausdrückungen bestanden hätte? Noch eins zum Ueberflusse, aus eben dem Poeten, auf der 353. S.

Die

Die verlebte Welt wird jünger,
Und ſtreicht mit verliebtem Finger,
Ihre Runzeln von der Haut.
Seht, ſeht, wie ſie aus den Feldern,
Aus den Auen, aus den Wäldern,
Mit verbuhlten Augen ſchaut.

5. §. Hieraus erhellet ja wohl deutlich genug, was ein poetiſcher Geiſt, was eine edle Art zu denken, und ein feuriger ungemeiner Ausdruck ſey. Dieß iſt die Sprache der Poeten, dadurch ſie ſich von der magern proſaiſchen Schreibart unterſcheiden. Man verſuche es, und zertrenne auch hier das Sylbenmaaß; man verſtecke die Reime, wie man will: es wird doch ein poetiſcher Geiſt daraus hervorleuchten. Daß aber dieſes die rechte Probe des poetiſchen Geiſtes ſey, das lehrt uns Horaz, der in der IV. Satire ſeines I. B. ausdrücklich ſagt, daß ſeine und des Lucilii Verſe nichts poetiſches mehr an ſich behielten, ſo bald man durch die Verſetzung der Worte ihnen das Sylbenmaaß genommen. Weit anders verhalte es ſich mit dem Ennius, der die poetiſche Schreibart in ſeiner Gewalt gehabt. Denn wenn man gleich die Worte: **Nachdem die ſcheußliche Zwietracht die eiſernen Pfoſten und Thore des Krieges erbrochen**, noch ſo ſehr verſetzen wollte: ſo würde man doch allezeit die Glieder eines zerlegten Poeten darinn antreffen. Es iſt werth, daß ich das lateiniſche davon herſetze. * Ich muß nur erwähnen, daß Horaz durch dieſe Anmerkung erweiſen wollen, eine Satire verdiene nicht den Namen eines Gedichtes. Denn kurz vorher hatte er ſich ausdrücklich aus der

* Non ſatis eſt puris verſum perſcribere verbis,
Quem ſi diſſoluas, quiuis ſtomachetur. &c.
His, ego quae nunc;
Olim quae ſcripſit Lucilius, eripias ſi
Tempora certa modosque, & quod prius ordine verbum eſt,
Poſterius facias, praeponens ultima primis,
Non vt ſi ſoluas: *Poſtquam diſcordia tetra*
Belli ferratas poſtes portasque refregit;
Invenies etiam diſiecti membra Poetae.

Digitized by Google

Zahl der Poeten ausgeschlossen, in so weit er nur ein Satirenschreiber war. * Ein Poet muß also einen großen Witz, einen göttlichen Geist und einen erhabnen Ausdruck haben, wenn man ihn mit diesem Namen beehren soll.

6. §. Und freylich zeiget sich der Witz eines Poeten hauptsächlich in der glücklichen Erfindung verblümter Redensarten. Denn ist derselbe eine Kraft der Seelen, das Aehnliche leicht wahrzunehmen: so merket man, daß in jedem uneigentlich verstandenen Worte ein Gleichniß steckt, oder sonst eine Aehnlichkeit vorhanden ist, weswegen man eins für das andere setzt. Das belustiget nun den Leser eines solchen Gedichtes. Er sieht nicht nur das Bild, darunter ihm der Poet eine Sache vorstellet, sondern auch die Absicht desselben, und die Aehnlichkeit zwischen beyden; und da sein Verstand auf eine so angenehme Art mit so vielen Begriffen auf einmal beschäfftiget ist, so empfindet er nicht nur wegen der Vollkommenheit des Poeten, dessen Schrift er liest, ein Vergnügen; sondern er belustiget sich auch über seine eigene Scharfsinnigkeit, die ihn fähig macht, alle Schönheiten des verblümten Ausdruckes, ohne Mühe zu entdecken. Z. E. Amthor schreibt auf der 125 Seite:

Itzt schwindet allgemach,
Der Schatten lange Nacht, und läßt der Thürme Zinnen,
Ein frohes Morgengold gewinnen.
Der alte Nordwind giebt dem jungen Zephir nach,
Die Erde wird der lüstern Sonnen Braut,
Die ihren Bräutigam stets näher treten schaut.
Sie schmückt sich schon zur neuen Hochzeitfeyer:
Weil Phöbus ihren Wittwenschleyer,
Den Schnee und Eis ihr umgethan,
Aus heißer Brunst nicht ferner dulden kann.

Diese

* Primum ego me illorum, dederim quibus esse Poetas,
Excerpam numero: nec enim concludere versum,
Dixeris esse satis; neque si quis scribat vti nos,
Sermoni propiora, putes hunc esse poetam.
Ingenium cui sit, cui mens diuinior, atque os
Magna sonaturum, des nominis huius honorem.

Diese Stelle kann für ein Muster des guten verblümten Ausdruckes angesehen werden. Das frühe Morgengold auf den Zinnen der Thürme, ist das goldfarbigte Licht der Morgenröthe, und der hervorbrechenden Sonnenstralen, die sich an den Thurmspitzen zuerst zeigen. Der Nordwind wird, seiner Kälte halber, einem alten Manne, und der warme Zephir einem Jünglinge verglichen. Die Erde wird wegen ihres Putzes im Frühlinge, als eine Braut, und die Sonne, als ihr lüsterner Bräutigam vorgestellt: weil sie so unverwandt nach derselben ihre Stralen schießet, als es ein verliebter Freyer bey seiner Liebsten zu thun pflegt. Der Schnee des vergangenen Winters, muß endlich, seiner Farbe halber, einen Witwenschleyer abgeben, den die brünstige Sonne ihr vom Angesichte gezogen hat. Wer hier nicht den Reichthum eines poetischen Witzes wahrnimmt, der muß gewiß keinen Geschmack an schönen Dingen finden können.

7. §. Ein jeder sieht aber von sich selber wohl, daß hier fast nichts anders, als die Metaphora vorgekommen, welche sonst bey den Lehrern der Redekunst die erste und hauptsächlichste Gattung verblümter Redensarten ist. Diese war auch den Alten, z. E. dem Aristoteles, einzig und allein bekannt, und die übrigen hat man erst nach der Zeit angemerket. Cicero nennt die Metaphore Translatio; beyde Wörter haben eine sehr allgemeine Bedeutung, und schicken sich auch so gar für die Metonymie, Synekdoche und Ironie. Deutsch müßte man sie eine Versetzung, oder einen Wechsel nennen; denn dieses drückt die Natur der Sache ziemlich aus: die Metonymie aber, als die andre Gattung verblümter Redensarten, könnte eine Namenänderung heißen. Doch wir müssen sie alle nach der Ordnung durchgehen, und mit Exempeln aus unsern Poeten erläutern. Ich kehre mich also an die stolzen Kunstrichter nicht, die es für eine zu geringschätzige Arbeit halten, sich mit Registern von Tropen und Figuren aufzuhalten. Man sieht es nämlich aus ihren eigenen Schriften wohl, daß sie sich mit den Regeln und deutlichen Begriffen dieser Zierrathe der guten Schreibart, nichts

zu schaffen gemacht. Ihr Exempel also soll uns eher behutsam, als nachläßig in diesem Stücke machen.

8. §. Die Metaphore ist also eine verblümte Redensart, wo man anstatt eines Wortes, das sich in eigentlichem Verstande zu der Sache schicket, ein anderes nimmt, welches eine gewisse Aehnlichkeit damit hat, und also ein kurzes Gleichniß in sich schließt. Zum Exempel, Flemming schreibt in einer Ode auf der 363. S. **die demantenen Gewässer**, und bald hernach gedenkt er **der buhlerischen Sterne**. Wir haben schon oben die **verwachte Rose**, die **taumelnden Cypressen**, die **gesunden Schatten** und **schlummernden Gewächse** aus eben diesem Poeten angeführet. Dieses sind lauter metaphorische Ausdrückungen. Im eigentlichen Verstande hätte man sagen müssen: die klaren Gewässer, die blinkenden Sterne, die verwelkte Rose, die hin und her wankenden Cypressen; die kühlen Schatten; und die ruhigen Gewächse. Aber der Poet führet uns durch seine geistreiche Beywörter auf ganz andere Begriffe. Die allernächsten Wörter sind ihm zu schlecht; er holet sich von weitem ganz ungemeine Gedanken her, die sich aber zur Sache schicken, und dem Verstande sehr angenehme Bilder machen, wenn er die Aehnlichkeit derselben einsieht. Eben dergleichen finde ich in Pietschens Hochzeitode auf Prof. Bäyern in Petersburg, meinen nunmehr seligen Freund, sehr häufig. Z. E. in dieser Strophe:

Die holden Wangen deiner Braut,
Muß eine keusche Röthe färben,
So, wie man sonst den Himmel schaut,
Wenn die verlebten Tage sterben.
Des Jungferstandes letzter Schein,
Ist ein nicht fehlender Prophete,
Der Tag wird heiß und heiter seyn,
Nach einer schönen Abendröthe.

9. §. Eben dergleichen Metaphoren können auch in selbstständigen Nennwörtern und Hauptwörtern, ja fast in allen andern vorkommen. Z. E. Canitz schreibt:

Ists

Iſts ihm nicht mehr vergönnt zu küſſen eine Docke,
Die ihre freche Stirn mit Thürmen überhäuft ꝛc.

Da iſt das Wort **Thürme**, für den hohen Kopfputz gebraucht, der vor zwanzig oder dreyßig Jahren Mode geweſen. Eben ſo hat Heraus auf der 248. S. die großen Perrucken beſchrieben.

Der weißbeſtäubte Buſch, der ganze Leiber deckt,

Imgleichen Opitz, nennt ein Frauenzimmer ein Bild; wegen der Schönheit, die man in Bildern am vollkommenſten finden kann. Auf der 165. S. der Poet. Wäld.

Hier geht ein ſchönes Bild,
Wo nichts zu ſpüren war, als ungezähmtes Wild.

Von Hauptwörtern mögen folgende Exempel dienen. Heraus ſagt, ein Fleißiger habe Minuten zu zählen:

Wie dieſem deſſen Fleiß Minuten hat zu zählen,
Der kömmt, den guten Tag zu biethen und zu ſtehlen.

Um das Zählen iſt es einem Fleißigen wohl nicht zu thun: aber es heißt hier beobachten, ja theuer und werth halten, weil man ſolche Dinge genau nachzuzählen pflegt. Das Stehlen ſchicket ſich hier gleichfalls ſo eigentlich nicht zum Tage. Aber es heißt hier unbrauchbar machen; weil man Sachen, die uns geſtohlen werden, nicht mehr zu ſeinem Nutzen anwenden kann. Opitz ſchreibt auf der 166. Seite der poetiſchen Wälder.

Ich kenne den Weg auch. Sehr oft hab ich gemeſſen
Den grünen Helikon, bin oben auf geſeſſen,
Durch mich wird itzt das Thun in Deutſchland aufgebracht,
Das künftig trotzen kann der ſchönſten Sprachen Pracht.
Wer dieſen Zweck erlangt, der darf nicht unten kleben,
Und wär er zehnmel todt, ſo ſoll er dennoch leben,
Gott herbergt ſelbſt in ihm, ja was er denkt und ſchafft,
Reucht nach Unſterblichkeit, ſchmeckt nach des Himmels Kraft ꝛc.

Den Helikon **meſſen**, heißt hier darauf gehen: weil man mit Schritten zu meſſen pflegt. Den ſchönſten Sprachen

trotzen, heißt hier, ihnen an Schönheit gleich gehen. **Unten kleben**, heißt hier, unten **bleiben**; **leben** heißt, unvergeßlich seyn; **herbergen**, heißt, in etwas anzutreffen seyn; nach Unsterblichkeit **riechen**, und nach des Himmels Kraft **schmecken**, heißt, nur jenes und dieses zu verstehen geben, und an sich spüren lassen. Und diese Exempel können davon genug seyn.

10. §. Wenn die Metaphore länger, als in einem Worte fortgesetzt wird, so heißt sie eine **Allegorie**. Z. E. Flemming schreibt von einem Bräutigam:

Viel tausend, tausend feuchte Küsse,
Bethauen die vermählte Hand:
Damit der Liebe trächtigs Land,
Hinkünftig nicht vertrocknen müsse.

Die Liebe wird hier als ein besäeter Acker vorgestellet, der eines nassen Thaues benöthiget ist, damit er nicht verdorre: Und diesen findet der Poet in den feuchten Küssen des Bräutigams. Canitz beschreibt die Reizungen der bösen Lüste unter dem Bilde des ersten Sündenfalles:

Wir hören überall Verführungsschlangen pfeifen,
Wir wollen hier und da nach fremden Aepfeln greifen,
Wie wässert uns der Mund? die Hand wird ausgestreckt.

Amthor beschreibt den Christenwandel unter dem Bilde des israelitischen Zuges nach Canaan auf der 308. Seite:

Der Proben harter Strich macht seinen Werth bekannt,
Man kömmt durchs rothe Meer nur ins gelobte Land,
Und muß durch manchen Kampf den Heldenmuth beweisen.
Es trägt Arabiens bestäubte Wüsteney
Nur Hunger, Durst und Angst auf allen Wegen bey,
Durch die der Wandrer muß nach Zions Höhen reisen.

Pietsch gleichfalls, wenn er die Beschaffenheit des kaiserlichen Heeres bey Belgrad beschreibt:

Der Adler wacht indeß auf einem sichern Hügel,
Und streckt mit reger Kraft die ausgedehnten Flügel

Vor

Vor seiner Wohnung aus, um die er anfangs schwebt
Eh ihn der volle Flug aus seinen Grenzen hebt.
Bald schießt er schnell herab, wenn er den Drachen findet,
Der sich, auf seinen Stoß um seinen Schnabel windet,
Doch den verdrehten Balg hält seine Klaue fest,
Bis er ihn abgestreift im Blute liegen läßt,
Als Sieger in den Kreis des fernen Mondes steiget.
Und seinen Donnerkeil den blassen Hörnern zeiget.

11. §. Es muß aber eine gute Metaphore oder Allegorie I) eine wahre Aehnlichkeit in sich haben, die in den Sachen und nicht in bloßen Worten anzutreffen ist, Z. E. Wenn ich den Himmel ein Engelland nennen wollte, so wäre es nichts: denn hier käme es bloß auf das Wort Engel an. Z. E. Neukirch hat in dem vortrefflichen Gedichte auf die Königinn in Preußen, Charlotte, dieses Wortspiel gebraucht, indem er den König Friedrich so redend einführet:

Und wer bewundert nicht das, was du jüngst versprochen?
Mein Kronprinz, war dein Wort, beschloß vor wenig Wochen,
Nach Engeland zu gehn; doch seht, er läßt es seyn,
Und seine Mutter geht ins Land der Engel ein.

Ich weis aber zu seiner Entschuldigung nichts mehr zu sagen, als daß dieses vielleicht in der That ein Einfall des Königs selbst gewesen seyn muß: daher der Poet ihn denn auch dem Könige in den Mund gelegt hat; um demselben die Ehre der Erfindung nicht zu rauben. Und spricht er gleich, daß man dieses Wort des Königes bewundere: so glaube ich doch nicht, daß ihm dasselbe so schön vorgekommen sey, weil er selbst nirgend dergleichen angebracht. Aber an manchem großen Herrn, ist in solchen Dingen oft etwas ein Wunder, welches man auch an einem Schüler nicht dulden würde. Doch ich besinne mich, daß auch Neukirch von Wortspielen so frey nicht gewesen, als er wohl hätte seyn sollen. Z. E. in dem Gedichte auf die geschützten Nachtigallen, heißt es:

Denn sprach er, was man itzt im Kriege großes schaut,
Ist, daß uns Friederich Fried, Ehr und Reich erbaut.

wiewohl ich dieses schon in dem vorigen Capitel hätte anführen sollen. Wenn aber Canitz schreibt: **Sein Hof wird ihm ein Hof** ꝛc. So vergleicht er wirklich den Rittersitz eines Landjunkers, mit einem Hofe, und dieses ist also kein Wortspiel zu nennen.

12. §. II) Muß sie nicht von solchen Dingen hergenommen seyn, die eine Sache verächtlich oder lächerlich machen können; es wäre denn, daß man mit Fleiß satirisch schreiben wollte. Cicero z. E. tadelt einen Scribenten, weil er gesagt hatte, durch den Tod Catons wäre die Republik entmannet oder verschnitten worden. III) Muß das Gleichniß nicht gar zu weit hergesucht seyn, so, daß man es leicht verstehen kann. Aristoteles verwirft in dieser Absicht den Ausdruck eines alten Poeten, der den Xerxes einen persianischen Jupiter genennet hatte. Und dahin könnte man die pralerischen Metaphoren der portugiesischen Redner rechnen, die in dem II. Theil der vern. Tadlerinnen XL. St. angeführet worden, wie auch unzählige im Milton und seinen Nachahmern. Endlich IV) müssen die Metaphoren, so viel möglich, alles sinnlicher machen, als es im eigentlichen Ausdrucke seyn würde. Daher dienen alle die Redensarten und Wörter sehr, die das Gesicht, das Gehör, das Gefühl, den Geruch und Geschmack angehen. Vor allen Dingen aber sind die sichtbaren Dinge sehr geschickt, lebhafte Metaphoren zu geben. Die oben schon so häufig angeführten Exempel können dieses sattsam erweisen. Es ist aber auch an sich selbst leicht zu begreifen: denn die Einbildungskraft bringt die Begriffe desto klärer hervor, je stärkere Eindrückungen man davon sonst gehabt. Nun wirken aber die meisten Sinne sehr stark in die Seele; sonderlich aber wirkt das Gesicht bey Empfindung des Lichts und der Farben sehr klare, von Figuren und Größen aber auch deutliche Begriffe. Ein Wort also, welches dahin gehöret, kann auch eine unsichtbare Sache gleichsam sichtbar machen, wenn es in verblümtem Verstande dazu gebrauchet wird.

Digitized by Google

13. §. Die andere Art verblümter Reden, ist die **Metonymie**, welche man mit dem Longolius ein **Namenlehn** nennen könnte. Man setzet aber darinn entweder die Ursache, und meynet die Wirkung derselben: als wenn ich einen Scribenten für seine Schriften nenne:

Der reiche Seneca an Witz und an Vermögen,
Der schlaue Tacitus, und was noch ist zugegen,
Muß allezeit um mich seyn.

Opitz.

Oder umgekehrt, die Wirkung für die Ursache, als wenn ich den Pan die Furcht der Nymphen nennte:

Phyllis schickt Silvanen Kränze,
Alle Nymphen führen Tänze,
Ihre Furcht, der geile Pan,
Geht nicht minder stets im Reihen ꝛc.

Dach.

Oder die Hauptursache an statt eines Nebendinges: und zwar erstlich, das Behältniß für das Enthaltene, als wenn ich den Helikon setze, und die Musen meyne.

Der ganze Helikon ist schon um diese Zeit,
Um seine Bücher her, und dichtet allbereit,
Das, was man rühmen muß.

Flemming.

Zweytens der Besitzer an statt seines Eigenthums, als wenn man den Phöbus an statt der poetischen Triebe setzt, die ihm angehören.

Phöbus ist bey mir daheime,
Diese Kunst der deutschen Reime,
Lernet Preußen erst von mir ꝛc.

Dach.

Drittens, der Feldherr für seine Soldaten, als wenn man sagt, der Kaiser wird geschlagen, da es doch die Soldaten sind.

Hier möchte man gedenken,
Das Glücke hätte dir Ergetzung sollen schenken,

Und

Und Rast nach solcher Müh: allein es saget Nein!
Der Kaiser von Byzanz muß auch geschlagen seyn.

Opitz.

Viertens, das Zeichen für die bezeichnete Sache, als wenn man den Zepter nennt, und ein Königreich meynt.

Bleibt Friedrich nur gesund, und hat sein Zepter Segen,
Was ist mir an Namur und Pignerol gelegen?

Canitz.

Fünftens, die Sachen in der Zeit, an statt der Zeit selbst, als wenn man den Mondwechsel für die Monate setzt:

Neunmal hat nun Phöbe gleich,
Ihre Hörner eingezogen,
Und die Nächte blind gemacht,
Seit sie dir gab gute Nacht,

Flemming.

Oder man setzt ein Nebending an statt der Hauptsache, und da zwar erstlich das Enthaltene für das Behältniß. Z. E. der Ort, wo man der Fürsten Gnade sucht, für den Hof.

Jedennoch, wenn du dir und auch zugleich den deinen,
Willst mehr zu gute thun, so mußt du da erscheinen,
Wo man der Fürstenhuld, (weil doch des Höchsten Schluß
Sie groß, uns klein gemacht,) in Demuth suchen muß.

Canitz.

Zweytens, das Zeichen für das Bezeichnete, als wenn man, die Schamhaftigkeit zu beschreiben, sagte, den Hut in die Augen drücken.

Du darfst, o freyer Held, den königlichen Hut
Nicht in die Augen ziehn: Wohin man itzo siehet,
Da sieht man auch dein Lob.

Opitz.

Drittens, die Zeit, für das, was darinn geschieht, zum Exempel für die schlechten Poeten, die darinn leben:

Wie manchmal zürn ich nicht mit unsrer armen Zeit,
Die itzt fast gar nicht mehr der Nachwelt Urtheil scheut.

Günther.

Viertens

Viertens die Tugend oder Laster, anstatt der Leute, die sie ausüben, z. E. der Neid für die Neider.

Der Neid vergiftet zwar das allerschönste Haus,
Und die Verläumdung sticht die angenehmsten Früchte.

Gryphius.

Fünftens, die Gemüthsregung anstatt ihres Gegenstandes; als wenn man einen frölichen Tag seine Freude nennt:

Preis der Tag, Wunsch der Frommen,
Meine Freude, sey willkommen!

Dach.

Sechstens, das vorhergehende für das Nachfolgende, z. E. Wenn ich sagte, bis die Sonne untergeht; anstatt zu sagen; bis es Nacht wird.

Bis der Gott der güldnen Gluten,
Der die braunen Mohren brennt,
In die hesperischen Fluthen,
Freygelaßnes Zügels rennt.

Flemming.

Siebentens, das nachfolgende anstatt des vorhergehenden, z. E. die warme Frühlingsluft, für das, was darauf erfolget.

Die erfreuten Heerden springen,
Das verlebte Jahr wird jung,
Die gelehrten Vögel singen,
Wald und Feld ist auf den Sprung.
Und die Schooß der alten Erden,
Will aufs neue schwanger werden.

Flemming.

14. §. Die dritte Gattung verblümter Redensarten heißt **Synekdoche**, auf deutsch nach Longolii Benennung ein **Auszug**: diese hätte gar leicht unter der Metonymie können begriffen werden, wenn es nicht unsern Vorfahren anders gefallen hätte. Sie ist wiederum vielerley, denn man setzt entweder das Ganze für den Theil; z. E. die Welt für ein kleines Land in derselben.

Ihr, die des Höchsten Rath bestimmt,
Der Welt mit Stahl und Bley zu dienen,

Günther.

Oder

Oder den Theil fürs Ganze, als wenn ich den Hals für die ganze Person setze.

Er hat daselbst bekannt,
Du hättest seinen Hals und Ehr in deiner Hand.

Opitz.

Oder eins für viel: Als z. E. ein Sinn, wenn von vielen Personen die Rede ist, die doch viel Sinne haben.

Andre werden sich befleißen,
Die ein größrer Sinn erhöht,
Welchen Phöbus näher geht,
Als mir abgelegnem Preußen ꝛc.

Dach.

Oder viel für Eins. Z. E. Die Lüfte für die Luft.

Die gestirnten Lüfte scherzen,
Tausend Kerzen.
Tausend lichte Fackeln stehn.

Flemming.

Oder eine gewisse Zahl für die ungewisse. Z. E.

Wenn du großer Siegesfürst.
Hundert tausend Cherubinen,
Zu Gefährten haben wirst,
Werden dir die Feinde dienen.

Chr. Gryph.

Oder eine sogenannte volle Zahl, für eine größere oder kleinere. Zum Exempel:

Thu, o Churfürst nach Belieben,
Such ich Hufen, zehnmal sieben?
Nein! auch zwanzig nicht einmal.
Andre mögen nach Vegnügen
Auch mit tausend Ochsen pflügen,
Mir ist gnug ein grünes Thal.

Dach.

Oder etwas viel größeres für das kleinere, welche Art man Hyperbole nennet. Z. E. Wenn man die Thränen einen Bach nennet:

Betrachte

Betrachte nur den Thränenbach,
Worinn das Herz der Aeltern schwimmet:
Wo noch in dir Erbarmung glimmet,
So gieb doch ihren Seufzern nach.

Amthor.

Das ist nicht genug. Eben derselbe bedient sich dieser Vergrößerung noch kühner, wenn er in demselben Gedichte an ein verstorbenes junges Frauenzimmer den ganzen Belt toben läßt. Er redet den Tod an;

Schau, wie der Belt beginnt zu toben,
Daß du solch einen theuren Stein,
Zu seiner Nymphen höchster Pein.
Aus ihrer Krone weggeschoben.

Hier könnte es leicht seyn, daß diese Vergrößerung einigen gar zu verwegen vorkäme. Denn was will man auf eine Prinzessin größeres sagen? Zugeschweigen, daß man nicht sieht, was das für eine Krone der Nymphen gewesen, darinn die Todte einen Edelgestein abgegeben? Die Allegorie ist nicht gar zu richtig.

15. §. Ueberhaupt aber geht man in Vergrößerung der Dinge gemeiniglich zu weit, und überschreitet dadurch die Regeln der Klugheit. An Malherben hat schon Bouhours eine sehr unerträgliche Vergrößerung der Thränen Petri getadelt, die ich, ihrer Seltsamkeit halber, aufs allergenaueste übersetzt habe, und hier mittheilen will.

Da hub sich ein Geschrey gleich als ein Donner an,
Sein Seufzen war ein Sturm, der Eichen fällen kann,
Und die gelinde Fluth von den vergoßnen Zähren,
Verglich sich einem Strom, der von den Bergen läuft,
Die Felder überschwemmt, ja Dorf und Stadt ersäuft,
Und fast die ganze Welt in eine See will kehren.

Wer nun dieses nicht für ausgeschweift erkennen will, der muß in der That nicht viel Nachsinnen oder Geschmack von einer Sache haben. Opitz hat uns diese Art hochgetriebener Vergrößerungen in der Sprache eines schmeichlenden Buhlers lächerlich zu machen gesucht, den er auf der 161. S. im IV. B. s. poet. W. so entwirft. Er redet ein Frauenzimmer an:

Sie thun wohl einen Eid, wiewohl nicht ohne Lachen,
Daß eure Augen auch die Sterne finſter machen,
Und daß ſie heller ſind denn alles Firmament,
Ja daß die Sonne ſelbſt auch nicht ſo heftig brennt.
Sie ſchweren hoch und fehr, daß Gott euch auserleſen,
Vor aller Zierlichkeit und allem ſchönen Weſen,
Und ſagen: ſelig ſey das Jahr und denn die Zeit,
In der ihr, große Zier der Welt! gebohren ſeyd.
Sie ſprechen wohl dabey, daß ihr mit euren Blicken,
Ein härter Herz als Stein vermöget zu entzücken.
Daß aus America die beſte Spezerey,
Mit eurem Athem weit nicht zu vergleichen ſey.
Daß ſolche Hände nicht gemalet werden könnten,
Daß gegen ihnen, Schnee zu gleichen ſey der Tinten;
Daß jedes Zähnlein ſey ein köſtlicher Demant,
An welchen die Natur all ihre Kunſt gewandt;
Und daß die Lippen auch, die mehr als Roſen blühen,
Weit weit den edelſten Corallen vorzuziehen;
Und daß der ſtarke Mars durch eurer Zungen Schein,
Die Waffen abzuthun bereitet würde ſeyn.
Beliebt es euch hernach von Venus was zu ſingen;
Die Winde könnet ihr mit eurer Stimme zwingen:
Und wenn ihr weiter euch auch zu der Lauten findt,
Iſt Orpheus ungelehrt und gegen euch ein Kind.
Wenn ihr im Felde ſeyd, wohin man euch ſieht gehen,
Da ſieht man alſobald die ſchönſten Blumen ſtehen.
In Summa, die Natur hat dieß an euch gethan,
Daß eure Trefflichkeit kein Menſch beſchreiben kann
Wie möcht ich aber wohl ſo falſch erdachtes ſagen,
Und die Aufſchneiderey mit Langmuth nur ertragen?
Ich glaube, welcher ſich nimmt ſolche Lügen an,
Der Feder und Papier auch ſchamroth machen kann.

Was Opitz hier in der verliebten Sprache für unerträglich gehalten, das hat Canitz in der Beſchreibung des Kriegesweſens, und in den Klagen der Verſtorbenen, als einen Fehler angemerkt. In ſeiner Satire von der Poeſie heißt es:

Fällt das geringſte vor in dieſen Kriegeszeiten,
So dünkt mich, hör ich ſchon die Wetterglocke läuten.
Ein Flammenſchwangrer Dampf beſchwärzt das Luftrevier,
Der ſtralbeſchwänzte Blitz bricht überall herfür,

Der

Der grauſe Donner brüllt und ſpielt mit Schwefelkeilen.
Der Leſer wird betrübt, beginnet fortzueilen,
Bis er ins Trockne kömmt; weil doch ein Wolkenguß,
Auf ſolchen harten Knall nothwendig folgen muß,
Und läßt den armen Tropf der Welt zur Strafe reimen,
Wie ein Beſeßner pflegt in ſeiner Angſt zu ſchäumen.
Geht wo ein Schulregent in einem Flecken ab,
Mein Gott! wie raſen nicht die Dichter um ſein Grab?
Der Tod wird ausgefilzt, daß er dem theuren Leben,
Nicht eine längre Friſt als achtzig Jahr gegeben.
Die Erde wird bewegt, im Himmel Lärm gemacht,
Minerva, wenn ſie gleich in ihrem Herzen lacht,
Auch Phöbus und ſein Chor, die müſſen wider Willen,
Sich traurig, ohne Troſt, in Flor und Boy verhüllen.
Mehr Götter ſieht man oft auf ſolchem Zettel ſtehn,
Als Bürger in der That mit zu der Leiche gehn.

16. §. Mit der Verkleinerung, (**Litote** oder **Tapeinoſis**) iſt es eben ſo bewandt. Sie ſagt allemal weniger, als in der That wahr iſt; doch ſo, daß ſie dadurch in keinen Irrthum ſtürzet. Z. E. Günther beſchreibt ſeine Armuth ſo:

Ich darf mich ohnedas voritzo nicht beſchweren,
Als ließen Tiſch und Schlaf mich wenig Zeit entbehren.
Fünf Biſſen in den Mund, ſo iſt die Tafel gar;
Die Glieder auf die Bank, das Halstuch um das Haar,
So bin ich in dem Bett und völlig ausgezogen.
Die Hüfte glaubt es nicht, doch wird ſie oft betrogen.

Die Synekdoche ſetzt auch wohl zuweilen die ganze Art eines Dinges für eine beſondere Gattung deſſelben. Z. E. Das Licht überhaupt für die Sonne:

Willkommen ſchönes Licht!
Das aus dem Himmelspunct der Abyſſinen
In Nordens kalten Zirkel bricht.
Kaum war dein heißer Stral bey uns erſchienen ꝛc.

Amthor.

Oder die beſondre Gattung für die ganze Art. Z. E. Wenn ich Mandeln und Muſcaten ſtatt aller andern Leckerbiſſen ſetzte:

Wiewohl ein solcher Held, der nur sein theures Blut,
Zum Aderlassen spart, nicht große Wunder thut;
Und wenn ihm nichts gefehlt als Mandeln und Muscaten
Wohl eh aus Blödigkeit hat Stadt und Land verrathen.
Canitz.

Auf eben die Art setzt man zuweilen die Namen gewisser Personen, anstatt allgemeiner Benennungen solcher Leute. Welche Art nebst der folgenden eine Antonomasie heißt. Z. E.

Geh Breßlau! denke nach, was der Verlust bedeute,
Dein Piccart, dein Galen, dein Kepler, dein Caßin,
Dein Galileus stirbt. Dieß, was gelehrte Leute
Für deinen Schmuck geschätzt, ist leider itzt dahin,
Grypb.

Oder man braucht anstatt der eigenen Namen gewisser Dinge die allgemeine Benennung, die sich für sie schickt. Z. E. Wenn man ein Pferd meynte, und ein Vieh nennte.

Versuchs, gieb ihm ein Amt, sechs Viehe vor den Wagen,
Und sechse hinten drauf; sieh, was er dann wird sagen.
Heraus.

Imgleichen wie Canitz einen Weisen nennet, und den Horaz meynt, dessen Vers, Beatus ille qui procul negotiis, er anführt:

Ja, sprichst du folge dem, was jener Weise schreibt:
Wohl dem, der weit entfernt von fremden Händeln bleibt ꝛc.

17. §. Endlich kömmt noch die vierte Gattung verblümter Redensarten, die man die **Ironie** oder Verspottung zunennen pflegt. Man saget darinn gerade das Gegentheil dessen, was man denket; doch so, daß der Leser aus dem Zusammenhange leicht begreift, was die wahre Meynung ist. Z. E.

Bey einem Hochzeitmahl, da kommen oft geflogen
Des künstlichen Papiers bis vier und zwanzig Bogen:
Ein schöner Vorrath traun! besonders zu der Zeit,
Wenn etwa Heu und Stroh nicht gar zu wohl gedeiht,
Rachel.

Zuweilen wird die Ironie sehr heftig, und bekömmt alsdann den Namen **Sarkasmus** oder **Diasyrmus**; nachdem sie nämlich

nämlich gegen Todte oder Lebendige ihren beißenden Hohn ausstößt. Z. E. Opitz spottet des Glückes, im Absehen auf die Standhaftigkeit des Ulysses dergestalt:

Du kannst, Fortune, ja den werthen Helden zwingen,
Hinab ins tiefe Meer, bis an den Hals, zu springen:
Du kannst ja wider ihn vermischen Luft und Flut,
Kannst fordern, wenn du willst, sein Leben Gut und Blut!
Daß aber er vor dir die Knie auch solle beugen,
Viel weinen, kläglich thun, sich wie ein Weib bezeigen,
Sein Leben, seine Zeit verdammen für und für,
Sein Herze lassen gehn; das stehet nicht bey dir!

Hierher gehört auch die spöttische Wiederholung der Worte seines Gegners, die sonst **Mimesis**, oder das Nachspotten genennet wird. Z. E. In des Sophokles Antigone spricht Kreon mit seinem Sohne Hämon, nach Opitzens Uebersetzung:

Kreon.
Und ist denn dieß nicht recht, wenn ich mein Reich will ehren?
Hämon.
Schön ehren! denn du greifst der Götter Ehr itzt an.

Und bald darauf:

Kreon.
Willst du durch Drohen mich noch mehr und mehr erherden?
Hämon.
Was Drohen? wo man Rath und That nicht will verstehn.

18. §. Das wären nun die hauptsächlichsten Gattungen und Arten, der gewöhnlichen verblümten Redensarten, wodurch die poetische Schreibart, sowohl als die ungebundne, einen besondern Glanz und eine ausnehmende Schönheit bekömmt. Doch kann man leicht denken, daß dieselben, nach Beschaffenheit der Materien und besondern Umständen, allerley verschiedene Gestalten annehmen; so daß sie auch zuweilen ganz eigene Namen bekommen. Der Witz der Dichter ist sehr unterschieden, und seine Geburten sind es nicht minder. Hat nun gleich ein Dichter in diesem Stücke eine etwas größere Freyheit, als ein Redner oder Geschichtschreiber; welche ihm deswegen zukömmt, weil er gleichsam in einer Begeisterung,

oder aus Eingebung der Musen redet: so muß er doch die gesunde Vernunft dabey niemals aus den Augen setzen. Nicht alle verblümte Redensarten lauten in klugen Ohren schön, und man kann zuweilen gar nicht sagen, warum dieses oder jenes so anstößig klinget. Darinn zeiget sich aber hauptsächlich der gute Geschmack eines Poeten, daß er eine geschickte Wahl unter den poetischen Ausdrückungen zu machen wisse, die ihm seine erhitzte Einbildungskraft an die Hand giebt. Man kann auch nicht eine jede verblümte Redensart in allen Gattungen der Gedichte brauchen. Was im Schäfergedichte schön ist, das schickt sich in ein Heldengedichte nicht: und was in einer erhabnen Ode ungemein klinget, das wird für Satiren, Briefe und Elegien viel zu prächtig seyn. Die tragische Schreibart geht fast immer auf Stelzen, d. i. sie redet fast durchgehends verblümt: die comische hergegen geht barfuß, ich meyne, sie braucht die gemeine Sprache der Bürger; doch nach Beschaffenheit ihrer besonderen Charactere. Alle diese allgemeine Regeln werden in dem andern Theile weitläuftiger ausgeführt vorkommen.

19. §. Nichts aber ist bey der verblümten Schreibart mehr zu vermeiden, als die Dunkelheit. Gewisse Leute verstecken sich in ihren Metaphoren so tief, daß sie endlich selbst nicht wissen, was sie sagen wollen. Man sieht alle ihre Gedanken nur durch einen dicken Staub oder Nebel. Der klärste Satz wird durch ihren poetischen Ausdruck verfinstert: da doch der Gebrauch verblümter Reden die Sachen weit lebhafter vorstellen und empfindlicher machen sollte. Nicht nur im vorigen Jahrhunderte hat die marinische Schule den dunkeln Wust in die Dichtkunst gebracht; sondern auch itzo will uns die miltonische Secte von neuem überreden: Nichts sey schön, als was man kaum verstehen, oder doch mit vielem Nachsinnen und Kopfbrechen kaum errathen kann. Es ist wahr, daß Unverständige zuweilen eine so blendende Schreibart destomehr bewundern, je weniger sie dieselbe verstehen: allein Kenner gehen auf den Kern der Gedanken, und wenn derselbe gar nicht, oder doch kaum zu errathen ist, so schmeißen

sie

ſie ein ſolch Gedichte beyſeite. Sonderlich thun ſie dieſes, wenn gar, über den ſchwülſtigen Ausdrückungen, die Sprache Noth leidet, welches oft zu geſchehen pfleget. Denn manchen vermeynten ſchönen Gedanken anzubringen, nehmen ſich die Herren Poeten die gröſsten Freyheiten, wider alle Regeln der Sprachkunſt, und einer reinen Mundart. Ich ſchlieſse daher dieſe Regel mit des Boileau Worten. Art. Poet. Ch. I.

Il eſt certains Eſprits, dont les ſombres penſées
Sont d'un nuage épais toujours embaraſſées;
Le jour de la raiſon ne les ſauroit percer:
Avant donc que de ecrire, aprenez à penſer!
Selon que notre idée, eſt plus ou moins obſcure,
L'expreſſion la ſuit ou moins nette ou plus pure.
Ce que l'on conçoit bien s'enonce clairement,
Et les mots, pour le dire, arrivent aiſement,

20. §. Auf die Menge verblümter Redensarten, und die ungeſchickte Vermiſchung derſelben in einer Schrift, kömmt hauptſächlich derjenige Fehler der poetiſchen Schreibart an, den man das Phöbus oder den Schwulſt zu nennen pflegt. Die Franzoſen haben dieſen Namen einer ſchwülſtigen Art des Ausdruckes, ſo viel mir wiſſend iſt, zuerſt beygelegt, und die Engelländer nennen dieſelbe einen Bombaſt. Es ſcheint die Benennung der erſtern ihren Urſprung hauptſächlich von dem Misbrauche zu haben, vermöge deſſen manche Poeten, auch bey den ſchlechteſten Dingen, die Vergleichungen von der Sonne herzunehmen pflegen. Der ſcharfſinnige Bayle hat dieſe böſe Gewohnheit in ſeinen Briefen * ſehr ſinnreich durchgezogen. Er merkt aus der Hiſtorie von der Stiftung der königlichen groſsbrittaniſchen Societät der Wiſſenſchaften an, daß man daſelbſt von der Arbeit ihrer Mitglieder in der Naturwiſſenſchaft, auch den Rednern und Dichtern den Vortheil verſprochen, daß ſie künftig auch von den Pflanzen und Mineralien ihre Vergleichungen würden hernehmen können;

* T. I. p. 32. 33. 34.

und daß die Sonne endlich zur Ruhe kommen würde, nachdem sie allein, so viel in den Gleichnissen hätte ausstehen müssen. Allein er setzet hinzu, dieses sey eben nicht zu hoffen, und die Sonne würde, dem ungeachtet, wohl die große Vorrathskammer der Gleichnisse bleiben. Die Poeten und alle Urheber verliebter Seufzer würden lieber sterben, als in diesem Stücke ihre Gewohnheit ändern wollen. Dieses wäre nun einmal das Schicksal dieses schönen Gestirnes, daß man allerley Arten der Leute auf seine Unkosten lobete: so gar, daß auch wohl übelberüchtigte Buhlerinnen ein Verlangen darnach trügen. Davon er aus dem Theophile ein Sinngedichte anführt:

Cette Femme, qui m'importune
Veût qu'on la compare au Soleil:
Il eſt commun, elle eſt commune,
C'eſt tout ce, qu'ils ont de pareil:

21. §. Mit diesem Fehler der hochtrabenden Schreibart ist sehr nahe, das von vorerwähnten Nationen sogenannte Galimatias, oder Nonsens verwandt, welches nichts anders ist, als eine ungereimte und unverständliche Vermischung widereinanderlaufender verblümter Redensarten, aus welchen es zuweilen unmöglich ist, einen Verstand herauszubringen. Von unsern Deutschen hat, wie mich dünkt, Christian Gryphius zuerst den Uebelstand dieses Fehlers an unsern Poeten, sonderlich seinen eigenen Landesleuten, Hofmannswaldau und Lohenstein, wahrgenommen; und die Quellen desselben in der Nachäffung der Italiäner und Spanier gefunden. * Gryphius unterscheidet aber hier mit großem Verstande die alten Ita-

* Ich weis wohl, schreibt er, daß viele unsrer Landsleute den heutigen Welschen und Spaniern unzeitig nachäffen, und sich mit ihren nicht selten merklich abschießenden Farben ausputzen. Wenn aber die ehrlichen Leute ja nicht, wie es doch wohl seyn sollte, bey den alten Griechen und Römern in die Schule gehen, und von ihnen etwas lernen möchten: So würde es doch zum wenigsten gar wohl gethan seyn, wenn sie die reine und doch zugleich hohe Schreibart, derer sich die Welschen im vergangenen Jahrhunderte, und noch itzt die Franzosen bedienen, etwas mehr in

Italiener von den neuern, und diese von den Franzosen. Petrarcha ist bey dem guten Geschmacke der alten Römer und Griechen geblieben; und ihn hat sich Opitz unter andern zum Muster genommen. Tasso und Guarini hielten sich noch ziemlich auf der alten Spur, und ob sie wohl schon viel von ihren Concetti oder gleißendem Flittergolde einstreueten: * so blieb doch das meiste in ihren Gedichten gut und untadelich. Ariost aber und Marino sind von der guten Art ganz und gar abgewichen: wie nicht nur Bouhours in seiner Maniere de bien penser dans les ouvrages d'esprit in vielen Exempeln gewiesen; sondern auch Herr König in seiner Untersuchung vom guten Geschmacke bey den canitzischen Gedichten ausführlich dargethan hat. Diese marinische Schule nun hat auch in unserm Vaterlande viel Anhänger gefunden, und das hat Gryphius in der angezogenen Stelle schon bedauret.

22. §. Doch auch aus den Spaniern ist dieses Verderben einigermaßen herzuleiten, so, wie schon in Rom durch den Lucan und Seneca, der gute Geschmack des güldnen Alters sich verderbet hat. Gratian ist im vorigen Jahre durch die hochtrabende Art seiner Schriften ein solcher Verführer der witzigen Köpfe geworden. Denn ob er gleich nur in ungebundner Rede geschrieben, so hat er doch in seinen Schriften, z. E. in dem Criticon, einen ausschweifendern Witz gewiesen, als unzählige Dichter gehabt haben. Daß Lohenstein einen besondern Geschmack an demselben gefunden, zeiget der staatskluge Ferdinand desselben, den er ins Deutsche übersetzt, und in seinen übrigen Schriften nachgeahmet hat. Will man ein Exempel von seiner Art haben, so lese

acht nähmen; und vielmehr den rechten Verstand einer Sache, als zwar köstlich lautende, aber vielmals wenig oder nichts bedeutende Worte, und den hieraus entspringenden Mischmasch, welchen man in Frankreich Galimatias und Phöbus zu heißen pflegt, beliebten.

* Siehe des Herrn von St. Evremond Lustspiel Sir Politick Would be, nach, wo er einen italienischen Abt in lauter solchen Concerti, oder spitzfindigen Einfällen redend einführet, und dadurch diese Schreibart zum Gelächter machet.

man nur das Gedichte auf den Tod And. Gryphii, von der Höhe des menſchlichen Geiſtes, darinn er faſt allen ſeinen Witz und alle ſeine Einbildungskraft verſchwendet hat. Doch ein paar Strophen ſollen uns zur Probe dienen, wie dieſe Schreibart ausſieht. So hebt er an:

Wohin hat ſich der Geiſt der Menſchen nicht geſchwungen,
Die kleine Welt reicht hin, wie weit die große gränzt:
Denn iſt der ſpröde Leib gleich nur von Dohn entſprungen
So ſieht man doch, daß Gott aus dieſen Schlacken glänzt.
Daß itzt was himmliſches, beſeele das Gehirne,
Der Urſprung ſey von Gott, das Weſen vom Geſtirne.

Die Sonne der Vernunft, das Auge des Gemüthes
Macht uns zu Herrn der Welt zu Meiſtern der Natur.
Der Panther dämpft für ihr das Schäumen des Geblüthes,
Sie nimmt der Schlang ihr Gift, durch einen kräftgen Schwur.
Sie lehrt uns Drachen kirrn, und auf den Löwen reiten
Die Adler übereiln, und Crokodilln beſtreiten.

Er müht ſich Gottes Werk und Wunder nachzuäffen,
Es theilt ein Dädalus mit Flügeln Luft und Wind
Bachan, kann in der Luft Gewölk und Regen ſchaffen:
Albert ein redend Haupt, Camill ein lechzend Kind,
Archytas lehrt aus Holz geſchnitzte Tauben fliegen,
Und Bertholds Büchſe will für Blitz und Donner ſiegen.

Die Elemente ſelbſt ſind Mägde des Verſtandes ꝛc.

23. §. Dieß iſt nun ein recht Meiſterſtück, durcheinander gewirrter Metaphoren und anderer übelausgeſonnener, verblümter Ausdrückungen; kurz, ein rechtes Galimatias, mit etlichen Phöbus durchflochten. Nichts deſtoweniger hat ſich unſer Vaterland, eine geraume Zeit her, in dergleichen gefirnißte Verſe aufs äußerſte verliebt gehabt: und man hat keinen für einen Poeten halten wollen, der nicht dieſe hochtrabende Sprache reden können, die doch oft weder der Verfaſſer, noch ſeine Leſer, mit allen ihren Sinnen haben erreichen können. Ein rechter Held aus der lohenſteiniſchen Schule, war auch in meinem Vaterlande nur vor wenigen Jahren noch, der ſeiner Muſik wegen berühmte Capellmeiſter Neidhard,

hard, ein gebohrner Schlesier, der durch seine übersteigende Schreibart unzählige Leute eingenommen, und viel junge Leute verführet hatte; wie ich schon oben angemerkt habe. Es kann nicht schaden, eine Probe davon hieher zu setzen, die mehr als irgend etwas einen Abscheu davor erwecken kann. Dieß Gedichte ist 1710 auf D. Wenzeln gemacht, und hebt an:

Der Witz des Alterthums, aus dessen reicher Pracht,
Die jüngern Gold und Bley zu Doctorringen stehlen,
Hat auch aus weiser Kluft den Ring herausgebracht,
Den Ruhm der Sterblichen der Nachwelt zu vermählen.
Man wusch den todten Leib in einer Balsamsee,
Und meynte so den Zahn der Fäulniß zu zerreiben:
Man wollte That und Lob den Steinen einverleiben,
Und thürmte deren Rumpf fast an die Wolkenhöh
Die meisten spitzten sich den Griffel kluger Schriften
Den Todterblaßten Ruhm, sich selbsten Dank zu stiften.

Doch weil der Glieder Bau, des Marmors Silber Grieß
Der Blätter leuchten Zeug die Zeiten niederlegen:
So suchte man dabey, Held, Waffen, Schild und Spieß
Der hellsaphirnen Burg des Himmels einzuprägen.
Drum schimmert Herkules, Alkmenens Götterkind
In einer Heldentracht von acht und zwanzig Sternen,
Und lässet auch ein Kind aus seinen Stralen lernen
Daß Klug- und Kühnheit Gold, zu Ehrenkleidern spinnt.
So wird sein Ehrenruf bey heitrer Nacht verjünget,
So oft sich Tellus Ball um seinen Kreispunct schwinget ꝛc.

So ist nun das ganze ziemlich lange Gedichte mit unendlich vielen weitgesuchten und übereinander gehäuften Metaphoren und Allegorien durchwirkt und vollgestopft, daß es bloß um der Seltenheit halber werth wäre, wieder aufgelegt zu werden.

24. Damit es meiner Abhandlung aber doch nicht an allen Exempeln von neuern Blümchen fehlen möge: so will ich dieselben aus einem neuern, zu Altdorf, nur im 1727. Jahre gedruckten Bogen entlehnen; weil ich in demselben alles beysammen finde, was ich sonst mit vieler Mühe würde zusammen suchen müssen. Folgende Redensarten nun, halte ich für lauter Phöbus, wenn der Poet schreibt: Titans frohes

Licht

Licht strale mit neuen Blitzen, und mache die sapphirne Burg zu Hiacinthen. Ein Trauriger heißt ihm ein solcher, der Aegyptens finstre Nacht statt Gosens Sonne küsset. Die Lilie lacht mit reinstem Silber; ihr bemilchter Thron macht die Perlen schamroth, und ihr Atlas sinkt ins Verweſungsreich. Auf den Blättern der Blumenkönigiinn, die von Cytherensblut den Ursprung haben soll, blühet Rubin und Purpur. Die klare Luft schneyt ambrirte Perlen. Man soll uns einst in Edens güldnen Aüen mit buntgefärbtem Pracht, als helle Sterne schauen. u. d. m. Das Galimatias will ich aus dem Schlusse dieses Gedichtes hernehmen, und da es Gryphius gar wohl ein Mischmasch genennet hat: so will ich einen jeden fragen, ob man wohl mehr verschiedene Dinge in 16 Zeilen hätte durcheinander mengen, oder dem Scheine nach mit einander reimen können, als dieser Poet wirklich gethan hat? Denn da finde ich Canaan, güldne Blumen, Titans Stralen, der Thetis Wellen, Wetter', Orcan, Purpur, Regengüsse, Schmuck, Lenz, Sonne, schmaragdne Felder, Perlenwasser, Schnee und Eis, holde Blumen, Rosenblut, Frost, Dornen, bittre Aloe, der Myrrhen herbes Pech, oder Coloquinten, das gelobte Land des Himmels, Nesseln, die Sternenhöhe, Zuckerbrodt, Ambrosin, Nectar, diamantne Auen, Honigseim und Alicant, ja damit nichts vergessen würde, so kommt zuletzt auch Ambra und Zibeth noch nach. Wir müssen nunmehro die Stelle selbst sehen.

Hier ist das Canaan, das güldne Blumen trägt,
Wo Titans Stralen nie in Thetis Wellen steigen.
Kein Wetter, kein Orcan darf ihren Purpur bleichen.
Hier ist kein Regenguß, der ihren Schmuck zerschlägt.
Hier ist kein solcher Lenz, der bald die Sonne zeigt,
Und das schmaragdne Feld mit Perlenwasser tränket,
Bald aber Schnee und Eis statt holder Blumen schenket,
Hier wird der Rosenblut durch keinen Frost gebleicht.

Von

Von Dornen weis man nichts; die bittre Aloe,
Der Myrrhen herbes Pech, die öden Coloquinten,
Sind im gelobten Land des Himmels nicht zu finden,
Die Neſſeln ſind verbannt von dieſer Sternenhöh.
Hier iſt nur Zuckerbrodt und ſüßer Ambroſin,
Der Nectar fließet hier durch diamantne Auen,
Hier iſt nur Honigſeim und Alicant zu ſchauen,
Weil Ambra und Zibeth die Blumen überziehn.

25. Das beſte Mittel wider den ſchwülſtigen Geiſt, iſt das Leſen der alten Lateiner und der neuern Franzoſen. Wer ſich die Schönheiten des Terenz, Virgils, Horaz und Juvenals, bekannt und geläufig gemacht hat; wer den Boileau, Racine, Corneille und Moliere mit Verſtande geleſen, und ihre natürliche Schönheit der Gedanken kennen gelernet; wer endlich den Longin vom Erhabenen, Bouhours von der Art in ſinnreichen Schriften wohl zu denken: und Werenfels, (de meteoris orationis) des Pope Art of Criticiſm, und den deutſchen Antilongin mit Bedacht geleſen hat; der wird gewiß unmöglich auf eine ſo ſeltſame Art des poetiſchen Ausdruckes verfallen: geſetzt, daß er noch ſo erhaben zu ſchreiben geſonnen wäre.

* *

Das IX. Capitel.

Von poetischen Perioden und ihren Zierrathen.

1. §.

Eine Periode überhaupt ist eine kurze Rede, die einen, oder etliche Gedanken in sich schließt, und für sich selbst einen völligen Verstand hat. Ich nenne sie eine kurze Rede, um dadurch anzuzeigen, daß sie sich zu einer langen, wie ein Theil zum Ganzen, verhält: denn aus vielen Perioden entsteht erst eine gebundene oder ungebundene Schrift. Zudem ist die Kürze einer Periode eine besondere gute Eigenschaft derselben, wie bald soll gewiesen werden. Ich sage ferner, daß eine Periode einen oder etliche Gedanken in sich schließe, um dadurch die einfachen Perioden von den Zusammengesetzten zu unterscheiden. Jene bestehen nur aus einem einzigen Satze, darinn man von einer Sache etwas bejahet, verneinet, bewundert, fraget, oder in Zweifel zieht. Diese hergegen entstehen aus der Verbindung etlicher solcher Sätze, die ihrer Natur nach mit einander zusammen hängen; es sey nun, auf was für eine Art es wolle. Endlich fordre ich von einer Periode, daß sie einen völligen Verstand haben solle: damit das Gemüth am Ende derselben einigermaßen befriedigt und ruhig seyn könne. Denn wenn an dem völligen Sinne einer Rede etwas fehlet; so kann man noch nicht stille stehen: sondern die Gedanken eilen weiter, und wollen die völlige Meynung der Rede fassen; welches allezeit mit einiger Unruhe verknüpft ist. Diese Unruhe nun, ist dem Gemüthe eines Lesers oder Zuhörers allezeit unangenehm, und daher sehnt er sich immer nach einer Befriedigung; die er nicht anders, als beym Schlusse eines Satzes erhält.

2. §. Die Poeten haben die Ehre, daß sie die ersten Erfinder der Perioden sind, und daß die Meister der ungebundnen Schreib-

Schreibart ihnen die Kunſt haben ablernen müſſen. Wie man nämlich überhaupt eher in Verſen, als in Proſa geſchrieben hat: ſo iſt auch die poetiſche Schreibart eher ins Geſchicke gebracht worden, als die proſaiſche. Die Poeten, Muſeus, Orpheus und Linus, ja ſelbſt Homer und Heſiodus haben lange vor dem Pherecydes gelebt; welcher zu allererſt auf die Gedanken gekommen ſeyn ſoll, daß man auch ohne ein gewiſſes Sylbenmaaß ſchreiben könne. Und da man auch in dieſen alten Dichtern, ſonderlich im Homer, eine periodiſche Schreibart antrifft: ſo weis man hergegen unter den viel neuern proſaiſchen Scribenten den Iſokrates zu nennen, der zu allererſt in ungebundner Rede Perioden zu machen, angefangen. Cicero giebt uns in ſeinem dritten Buche vom Redner Nachricht davon. Die Stelle verdient, daß ich ſie anführe: „Die Alten hielten dafür, man müſſe in der ungebundnen Rede auch Verſe machen, das iſt, ein gewiſſes wohlklingendes Sylbenmaaß beobachten. Denn ſie verlangten, daß man nicht ſowohl durch gewiſſe Zeichen der Abtheilung, als vielmehr in der Rede ſelbſt, durch die Worte und Sätze, in gewiſſen Stellen einen Schluß machen ſolle, nicht zwar unſerer Müdigkeit, ſondern dem Athemholen zu ſtatten zu kommen. Und daß ſoll vornehmlich Iſokrates aufgebracht haben, damit er die ungeſchickte Schreibart der Alten, der Anmuth und des Gehöres wegen, zu einem Wohlklange bringen möchte. Denn vermittelſt dieſer zwey Stücke, haben die Muſikverſtändigen, welche vorzeiten mit den Poeten einerley waren, den Vers und Geſang zur Beluſtigung ausgekünſtelt: damit ſie ſowohl durch das Sylbenmaaß, als durch die Stimme, beluſtigen, und dem Ekel der Ohren zuvor kommen möchten. Dieſen beyden Stücke nun, ich meyne den Wechſel der Stimme, und die Abtheilung der Rede, in geſchloſſene Sätze, haben ſie, ſo viel es ſich hat thun laſſen, aus der Poeſie auch in die Beredtſamkeit einzuführen, für rathſam gehalten.

3. §. Wir ſehen aus dieſer Stelle das innerſte Weſen der Perioden, und begreifen zugleich, wie die erſten Dichter auf

dieſe

diese Erfindung gekommen sind. Sie suchten das Ohr zu vergnügen, und den Leuten beym Anhören ihrer Gedichte keinen Ueberdruß zu erwecken. Dahin gehörte nun eine wohlklingende Rede, die in einem Athem ausgesprochen, und doch wohl verstanden werden konnte. Sie maßen also alle ihre Zeilen ab, brachten das Sylbenmaaß darinnen auf, und schlossen, so viel möglich war, jeden Gedanken in einen, zween oder drey Verse; so viel man nämlich in einem Athem bequem aussprechen konnte. Daher entstunden nun die poetischen Perioden. Ein Exempel macht die Sache deutlich. Simon Dach schreibt auf eines Liefländischen Herzogs mit einer Brandenburgischen Prinzeßin Beylager 1643.

Ich bin so fremde nicht in meinem Vaterlande
Dem, der nur etwas hält von Tugend und Verstande.
Mein Churfürst, sagt man mir durch gründlichen Bericht,
Erkennt ob ich ein Lied geschrieben oder nicht?
So kundig bin ich ihm.

Hier sieht ein jeder, daß in diesen fünftehalb Zeilen der Verstand sich dreymal schließt. Erst machen zwey und zwey Zeilen einen völligen Satz aus, hernach ist eine halbe Zeile ein ganzer Satz; der sich zwar auf das vorhergehende bezieht, aber doch für sich verstanden werden kann. Noch eins aus demselben Gedichte.

Mir dringet längst zu Ohren,
Ja auch ins Herze selbst der süssen Sänger Schall.
Ich höre längst von fern die Heerpauk und den Hall
Der zwölf Trompeten gehn. Für Freuden seh ich springen
Die Bergstadt Ottokars, und alles wieder klingen.
Der reiche Pregel reckt sein nasses Haupt empor,
Horcht, was da sey, und läuft geschwinder, als zuvor,
Dem frischen Hase zu.

Hier sieht man wieder, daß der Verstand dieser acht Zeilen sich viermal geschloßen hat, nämlich da, wo die Puncte stehen. Und folglich besteht dieses Stücke aus vier Perioden.

4. §. Will man dagegen sehen, wie ein Vers aussieht, darinn keine Perioden sind, so darf ich nur ein Stück aus einem

nem alten Meiſterſänger anführen, Z. E. Der alte Ueberſetzer Homers, Joh. Spreng, erzählt im Anfange des erſten Buches, wie der Prieſter Chryſes ſeine Tochter wiedergefordert habe.

Dann dieſer Prieſter Lobeſam
Bald für die Schiff der Griechen kam.
Und wollt ſein liebe Tochter haben
Dieſelb erledigen mit Gaben,
Bracht deren gar ein große Zahl
Für die Kriegsoberſten zumal
Von Gold und Silber auch ein Kron
Apollinis, des Gottes fron
Ein güldin Zepter in der Hand
Erſucht die Griechen mit Verſtand
Fürnehmlich Agamemnonem
Und Menelaum ganz bequem
Die beyden König hochgebohrn
Des Atrei Söhn auserkohrn
Als hochverſtändig und großmüthig
Fing an und ſprach mit Worten gütig:
Ihr beyde Fürſten hochgedacht
Und auch der Griechen große Macht ꝛc.

Ich müßte noch ganze Seiten ausſchreiben, wenn ich hier ein Ende finden wollte: So gar hängt alles an einander, daß man nirgends ſtille halten oder aufhören kann. Es hat aber auch unter neuern Poeten Leute gegeben, die nicht anders geſchrieben haben, als ob die Periode in Verſen ein verbothenes Kunſtſtück wäre. Sonderlich in den ungemiſchten alexandriniſchen Verſen halten es einige nicht nur für erlaubt, ſondern wohl gar für eine Schönheit: wenn ſie alles aneinander hängen, und wohl dreyßig ja vierzig lange Zeilen wegſchreiben, darinne man nirgend ſtill ſtehen kann; wo man nicht durch das Athemholen den Zuſammenhang der Worte und Gedanken unterbrechen will.

5. §. Eine ſolche Schreibart nun, iſt in ungebundner Rede ſchon verwerflich, vielweniger wird ſie ſich für einen guten Poeten ſchicken, der noch körnichter, nachdrücklicher und kräftiger ſchreiben ſoll, als ein Redner. Die große Weitläuftig-

keit iſt ein Zeichen ſchlecht verdaueter Gedanken, und übelgefaßter Ausdrückungen. Sie macht die deutlichſte Sache dunkel, und den beſten Leſer matt und müde. Seine Gedanken werden mit gar zu vielen Dingen überhäuft; und wenn er hofft, daß ihm die folgende Zeile den völligen Sinn des Satzes entdecken werde: ſo wird er von neuem, aus einem Labyrinthe in den andern geſtürzet, daraus er nicht eher, als nach unzähligen Umſchweifen den Ausgang finden kann. Wenn man denn endlich an einen Ruhepunct gekommen iſt, ſo weis man ſelbſt nicht mehr, was man im Anfange geleſen hat: ſo gar iſt man, durch die Verwirrung unzählicher Gedanken und Ausdrückungen, überhäufet worden. Günther hat zuweilen ſeiner Einbildungskraft, etwas zu ſehr den Lauf gelaſſen, z. E. wenn er ſo ſchreibt:

Der bettelt geht und kömmt, und kann vor Angſt nicht ruhn
Bis daß ich Flavien erbärmlich vorgeleyert,
Wie, da ſie geſtern ſpät das Sonntagszinn geſcheuert,
Ihr aufgeſtreifter Arm die Schwanenhaut entblößt,
Und ihm dadurch die Milch der Hoffnung eingeflößt,
Daher in ſeiner Bruſt ein neuer Aetna brennte,
Dem auch ihr Schüſſelfaß die Glut nicht löſchen könnte.

Doch könnte es auch wohl ſeyn, daß er dieſe Stelle mit Fleiß, und ſatiriſcher Weiſe ſo matt und weitſchweifig gemacht, als ob er den Canzleyſtil nachahmen wollte.

6. §. Wiewohl nun dergeſtalt die Deutlichkeit eine Haupttugend poetiſcher Perioden iſt; dieſe aber nicht leicht ohne eine beliebte Kürze erhalten werden kann: ſo will man dadurch noch nicht alle weitläuftige Sätze in Verſen verwerfen haben. Es giebt freylich zuweilen lange Perioden, die eine Menge kleiner Abtheilungen haben. Weil ſie aber alle einander ähnlich ſind, und an und für ſich ſelbſt verſtanden werden können; ſo entſteht keine Dunkelheit daraus in der ganzen Rede. Z. E. wenn Neukirch in dem ſchönen Lobgedichte auf die Königinn in Preußen, Sophien Charlotten, ihre Eigenſchaften ins Kurze faſſen will; ſo macht er eine Periode

riode von acht Zeilen, die aber aus ſo kurzen und ähnlichen Theilen beſteht, daß ſie ganz deutlich bleibt.

Charlott! ach kann ich auch dieß große Wort noch ſprechen,
Charlotte liegt erblaßt! und unſre Augen brechen
Zugleich vor kalter Angſt. Wir ſehen nichts als Nacht,
Und gleichwohl ſehen wir Europens Zierd und Pracht,
Des größten Helden Luſt, der Damen Preis und Krone,
Das mütterliche Haupt von einem Königsſohne,
Minervens Ebenbild, der keuſchen Liebe Sitz,
Und alles, was jemals Natur, Verſtand und Witz
Nur herrliches gezeugt, nur ſchönes kann erdenken,
Ins Haus, ins ſchwarze Haus der bleichen Schaar verſenken.

Man hat alſo ſonderlich darauf zu ſehen, daß in dergleichen langen Sätzen die Theile nicht nur an ſich ſelbſt deutlich, ſondern auch unter einander ähnlich ſeyn mögen. Denn dieſe Aehnlichkeit macht, daß man die vorigen Stücke bey dem folgenden nicht aus dem Sinne verliert, und bey dem letzten nicht anders denkt, als ob nur eine einzige Eigenſchaft, Bedingung, Urſache, Vergleichung oder Folgerung vorhanden geweſen wäre.

7. §. Die andere gute Eigenſchaft einer Periode iſt, wenn darinnen die natürliche Wortfügung unſrer Mutterſprache eben ſowohl, als in ungebundner Rede, beobachtet wird. Dieſe Regel iſt ſeit Opitzens Zeiten bey unſrer Nation für bekannt angenommen worden: und es haben ſie ſo gar diejenigen nicht verworfen, die doch in ihren Schriften vielfältig darwider verſtoßen haben. Sie entſchuldigen ſich allenfalls mit der poetiſchen Freyheit, der ſie ſich doch durch den, der obigen Regel gegebenen Beyfall, begeben hatten: oder ſie meynen doch, um eines guten Gedankens halber, ſtehe es ihnen frey, die Sprache zu verſtümmeln. Einige aber meynen gar, es beſtehe die Schönheit der poetiſchen Schreibart in ſolchen Verkehrungen der Wörter; indem man ſich dadurch von der proſaiſchen Rede ſehr entfernen könnte. Siehe die Vorrede zu dem ſchweizeriſchen Milton. Bey den alten Lateinern und Griechen hat man ſich in dieſem Stücke ſo ſehr

nicht binden dörfen, und man hält insgemein dafür: es wäre ihren Poeten eine jede Verſetzung der Wörter und Redensarten gleichgültig geweſen. Allein ich habe bisher noch keinen Beweis davon zulänglich befunden. In Ariſtotels Poetik c. 23. finde ich, daß ein damaliger Geſchichtſchreiber, Ariphrades, die Verſetzung der Wörter an den tragiſchen Poeten getadelt; unter andern, wenn ſie das Vorwort nach ſeinem Nennworte geſtellet: Z. E. δωμάτων ἀπὸ, *domo ex*, an ſtatt *ex domo*. Wiewohl nun Ariſtoteles, aus gar zu großer Gelindigkeit, hier die Vertheidigung der Poeten über ſich nimmt, und ſie gar deswegen lobet, daß ſie von der gemeinen Art zu reden abgewichen: ſo ſchließe ich doch daraus, daß es in der griechiſchen Sprache nicht gleichviel geweſen, wie man die Wörter geordnet; und daß auch bey ihnen ein zartes Ohr von einem guten Poeten gefordert habe, bey der natürlichen Wortfügung zu bleiben.

8. §. Von den Lateinern iſt es eben ſo gewiß, daß man nicht alle mögliche Verſetzungen bey den Poeten habe dulden können. Z. E. der Vers Virgils:

Arma virumque cano, Troiae qui primus ab oris
Italiam fato profugus Lauinaque venit
Littora &c.

hätte gar leicht auch folgendergeſtalt ins Sylbenmaaß gebracht werden können:

Arma virumque cano, profugus qui primus ab oris
Italiam Troiae venit, Lauinaque fato
Littora.

Doch glaube ich, daß dem Virgil und allen Römern über einer ſo ſeltſamen Verſetzung der Wörter die Ohren würden weh gethan haben. Und doch iſt es leicht möglich, noch eine weit ärgere Unordnung in dieſe Wörter zu bringen, dabey endlich der ganze Verſtand der Zeilen verſchwinden würde. Zum Exempel:

Arma

Arma cano primus Troiae Lauina virumque
Italiam profugus qui Littora venit ab oris
Fato.

Oder ſo:

Arma cano Troiae, profugus qui Littora venit,
Italiam Lauina virumque primus ab oris
Fato.

Es iſt daher wohl gewiß, daß in lateiniſchen Poeſien eben ſo wohl die gewöhnliche Ordnung der ungebundnen Rede hat beobachtet werden müſſen, als im Deutſchen. Und wenn ſich ja die Poeten aus Noth zuweilen eine Freyheit herausgenommen, ſo iſt es an ihnen mehr geduldet, als gelobet worden. Man kann hiernach in den Parrhaſianis dasjenige prüfen, was Clericus in den Gedanken von der Poeſie geſchrieben hat.

9. §. Bey den Franzoſen hat Pater Cerceau in einem beſondern Tractate zu behaupten geſucht: Das Weſen der poetiſchen Schreibart beſtünde in einer bloßen Verſetzung der Wörter. Er führet aus ihren beſten Poeten die Stellen an, die bloß darum edel und poetiſch klingen; weil man wider die gemeine Art das hinterſte vorn, und das vorderſte hinten geſetzet hat. Nun weis ich zwar, was ihm der Pater Buffier in ſeiner neuen Anleitung zur Poeſie drauf geantwortet hat: nichts deſtoweniger aber ſcheint er ſo ganz unrecht nicht zu haben. Denn einmal iſt es gewiß, daß die franzöſiſchen Poeten ſich vieler ſolcher Verſetzungen bedienen, die kein proſaiſcher Scribent bey ihnen brauchet; welches ſie eben den Anfängern ſo ſchwer macht. Zweytens iſt es auch gewiß, daß eine Zeile ein ganz neues Anſehen bekömmt, ſo bald eine etwas ungewöhnlichere Ordnung in die Redensarten gebracht worden; welches ich bald mit deutſchen Exempeln erläutern will. Darinn aber kann ich ihm nicht beyfallen, wenn er die verblümten Redensarten für nichts poetiſches anſehen will: da doch der häufige Gebrauch derſelben, ſelbſt in Fenelons Telemach, die Schreibart viel zu edel macht, als daß es eine proſaiſche

faische heißen sollte. Die Critici haben vorlängst die reichen Beschreibungen im Curtius, und gewisse verwegene Metaphoren im Florus, für einen poetischen Ausdruck ausgegeben, obgleich dieselben nicht in Versen abgefasset gewesen. Und Quintilian im VI. Capitel seines VIII. Buchs gesteht ausdrücklich, daß die Poeten mehr Freyheiten in verblümten Redensarten hätten, als andere Scribenten.

10. §. Ich bleibe also fürs erste bey unserer alten Regel, und sage, ein Poet müsse eben die Wortfügung beybehalten, die in ungebundner Rede gewöhnlich, oder doch zum wenigsten erlaubt ist. Z. E.

Der schwarze Schäfer steht bey einer hohen Linden,
Gelehnet auf den Stab, und schneidet in die Rinden
Der Liebsten Namen ein. Bald schwingt er in die Höh
Ein treues Hirtenlied von seiner Galathee.

Opitz von R. des Gem.

Hier sieht ein jeder wohl die Versetzungen der Worte, die man in ungebundner Rede nicht gemacht haben würde. In der andern Zeile würde ich gesagt haben: **Auf seinen Stab gelehnt, und schneidet der Liebsten Namen in die Rinden ein. Bald schwingt er ein treues Hirtenlied von seiner Galathee in die Höhe.** Wer nun die obige Regel in aller ihrer Schärfe annimmt, der muß den angeführten Vers ganz verwerfen. Eben so wird es mit der folgenden Stelle gehen:

Er darf sein Hütlein nicht stets in der Hand behalten,
Wenn er nach Hofe kömmt, und vor der Thür erkalten,
Eh, als er Audienz (Verhör ist viel zu schlecht)
Zuwege bringen kann und ungerechtes Recht.

Eben daselbst.

Hier sieht man wiederum, daß fast alles in ungebundner Rede anders stehen müßte. „Wenn er nach Hofe kömmt, „würde ich gesagt haben, darf er sein Hütlein nicht stets in „der Hand behalten und vor der Thüre erkalten, ehe er Au„dienz und ungerechtes Recht zuwege bringen kann.„ Allein meines Erachtens wären diese und dergleichen Versetzungen

gen

gen an einem Poeten noch wohl zu dulden; wenn ſie nur niemals widriger klängen. Es giebt aber viel ärgere, die man gar nicht leiden kann; weil ſie der Art unſerer Sprache gar zu ſehr zuwider laufen. Z. E. Lohenſtein im Ibrahim Sultan ſchreibt:

Ich kann mehr den Geſtank der ſchwarzen Unzuchtkerzen
Des Ibrahims vertragen nicht,
Es muß ſich mein Cryſtall von ſeiner Bosheit ſchwärzen,
Stambuldens Glanz verliern ihr Licht.

Und ſo geht es in unzähligen Stellen: Denn wie verkehrt klingt **brechen ab, ſchlingen ein, zünden an, ſprechen zu, ſtreichen an, brennen an, tauſchen ein**, und andre Arten der Verſetzungen mehr, die in dem erſten Auftritte dieſes Trauerſpiels zu finden ſind.

11. §. Eben dergleichen kann man faſt in allen unſern Dichtern anmerken, die bis auf Chr. Weiſen geſchrieben haben, auch ſo gar Hofmannswaldauen und Beſſern nicht ausgenommen, die doch, ich weis nicht wie? ihrer Reinigkeit halber in Ruff gekommen ſind. Dahin gehöret auch das **thun**, welches die Alten ſo oft eingeflicket haben. Z. E. Opitz von R. des Gem.

Ein friſches Haſelhuhn
Nach dem die Bürger ſonſt die Finger lecken thun.

Dahin gehört die Trennung gewiſſer Wörter durch ein anderes darzwiſchen geſchobenes: Z. E.

Er wird mir auch verzeihen,
Daß ich frey öffentlich, als Herold, aus darf ſchreyen. ꝛc.
Opitz.

Dahin gehört die Veränderung der Geſchlechter, da das weibliche ins männliche, oder beydes ins ungewiſſe, dem Verſe zu gut, verwandelt wird. Z. E. Opitz.

An dem ein ſchönes Quell mit Rauſchen hin und wieder,
Fleußt heller noch als Glas,

da es von Rechtswegen eine **ſchöne Quelle** hätte heißen ſollen.

ſollen. Dahin gehört auch die Abkürzung gewiſſer Wörter. Z. E. Lohenſtein ſagt vom Frauenzimmer

Die keuſch- und kältſten brennen,
Wo Fürſtenblicke faln.

12. §. Dahin gehöret ferner die Ausdehnung einiger Wörter, die bloß des Sylbenmaaßes halber zu geſchehen pflegt; Z. E. Genade, Gelücke, Gelauben, Grabeſtein, abe, nichtes, Großemutter, ꝛc. Dahin gehöret auch die unnöthige Vorſetzung einer Sylbe, vor ein ſonſt gewöhnliches Wort: Z. E. Lohenſtein.

Deſſen Eid
Nichts minder ihn verknüpft, auf die Ergetzlichkeit
Des Sultans, als aufs Heil des Reiches vorzuſinnen.

Hier iſt das **vor** augenſcheinlich umſonſt angeflickt, und ändert die Bedeutung des Wortes eben ſo wenig, als in dem Niederſächſiſchen **vorfinden**; welches nichts mehr, als finden heißt, und nur einen unnöthigen Zuſatz bekommen hat. Hieher gehört endlich, wenn man forn eine Sylbe den Wörtern abbeißt, z. E. raus vor heraus.

Der ſtreichet pralend raus, was ihm in nächſten Tagen
Für reiche Töchter ſind zur Heirath angetragen.

Canitz.

Und vor dieſem ſo ungereimten Fehler hat ſich auch Günther, der doch ſonſt ſo rein ſchreibt, als man es wünſchen kan, nicht allezeit in acht genommen. Und wie viel **'rein** für herein, **'rauf** für herauf, **'rab** für herab, **nein** für hinein, **'nauf**, **'nab**, **'nüber**, **'nunter**, **'rüber**, **'runter**, ꝛc. findet man nicht bey einigen Neuern, die gewiß nicht bedenken, daß kein Menſch in ungebundner Rede iemals ſo geſchrieben. Pflegt gleich die Geſchwindigkeit im Reden die erſte Sylbe faſt zu verbeißen, ſo iſt es darum doch im Schreiben nicht ſchön. Die Nachläßigkeit der Ausländer, z. E. der Welſchen, der Engländer und Holländer macht es nicht gut. Was in ihrer Sprache angeht, das ſchickt ſich darum für unſre nicht. Eben dahin gehört auch das Wörtchen **vor**, welches einige anſtatt zuvor,

vor, oder vormals, zu brauchen pflegen: da ſie doch leicht ſonſt, vormals, oder vorhin, an ſeiner Stelle brauchen könnten.

13. §. Nun weis ich zwar, daß Ariſtoteles, in dem bereits angeführten Capitel ſeiner Poetik, die Verlängerung und Verkürzung der Wörter, in der hohen poetiſchen Schreibart dulden, ja gar für eine Schönheit derſelben halten wollen, dadurch man ſich von der gemeinen Art entfernen könnte. Allein da ſich der alte Euklides ausdrücklich über den Homer beſchweret, daß er ſolches gethan hat: ſo ſehe ich daraus, daß ſolche gewaltſame Verſtümmelung der Wörter auch in Griechenland anſtößig geweſen; wie denn auch die neuen Dichter jenen darinnen nicht nachgeahmet haben. Denn in der That iſt es wahr, daß es keine Kunſt ſeyn würde, Verſe zu machen: wenn es einem frey ſtünde, nach ſeiner Phantaſie die Wörter auszudehnen und zu verkleinern, wie dieſer alte Criticus geſagt hat. Die Beluſtigung, die man im Leſen eines Verſes hat, fällt auch großentheils weg, wenn man ſieht, daß der Poet nicht vermögend iſt, die Sprache mit ſeinem Sylbenmaaße in guter Harmonie zu erhalten. Horaz vergleichet einen guten Poeten mit einem Seiltänzer. Was beluſtiget uns an einem ſolchen mehr, als daß derſelbe auf einem ſo ſchmalen Stege mit ſolcher Gewißheit und Sicherheit einhergehet; ja gar die höchſten Luftſprünge macht, die ſonſt niemand auf dem flachen Boden nachmachen könnte. Man gebe aber demſelben nur einen Steg, der eines Fußes breit iſt: ſo gleich wird unſre Ergetzlichkeit verſchwinden; weil es keine ſo große Kunſt mehr ſeyn wird, darauf zu gehen. So iſt es auch mit einem Versmacher bewandt. Sein richtiges Sylbenmaaß iſt das Seil, darauf er ohne Fehltritt einhergehen muß. So oft er vorbey tritt, iſt es uns zuwider; nicht anders, als wenn der Seiltänzer vom Seile fällt. Er muß gar die verwegenſten Sprünge in ſeinen Gedanken und Ausdrückungen machen können, dabey man denken ſollte: nun würde er gewiß ſeiner Richtſchnur verfehlen! und doch wider Vermuthen in ſeinen

engen Schranken bleiben. Dadurch wird nun der Leſer überaus vergnüget. So bald man ihm aber eine größere Freyheit, die Sprache zu verſtümmeln, verſtattet, ſogleich wird es gar keine Kunſt mehr ſeyn, Verſe zu machen; und man möchte ihm zurufen, was Boileau von einem ſolchen Stümper ſchreibt: „Er martert ſich faſt zu Tode über ſeinen „Verſen: warum ſchreibt er denn nicht lieber in ungebunde„ner Schreibart?

Il ſe tüe à rimer; que n'ecrit il en Proſe?

14. §. Denn in der That iſt es beſſer, gar keine Verſe als ſchlimme zu machen und zu leſen, weil man ſich ohne dieſe gar wohl behelfen kann. Ich weis wohl, daß es Leute giebt, die alles, was ſich nur reimet, für Verſe, und zwar für gute Verſe halten. Allein es ſind auch Leute darnach, deren Hofpoet zu ſeyn ich nicht begehre. Sie verſtehen bey aller ihrer äußerlichen Hoheit des Standes, oder Pracht und Lebensart, kaum ſo viel, daß ſie ihren Namen recht ſchreiben können. Von dieſen nun einen Beyfall zu erhalten, das iſt auch denen keine Ehre, die ſich doch viel damit wiſſen; wenn ſie alle Kenner der wahren Dichtkunſt, für den Pöbel auf dem Parnaß erklären: bloß, weil ſie es vorherſehen, daß ihre Arbeit deren Beyfall nicht erhalten wird. Horaz hat den römiſchen Lucil und andere alte Lateiner, die ſich dergleichen Freyheit genommen, in etlichen Satiren ausgelachet und verworfen: obgleich der römiſche Pöbel, dem alles gleichviel war, und der die regelmäßigen Ausdrückungen von den unrichtigen nicht zu unterſcheiden wußte, ſehr viel Werks aus ihren Verſen machte. Er giebt zu, daß er ſcherzhaft (facetus) und emunctae naris, ein aufgeräumter Kopf geweſen: aber er nennt ihn hart in Verſen, und ſagt, daß dieſelben ſehr unſauber flöſſen.

durus componere verſus!
Nam fuit hoc vitioſus: In hora ſaepe ducentos
Vt magnum, verſus dictabat, ſtans pede in vno.
Cum flueret lutulentus, erat quod tollere velles.

Garru-

Digitized by Google

Garrulus atque piger, ſcribendi ferre laborem,
Scribendi recte,

Sat. IV. L. 1.

Man ſieht aus dieſer Stelle auch, daß nicht bloß die Geſchwindigkeit im Verſemachen Schuld an ſolchen Fehlern gehabt: ſintemal er ſehr ſchwatzhaft und gar zu faul geweſen, ſich Zeit und Mühe genug über einer Sache zu nehmen. Man ſehe die X. Satire dieſes Buches nach, wo er noch ausführlicher davon handelt.

15. §. Ich enthalte mich hier, alle altfränkiſche Fehler der Poeten, die vor Opitzen gelebt haben, anzuführen. Das **ſtahn, gahn, lahn** und **han, lobeſam, wohlgemuth** und **zu dieſer Friſt** bedarf keiner Regel mehr; indem es auch von den ſchlechteſten Dichtern nicht mehr gebraucht wird. Eine andre Bewandniß hat es noch mit den Hülfswörtern, die man zu den Hauptwörtern ſetzet. Einige laſſen dieſelben gern aus; andere aber behalten ſie gar zu ſorgfältig bey. Allein es iſt leicht ein Unterſcheid zu machen. Wann die Wörter **haben** und **ſeyn** wirklich nur Hülfswörter ſind, und bey andern Zeitwörtern vorkommen: alsdann darf man ſich kein Bedenken machen, ſie nach Erforderung der Umſtände auszulaſſen; wenn nur keine Dunkelheit daraus entſteht. Z. E. Canitz.

Der, weil ein ſchwarzer Punct im Würfeln ausgeblieben,
Zuletzt aus dem Beſitz der Güter wird getrieben.

Da iſt in der erſten Zeilen das Wörtchen **iſt** ausgelaſſen, aber ohne Fehler: weil ohne dieß, das Wort **ausgeblieben** ſchon die Sache ausdrückt, und das **iſt** alſo nur ein Hülfswort war. Aber in der andern Zeile hätte das **wird** unmöglich ausgelaſſen werden können, weil ſie ſonſt unverſtändlich geworden wäre. So gehts auch in allen Fällen, wo das **haben** ein bloßes Hülfswort iſt. Z. E. Opitz ſchreibt:

Was kann ein Herr, ein Fürſt, ein König beſſers leſen,
Als was vor uns und ihm geſchehen und geweſen;

Wie

Wie manches ſtolze Reich entſprungen und verkehrt,
Wie Völker itzt geblüht, und wieder durch das Schwerdt
Den Untergang geſchaut.

Hier iſt zuletzt bey **geblüht**, und **geſchaut**, das **haben** ohne Fehler ausgelaſſen; ſo wie in der andern Zeile, bey **geſchehen** und **geweſen**, das iſt. Nur bey der dritten kann ichs nicht gut heißen, daß zwey ungleiche Wörter, **entſprungen** und **verkehrt**, verbunden worden, da ſie doch nicht einerley Hülfswort haben können; weil das erſte **iſt**, das andere aber **worden** hätte haben ſollen. Und dieſes **worden** hätte gar nicht ausbleiben müſſen, um den Verſtand recht auszudrücken. **Verkehrt** kann auch wirkſam, und nicht nur leidend erkläret werden: nachdem entweder **hat** oder **worden** darunter verſtanden wird; und dieſe Zweydeutigkeit kömmt hier vor.

16. §. Wann aber die Wörter **haben** und **ſeyn** an und für ſich was bedeuten, und rechte Zeitwörter abgeben: alsdann iſt es ſehr ungeſchickt, dieſelben auszulaſſen. Z. E. Opitz im Veſuvius ſchreibt;

Verzeihe mir mit Gnade,
Daß ich unangeſagt mit Schriften dich belade,
Die gar zu ſchlecht für dich. Ich weis ꝛc.

Und bald hernach in dieſem Gedichte:

Alsdann kann erſt ein Menſch ſich einen Menſchen nennen,
Wenn ſeine Luſt ihn trägt, was über uns, zu kennen.

Hier iſt in der erſten Stelle das Wort **ſind**, und in der andern das **iſt** ausgelaſſen. Gleichwohl ſind dieſelben hier als rechte Hauptwörter anzuſehen; ohne die man den Satz unmöglich verſtehen kann. Solchen Stellen unſrer ehrlichen Alten, die doch unrein ſind, folgen viele Neuere nach, und verderben dadurch die Sprache aufs äußerſte; zumal wenn ſie gar das **hat** und **haben** in dergleichen Fällen erſparen wollen. Was ich aber an Opitzen entſchuldigen muß, das werde ich gewiß an keinem andern loben, er ſey auch wer er wolle; und wenn er noch ſo körnigt, dunkel und miltoniſch ſchriebe,

schriebe, ja mit lauter Räthseln sinnträchtiger und gedankenschwangerer Wortriesen aufgezogen käme.

17. §. Noch einerley Frage fällt wegen der Hülfswörter vor, ob man sie nämlich ohne Unterscheid vor, oder hinter ihr Hauptwort setzen könne. Z. E.

Wär es zu jener Zeit, da man auf Tuch und Rinden,
In Cederöl getränkt, auf Helfenbein und Linden,
Und Bley, und Darm, und Erz, und Wachs, und Leder schrieb,
Und solches alles zwar mit großen Kosten trieb:
So würde Caßius sich eher lassen lenken,
Und nicht, wie er gethan, auf tausend Bücher denken,
Die man dennoch zu nichts sonst tauglich hat erkannt,
Als daß man sie sammt ihm zu Asche hat verbrannt.

Franke.

Hier findet man in der fünften Zeile das Hülfswort **lassen**, vor sein Hauptwort **lenken** gesetzt, welches doch in ungebundner Rede hinten gestanden haben würde. Imgleichen steht in beyden letzten das **hat** ebenfalls vorne, da es doch nach prosaischer Ordnung hinten seyn sollte. Allein man sieht wohl, daß dieses wider die obige Regel läuft, und also für keine Schönheit, sondern für einen Uebelstand zu halten ist. Noch eins aus eben dem Poeten:

Es würde der Lucil wohl eher sich ermüden,
Und nicht zweyhundert Vers in einer Stunde schmieden,
Und zwar auf einem Fuß. Ich selber ließ es seyn,
Und zöge meine Schrift zuzeiten enger ein:
Wann nicht der leichte Griff, da man mit großem Frommen
Auf Lumpen schreiben kann, nunmehr wär aufgekommen.

Hier ist abermal **wär** in der letzten Zeile auf der unrechten Stelle: denn es sollte heißen, **aufgekommen wäre.** Gesetzt nun, daß dieses nur ein kleiner Fehler ist, den man an einem alten und großen Poeten leicht übersieht, wenn er nur nicht oft kömmt: so ist es doch ein Fehler, der einer Entschuldigung bedarf, und den man lieber zu vermeiden sucht, wenn man ohne Tadel reden will.

18. §.

Digitized by Google

18. §. Eine von den allervornehmsten Tugenden, eines guten poetischen Satzes, ist die Deutlichkeit desselben. Diese muß in gebundener Rede eben sowohl, als in ungebundner statt haben, und ohne dieselbe würde ein Poet kein Lob verdienen. Es entsteht sonst die Deutlichkeit aus Wörtern und Redensarten, die jedermann geläufig und bekannt sind, auch in ihrem natürlichen und eigentlichen Verstande gebraucht werden: sodann aber auch aus einer ordentlichen und gewöhnlichen Wortfügung, die der Art einer jeden Sprache gemäß ist. Wären aber diese Stücke zur Deutlichkeit eines Satzes ganz unentbehrlich: so würde folgen, daß ein Poet entweder keine neue Wörter, verblümte Redensarten und neue Wortfügungen machen müsse; oder daß er unmöglich deutlich würde schreiben können. Denn wir haben schon oben gewiesen, daß man in gebundner Rede nicht die gemeinsten und bekanntesten, sondern ungemeine, zuweilen auch alte, zuweilen gar neuzusammengesetzte Wörter, und viel verblümte Redensarten anbringen solle: um edler und erhabner als ein prosaischer Scribent, zu schreiben. Und wir werden bald hören, daß man auch in der Wortfügung viele Neuerungen wagen könne, um sich dadurch von der gemeinen Art zu reden zu entfernen. Allein bey diesem allen kann die Deutlichkeit gar wohl bestehen. Ein Wort kann gar wohl verständlich seyn, wenn es gleich nicht von dem Pöbel täglich gebraucht wird. Ein altes Wort ist auch nicht allemal unverständlich, wenn es nur kein Provinzialwort ist, das außer den engen Grenzen einer Landschaft nicht gilt; wenigstens kann es durch den Zusammenhang ganz deutlich werden. Neugemachte Wörter sind auch sehr wohl zu verstehen, wenn sie nur aus bekannten regelmäßig zusammen gesetzt; und nach der Aehnlichkeit unserer Mundart eingerichtet worden. Die verblümten Redensarten, wenn sie glücklich ausgesonnen werden, geben dem Verstande noch mehr Licht, als die eigentlichen; wenn man sie nur nicht gar zu häufig brauchet. Denn Aristoteles in seiner Poetik hat ausdrücklich angemerkt, daß aus gar zu vielen Metaphoren lauter Räthsel entstehen.

19. §.

Digitized by Google

19. §. Zuweilen werden bey dem Scheine der gröſten Deutlichkeit die verblümten Redensarten ſo wunderlich durch einander geflochten; daß ſie gar nicht verſtanden werden können. Z. E. Beſſer in einem Singeſpiele läßt den Mars, der nebſt den andern Göttern bey der Flora zu Gaſte gebethen worden, und etwas ſpäte erſcheint, alſo ſprechen:

Mars, der Gott der Kriegesheere,
Folgt der Göttinn aus dem Meere,
Folget ſeiner Venus nach.
Wart, Aurora! wart, Aurora!
Mars kömmt auch zum Feſt der Flora,
Schleuß noch nicht dein Schlafgemach.

Hier verſtehe ich weder was Mars, noch was der Poet haben will. Denn außer dem überflüßigen Titel, den er ſich giebt, und den alle Götter, zu denen er kömmt, lange wußten, nennt er ſeine Venus eine Göttin aus dem Meere; welcher Name ſich viel beſſer für die Thetis geſchicket hätte. Hernach ruft er Auroren, und verlangt, ſie ſolle ihr Schlafgemach noch nicht ſchließen, weil er auch zum Feſte der Flora käme. War denn das Feſt der Flora in Aurorens Schlafkammer angeſtellt? oder wollte Mars ſonſt bey ihr ſeine Herberge auf etliche Minuten nehmen? Was heißt es ferner, das Schlafgemach ſchließen? Ohne Zweifel ſchläft Aurora des Nachts, und alſo muß ſie frühe herauseilen, ihrem Phöbus vorzugehen. Da wird es nun dem Mars gleich viel gelten, ob ſie ihre Schlafkammer offen läßt oder zuſchließt; weil er ohne dem nichts darinn zu thun hat. Des Abends aber die Aurora in ihr Schlafgemach zu führen, das würde eben ſo viel ſeyn, als wenn jemand den Nordwind von Süden, oder den Zephir von Oſten herkommen ließe. Mit einem Worte, der obige Vers iſt ohne Verſtand, und beſteht aus ſchönen Worten und verblümten Redensarten, die nichts heißen.

20. §. Ich habe mit Fleiß aus Beſſers Schriften ein ſolch Exempel angeführet, den man ſeiner natürlichen Schreibart, und richtigen Gedanken halber ſo vielmal gelobet; daß er

ſich

Digitized by Google

ſich endlich ſelbſt für unſern beſten Poeten gehalten, und alles andre vor und neben ſich verachtet hat. In andern, die noch erhabener ſchreiben, würde ich unzählige ſolche Stellen finden, die entweder noch unverſtändlicher ſeyn, oder doch gute Räthſel abgeben würden. Z. E. wenn Lohenſtein die Sonne **den Almoſenmeiſter Gottes**, den Menſchen **eine Mappe dieſes großen Alles** nennet, und hernach bald der **göttlichen Vorſehung in die Speichen tritt**, bald **die Deichſel dem Vaterlande zukehret**: ſo ſind dieſes lauter unverſtändliche Räthſel, welche man nicht errathen würde, wenn nicht theils ausdrücklich dabey ſtünde, was ſie bedeuten ſollten, theils aber der Zuſammenhang ſolches zeigte. Siehe deſſen Rede auf den Herrn von Hofmannswaldau und die Beurtheilung deſſelben in dem I. Bande der critiſchen Beyträge. Dieſes alles zeiget, meines Erachtens, wie nöthig es ſey, bey dem verblümten Ausdrucke ſeiner Gedanken vor allen Dingen auf die Deutlichkeit zu ſehen, und ſich ja nicht durch den Schein einer falſchen Hoheit in das Phöbus oder Galimatias ſtürzen zu laſſen. Einige Neuere haben uns in dieſe Wolken und Nebel wieder zu verhüllen geſucht, und dieſes zwar unter dem Scheine einer größern Scharfſinnigkeit. Sie haben uns die gemeinſten Gedanken durch dunkle Ausdrückungen ſchwer zu verſtehen gemacht: damit wir glauben ſollten, ſie hätten uns neuerfundne und vorhin unerhörte Dinge geſagt. Einfältige haben ſich betrügen laſſen, ſind aber nicht beſſer angekommen als Jrion, der ſtatt einer Göttinn eine Wolke umarmete. Ein Exempel aus Neidharden, macht die Sache deutlich. In einem Gedichte auf einen Grafen zu Waldburg, hebt er ſo an:

Weg, halbverfaulter Schall erblaßter Schafsgedärme,
Das auf der Folterbank des Griffbrets Zeter pfeift,
Verhaßter Trödelkram, was kreiſcht doch dein Geſchwärme,
Wenn dein geſchlängelt S den Speichel in ſich ſäuft.
Was vor ein Aberwitz flößt deinen Sclaven ein
Daß Rachen, Fauſt und Kopf der Wolluſt zinsbar ſeyn,
Da unſre Chriſtenheit in Sack und Aſche winſelt,

Was

Was macht ein Lachen ſich durch Heiſers Vivat breit,
Da Petrus ängſtlich weint, und Chriſtus Eli ſchreyt.

Ja was? entweiht man ſo, den Wald, die Burg die Gueder,
So kaum die Mattigkeit mit Liſpeln eingewiegt?
Was regt die Schnattergans ſo Gurgel als Gefieder,
Wenn ein erlauchter Schwan, das Haupt zur Ruhe biegt?
Wer Hand und Rücken nur an Ofenkacheln reibet,
Und wem ein brauner Schluck die Kehle ſchlüpfrig macht,
Dem träumt nicht wie der Froſt der ſchwarz beeiſten Nacht.
An Haar und Kleidern mehr, als Fidelharz bekleibet.
Jedoch der Vorwitz ſpricht: was? ich will doch beſtehn:
In fremden Schuhen kann man leicht ſpazieren gehn.

21. §. Nichts iſt übrig, als daß ich verſprochenermaßen noch zeige, was für Verſetzungen der Wörter in unſrer Sprache, der Deutlichkeit unbeſchadet, noch möglich ſind; und was für eine Zierde die poetiſche Schreibart davon bekömmt. Man bildet ſich insgemein ein, die guten Poeten folgten der ungebundnen Wortfügung aufs allergenaueſte: allein ich habe bisweilen das Gegentheil bemerket und wahrgenommen, daß ſie viele neue und oft recht verwegene Verſetzungen machen; die zwar ungewöhnlich, aber doch nicht unrichtig klingen, und alſo überaus anmuthig zu leſen ſind. Sonderlich habe ich dieſe Kühnheit an den Meiſtern in Oden wahrgenommen, darunter ich Opitzen, Dachen, Flemmingen, Tſcherningen, Kaldenbachen, Franken, Amthorn und Günthern nennen kann. Die Exempel, die ich aus ihnen anführen will, werden ſattſam zeigen, wie edel der poetiſche Ausdruck dadurch wird: weit gefehlt, daß er entweder unrichtig, oder doch dunkel werden ſollte. Wenn Opitz ſagen will: Grüne wohl, du ſtarke Raute, dieſes Gift der Zeiten, weiche deinen ſüſſen Bitterkeiten, welche nichts bezwingen ſoll; ſo kehrt ers um, und ſingt im II. B. der P. W. viel munterer alſo:

Starke Raute, grüne wohl!
Deinen ſüſſen Bitterkeiten,
Welche nichts bezwingen ſoll,
Weiche dieſes Gift der Zeiten;

Dieſes Gift, das gar zu viel
Herz und Haupt durchdringen will.

Bald darauf will er in einer andern Ode ſagen: Wie Phöbus der Wolken blaue Tracht zu malen pflegt: ſo blinkt der Stern von Mitternacht mit güldnen Stralen. Allein er ſingt weit edler in einer andern Wortfügung:

So blinkt mit güldnen Stralen
Der Stern von Mitternacht;
Wie Phöbus pflegt zu malen
Der Wolken blaue Tracht.

22. §. Dach will in einer Ode, die ich in Kindermanns deutſchem Poeten p. 222. finde, ſagen: Mein Aufenthalt war ſonſt nirgends zu finden, als nur bey den hohen Linden, durch den grünen Wald. Ich liebte ohn Unterlaß eine Quelle, ein friſches Gras ꝛc. allein er ordnet ſeine Worte weit lebhafter, wenn er ſo ſchreibt:

Sonſten war mein Aufenthalt
Nirgends nicht zu finden,
Als nur durch den grünen Wald,
Bey den hohen Linden,
Eine Quell, ein friſches Gras,
Liebte ich ohn Unterlaß:
Da ich denn geſungen,
Daß die Bäum erklungen.

Flemming will ſeiner Anemonen im Vten Buche der Oden ſagen: Ach! dieß einige, war von allen meinen Plagen, noch übrig, daß ich daß ſchwere Liebesjoch abgeſchieden tragen muß; allein der Affect, darinn er ſteht, bringt eine ganz neue Wortfügung zuwege:

Ach! Einzig dieß war übrig noch,
Von allen meinen Plagen,
Daß ich das ſchwere Liebesjoch
Muß abgeſchieden tragen.

Kaldenbach in ſeinem Klaggedichte auf Opitzen, will ſagen: Die betrübte Galathee gieng an des ſüſſen Neckars Rande,

in

Digitized by Google

in tieferregtem Weh; als Coridon, durch einen grimmigen Riß, ſie und ihre Felder in einſamwüſtem Stande ließ. Aber das poetiſche Feuer hat ihn dieſes folgendermaßen verſetzen gelehret.

An des ſüßen Neckars Rande
Gieng, in tieferregtem Weh,
Die betrübte Galathee;
Als, in einſam wüſtem Stande,
Corydon, durch grimmen Riß,
Sie und ihre Felder ließ.

23. §. Tſcherning in einem Gedichte an Fabricius von Danzig, will Preußenland alſo anreden: Für das grimme Blut und Rauben, werden Pickelhauben, Helm und Harniſch, Spieß und Schwerdt, beſſer in den Ackerzeug verkehrt. Denn, weil wir mit dem Eiſen kriegen, ſo muß das Feld öde liegen. Aber weit edler hat er die Worte ſo geordnet:

Beſſer werden Pickelhauben,
Helm und Harniſch Spieß und Schwerdt
Für das grimme Blut und Rauben,
In den Ackerzeug verkehrt:
Denn das Feld muß öde liegen,
Weil wir mit dem Eiſen kriegen.

Johann Franke hätte in der Ode auf Hofmanns, Bürgermeiſters zu Frankfurth, Hochzeit, in ungebundner Rede ſagen müſſen: Jene Grabſchrift, die Paternus geſtiftet, wird dort um Nemaus, wie ein Wunderweſen geleſen; daß die Parce in ſeiner Ehezeit, ohn allen Zank und Streit zwey und dreyßig Sonnen (Jahre) abgeſponnen habe. Allein er kehret alles um, und doch iſt es nicht unrecht; ſondern recht lebhaft gerathen.

Als wie ein Wunderweſen,
Wird jene Grabeſchrift
Um Nemaus dort geleſen,
Die der Patern geſtift:

Daß zwey und dreyßig Sonnen
In ſeiner Ehezeit
Die Parc hat abgeſponnen,
Ohn allen Zank und Streit.

Amthor, in der aus dem Rouſſeau überſetzten Ode auf die Weltbezwinger, hätte die Helden ſo anreden müſſen: Ihr ſtolzen Krieger, laßt einmal ſehen, worauf ſich eure Tugend ſtützt, und wo euch dann das Herz im Leibe ſitzt, wenn ſich das Glück verdrehen will. Allein er hat es weit edler ſo geſetzt.

Laßt einmal, ſtolze Krieger ſehen,
Worauf ſich eure Tugend ſtützt?
Wo, wenn das Glück ſich will verdrehen,
Euch dann das Herz im Leibe ſitzt?

24. §. Ich könnte auch aus unſern übrigen Poeten noch unzählige Stellen anführen; dieſes zu behaupten: wenn die bereits erwähnten nicht ſchon zulänglich wären. Ich will aber lieber noch eine Anmerkung machen, und den Grund dieſer aus erlaubten Verſetzungen entſpringenden Schönheit entdecken. Einmal iſt es gewiß, daß auch unſre Proſe ſehr vielerley Verſetzungen leidet, davon aber eine immer beſſer klinget, als die andere. Z. E. des Herrn von Canitz Trauerrede auf die brandenburgiſche Prinzeßinn Henriette, hebt ſo an: „Fürſten ſterben zwar eben ſo, wie andere Menſchen. „Doch haben ſie zu ſolcher Zeit vor andern ein großes vor„aus.“ Dieſen Satz hätte man, unſerer Mundart unbeſchadet, auch ſo vortragen können: Zwar ſterben die Fürſten eben ſo, wie andere Menſchen: doch haben ſie vor andern zu ſolcher Zeit ein großes voraus. Imgleichen in dem nächſtfolgenden Satze: „Was ihr Tod nach ſich zieht, giebt nicht „nur eine Veränderung in einem Hauſe oder Geſchlechte, ſon„dern auch zugleich in unzählich vielen Seelen.“ Hier hätte das Wort, eine **Veränderung**, noch an zwo verſchiedene Stellen geſetzt werden können, nämlich nach **Geſchlechte**, und ganz am Ende. In andern Stellen dieſer Rede würden

den sich noch mehrere erlaubte Versetzungen vornehmen lassen.

25. §. Fragt man nun ferner, welche Ordnung der andern in zweifelhaften Fällen vorzuziehen ist? so sage ich erstlich: die, welche am besten klinget. Das Urtheil der Ohren entscheidet die Schwierigkeit am besten: denn auf das Gehör des Scribenten kömmt es hauptsächlich an, wenn die Schreibart des einen wohlfließend und harmonisch ist; des andern Ausdruck aber rauh und widerwärtig lautet. Es ist aber, außer dem Wohlklingen, zweytens auf den Affect zu sehen. Das Feuer der Gemüthsbewegungen erlaubt uns nicht allezeit auf die gewöhnliche Ordnung der Wörter zu sinnen: es bricht heraus, und fängt oft den Satz in der Mitten an. Z. E. Ein ruhiges Gemüthe wird sprechen: alle dein Bitten ist umsonst, ich werde es nimmermehr leiden. Du sollst den Tag nicht erleben ꝛc. Allein einen Zornigen wird die Heftigkeit seiner Leidenschaft so sagen lehren: **Umsonst ist alle dein Bitten! Nimmermehr werde ichs leiden! Den Tag sollst du nicht erleben!** Dergleichen Versetzungen machen eine Rede sehr feurig und lebhaft: und weil dieß in allen Affecten zu geschehen pflegt, die Poeten aber oft selbst darinnen stehen, oft andre Personen, die aufgebracht gewesen, redend einführen, oder ihnen nachahmen; so ist es kein Wunder, daß sie dergleichen nachdrückliche Versetzungen mit gutem Bedachte anzubringen suchen.

26. §. Oft will man den Nachdruck eines Wortes, durch den Ton der Aussprache anzeigen, der sich aber an einer Stelle nicht so gut, als an der andern hören läßt: daher versetzt man dasselbe an einen Ort, wo es sonst nicht hingehöret. Z. E. wenn ich schriebe:

Ich will dir zu Liebe sterben.

So würde es lange so kräftig und nachdrücklich nicht klingen, als wenn ich sagte:

Dir zu Liebe will ich sterben.

Dahin gehört Günthers Stelle aus dem bekannten Liede: Will ich dich doch gerne meiden ꝛc.

In den Wäldern will ich irren,
Vor den Menschen will ich fliehn.

Hier hätte ja der Poet natürlicher Weise sagen können:

Ich will in den Wäldern irren,
Ich will vor den Menschen fliehn.

Flemming ist auch in dergleichen Versetzungen glücklich gewesen. Z. E. auf der 420sten S. schreibt er:

Achtmal hat nun, als ich zähle,
Phöbe volle Hörner kriegt.

Denn von Rechtswegen hätte es heißen sollen:

Phöbe hat nun, als ich zähle,
Achtmal volle Hörner kriegt.

Aber, wer sieht nicht, daß er dadurch den Nachdruck seiner Worte geschwächet, und die Schönheit des Verses nur verderbet haben würde?

27. §. Endlich dienet die Versetzung zuweilen, den Leser eines Gedichtes recht aufmerksam zu machen, weil man von den Nebenumständen den Anfang macht, und den Hauptsatz allererst nachfolgen läßt. Z. E. fängt Besser seine Ruhestatt der Liebe so an:

In diesen brennenden und schwülen Sommertagen
Ließ Chloris sich einmal in ihren Garten tragen.

Hier hebt er von der Zeit an, da er doch von der Person hätte den Anfang machen können. So sagt auch Canitz:

In meinem Schülerstand, auf den bestaubten Bänken
Hub sich die Kurzweil an.

Da hätte er ja von der Kurzweil anfangen können: allein diese Versetzung setzt den Leser in Aufmerksamkeit, und macht ihn begierig zu wissen, was denn in dem Schülerstande geschehen

ſchehen ſeyn werde? Imgleichen ſchreibt Flemming auf den Namenstag einer Jungfer dergeſtalt:

Daß der Lenz die Welt umarmet,
Daß der Erden Schooß erwarmet,
Daß die Nächte werden klein,
Daß der Wind gelinder wehet,
Daß der lockre Schnee vergehet,
Das macht euer Sonnenſchein.

Wo man augenſcheinlich ſieht, daß der natürliche Anfang hätte heißen müſſen: Euer Sonnenſchein macht, daß der Lenz ꝛc. Eben ſo hätte Rachel folgende Zeilen

Zu einem ſammtnen Rock die groben Leinwandhoſen
Wer hätt' es ſonſt erdacht, als Narren und Franzoſen?

natürlicher Weiſe ganz umgekehrt ordnen müſſen: wenn er ſie nicht dergeſtalt viel nachdrücklicher befunden hätte. Ueberhaupt könnte man die Worte Horatii hieher ziehen, wiewohl er ſie in anderer Abſicht geſchrieben:

In medias res,
Non ſecus ac notas, Auditorem rapit.

28. §. Doch verlange ich mit dem allen der unverſchämten Frechheit der Sprachverderber keinesweges Thür und Thor zu öffnen, die ohne Verſtand und Nachſinnen das unterſte zu oberſt kehren, und doch für gute Poeten angeſehen ſeyn wollen. Die Verſetzungen ſind nicht aus Noth erlaubt, um das Sylbenmaaß vollzuſtopfen; denn dieß gehört für die elendeſten Stümper: ſondern nur alsdann ſteht es frey, ſich derſelben zu bedienen, wenn ein beſonderer Nachdruck, oder eine neue Schönheit des Ausdruckes daraus entſteht. Wer dieſes nicht in Acht nimmt, und ohne Scheu, wider die Natur unſrer Mundart, alle Regeln der Sprachkunſt aus den Augen ſetzt, der verdient, ein Pohl oder Wende genennt zu werden, der nicht einmal Deutſch kann, geſchweige, daß er ein Poet zu heißen verdienen ſollte. Denn das werden lauter Soloeciſmi und ἀκυρολογίαι, die kein Kenner ſeiner Mut-

Mutterſprache ertragen kann: wenn gleich manche Neulinge den Mangel ihres Geiſtes und Witzes, den ſie bey der ordentlichen Wortfügung nicht zeigen können, nur durch die Verhunzung der deutſchen Sprache zu verbergen ſuchen. Walliſius ſagt dieſes zwar ſeinen engliſchen Poeten nach, daß ſie die Grammatik ſehr aus den Augen ſetzten: und ein gebohrner gelehrter Engländer, hat mir ſolches inſonderheit vom Milton bekräftiget; deſſen vornehmſte Schönheiten in grammatiſchen Schnitzern beſtünden. Bey uns hergegen, wird keine ſolche Frechheit gelten, die nicht auch in ungebundner Rede, im Affecte, zu dulden iſt. Eben ſo ſeltſam würde es ſeyn, wenn man die Wortfügung fremder Sprachen in der unſrigen anbringen wollte; welches vielen, die mehr Franzöſiſch als Deutſch können, ſehr leicht zu entfahren pflegt. Z. E. wenn ich ſchreibe: **Die Augen über das Feld ausſpazieren laſſen**; oder: **Einem Frauenzimmer den Hof machen**, weil die Franzoſen ſprechen: Promener ſes yeux ſur les champs, und faire ſa Cour à une Dame. Das ſind lauter handgreifliche barbariſmi in unſrer Mundart, die kein Menſch verſteht, der nicht franzöſiſch kann: wohin denn auch die Mittelwörter gehören, die auch von einigen geſchwornen Participianern, ſehr unverſchämt gebraucht werden. Schlüßlich, ein Poet muß überall die Regel des Boileau beobachten:

Sur tout, qu'en vos ecrits la Langue reverée,
Dans vos plus grands excés, vous ſoit toujours ſacrée.
En vain vous me frappez d'un ſon melodieux;
Si le terme eſt impropre, ou le tour vicieux,
Mon eſprit n'admet point un pompeux Barbariſme,
Ni d'un vers empoulé l'orgueilleux Soleciſme,
Sans la Langue, en un mot, l'Auteur le plus divin
Eſt toujours, quoiqu'il faſſe, un méchant Ecrivain.

❀ ❀ ❀

Das

* *

Das X. Capitel.
Von den Figuren in der Poeſie.

1. §.

Die Abhandlung von den Figuren gehöret eigentlich für die Meiſter der Redekunſt, und ich könnte alſo meine Leſer dahin verweiſen, oder gar zum voraus ſetzen, daß ſie ſich darum ſchon bekümmert haben würden. Allein fürs erſte hat die gebundne Schreibart eben ſo viel Recht dazu, als die ungebundne, ja noch wohl ein größeres. Sie hat ſich nicht nur dieſer Zierrathe bedienet, ehe dieſe noch erfunden worden: ſondern ſie pfleget ſich auch damit weit häufiger zu putzen, als dieſelbe. Hernach kann man nicht allezeit zum Grunde ſetzen, daß die Liebhaber der Dichtkunſt ſich vorher in der Redekunſt feſt geſetzt haben ſollten. Dieſer Gattung Leſern zu gefallen, habe ich mein Buch lieber vollſtändiger machen, als ſie auf einen anderweitigen Unterricht in dieſem Stücke verweiſen wollen.

2. §. Einige neuere Lehrer der Beredſamkeit haben mit großem Eifer wider den Unterricht von Figuren, der in allen Rhetoriken vorkömmt, geſchrieben. Sie haben dafür gehalten: man könnte dieſe ganze Lehre erſparen, und dörfte die Jugend mit ſo vielen griechiſchen Namen nicht plagen; zumal da ſie daraus nichts mehr lernte, als wie man eine Sache, die auch dem einfältigſten Pöbel bekannt wäre, benennen könnte. Zu dieſer Zahl iſt noch neulich ein ſchweizeriſcher Kunſtrichter getreten, der anſtatt der Figuren, ein unverſtändliches Miſchmaſch, und eine ſclaviſche Nachahmung des, in ſeiner eignen Sprache barbariſchen Miltons einzuführen wünſchte. Man giebt es zu, daß viele Schullehrer der Sache zuviel gethan, und ſich gar zu lange dabey aufgehalten haben. Man giebt auch zu, daß die griechiſchen Namen oft eine unnöthige Schwierigkeit verurſachen, und daß man beſ-

ser thäte, wenn man an ihrer Stelle deutsche einführete. Man gesteht auch endlich, daß die Natur selbst lebhafte Leute in Figuren reden lehret, die sonst ihr lebenlang keine Anleitung dazu bekommen haben. Aber aus dem allen folget noch nicht, daß die Lehre von Figuren aus den Anweisungen zur Wohlredenheit gar zu verbannen sey. Wenn man etwa ein kleines Capitel dazu widmet; wenn man sich bemühet, die Namen derselben leicht und deutlich zu machen; wenn man endlich ihren Gebrauch und Misbrauch unterscheiden lehret: so ist man, meines Erachtens, wohl nicht zu schelten. Zu geschweigen, daß nur die muntersten Köpfe von sich selbst auf die Figuren gerathen, wenn sie wovon reden oder schreiben. Die andern, die nicht so viel Feuer haben, würden sich darauf gar nicht besinnen; wenn man ihnen nicht auf die Spur helfen wollte. Wenn man ihnen aber gute Exempel davon vorlegt, und die Schönheit derselben empfindlich macht: so werden sie auch entzündet, und sie bemühen sich hernach, ihre schläfrige Schreibart auch ein wenig zu erwecken und anzufeuren.

3. §. Es giebt aber zweyerley Figuren. Einige bestehen nur in einzelnen Worten, andre aber in ganzen Sprüchen oder Sätzen: daher hätte ich von den erstern schon nach dem sechsten Capitel handeln können. Wir wollen sie hier durch einander nennen, beschreiben und mit Exempeln aus unsern Poeten erläutern. Ich will der Ordnung des berühmten P. Lami hierinn folgen, welche er in seiner Redekunst beobachtet hat. Dieser hat die innere Natur der Figuren sehr wohl eingesehen. Er hält sie für eine Sprache der Affecten, für einen Ausdruck starker Gemüthsbewegungen, und vergleichet sie mit den verschiedenen Gesichtszügen oder Lineamenten; daran man gleichfalls die innere Gemüthsbeschaffenheit eines Menschen von außen abnehmen kann. Die Vergleichung ist glücklich und wohl angebracht: denn in der That sind die Figuren etwas mehr, als bloße Zierrathe. Die ganze Stärke einer Rede zeiget sich darinn, weil sie ein gewisses Feuer in sich enthalten, welches auch den Lesern oder Zuhörern, durch

durch eine geheime Kunst, Funken ins Herz wirft, und sie gleichergestalt entzündet. Daher vergleicht sie Lami, zweytens, auch mit den verschiedenen Stellen und Bewegungen eines lebhaften Fechters, der sich dadurch zu schützen, und seinem Gegner Abbruch zu thun suchet. Die heftige Rede, die Virgil der Dido zugeeignet hat, kann überhaupt hier zum Beweise dienen. Lami hat sie in einer französischen Uebersetzung zu dem Ende angeführt, und ich will sie nach der Verdeutschung Amthors hieher setzen: weil sie ein Muster wohlangebrachter Figuren abgeben kann, und eben diejenige ist, von welcher Canitz dort geschrieben:

Wir lesen ja mit Lust Aeneas Abentheuer.
Warum? Stößt ihm zur Hand ein grimmig Ungeheuer;
So hat es sein Virgil so künstlich vorgestellt,
Daß uns, ich weis nicht wie, ein Schrecken überfällt:
Und hör ich Dido dort von Hohn und Undank sprechen;
So möcht ich ihren Schimpf an den Trojanern rächen.

4. §. So lautet indessen die Rede selbst, die von dem Poeten der erzürnten und verzweifelten Dido, nach der schnellen Abfahrt des Aeneas, in den Mund geleget worden.

Sollt eine Göttinn sich wohl deine Mutter nennen,
Und ein Trojanerheld dich für sein Blut erkennen?
Nein! Du Verräther, leugst! Ein harter Fels und Stein,
Der grimme Caucasus muß selbst dein Vater seyn.
Ein freches Tygerthier hat dir die Brust gereichet,
Das durch Hirkaniens verbrannte Wüste streichet.
Ich rede, was ich muß; verstellen hilft mir nicht,
Weil aller Hoffnungsgrund auf ewig mir gebricht.
Hat dieser heiße Bach, der meine Wangen nässet,
Ihm auch den kleinsten Hauch von Seufzern ausgepresset?
Wirft sein verstockter Sinn auch wohl noch einen Blick,
Durch diese Fluth erweicht, auf seine Braut zurück?
Mein Leid ist tausendfach! Was soll ich erst betrauren?
Ich weis, selbst Juno wird mich armes Weib bedauren,
Ich weis, daß Jupiter sich drüber hat entrüst,
Daß die verdorbne Welt so voller Falschheit ist.
Ein Bettler! der durch Sturm an meinen Strand gekommen,
Wird von mir, Thörichten, zum König aufgenommen?

Der

Der Schiff und Gut verlohr, und nur durch meine Hand,
Nebſt ſeinem nackten Volk, des Lebens Rettung fand?
Ich berſte faſt für Zorn! Der Schmerz bringt mich zum Raſen.
Nun hat Apollo ihm was neues eingeblaſen,
Ein Traum aus Lycien was anders prophezeiht;
Ja ſelber Jupiter ihm drohend angedeut,
Er ſolle ſeinen Fuß in andre Länder tragen:
Ja recht! Gott wird wohl viel nach deinem Schwärmen fragen!
Der Himmel, welchen nichts in ſeiner Ruhe ſtört,
Hat ſeine Sorgen itzt auf deine Fahrt gekehrt.
Doch lauf! ich halt dich nicht; ich will nicht widerſprechen,
Nur fort! und ſäume nicht, die Wellen durchzuſtechen.
Such dein Italien, das dir ſo wohl gefällt,
Und wo die Hoffnung dir ein neues Reich beſtellt:
Ich weis, der Himmel wird gerecht und heilig bleiben,
Und dein verſchlagnes Schiff an Klipp und Syrten treiben,
Da wird die wilde Fluth ein Rächer meiner Pein,
Da wird dein letztes Wort: Ach Dido! Dido! ſeyn.
Ja wird der kalte Tod den warmen Geiſt verjagen,
Soll mein Geſpenſte dich doch allenthalben plagen.
Du ſollſt, du kannſt, du wirſt der Strafe nicht entgehn,
Und ich will deine Quaal auch in der Gruft verſtehn!

Wer aus einer ſo herzrührenden Rede den Nachdruck der Figuren nicht begreifen kann, der muß wenig Empfindlichkeit und Nachſinnen beſitzen. Wer aber überführt ſeyn will, daß dieſes rührende Weſen bloß von den Figuren herrühre, der darf nur eine andre Ueberſetzung von der lateiniſchen Stelle machen, darinn alles ſchlechtweg geſagt wird: ſogleich wird alles Feuer, alle Heftigkeit und alle Lebhaftigkeit daraus verſchwinden; und man wird es kaum glauben können, daß es dieſelbe Rede ſey.

5. §. Lami fängt die Figuren mit dem **Ausruffe** (Exclamatio) an, weil dieſe die natürlichſte iſt, und in vielen Affecten zuerſt hervorbricht. Denn es giebt einen Ausruf, in der Freude, Traurigkeit, Rachgier, imgleichen im Schrecken, Zagen, Verzweifeln, Trotzen, u. d. gl. Nun giebt es zwar gewiſſe Formeln, die eigentlich dazu beſtimmt ſind, als Ach! O! Weh! Wohlan! Hey! Sa, Sa! Ha! u. a. m. Allein

lein es werden so viel andre Redensarten dazu gebraucht, daß ihre Zahl nicht zu bestimmen ist. Z. E. Jammer! Lustig! Frisch auf! Herzu! Ich Armer! Mich Unglückseligen! Trotz sey dir gebothen ꝛc. ꝛc. Ein Exempel giebt mir Flemming auf der 201. Seite.

Als aber gleich der Krieg,
Erbarm es Gott, der Krieg! mit welchem wir uns Deutschen,
Von so viel Jahren her nun ganz zu tode peitschen,
Mein liebes Meißen traf.

Canitz auf der 43. Seite der neuen Auflage.

O kindischer und toller Wahn,
Der bey mir eingerissen!

Opitz im IV. Buche der Poet. W. schreibt an Nüßlern, von seiner Flavien:

Ach! daß ihr frecher Sinn
Mich, der ich ihrer Huld vielmehr als würdig bin,
So wenig gelten läßt! ach, ach! daß kein Vergießen
Der Thränen, und kein Wort, kein Seufzen ꝛc.

Neukirch in seinem Gedichte auf die Königinn in Preußen, schreibt gleichfalls:

Ach leider! allzu viel, zu viel auf einen Schlag!
Wer ist, der unser Leid nur halb ergründen mag?

Und Pietsch in seinem Gesange auf den Prinz Eugen sagt:

Wie seltsam leitest du der Deutschen kühnes Heer!
Der Zug des Hannibals war lange nicht so schwer.

6. §. Die andre Figur ist der **Zweifel**, (Dubitatio) damit man entweder bey sich ansteht, ob eins oder das andre zu glauben oder zu thun sey; oder sich doch so stellet, als ob man sich nicht entschließen könnte. Die Heftigkeit der Gemüthsbewegungen setzt uns oft in den Stand, daß man weder aus, noch ein weis: denn ehe man mit dem Entschlusse noch fertig ist; so fällt uns augenblicklich etwas anders ein, welches das vorige wieder zunichte macht. Canitz giebt uns ein schönes Exempel in der Ode auf seine Doris. Er hat

in

in der vorhergehenden Strophe die verflossenen Stunden zurücke geruffen; besinnt sich aber bald anders, und singt:

Aber nein! eilt nicht zurücke,
Sonst entfernen eure Blicke
Mir den längstgewünschten Tod,
Und benehmen nicht die Noth.
Doch, könnt ihr mir Doris weisen;
Eilet fort! Nein: haltet still!
Ihr mögt warten, ihr mögt reisen,
Ich weis selbst nicht, was ich will.

Zuweilen zweifelt man zwar selber nicht; will aber durch einen verstellten Zweifel die Zuhörer zum Nachsinnen bewegen. So zweifelt Günther in seiner Sterbeode, wem er seine Leyer vermachen soll:

Sage, du begriffne Leyer!
Wem ich dich vermachen darf?
Viele wünschen dich ins Feuer;
Denn du rasselst gar zu scharf.
Soll ich dich nun lodern laßen?
Nein, dein niemals fauler Klang
Ließ mich oft ein Herze fassen,
Und verdienet bessern Dank.

Soll ich dich dem Phöbus schenken?
Nein, du bist ein schlechter Schmuck,
Und an den Parnaß zu henken,
Noch nicht ausgespielt genug.
Opitz würde dich beschämen,
Flemming möchte widerstehn:
Mag dich doch die Wahrheit nehmen,
Und damit hausiren gehn.

7. §. Die III. kann der **Wiederruff** (Correctio oder Epanorthosis) seyn, wenn Leute ihr Wort, das sie schon gesagt, wieder zurücke nehmen; weil es ihnen zu schwach vorkömmt, und sie also ein heftigers heraus stoßen wollen. Z. E. Opitz in einem Hochzeitwunsche auf der 77 S. der Poet. W. v. 133.

Der

Der (Gott) lasse mich erfahren,
Und hören oft und sehr,
Was hören? Sehn vielmehr,
Daß dich, von Jahr zu Jahren,
Was dir giebt dieser Tag,
Mit Frucht bereichern mag.

Zuweilen hat man auch wohl etwas zu frey herausgesagt, will also das ausgestoßene Wort wieder zurücke nehmen, und ein bessers an die Stelle setzen. So läßt z. E. Günther den Apollo in einer Cantate, wo er mit dem Mercur um den Vorzug streitet, folgendergestalt reden:

So, hör ich, soll dein Judasspieß,
Dein Zepter, wollt ich sagen,
Mehr Frucht und Vortheil tragen,
Als meiner Künste Paradies?

Hieher kann man auch rechnen, wenn der Poet, dasjenige, was er gesagt, zwar nicht zurücke nimmt, aber doch widerlegt, weil es ihm von andern getadelt werden möchte. Z. E. So schreibt Neukirch in seinen geschützten Nachtigallen.

Das eingeworfne Bonn, das wüste Kaiserswerth,
Die ungarische Schlacht, den Schutz der Niederlande,
Belief er alles zwar mit eifrigem Verstande:
Doch Mauren, sprach er, hat schon Cäsar umgekehrt.

8. §. Die IV. ist das **Verbeißen**, (Ellipsis) oder Abbrechen einer Redensart, die man nur anhebt, aber nicht völlig endiget. Sie entsteht, wenn der Affect so heftig ist, daß der Mund und die Zunge den geschwinden Gedanken der Seele nicht folgen kann, und also mitten in einem Satze abbrechen und dem neuen Gedanken des Geistes plötzlich folgen muß. Amthor hat aus dem Virgil das bekannte Quos ego! des Neptuns, sehr gut übersetzt, womit er die Winde bedroht; aber miten in dem Dräuworte inne hält.

Und sprach: Macht euch der Glanz der Ahnen so verwegen?
Dürft ihr, mir unbewußt, die kühnen Flügel regen?
Das Erd und Himmel fast sich durch einander mischt,

Und

Und der erhitzte Schaum bis an die Wolken zischt?
Euch soll! = = doch laßt uns nur der Wellen Macht beschränken.

Ein schön Exempel giebt auch Besser in seiner Ruhestatt der Liebe, wo er die erwachte Chloris so reden läßt:

Du bist des Stranges werth!
Hilf Himmel! was ist das? Hast du den Witz verlohren?
Ist dieß die stete Treu, die du mir zugeschworen?
Hast du der Chloris Zorn so wenig denn gescheut,
Daß du so freventlich ihr Heiligthum entweiht?
Daß du = . welch eine That! Sie konnte nicht mehr sprechen,
Und wollte sich an ihm mit ihren Thränen rächen.

Nur nehme man sich in Acht, daß man diese Figur nicht so lächerlich anbringe, als Neidhard in dem Gedichte auf D. Wenzeln:

Hier schlug nun Gottes Zorn, in dich, du Ceder ein,
Da mancher Haselstrauch von Lumpenvolke blühte,
Bis Wurzel, Stamm und Ast, bis Herze, Fleisch und Bein
Vor Gift, als Aetnens Schooß vor Harz und Schwefel, glühte.
Als endlich Uhr und Zeit die sechste Stunde maß,
Da kam der Schlangenwurm des Todes hergeschossen,
Und stach = = = = = = = = = = = .
= = = = = = = = = = = = = = = = =
Weg Feder, brich du Herz, umnebelt euch ihr Augen. ꝛc.

9. §. Die V. könnte zur vorigen gerechnet werden, und heißt das **Hemmen** (Aposiopesis), wenn eine schleunige Veränderung des Entschlusses, der angefangenen Rede Einhalt thut. Canitz in seinem Gedichte von der Poesie läßt erst seinen poetischen Trieb zu Vertheidigung derselben reden; hernach fällt er demselben ins Wort:

Was mich nun dergestalt in Unschuld kann ergetzen,
Wozu mich die Natur = = Halt ein! verführter Sinn,
Drum eben straf ich dich, weil ich besorget bin,
Es möchte, was itzund noch leicht ist zu verwehren,
Sich endlich unvermerkt in die Natur verkehren.

Imgleichen schreibt Günther in dem Gedichte auf Herrn Hofrath Budern:

Recht

Digitized by Google

Recht so! fängt Augenblicks ein junger Momus an,
Dem nächst noch vom Orbil das Leder weh gethan:
Recht so! was Henker nützt der ganze Musenplunder?
Pack ein verwognes Volk! Vom Maro brenn ich Zunder,
Vom Plato Fidibus. Ja wenn auch ohngefähr,
Der Schatz von Heidelberg in meiner Beute wär,
Racketen macht ich draus und kochte Chocolade.
Ein Quentchen Mutterwitz gilt = = = Sachte guter Freund
Der Satz war eben nicht so bös und stark gemeint,
Ein Narr verschüttet nur das Kind mit sammt dem Bade.

10. §. Die VI. ist die **Versetzung** (Hyperbaton) eines Worts oder Gedankens von seiner natürlichen Stelle; die aber nicht aus der Unfähigkeit des Poeten, sondern aus der Heftigkeit des Affects herrühret, der dem Gemüthe nicht Zeit läßt, an die ordentliche Wortfügung zu denken. Wir haben im vorigen Capitel schon davon geredet, wollen doch aber noch ein paar Exempel geben:

Er, mein Leben, du, mein Leben,
Euer beyder Leben, ich.
Ich durch Euch, und ihr durch mich,
Wollen bis ans Blaue schweben.

Hier versetzt Flemming das Wort Ich, in der andern Zeile von seiner natürlichen Stelle: denn es hätte ordentlicher Weise vorn stehen sollen, Ich, euer beyder Leben; aber im Affecte ist es ans Ende gekommen. Noch ein schöner Exempel steht auf der 66 S.

Der Majen Sohn flog aus vom ewigen Pallaste,
Durchsuchte Luft und Welt, bis er den Mars erfaßte:
Dich, sprach er, fodert ab, durch mich, des Vaters Rath,
Komm mit und säume nicht, es ist vorhin zu spat!
Ja, sprach Mars, alsobald! ließ drauf die Feindschaft fangen,
Stracks wurden neben sie an Eichen aufgehangen,
Zank, Zwietracht, Mord, Betrug. Den Krieg trat er zu Koth,
Und stieß mit eigner Faust den Haß und Frevel todt.

11. §. Die VII. ist das **Uebergehen** (Praeteritio), worinn man sich stellet, als wollte man etwas nicht anführen, welches man aber eben dadurch erwähnet. Z. E. Flemming in seinen poet. W. 225.

Ich wollte Meldung thun, zu was für groſsen Dingen,
Ihr nur gebohren seyd, durch List und Neid zu dringen,
Die Zeiten zu verschmähn durch Urtheil und Verstand;
Hielt eure Gegenwart mir hier nicht Mund und Hand.

Und Neukirch in seinem Gedichte, auf den Tod der gelehrten Königinn in Preuſsen; er redet von dem Könige:

Sein unerschöpfter Muth ist weit genug erklungen,
Seit dem ihm Noth und Recht die Waffen abgedrungen.
Dem Franzen schüttert noch die kaum erlaufne Haut,
Wenn er auf Schwabens Feld betrübt zurücke schaut,
Und an den Tag gedenkt, da Ludwigs groſse Thaten,
Mit Schrecken, in die Nacht der Finsterniſs gerathen,
Und auf einmal verlöscht. Was Preuſsen da gethan,
Das zeigen, schweig ich gleich, viel andre besser an.
Dieſsmal betracht ich nicht, wie unser König blitzet,
Wenn ihn der Feinde Trotz, der Freunde Schmach erhitzet,
Nein, sondern wie er selbst halb todt darnieder liegt ꝛc.

Pietsch endlich in einem Vermählungsgedichte, auf eine Königl. Preuſs. Prinzeſsinn, die itzige Markgräfinn von Anspach:

Ich bilde nun nicht Heer und Schlacht,
Noch dein berufnes Heldenwesen.
Den Schimmer deiner Waffen Macht,
Den fremde Staaten sich zum Muster auserlesen;
Ich schreibe nicht wie Preuſsen kriegt,
Weil dieſsmal die Liebe siegt ꝛc.

12. §. Die VIII. ist die **Wiederholung** (Repetitio) gewisser Wörter und Redensarten, wodurch die Rede einen sehr groſsen Nachdruck bekömmt. Wenn nämlich das Gemüth in einer heftigen Bewegung ist; und gern will, daſs man seine Meynung wohl fassen solle: so ist es ihm nicht genug, daſs er die Sache einmal sagt; sondern er sagts zwey, dreymal nach einander, damit man ja den Nachdruck seiner Worte recht einsehen möge. Es geschieht aber diese Wiederholung auf vielerley Art. Zuweilen wird im Anfange ein und dasselbe Wort zweymal gesetzet, und das heiſst **Epizeuxis.**

zeuxis. Z. E. Opitz im andern Buche von Widerw. des Krieges schreibt von der Freyheit:

Sie fordert Widerstand,
Ihr Schutz, ihr Leben ist der Degen in der Hand.
Sie trinkt nicht Muttermilch: Blut! Blut muß sie ernähren;
Nicht Heulen, nicht Geschrey, nicht weiche Kinderzähren.
Die Faust gehört dazu.

Zuweilen wiederhohlt man dasselbe Wort im Anfange etlicher Theile desselben Satzes, und das ist die **Anaphora.** Z. E. Flemming in einem Hirtenliede:

Her Palämon! her Frorelle!
Her Amint! her Sylvius!
Meliböus her! zur Stelle,
Singt mir eins auf Tityrus.

Noch ein Exempel aus Racheln kann nicht schaden:

Er meidet das Latein,
Ein jeglich ander Wort muß nur französisch seyn:
Französisch Mund und Bart, französisch alle Sitten,
Französisch Tuch und Wams, französisch zugeschnitten.
Was immer zu Paris die edle Schneiderzunft,
Hat neulich aufgebracht, auch wider die Vernunft,
Das nimmt ein Deutscher an.

Zuweilen wiederhohlt man den Anfang eines Satzes in verschiedenen folgenden Sätzen, und das heißt auch **Anaphora.** Z. E. Günther auf der 33 Seite des I. Th.

Da setzet sich mein Geist im Umsehn keine Schranken;
Da sinnt er hin und her, da spielt er mit Gedanken;
Da seh ich in mir selbst die Händel dieser Welt,
Den bösen Lauf der Zeit im Spiegel vorgestellt;
Da sind ich nichts als List, und weder Treu noch Glauben,
Da seh ich Narren blühn und kluge Leute schrauben ꝛc.

13. §. Oder man wiederhohlt zuweilen ein Wort, das am Ende eines Satzes gestanden, im Anfange des darauf folgenden, welches **Anadiplosis** heißt. Z. E. Flemming auf der 131. S.

Und mitten in dem Weseu,
Da es am ärgsten war, seyd Vater, ihr genesen.
Genesen seyd ihr nun, und denkt nicht einmal dran,
Was euch der arge Feind für Dampf hat angethan.

Oder umgekehrt, das, was am Anfange eines Satzes gestanden, kömmt am Ende desselben zu stehen, und wird **Epanalepsis** genannt. Z. E. Opitz auf der 61 S. im II. B. der poet. W.

Werthes Paar, vermengt die Brunst,
Liebt und gebet, gebt und liebet.
Was euch heißt des Himmels Gunst,
Der euch selbst zusammen giebet:

Noch ein besser Exempel davon, steht auf der 62 S. der poet. W. II. B.

Das kann ein Weibesbild! Bald will sich der ertränken,
Für unerhörter Brunst, und jener will sich henken;
Die rothen Augen sind mit Thränen angefüllt,
Voll Seufzens ist die Brust: Das kann ein Weibesbild!

Hieher gehören denn auch die Wiederholungen, da man in ganzen Strophen die ersten Zeilen und Wörter, am Ende derselben noch einmal brauchet, welches sonderlich in musikalischen Stücken angenehm fällt, und **Symploce** heißen kann. Ich will aus Bessern von der 425 S. folgendes Exempel geben, wo wegen des Wohlklanges noch viele andere Wiederholungen vorkommen.

Sey froh! sey froh! Elenora,
Sey froh! du neue Flora,
Sey nunmehr glücklicher nach überstrebtem Leide;
Der Himmel kröne dich mit steter Frühlingsfreude,
Die Blumen schütten sich zu allen Zeiten aus,
Auf dich und dein erlauchtes Haus.
Wir ehren dich, o neue Flora,
Wir ehren dich, Eleonora,
Sey glücklich, neuerwählte Flora,
Eleonor' Eleonora.

14. §. Die IX. ist die **Verstärkung**, (Paronomasia) wenn man zwar ein Wort oder eine Redensart, die schon da gewe-

Digitized by Google

gewesen, wiederhohlt; aber mit einem Zusatze, der noch einen besondern Nachdruck verursachet, z. E. wenn Canitz schreibt:

Ein Baum wars, nur ein Baum, dran solche Früchte saßen,
Die dort der erste Mensch sollt unbetastet lassen.
Uns aber ist noch mehr zu halten auferlegt;
Weil hier ein ganzer Wald so viel Verbothnes trägt.

Hier ist das Wörtchen **nur** eigentlich dasjenige, so den ganzen Nachdruck giebt, da sonst die Wiederholung hier sehr kalt gewesen seyn würde. Imgleichen wenn Opitz sagt:

Das Thier, das edle Thier,
Das alle Thiere zwingt, der Erden Lob und Zier,
Kömmt bloß und arm hieher.

II. B. der Trostged.

wo gewiß dieser Zusatz, **das edle** Thier dem ganzen Satze ein weit größeres Gewicht giebt. Imgleichen hebt Neukirch sein Gedichte auf die Nachtigall so an:

Als neulich Seladon, der arme Seladon,
Voll Kummer, Angst und Schmerz die abgekränkten Glieder
Im Grünen niederwarf ꝛc.

wie wir denn auch oben schon die Zeile aus ihm hatten:

Ins Haus, ins schwarze Haus der bleichen Schaar versenken.

Und Opitz in seinem Gedichte an Seußiussen:

Wird solches nicht sein Buch, sein edles Buch erweisen?

15. §. Die X. Figur ist der **Ueberfluß**, (Pleonasmus) wenn man vielmehr sagt, als nöthig ist. Sie entsteht wiederum aus der Heftigkeit des Affects, welcher alles zusammen nimmt, die Leser oder Zuhörer aufs handgreiflichste zu rühren und zu überzeugen. Man giebt insgemein die Exempel **Ich hab ihn nicht mit Augen gesehen; ich bin nicht mit meinem Fuße hingekommen; wir habens mit unsern Ohren gehöret** ꝛc. Wenn Canitz in dem Harpax diesen Geizhals das Gold von den Pillen schaben, und sich selbst die Pulver stehlen läßt, so sind es zwar Vergrößerungen; aber kleine Pleonasmi zu nennen: denn dieser muß

in Worten bestehen. Allein wenn Neukirch in dem oft angeführten Gedichte auf die Königinn in Pr. schreibt:

Wie, wenn an harten Klippen
Ein starkes Schiff anstößt ꝛc.

Oder wenn Pietsch in einem Gedichte auf seinen König sagt:

Komm, Landesvater, komm! zeuch ein bey dunkler Nacht ꝛc.

So ist im ersten Falle ein jeder Fels **hart**, und im letzten jede Nacht **dunkel** zu nennen, und folglich beydes überflüßig. So schreibt auch Opitz in einem Gedichte an Seußiussen, von der Fama:

Und will das schöne Werk, auf ihrem lichten Wagen
Bis in das Schlafgemach der rothen Sonnen tragen.

Allein, da dergleichen Redensarten so viel nicht vorkommen, so kann man folgende Art mit gutem Rechte hieher rechnen. Z. E. wenn Günther seine Liebste auf der 264. Seite im I. Theile so anredet:

Kind, Engel, Schwester, Schatz, Braut, Taube, Freundinn, Licht,
Mein Stern, mein Trost, mein Herz, mein Anker und mein Leben!
Ach sage doch, wie man recht nett und zierlich spricht,
Die Liebe will dir gern den besten Titel geben.

16. §. Zur XIten kann die **Verdoppelung** (Synonymia) einer und derselben Sache, die aber mit ganz andern Worten geschieht, gezogen werden. Einer, der im Affecte steht, bemüht sich seinen Lesern und Zuhörern die Sachen recht einzuprägen und einzutrichtern. Daher sagt er ihnen auch wohl einerley Ding etlichemal, nur immer mit andern Ausdrückungen. An statt eines Exempels könnte hier aus Bessers Ruhestatt der Liebe, die lange und vielmalige Beschreibung des Schooßes seiner Geliebten dienen: ich will aber lieber folgendes hieher setzen, wo er sich und seine Kühlweininn auf verschiedene Art beschreibet auf der 227. Seite.

Zwo Seelen, durch ein Feur wie Wachs zuhauf geronnen,
Zwey Herzen, die vermischt ein Wesen nur gewonnen,
Zween Menschen, die vereint ein Leben nur gefühlt,
Und deren ieder sich für eine Hälfte hielt.

Der-

Digitized by Google

Dergleichen Stellen denn in dieſem Gedichte faſt unzähliche vorkommen, aber alle Proben des zärtlichen Affects abzulegen geſchickt ſind. Mann könnte auch folgende Stelle aus Günthern hieher rechnen, die man ſonſt eine **Zuſammenhäufung** (Cumulum) nennen möchte. Er beſchreibt einen Bücherſaal:

Was Memphis, was Athen, was Rom, Großgriechenland,
Was Salem, was Byzanz, die Thems, der Cimberſtrand,
Gethan, gelehrt, geglaubt, gemeynt, gewußt, gelogen;
Das kömmt, das ſammlet ſich, das lebt, das dauret hier,
Auf Bildern, Rinden, Bley, Stein, Leder und Papier,
Und wird der blinden Nacht der Barbarey entzogen.

Ich wollte aber deswegen dieſer und andern dergleichen Stellen lieber den letztern Namen geben, als den erſten, und alſo eine beſondere Figur daraus machen, weil in der That alle die angebrachten Wörter ihre eigene ganz beſondere Begriffe erwecken, und, nur obenhin angeſehen, gleichviel zu bedeuten ſcheinen. Ein ſolcher Kunſtgriff aber iſt von großem Nachdrucke, andern eine Sache ſehr lebhaft vor Augen zu malen.

17. §. Die XII. Figur kann auf Deutſch eine **Schilderung** (Hypotypoſis ſ. Icon) heißen, weil ſie einen ſo lebhaften Abriß von einer Sache macht, als ob ſie wirklich vorhanden wäre. Das macht die ſtarke Einbildungskraft, welche ſich im Affecte die deutlichſten Bilder von ſinnlichen Sachen hervorbringet, die oft den wirklichen Empfindungen an Klarheit nichts nachgeben, und alſo abweſende oder vergangene Sachen als gegenwärtig vorſtellet. Die Zunge folgt den Gedanken, und beſchreibt, was im Gehirne vorgeht, eben ſo munter, als ob es wirklich außer ihr zugegen wäre. Z. E. Günther in ſeiner Ode auf den Prinzen Eugen, macht unter vielen andern ſehr deutlichen Bildern, auch dieſe prophetiſche Schilderung:

Was zieht ſich für ein Vorhang weg?
Ich ſeh den Schauplatz ſpäter Zeiten.
Dort hör ich einen Scanderbeg,
Dort ſeh ich einen Gottfried ſtreiten.

Die Palmen ziehn sich um sein Haupt,
Man heult, man schlägt, man jauchzt, man raubt.
Kein Kreuzzug macht ein solches Lärmen.
Der Erden größt- und dritter Theil,
Zerreißt der Saracenen Seil
Und würgt den Hund mit seinen Därmen.

Der Nil erschrickt, Damascus brennt,
Es raucht auf Askalons Gebirgen,
Und durch den ganzen Orient
Herrscht Unruh, Hunger, Pest und Würgen.
Der Jordan steht wie Mauren da,
Als käm ein andrer Josua:
Er kömmt auch, doch aus deutschen Saamen.
Wie heißt er? Ja, die Schickung winkt,
Und raubt mir, weil der Vorhang sinkt,
Stand, Vorwitz, Schauplatz, Held und Namen.

Pietsch aber hat in einer Ode auf die Charisische Hochzeit die Flucht der Daphne vor dem Apollo ganz ungemein abgeschildert, davon ich nur eine Strophe hersetzen will:

Sie starrt und wurzelt in der Erden;
Apollons Hand berührt sie kaum,
So sieht er sie zum Lorberbaum,
Den schlanken Leib zum Stamme werden.
Der Arme hingestrecktes Paar
Verliert sich in durchflochtnen Zweigen,
Und ihres Hauptes flatternd Haar
Muß den begrünten Schmuck gespitzter Blätter zeigen.

18. §. Nun folgt XIII. die **Beschreibung** (Descriptio) welche von der vorigen darinn unterschieden ist, daß jene in der Entzückung Dinge abmalet, die nicht zugegen sind; diese hergegen wirklich vorhandene Sachen zwar lebhaft und munter, aber nicht so hitzig und handgreiflich, als jene, vorstellet. Ich wähle mir, zum Exempel, eine Beschreibung die Simon Dach von dem Prospecte gemacht hat, der sich auf dem königsbergischen Residenzschlosse, von dem großen sogenannten moscovitischen Saale, westwerts zeiget; weil ich mich dabey einer sehr angenehmen Gegend meines Vaterlandes erinnern kann:

Die

Die Schloßkirch hält allhier ein ſchön Gemach erbaut,
Recht oben über ihr: Von daraus wird geſchaut
Ein gut Theil Königsbergs, die Fahrt der ſchmalen Segel,
Die hin und wieder gehn, krumm, wie der krumme Pregel;
Indem er erſt genug das grüne Feld durchſchweift,
Und in das friſche Haf ermüdet endlich läuft,
Nicht weit von Hafeſtrom. Du ſiehſt zur linken Seiten,
Am Hafe Brandenburg, und Balga gar von weiten.
Zur Rechten, um die Wiek, eräuget ſich die Stadt
Fiſchhauſen, welche mich ſo ſehr ergetzet hat,
Durch ihren Roſenbuſch: der zwar nicht Roſen träget;
Der Anmuth aber viel in ſeinen Sträuchen heget,
Die meine Freude ſind. Der Sonnen heißer Schein
Dringt ſich im Sommer nicht zu ſeinen Schatten ein.
O wildverwachsner Ort! Du Stadt, da meine Reime
Zu Haus und Bürger ſind, du hegſt die ſchönen Träume,
Für uns Poetenvolk. Wie wohl iſt der daran!
Der ſolch ein Eigenthum für ſich beſitzen kann.

= = = = =

Du ſieheſt hier zunächſt das alte Lochſtätt ſtehn,
Wo vor der Zeit das Haf pflag durch ein Tief zu gehn,
Bis in die wilde See. Itzt wird daſelbſt gepflüget,
Und reiches Korn geſät. Der Zeit, die alles füget,
Und Sachen den Beginn, auch Maaß und Ende giebt,
Nichts aber ewig läßt, hat dieſes ſo beliebt.

Ich will noch ein anders aus Opitzen herſetzen, darinn er ſich ſelbſt als einen Verliebten beſchreibt. Es ſteht im IV. B. der poet. W. auf der 179. S.

Ich weis nicht, was ich denke,
So ſeltſam iſt ihr Sinn. Wenn ich mich zu ihr lenke,
So wird ſie ſtolz davon. Wenn ich mich halten kann,
Und komme nicht zu ihr, ſo lockt ſie ſelbſt mich an.

= = = = =

Die Bücher ſtinken mir. Ich fieng ſchon an zu melden,
Aus fürſtlichem Befehl, des unverzagten Helden
Von Promnitz hohes Lob. Das ſchläft nun ganz und gar.

= = = = =

Die Laute, meine Luſt,
Die Unmuthtröſterinn, weis itzund nichts zu ſingen,
Als nur von Flavien. = = =

Hier iſt mein Aufenthalt, hier irr ich hin und wieder
Und rede mit mir ſelbſt. Dann ſetz ich bald mich nieder,
Bald ſteh ich wieder auf, und wenn ich müde bin,
Vom Klagen und vom Gehn, ſo ſtreck ich mich dahin,
Bey einem dicken Baum.

Ich eil, ich wart, ich zürn, ich weis nicht, was ich treibe,
Was mein Begehren iſt. Zugleich in einem Leibe
Haß ich die Härtigkeit, und liebe die Geſtalt.

Die Leute ſehn mir nach, daß ich, indem ich gehe,
Itzt eile, wie der Wind, itzt wieder ſtille ſtehe,
Und daß die Röthe mir bald unter Augen ſteigt,
Und meine blaſſe Farb an ihrer ſtatt ſich zeigt.
Der Leib geht nur allhier. Man ſoll mich vielmal fragen,
Ich werde kaum ein Wort, und doch nichts rechtes ſagen.
Im Wachen träumet mir. Tobt das Gewiſſen ſehr,
Bey welchem es ſich regt; die Liebe plagt mich mehr.
Ich kann nicht ſeyn ohn ſie, und wenn ich zu ihr komme,
Mit Reden wohl gefaßt, ſo ſtock ich und verſtumme:
Die Zunge ſteht gehemmt, das Herze ganz verzagt,
Bebt wie der Eſpenlaub; und wenn es hoch ſich wagt,
Wie ſein Bedünken iſt, ſo ſtielt es aus der Pforten
Des Mundes einen Kuß, den ſie mit ſolchen Worten,
(Ich weis nicht, ſind ſie falſch?) hernach zu beſſern pflegt,
Daß ſich das Blut dadurch in allen Adern regt.

19. §. Die XIV. mag die **Zergliederung** (Diſtributio) heißen, und beſteht aus einer ausführlichen Erzählung aller Theile, die bey einer Sache vorkommen; wodurch denn dieſelbe dem Gemüthe ſehr deutlich und ausführlich vorgeſtellet wird. Das Exempel ſoll mir Günther geben, der auf der 330. S. im I. Theile, die Verderbniß der Welt folgendergeſtalt beſchreibt:

Da ſchreckt mich hier und dort Krieg, Hunger, Peſt und Brand;
In Ehen, Zank und Haß, in Freundſchaft, Unbeſtand;
Im Tempel Hochmuth, Geiz, Verläumdung, Wechſelbänke;
In Schulen Finſterniß und leeres Wortgezänke,
In Themis Heiligthum ein goldnes Spinnenneſt,
Das magre Fliegen fängt und Hummeln ſchwärmen läßt;

Im

Im reich'sten Contoir, viel Fluch an schönen Wänden;
Und endlich überhaupt in groß und kleinen Ständen,
Das Leben und die Zeit der hundert zwanzig Jahr,
Eh Noah mit dem Bau des Kastens fertig war.

Ein anders giebt Heräus in seiner Beschreibung der Lappländer, wenn er die Unruhe unserer Städte gleichsam auf den Fingern herzählet, auf der 250. Seite.

Bey Nacht der Glockenklang, der Wächter rauhes Schreyen,
Verliebter Geigen Ton; der feigen Raufer Dräuen;
Besoffener Gekreisch; wenn Hund und Katze plerrt,
Ein jähes Feuerlärm; ein Dieb, der sich versperrt:
Am Tag ein krummes Horn, der Kutschen ewigs Rollen,
Des Haufens Polterwerk, das im Gedräng erschollen,
Der Hämmer Klapperschall, was Vieh und Karren treibt,
Verkauf- und Trägerruf, und was noch übrig bleibt.

Noch ein schöner Beyspiel giebt Pietsch in der Hochzeitode auf Professor Bäyern, wenn er zeigen will, daß die Liebe überall herrsche:

Der Seelen überwundne Schaar
Fällt dir als Siegerinn zu Füßen,
Und auf dein flammendes Altar
Läßt Peru süßen Balsam fließen.
Man sieht der Spezereyen Last
Den Mohren auf die Kohlen heben:
Denn weil du ihn entzündet hast,
Muß er dem Feuer Nahrung geben.

Der harte Mars senkt Schild und Schwerdt,
Sein steifer Harnisch muß sich bücken;
Die Thetis eilt den Opferheerd
Mit Perlenmuscheln auszuschmücken:
Die Flora zinst der Rosen Blut
Bey purpurreichen Anemonen;
Pan wirft den Stab in deine Glut
Und Phöbus unverwelkte Kronen.

So brennt das waffenvolle Feld,
Der Krieg vermischt sich deinen Flammen,
Und wenn dein Brand die See befällt
Schlägt die gekochte Fluth zusammen.

Die Gärten sind der Lüfte Thron,
Den kühlen Wald erhitzt die Liebe;
Der Musen Höhe rauchet schon,
Wie ihre Brust, von deinem Triebe,

20. §. Zum XVten folgt der **Gegensatz**, (Antithesis) wo man widerwärtige Dinge gegen einander stellt, um das eine desto mehr ins Licht zu setzen. So beschreibt Opitz seinen verwirrten Zustand in der Liebe auf der 180. Seite der poet. W. im IV. B.

Ich fürcht und hoffe doch, ich bitt und schweig auch stille;
Ich bin wie kaltes Eis, und fühle Glut die Fülle;
Ich lös' und binde mich; ich wünsche frey zu seyn,
Und wenn ich denn frey bin, so geh ich wieder ein.

Folgende Art ist noch gewöhnlicher, da man etwas leugnend aus dem Wege räumt, um etwas anders festzusetzen. Besser erklärt uns so, was er an Callisten verlohren habe:

Ich klage nicht an ihr die prächtige Gestalt,
Die Anmuth des Gesichts, des Mundes Morgenrosen,
Der Augen holden Ernst gebiethend liebzukosen,
Ihr langgekrolltes Haar, das meine Sinne band,
Die schwanenweiße Brust, die atlasweiche Hand,
Nicht die Geschicklichkeit der schlankpolirten Glieder:
Verhängniß, gieb sie mir nur ungestalter wieder!
Ich klage bloß an ihr, was keine Misgunst sieht,
Ihr groß und edles Herz, ihr redliches Gemüth,
Den englischen Verstand, die Sorgfalt, mir in allen,
Vergnügt in Lieb und Leid, beständig zu gefallen.

Imgleichen schreibt Pietsch in dem Gesange auf den Prinz Eugen, also:

Doch wie entfernet ist des Himmels hoher Schluß
Von des Tyrannen Traum! Wie reimt Eugenius
Sich mit der Türken Sieg und Christen Flucht zusammen?
Die ausgedehnte Macht schwächt zwar mit Stahl und Flammen
Und mörderischer Faust des kleinen Heeres Zahl
Nicht unsers Helden Muth. Sein Arm und Herz ist Stahl.
Sein Degen macht den Feind, nicht ihn die Furcht zur Leichen:
Eh muß ihr ganzes Heer als sein Gesicht erbleichen.

21. §.

21. §. Die XVIte Figur ist das **Gleichniß**, (Simile) wodurch man, anstatt von der Hauptsache zu reden, von einer andern ähnlichen zu sprechen anfängt, um die erstere dadurch ins volle Licht zu setzen. Z. E. Amthor hat aus dem IVten Buch der Aeneis das Gleichniß von dem verwundeten Hirsche folgendermaßen übersetzt, auf der 481. S.

Die arme Dido brennt, sie läuft durch alle Gassen,
Und kann sich selbst nicht mehr in der Verwirrung fassen.
Wie, wenn durch Cretens Busch des Hirten blinder Schuß
Der Hindinn sichre Brust gar plötzlich rühren muß,
Und jener selbst nicht weis, was seine Faust verrichtet,
Da doch das arme Wild durch Holz und Felder flüchtet,
Und mit der bangen Flucht Dictäens Wälder schreckt,
Obschon ihm Tod und Pfeil in seiner Seite steckt.

Eben so hat es Pietsch in dem Gedichte auf den Prinz Eugen gemacht:

Er fliegt dem Feinde nach: doch ist der Unterscheid,
Daß ihn die Großmuth treibt, den Feind die Furchtsamkeit,
Der wie ein Habichtschwarm mit ängstlichem Bemühen
Dem Adler sich entzieht und suchet zu entfliehen.

Hier ist das Gleichniß der Hauptsache nachgesetzt. In dem folgenden aber, so ich aus Canitzen geben will, steht es vorn, und die Deutung wird zuletzt gemacht.

Wenn der geringste Lerm im nechstgelegnen Wald
Um eine stille Trift der blöden Schafe schallt,
Und eins erst schüchtern wird; beginnt ein ganzer Haufen,
Durch Blatt, Gebüsch und Strauch dem Flüchtling nachzulaufen:
So traut das kluge Thier, der Mensch, ihm selber nicht,
Sein eigner Tacht verglimmt, er folget fremdem Licht;
Dadurch verirrt er sich ꝛc.

22. §. Der P. Lami unterscheidet davon zum XVII. die **Vergleichung** (Comparatio) welche seiner Meynung nach mit der vorigen sehr übereinkömmt, aber gemeiniglich noch lebhafter zu werden pflegt, als jene. Ein Exempel giebt mir Flemming, der hierinn sehr glücklich gewesen. Es steht auf der 131. Seite.

Was

Was ist es, soll ich sprechen,
Wohl anders, seit der Zeit, als wenn die Klippen brechen,
Die Aeolus verwahrt? Die Winde reißen aus,
Und brausen durch die Welt. Da krachet manches Haus,
Manch edler Bau zerbricht. Wir haben es gesehen,
Ach leider! allzusehr, wie uns bisher geschehen,
Wie uns der Kriegessturm hat hin und her geweht,
Die Städte durchgesaust, die Dörfer umgedreht,
Daß nichts ihm ähnlich ist.

Eben so lebhaft ist die folgende Stelle aus Rachels VI. Satire, wo er die hohen Hofbedienten mit Schieferdeckern vergleichet.

Wer neben dieser Pracht auch merket die Gefahr,
Und nimmt so manchen Fall des hohen Glückes wahr,
Den kömmt ein Schrecken an. Gleichwie wir furchtsam stehen,
Und auf dem hohen Thurm den kühnen Decker sehen:
Nicht einer klimmt ihm nach; wir danken Gott allein,
Daß wir der Erden nah und an dem Boden seyn!

Noch heftiger ist abermal Pietsch in dem angezogenen Gedichte, wenn er den Sturm und den Donner zur Vergleichung braucht. Es heißt:

Wie wenn der strenge Nord die starken Flügel hebt
Und aus der Höhle steigt, der feste Grund erbebt,
Wenn er den rauhen Ton läßt durch das Land erschallen,
Bis Thürme, Thor, Pallast, Schloß, Haus und Hütten fallen:
Wie dieser Mauren Graus die Menschen niederschlägt,
Die sein gedrehter Hauch im Wirbel aufwärts trägt,
Wenn er die Wälder selbst aus ihren Wurzeln drenget
Und Stein, Baum, Thier und Mensch, in einen Klumpen menget:
So reibt des Helden Arm die Saracenen auf. ꝛc.

23. §. Es folgt itzo **das Aufhalten** (Suspensio) als die XVIII. Figur, wenn man nämlich eine Rede ganz von weitem anfängt und eine gute Weile durch viel Umschweife fortführet; daß der Leser oder Zuhörer nicht gleich weis, was der Poet haben will, sondern das Ende erwarten muß, wo sich der Ausgang zum Labyrinthe von sich selbst zeiget. Dieser Kunstgriff ist sehr gut, die Leute aufmerksam zu machen.

Exempel

Digitized by Google

Exempel machen die Sache deutlich, Günther schreibt auf der 87. S. im II. Th.

Daß noch die ganze Welt in ihren Angeln geht,
Das Meer die Grenzen hält, die Erde feste steht,
Die Sterne und ihr Haus nicht in den Abgrund schießen,
Die Sonne Licht und Tag mit Mond und Menschen theilt,
Der kleine Bär am Pol nicht zu dem großen eilt,
Die Elemente sich nicht in einander gießen,
Die Tugend Kinder zeugt, der Purpur sich verjüngt,
Geschlechter unverrückt bis auf die Nachwelt bleiben,
Ja daß der Weisheit nicht der Tod zu Grabe singt,
Dieß alles ist mit Recht der Liebe zuzuschreiben.

Noch ein anders steht in Flemmingen:

Der Sonnen güldnes Rad begunnt hervorzusteigen,
Und seinen Lebensglanz der muntern Welt zu zeigen,
Zu der Zeit, wenn das Dorf zu Felde pflegt zu gehn,
Und die erwachte Stadt allmählich aufzustehn.
Das rege Federvolk das sang mit süssen Stimmen
Den jungen Tag laut an; der Fisch der gieng zu schwimmen
Aus seinen Ufern vor; der Frosch, der Wäscher, rief;
Es war schon alles auf: Nur ich lag noch und schlief.

24. §. Zur XIXten Figur machet man die **Personendichtung** (Prosopopoeia), welche leblosen Dingen solche Eigenschaften zuschreibet, die nur beseelten, ja vernünftigen Geschöpfen zukommen. Es werden aber gemeiniglich die Flüsse, Winde, Meere, Steine, Jahreszeiten, ja ganze Städte und Länder dergestalt in Personen verwandelt; ja man führt auch Tugenden und Laster, Leidenschaften u. d. m. redend ein: so daß dieses eine Figur ist, die zu viel schönen Erfindungen Anlaß giebt. Simon Dach führet den königsbergischen Pregelstrom, in einem Gedichte auf die Geburt eines preußischen Prinzen, dergestalt auf:

Was! der brückenreiche Pregel,
Hebt durch Flaggen, Mast und Segel,

Sein

Sein beschilftes Haupt empor.
Und nachdem er angesehen,
Was und warum es geschehen,
Läuft er schneller als zuvor.

Flemming ist in dieser Figur sehr kühn gewesen, sonderlich in seinen Oden. Er sagt von einem Strome, den er kurz zuvor sein schilficht Haupt erheben lassen, daß er dreymal laut solle gelacht haben. Von der Erde spricht er im Frühlinge:

Sie streicht mit verliebtem Finger
Ihre Runzeln von der Haut.

Der Lenz kömmt gegangen, und umarmet die Welt, die erwachte Rose thut ihr Auge zu, und die Cypressen taumeln ihm, wenn es Abend wird. Die Morgenröthe kömmt in der Anemonen-Tracht, in den purpurbraunen Wangen, als die Vertreiberinn der Nacht, vor der Sonnen hergegangen, und nimmt bey seiner Ankunft schamroth den Abschied. Und noch anderwärts sagt er, in einer Beschreibung des Winters:

Der beschneyte Hornung stehet,
Und streicht seinen Eisbart auf.

25. §. Sehr nahe ist damit die XX. Figur verwandt, welche man die **Sprachdichtung** (Sermocinatio) nennen kann. Es wird darinn ein Abwesender, ein Todter, oder gar etwas Lebloses redend eingeführet: und dieses muß mit vieler Kunst, auch nur im größten Affecte geschehen. Denn wie es viel Nachdruck hat, wenn es wohl geräth, und als was außerordentliches den Zuhörer in Erstaunen setzt: so kömmt es auch sehr kalt und lächerlich heraus, wenn es ungeschickt bewerkstelliget wird. Ein Exempel giebt mir Opitz, der im II. Buche seiner Trostgedichte den Ulysses so redend einführet:

O! sagt er, schwimme fort, was nicht will bey mir halten,
Mein Herze, mein Verstand soll doch mit mir veralten,
Mein unerschöpfter Muth, mein guter treuer Rath,
Der nicht ein kleines Theil gethan vor Troja hat.
Der bleibt so lang als ich. Laß alles von mir laufen,
Bunt über Ecke gehn, Freund, Gut, Knecht, Schiff ersaufen!

Es

Es muß seyn ausgelegt, dieß ist der Reise Zoll:
Um mich, und meinen Sinn steht alles recht und wohl.
Das Unglück hat mir ja von außen was genommen,
Zum Herzen aber ist es mir so wenig kommen,
So wenig als das Meer; das leichter diese Welt,
Als mein Gemüthe mir wird haben umgefällt.
So bricht der große Mann, der Held ꝛc.

Canitz giebt mir eben dergleichen Exempel in der Ode auf seine Doris, welche er in der letzten Strophe redend einführet:

Wie geschieht mir? darf ich trauen?
O, du angenehmes Grauen!
Hör ich meine Doris nicht,
Die mit holder Stimme spricht:
„Nur drey Worte darf ich sagen,
„Ich weis, daß du traurig bist:
„Folge mir, vergiß dein Klagen,
„Weil dich Doris nicht vergißt.

Noch ein schönes Exempel giebt Pietsch, wenn er den Pregelstrom in Königsberg redend einführt,

Der Pregel siehet dieß mit starren Augen an
Und seufzet, daß er nichts dem König opfern kann:
Ach, Friedrich klaget er, ich kann dich nicht erhöhen,
Daß Segel, Schiff und Mast, durch meinen Hafen gehen,
Daß Fama meinen Ruhm durch alle Länder trägt,
Daß noch kein wilder Sturm auf meine Brücken schlägt,
Daß keine trübe Zeit die klare Fluth verderben,
Und kein verschwendet Blut die reinen Wellen färben,
Und mich entweihen kann, machst du o Friederich! ꝛc.

26. §. Ferner zählt Lami unter die Figuren auch XXI. die **Denk- und Lehrsprüche**. Dieses sind allgemeine Sätze, die bey Gelegenheit besonderer Fälle angebracht werden, und nützliche Regeln, kluge Sittenlehren, oder sonst sinnreiche und kurzgefaßte Aussprüche in sich halten. Zuweilen sind sie etwas weitläuftiger, und könnten Betrachtungen heißen, Z. E. Tschirnhaus schreibt auf der 166. S.

Dein Sinn war in der Welt,
Du wußtest, daß sie mehr in ihren Armen hält,

Als wo der Grenzſtein liegt. Wer nie vom Vater kommen,
Nie keinen fremden Ort in Augenſchein genommen.
Der weis kaum, wo er lebt, und führt beſtürzten Wahn,
Sieht dieſes Haus der Welt mit halben Augen an.
Der Tugend Heimat iſt der Raum, ſo weit vom Morgen
Des Tages Vater geht: bis wo er für die Sorgen,
Der Menſchen ſtille Ruh durch ſeine Schweſter ſchickt,
Die denn der Wolken Tuch mit Sternen überſtickt.

Hier ſieht ein jeder, daß bey Gelegenheit der erſten drey Zeilen alles übrige als ein Lehrſpruch beygefüget worden. Weil es aber etwas langweilig iſt, ſo kann es beſſer eine moraliſche Betrachtung heißen. Von der kurzen Art mag folgendes Exempel eine Probe geben. Es ſteht in Joh. Frankens irdiſchem Helikon auf der 94. S.

Ein Sinn, der Feuer hat, hat immer, was zu ſchaffen,
Bald ſchärft er ſeinen Witz, bald ſchärft er ſeine Waffen:
Zwey Dinge machen uns berühmet und bekannt,
Der Degen und das Buch, der Adel und Verſtand.

Allhier begreift man leicht, daß dieſe Sprüche weit nachdrücklicher klingen, weil ſie ſo kurz gefaſſet worden. Ja, daß ſie zuweilen noch weit kürzer in einer, oder einer halben Zeile eingeſchloſſen ſeyn können, wird unter andern folgendes Exempel aus Rachels VI. Sat. Gut und Böſe zeigen: auf der 66. Seite.

Wie ſoll man denn, ſprichſt du, vor Gott den Höchſten treten?
Wie ſoll man, ſage mir, und warum ſoll man bethen?
Dafern du Rath begehrſt, ſo bitte das allein;
Was er, der höchſte Gott, vermeynet gut zu ſeyn.
Er weis es, was dir dient. Er meynet dich mit Treuen.
Er ſchenket ꝛc.

27. §. Von eben ſolcher Gattung ſind auch zum XXIIſten die **Schlußſprüche**, (Epiphonema) womit man ein ganzes Gedicht, oder eine Strophe deſſelben, auf eine nachdrückliche Art, mit einem denkwürdigen Satze, oder ſinnreichen Gedanken endiget. Z. E. Opitz beſchließt ſein Gedicht an Zinkgräfen, wo er von der Poeſie gehandelt hat; und ſich wegen der elenden Versmacher tröſtet, folgender geſtalt:

Ein

Ein Körper bleibet doch, obgleich des Schattens Schein
Sich größer macht als er. Die Zeit soll Richter seyn.

Hier ist der Schluß durch die Kürze so schön geworden: er kann aber wiederum auch bey der weitläuftigern Schreibart doch von gutem Nachdrucke fallen, wenn er desto nachdenklicher und sinnreicher ist. Amthor beschreibt die Liebe alter Männer, und schließt die Strophe so: Auf der 165. S.

Viel seltner sieht es aus, wenn sich ein greiser Bart,
Wie gleichwohl oft geschieht, an Mädgenfleisch verbrennet:
Da muß die Brille weg, der Wadenstrumpf herbey,
Und daß der Runzeln Grund womit bedecket sey,
Der eingesperrte Schatz aus allen Kasten springen,
O Thorheit! sich durchs Geld zur Knechtschaft einzudringen.

Und noch auf andre Art schließt Pietsch in einem Gedichte auf seinen König:

Held, dieses ist das Heer, das deine Herrschaft ziert,
Held, dieses ist der Tag, der dich der Welt gebiehrt,
Dein milder Gnadenstral ist auch auf mich geflossen,
Du hast dich auf dein Land und auch auf mich ergossen.
Doch wird durch deinen Ruhm mein Trieb nicht offenbar,
Mein Weihrauch dampfet nicht auf deinem Brandaltar.
Es blühe dir das Glück! Ich will dein Lob verschweigen:
Ich zeige dir dein Heer, was kann ich größers zeigen?

28. §. Es folgt XXIII. die **Frage**, (Interrogatio) die sich von sich selbst versteht, und so zu reden, die gemeinste, aber auch eine von den kräftigsten Figuren ist. Zuweilen ist sie nur einfach, und dann hat sie so viel Nachdruck nicht, als wenn sie vielmal hinter einander gesetzt wird. Die große Weitläuftigkeit macht eine Frage auch nur matt: je kürzer aber ihre Theile oder Glieder werden, und je hurtiger sie auf einander folgen, desto schärfer dringt sie ein; ja sie stürmt fast auf die Gemüther los. Z. E. Canitz in seiner Satire von der Poesie:

Was fehlt? was ficht dich an? Was ists? Was macht dich toll?
Ein Wort. Was für ein Wort? das hinten reimen soll.

Eben auf die Art fängt Opitz sein Schreiben an Nüßlern mit etlichen Fragen hinter einander an: Auf der 177. S. der poet. W.

Ist das der freye Sinn? Sind dieses die Gedanken,
Der unbewegte Muth, so vormals ohn: Schranken,
Voll himmlischer Begier, den Weg der Tugend gieng?
Ist das des Phöbus Sohn, dem ganz sein Herze hieng,
Daß Schloß der Ewigkeit in kurzem zu ersteigen?

Günther hat zwar diese Figur selten gebraucht, doch finde ich auf der 825. S. der Ausgabe von 1735. folgendes:

Muß denn der Sonnen Gold im Aufgang untergehn?
Merkt man im Februar auch schon Aprillenwetter?
Verliert im schönsten May der frische Baum die Blätter?
Wie wird es um den Herbst denn allererst entstehn?
O du verworfne Zeit! was führst du nicht für Sitten? ꝛc.

29. §. Etwas ungewöhnlicher ist XXIV. die **Anrede**, (Apostrophe) an Leblose, Todte, Abwesende, oder auch wohl an gegenwärtige Leute und Dinge, welche mit einer großen Heftigkeit geschieht, und nur in hitzigen Bewegungen des Gemüthes statt findet. Z. E. Flemming auf der 363. S. redet den Maymonat an:

Sey gegrüßt, du Fürst der Zeiten,
Du des Jahrs Apell, o May! ꝛc.

In einer andern Ode wendet er sich an den Mond und Abendstern:

Sieh sie an, die Weberinn,
Fromme Cynthie, und höre,
Du auch züchtige Cythere,
Unsrer Nächte Heroldinn!

Anderwärts redet er die bunten Matten, die Thäler, Germanien, die Liebe, die Musen u. s. w. an. Pietsch redet eben so lebhaft den Tag an, den er besingen will:

Tag! meines Königs Glanz krönt dich mit Stral und Liche,
Du brauchst den matten Schein der Morgenröthe nicht ꝛc.

Und was ist gewöhnlicher, als daß die Poeten gar sich selbst, oder wie sie reden, ihren Geist und Sinn anzureden pflegen?

Z. E.

Digitized by Google

Z. E. Canitz in dem obgedachten Gedichte von der Poesie schreibt:

Auf, säume nicht, mein Sinn! ein gutes Werk zu wagen.

Und abermal:

Verdammte Poesie! mein Sinn, laß dich bedeuten,
Eh ich dir Nieswurz darf lassen zubereiten. ꝛc.

Und weil die Musen in der That nichts anders, als den poetischen Trieb des Dichters bedeuten, so gehört auch folgende Art der Anreden hieher, wenn z. E. Heraus schreibt:

Still, Musen! still, wohin? Ihr fanget an zu rasen.
Ihr wißt, daß ich ein Blatt und nicht ein Buch bestellt.

30. §. Zum XXV. kömmt die **Wiederkehr** (Epistrophe) da man die Schlußworte des einen Satzes etlichemal am Ende anderer Sätze wiederholet. Dahin gehören die Oden, wo die letzten Zeilen allezeit bey jeder Strophe wieder vorkommen, doch so, daß sie sich auch dazu schicken. Z. E. Flemming hat auf der 371. S. im III. Buche seiner Oden die 8te so gemacht, daß jede Strophe sich schließet:

Pflücket Blumen, windet Kränze,
Führet liebe Lobetänze.

Eben so hat Opitz die dritte von seinen Oden bey jeder Strophe folgendermaßen beschloßen:

Ein jeder lobe seinen Sinn,
Ich lobe meine Schäferinn.

Es ist aber auch nicht nothwendig, daß dieses nur in Oden am Ende jeder Strophe geschehe: man kann vielmehr auch in langen Versen, an bequemen Orten, zum Beschlusse einer kurzen Rede, zwey oder mehrmals nach einander, einerley Schlußworte wiederholen: davon ich folgendes Exempel aus einem Schäfergedichte hersetzen will, das auf den Tod der Silvia in dem einen Theile der hoffmannswald. Gedichte steht, und wo immer der Vers wiederholt wird:

Ach Himmel, Erd und Luft erhöret meine Lieder,
Gebt meine Sylvia, gebt meine Liebste wieder.

31. §. Das **Befragen** (Communicatio) wird zum XXVI. an die Zuhörer oder gar an sonst wen gerichtet, und ist also jederzeit mit der **Anrede** verknüpfet: allein es zieht sie auch allezeit zu Rathe, und giebt es ihnen selbst zu erwegen, ob sich die Sache nicht so oder so verhalte, als man gesagt hat, oder es gern haben will. Z. E. Besser läßt den Seladon die Chloris dergestalt anreden und sie um ihre eigene Meynung befragen:

Ach Chloris! wolltest du, daß ich gewichen wäre?
Bedenke doch die Schmach, und deiner Schönheit Ehre.
Ich hätte ja die Macht der Lieblichkeit verhöhnt,
Wenn ich nicht deine Schooß mit meiner Hand gekrönt.

Eben so redet Günther seine Geliebte im I. Theile auf der 261. Seite an: und nachdem er sie angeredet, **Kind**, bilde dir einmal zwo fromme Seelen ein ꝛc. und ihr einen glücklichen Ehstand beschrieben, setzt er hinzu:

Was meynst du zu der Eh, die solche Früchte bringt?
Nicht wahr? die Lebensart ist besser als drey Kronen?
Was hilft der güldne Strick, der viel zusammen zwingt,
Wenn er und sie hernach bey Basilisken wohnen?
Was helfen jenen Freund zehn tausend Schürzen Geld,
Wovon sein dummes Weib ein dutzend Schwäger hält.

32. §. Das **Geständniß** (Confessio) ist die XXVII. Figur, worinn man selbst einen Einwurf macht, und denselben bald eines theils zugiebt; doch aber seine Antwort nicht schuldig bleibt. Rachel macht sich in seiner Satire, der Poet, diesen Einwurf:

Was soll ich aber machen,
Mit denen, die so gern den Bettelsack belachen?
Wo ein Poete wohnt, da ist ein ledig Haus,
Da hängt, spricht Güldengreif, ein armer Teufel aus.
Geduld! was will man thun? Man muß es zwar gestehen,
Wer zu dem Reichthum eilt, muß anders was ersehen,
Als Versemacherkunst ꝛc.

Eben dergleichen ist jener Einwurf, den sich Canitz in seiner Satire vom Hofleben macht: wenn er dem jungen Dankelmann

Digitized by Google

mann räth, sich durch die Heirath einer schlechten Person, in die Gunst eines Großen zu setzen.

Verachte mit Vernunft den Wahn der eiteln Welt,
Wird doch der Ueberfluß im Horne vorgestellt.
Ja, sprichst du, ihr Geschlecht! Ach! laß den Irrthum fahren,
Sieh unsern Nachbar an ꝛc.

Und Pietsch schreibt auf das Rastische Begräbniß:

Man weis, stimmt gleich der Mund erfahrner Männer ein,
Daß Flecken am Gestirn und manchen Frauen seyn.
Die wie Vesuvius, Glut aus dem Busen blasen
Vom Anfang ihrer Eh bis an das Ende rasen.
Doch wenn ein reifer Geist die Unglücksquelle sucht ꝛc.

33. §. Es folgt XXVIII. das **Einräumen**, (Epitrophe) wenn man jemanden mehr zugesteht, als er fordern kann, ja mehr, als man selbst glaubt; nur um desto schärfer wider ihn zu streiten. Ein Exempel nehme ich aus Canitzens Uebersetzung der Satire vom Adel.

Sein tapferes Geschlecht mag durch berühmte Sachen,
Die ältsten Chroniken zu dicken Büchern machen;
Gesetzt, daß jenen Schild, der sein Geschlechte ziert,
Vorlängst schon ein Capet mit Liljen ausgeziert.
Wozu will er uns doch den leeren Vorrath weisen?
Wenn er von seinem Stamm, den die Geschichte preisen,
Der Welt nichts zeigen kann, als ein verlegnes Blatt,
Daran das Pergament der Wurm geschonet hat.

Oder wie Pietsch schreibt:

Ihr Ottomannen laßt die Pforten eisern seyn,
Auch in das härtste Stahl, dringt dieser Blitz hinein;
Steigt steile Felsen an, ihr seyd doch nicht beschützet:
Ein kugelfreyer Wall mit Bäumen unterstützet,
Von Mann und Waffen voll, den Sumpf und Fluth umschleußt,
Und alles was man sonst unüberwindlich heißt,
Eur Eid, eur Mahomet mag sich entgegen setzen,
Das alles wird Eugen nicht unbezwinglich schätzen.

Den Beschluß macht Lami zum XXIX. mit der **Umschreibung** (Periphrasis), wodurch man unanständige Sachen,

chen, oder Dinge, die man nicht so gleich heraus sagen will, zu lindern oder höflicher zu sagen pflegt. Ein Exempel giebt uns Opitz, wenn er sagen will, wohin die Poesien der Stümper kommen.

Nicht zwar, wie jene thun, die heute etwas schreiben,
Das morgen dahin kömmt, wo es zu kommen werth,
Da, wo man an die Wand den bloßen Rücken kehrt.

34. §. Obwohl nun der oftgedachte Scribent es bey diesen Figuren bewenden läßt: so erinnert er doch, daß es freylich noch verschiedne andre gebe, so diesen an Schönheit und Nachdruck nichts nachgeben. Die Wahrheit dessen zu erweisen, will ich noch ein Paar hersetzen, um das halbe Schock vollends vollzumachen. Man merke also zum XXX. das **Aufsteigen** (Gradatio), wenn man gleichsam stuffenweise von einer geringen Sache zu etwas höherm fortschreitet, und also immer was wichtigers sagt. Z. E. Opitz will in seinem Trostgedichte im II. Buche die Hinfälligkeit der Dinge beschreiben, und thut es so:

Was wollen wir uns denn um dessentwegen grämen,
So andern wiederfährt, und der Natur uns schämen?
Die Welt kann nicht bestehn, die Länder nicht in ihr,
In Ländern keine Stadt, in keinen Städten wir.

Imgleichen auf der 67. S. seiner poetischen Wälder:

Pan aber schläfet nicht,
Er geht, er ruft, er schreyt mit sehnlichem Verlangen;
Daß seine Stimm erschallt, durch Berge, Wald und Thal.

35. §. Zum XXXI. endlich kömmt der **Eidschwur**, eine von den stärksten Figuren; die also auch nur in lebhaften Affecten vorkommen kann. Es schweren aber die Poeten bey tausend Sachen, die sonst eben keine große Verbindlichkeit machen. Z. E. Flemming läßt eine Gärtnerinn so schweren.

So wahr ich vor dir steh,
Herzliebster Hortulan. ꝛc.

Noch

Noch ein schöner Exempel giebt mir eben dieser Poet auf der 201. Seite, welche Stelle ich ihrer Schönheit wegen ganz hersetzen will:

Ich schwer es, Vaterland! bey Kindespflicht und Treuen,
Dein Lob ists, welches mich heißt keine Mühe scheuen.
Ich könnte ja sowohl, als etwa jener thut,
Auch um die Ofenbank mir wärmen Muth und Blut,
Nach Wunsche stehn geehrt, mich meines Wesens nähren,
Und meiner Aeltern Gut in stiller Lust verzehren,
So schlecht und klein es ist. So hast dus auch nicht Noth,
Daß ich für Gott und dich mich lasse schlagen todt,
In einer tollen Schlacht. Ich habe nichts gelernet,
Das groß von weitem steht, und nur alleine fernet;
Bin lichtem Scheine feind.

Besser, in seinem schönen Schäferliede von Seladon und Leonoren, läßt seinen Schäfer folgenden Eid thun:

Ich schwere dir bey meiner Heerde,
Daß ich dich ewig lieben werde.

Und Günther in seinem Schreiben, an den König August, hat eben die Figur mit großem Nachdrucke angebracht. Es heißt:

Du höreſt freylich nicht, wie vieler Wunsch und Sehnen
Dich in Person erhöht. Doch schwer ich bey der Hand,
Die deiner Würdigkeit die Krone zuerkannt,
Daß so viel tausend sind, die unter Stroh und Hütten
Für dein gesalbtes Haupt in mancher Mundart bitten.

Genug endlich von Figuren; obgleich sie dieses lange nicht alle sind. Denn wer kann sie alle zählen? Muntre Köpfe bringen täglich neue Arten hervor; und das beste ist, daß man sie oft machen kann, ohne ihren Namen zu wissen.

Das XI. Capitel.

Von der poetiſchen Schreibart.

1. §.

Nachdem wir nun alles Zubehör der poetiſchen Schreibart insbeſondre nach einander erwogen haben: ſo müſſen wir auch ſehen, was aus Zuſammenfügung alles deſſen in der Poeſie für ein Ganzes entſteht. Dieſes iſt die poetiſche Schreibart, die wir in dieſem Capitel abhandeln wollen. Was die Schreibart überhaupt ſey, iſt nach ſo vielen andern, auch von mir, in meiner Redekunſt ſchon abgehandelt worden. Ich habe daſelbſt gewieſen, daß ſie der Vortrag vieler zuſammenhangenden Gedanken ſey, welcher durch ſolche Sätze und Redensarten geſchieht, daraus man ihre Verknüpfung deutlich wahrnehmen kann. Dieſe Erklärung gab mir damals Anlaß zu folgern, daß es in der Schreibart hauptſächlich auf die Art zu denken ankomme, und daß ein Scribent in ſeinen Schriften, wo nicht ſeine Gemüthsbeſchaffenheit, zum wenigſten doch die Fähigkeit ſeines Verſtandes abſchildere. Denn kein Menſch kann beſſer ſchreiben, als er vorher gedacht hat. Ein wüſter und leerer Kopf kann gar nichts; ein verwirrter nichts ordentliches, ein ſchläfriger nichts lebhaftes; ein finſtrer Geiſt nicht deutlich; ein niederträchtiges Gemüth nicht edel; ein närriſcher Phantaſt nicht vernünftig ſchreiben. Es iſt alſo eine vergebliche Sache, wenn ſich viel junge Leute auf eine ſchöne Schreibart legen wollen; ehe ſie recht denken gelernt haben. Der Kopf muß erſt recht in die Falten gerückt, von Unwiſſenheit, Irrthümern und Vorurtheilen befreyet, mit Wiſſenſchaften, Liebe der Wahrheit und Erkenntniß des Guten erfüllet werden: ſo wird hernach die Feder ſchon von ſich ſelbſt folgen:

Verbaque rem praeuiſam non inuita ſequentur.

Horat.

2. §.

2. §. So deutlich dieſes einem jeden in die Augen leuchtet; ſo ſehr muß man ſich wundern, daß es noch Leute giebt, die es in Zweifel ziehen, und ſich bemühen zu behaupten: es käme bloß auf die Wörter und Ausdrückungen an, wenn etwas hoch, oder ſinnreich, oder niedrig klänge. Man ſollte es nicht denken, daß auch Scribenten, die eine ziemliche Einſicht blicken laſſen, auf ſolche Einfälle gerathen könnten. Man ſage mir doch einen niedrigen Gedanken, mit ſolchen Worten, daß er hoch, nicht nur ſcheine, ſondern in der That ſey; man ſage mir auch einen hohen oder ſcharfſinnigen Gedanken, ohne Zuſatz andrer Einfälle, mit ſolchen Worten, daß er niedrig herauskomme: ſo will ich mich gern gefangen geben. Was hatte z. E. jenes genueſiſchen Dogen Antwort in Paris, auf dieſe Frage: Was ihm daſelbſt am merkwürdigſten vorgekommen wäre? hohes in Worten an ſich, als er ſchlechtweg: Ich! erwiederte? Und wie hätte man ein niedriger Wort erſinnen können, einen ſo edlen Gedanken niederzuſchlagen, als dieſer war: daß ein genueſiſcher Doge, der den König in Frankreich, im Namen ſeiner Republik um Vergebung bitten muß, die ſeltſamſte Sache ſey, die man in Paris ſehen könne. Gleichwohl bleibt er unverändert; und man ſage dieſes, wie man will, ſo wird es ein edler Gedanke für denjenigen bleiben, der ihn zuerſt gehabt, und zu rechter Zeit geſagt hat. Eben das wollte ich von allen andern Exempeln des Hohen zeigen, wenn es nöthig wäre, Leute zu widerlegen, die nur aus einem Kützel, andern zu widerſprechen etwas Seltnes behaupten wollen. Man ſehe indeſſen in den Anmerkungen zum franzöſiſchen Longin, und in der gelehrten Diſſertation unſers Herrn Wollen von dieſen Worten Moſis, die Streitigkeiten nach, die Boileau über die Hoheit der moſaiſchen Worte: Es werde Licht, und es ward Licht; mit verſchiedenen Gelehrten gehabt hat.

3. §. So viel war von der Schreibart überhaupt allhier zu wiederholen nöthig. Die poetiſche insbeſondere anlangend, ſo iſt es leicht daraus zu muthmaßen, wie dieſelbe von der proſaiſchen unterſchieden ſeyn werde: nämlich nicht in

Wor-

Worten allein; sondern hauptsächlich in der Art zu denken. Wäre jenes, so könnte man zur Noth aus einem poetischen Lexicon, dergleichen Bergmann, Männling, Hamann u. a. m. geschrieben; oder im Lateinischen aus einem Gradu ad Parnassum ein Poet werden. Man dörfte nur an statt der prosaischen Redensarten poetische Blümchen darinn aufschlagen, und dieselben zusammen flicken: so würde ein Gedichte daraus werden. Aber weit gefehlt, daß dieses angehen würde; so könnte höchstens nichts anders, als eine poetische Misgeburt daraus entstehen. In einer solchen Schrift würde hernach manches entstehen, was ihr Verfasser niemals gedacht hätte: kurz, es würde gar keine gesetzte Schreibart heraus kommen, weil dieses Geflicke kein Ausdruck von dem Verstande seines Meisters heißen, kein Vortrag zusammenhangender Gedanken seyn würde. Siehe des seligen Herrn Hofraths Pietsch Dissertation von dem Unterschiede der poetischen und prosaischen Schreibart, darinn er verschiedene Regeln und Exempel, die unverwerflich sind, gegeben hat.

4. §. Will also ein Poet poetisch schreiben, so muß er auch zuvor poetisch denken lernen. Wie denken aber die Poeten, wird man vielleicht fragen? Machen sie es nicht eben so, als andere Leute, die einen gesunden Verstand und ihre fünf Sinne haben? Oder, will man ihnen etwa was Göttliches beymessen? Die Frage kann und muß mit einigem Unterschiede beantwortet werden. Fürs erste denken die guten Poeten freylich eben so, als andere vernünftige Leute. Thäten sie dieses nicht, so würden sie rasend oder närrisch seyn: und Demokritus würde Recht gehabt haben, wenn er zur Poesie nur unsinnige Köpfe erfordert hat, wie Horaz berichtet:

- - - Excludit sanos Helicone Poetas
Democritus. - -

Nein, ein wahrer Dichter muß ja so wohl, als ein ander Mensch, ja noch mehr, als alle, die sich nicht ins Schreiben mischen, eine gesunde Vernunft, richtige Begriffe von Dingen, und eine große Kenntniß von Künsten und Wissenschaf-

ten

ten haben. Nach dieſer ſeiner Gemüthsbeſchaffenheit nun müſſen auch alle ſeine Gedichte ſchmecken. Jede Zeile muß, ſo zu reden, zeugen, daß ſie einen vernünftigen Vater habe. Kein Wort, ja wenn es auch der Reim wäre, muß einen übeln Verdacht von dem Verſtande deſſen erwecken, der es geſchrieben hat. Daher iſt auch derjenigen ihre Meynung verwerflich, die den Wein zu ihrer Hippokrene erwählen, und ſich einbilden, ſie könnten im Rauſche die beſten Gedichte machen. Flemming war ganz andrer Meynung, als er ſchrieb:

Die trefflichen Poeten,
Die Rächer der Natur, die können Tod, dich tödten;
Sind Gift, dein Gegengift! Sie können nicht vergehn,
Und machen andere, ſo fallen, wieder ſtehn.
Nicht ſolche, welche ſtets mit Rennen, Betteln, Laufen,
Die große Lügnerey um kleines Geld verkaufen:
Daher wir redlichs Volk ſo kommen in Verdacht,
Und oftmals mehr, als arg, ſo werden ausgemacht;
Wenn ſie den ſchandbarn Lohn in Völlerey verſchwenden,
Und alſo unſer Reich und ganzen Orden ſchänden.
Nein! ſchont der edlen Kunſt, und ſparet euer Gold,
Ihr, die ihr Kluge ſeyn, wie Reiche heißen wollt.
Die ſinds nicht, die man ſucht. Was können doch die Sinnen,
Die ſatt an Hunger ſind, an Durſte voll, beginnen?
Was ſoll ein Kopf doch thun, der ſtets vom Biere treuft,
Und ſeinen dürren Sinn im Weinfaß hat erſäuft,
Und ganz und gar verſchwendt? Was Todte ſoll erwecken,
Muß ſelber lebend ſeyn, nach Seel und Himmel ſchmecken.

Das will auch Boileau, wenn er ſchreibt:

Quelque ſujet qu'on traite, ou plaiſant, ou ſublime,
Que toujours le Bonſens s'accorde avec la rime.
- - - -
Aimez donc la Raiſon! Que toujours vos ecrits
Empruntent d'elle ſeule & leur luſtre & leur prix.

5. §. Ich will noch ein deutſches Zeugniß aus unſerm Rachel anführen, der ausdrücklich in dieſem Puncte die Vertheidigung

digung der Poeten in einer Satire über sich genommen hat. Er klaget erstlich dem Tscherning seine Noth, daß man die Poesie, die doch unter funfzigen kaum fünfen glücket, ihm zum Vorwurfe gemacht habe. Hierauf setzt er hinzu:

Daß aber man so gar das Gute darf beschmeißen,
Daß ein Poet ein Narr, ein Narr Poet muß heißen,
Das thut der Unverstand. Weil mancher Büffel zwar
Hat einen großen Kopf, doch Bregen nicht ein Haar.

Er giebt darauf zwar zu, daß die Poeten allezeit aufgeräumte Köpfe gewesen, und zuweilen einen lustigen Einfall nach dem andern vorgebracht hätten: doch unterscheidet er sie von unflätigen Possenreißern, die auch nur von dem Pöbel, der gar nicht zu urtheilen weis, und von denen, die ihm auch wohl bey Höfen an Sitten und Gedanken gleich sind, unter die Poeten gemischet worden. Alsdann setzt er hinzu, was er von einem Dichter fordert:

Wer ein Poet will seyn, der sey ein solcher Mann,
Der mehr als Worte nur und Reime machen kann;
Der aus den Römern weis, aus Griechen hat gesehen,
Was für gelehrt, beredt und sinnreich kann bestehen;
Der nicht die Zunge nur, nach seinem Willen rührt,
Der Vorrath im Gehirn, und Salz im Munde führt;
Der durch den bleichen Fleiß aus Schriften hat erfahren,
Was merklichs ist geschehn vor vielmal hundert Jahren;
Der guter Wissenschaft mit Fleiß hat nachgedacht,
Mehr Oel als Wein verzehrt, bemüht zu Mitternacht;
Der endlich aus sich selbst was vorzubringen waget,
Was niemand noch gedacht, kein Mund zuvor gesaget;
Der zwar dem besten folgt, doch außer Dieberey.
Daß er dem Höchsten gleich, doch selber Meister sey;
Dazu gemeines Zeug und kahle Fratzen meidet,
Und die Erfindung auch mit schönen Worten kleidet;
Der keinen lahmen Vers läßt unterm Haufen gehn,
Viel lieber zwanzig würgt, die nicht für gut bestehn.
Nun wer sich solch ein Mann mit Recht will lassen nennen,
Der muß kein Narr nicht seyn. ꝛc.

6. §.

Digitized by Google

6. §. Wie nun an dieſer Wahrheit zum wenigſten niemand zweifeln wird, der die Schriften der beſten Poeten, ſonderlich der Alten, mit Verſtande geleſen hat: alſo müſſen wir auch zum andern ſehen, was denn nunmehro die poetiſche Art zu denken von der proſaiſchen unterſcheidet? Die Vernunft kann und ſoll es nach dem vorigen nicht ſeyn: was wird es denn wohl anders, als der Witz oder der Geiſt ſeyn können? Und in der That macht dieſe Gemüthskraft, nachdem ſie bey einem ſtärker, als bey dem andern iſt, einen großen Unterſcheid in den Gedanken. Zwar ohne dieſelbe iſt kein Menſch zu finden. Ein jeder hat ein gewiſſes Maaß davon bekommen, ohne welches er ſich ſo gar in Vernunftſchlüſſen nicht würde behelfen können; wie in der Logik erwieſen wird. Allein bey einigen iſt ſie ſehr lebhaft und ſtark. Gewiſſe Geiſter haben viel Scharfſinnigkeit, wodurch ſie gleichſam in einem Augenblicke hundert Eigenſchaften von einer Sache, die ihnen vorkömmt, wahrnehmen. Was ſie wahrnehmen, das drücket ſich, wegen ihrer begierigen Aufmerkſamkeit tief in ihr Gedächtniß: und ſo bald zu anderer Zeit etwas vorfällt, das nur die geringſte Aehnlichkeit damit hat; ſo bringt ihnen die Einbildungskraft daſſelbe wiederum hervor. So iſt ihnen denn allezeit eine Menge von Gedanken faſt zugleich gegenwärtig: das Gegenwärtige bringt ſie aufs Vergangene; das Wirkliche aufs Mögliche, das Empfundene auf alles, was ihm ähnlich iſt, oder noch werden kann. Daher entſtehen nun Gleichniſſe, verblümte Ausdrücke, Anſpielungen, neue Bilder, Beſchreibungen, Vergrößerungen, nachdrückliche Redensarten, Folgerungen, Schlüſſe, kurz, alles das, was man Einfälle zu nennen pflegt, und die alle insgeſammt aus einem ſolchen lebhaften Kopfe entſtehen. Dergleichen Geiſter nun nennet man poetiſche Geiſter, und durch dieſe reiche Gemüthskraft unterſcheidet ſich ihre Art zu denken von der ordentlichen, die allen Menſchen gemein iſt.

7. §. Wir wollen die Sache durch ein Exempel erläutern. Geſetzt, ein Geſchichtſchreiber wollte erzählen, daß ein Land durch die drey bekannten Plagen, Krieg, Hunger und Peſt ange-

Digitized by Google

angegriffen worden. Er wird solches etwa folgender Gestalt ins Werk richten: „Nachdem der Krieg in dem guten „Reiche ein Ende genommen hatte, und die feindlichen Völ„ker abgezogen waren, folgte ein anderes landverderbliches „Uebel nach. Die verwüsteten Aecker trugen keine Früchte, „weil niemand da war, der sie bauen wollte: und also ent„stund eine Theurung, die bey dem Armuth nothwendig eine „Hungersnoth nach sich ziehen mußte. Auch das war es „noch nicht alles. Eine pestilenzialische Seuche machte das „Elend des geplagten Landes vollkommen, und beraubte es „vollends seiner noch übrigen Einwohner.„ Das heißt nun, meines Erachtens, eine historische Schreibart, die das, was sie sagen will, deutlich und ordentlich, richtig und zierlich, nicht niederträchtig, aber auch nicht prächtig vorträgt. Wie wird sich nun ein Poet in gleichem Falle ausdrücken? Amthor soll uns solches zeigen, oder er hat es vielmehr schon auf der 324. Seite seiner Gedichte gewiesen. Er schreibt:

Kaum hatte Mavors Raserey
Den ungeschlachten Durst gekühlet,
Und deine Felder durchgewühlet;
So trat ihm ein Gefährte bey.
Der Mangel ward vom Krieg gebohren;
Weil in der Furchen ödem Grund,
Mehr Blut als warmer Regen stund,
Gieng aller Aecker Zier verlohren.

Dein Elend soll vollkommen seyn!
Zween Feinde hatten dich bestritten:
Noch hast du nicht genug erlitten,
Drum schießt der dritte mit herein.
Morbona bricht durch alle Riegel,
Sie steigt aus einer Todtengruft
Und rühret die vergifte Luft
Durch ihre schwarzgemalte Flügel.

Du wohlgeplagtes Land und Stadt!
Was kann wohl deinen Aengsten gleichen?
Wer zählet die gestreckten Leichen,
Die Mortens Wuth geschlachtet hat?

Du

Du kannſt die frechen Seelen lehren,
Was das bedrängte Leben ſey:
Und bringſt durch tauſend Zeugen bey,
Wie ſehr die Luſt ſich kann verkehren.

8. §. Nun halte man dieſes mit jenem vorigen gegen einander, ſo wird es ſich ſonnenklar zeigen, worinn der Unterſcheid der Gedanken beſtehe. Dem Poeten ſind tauſend Dinge eingefallen, daran der Geſchichtſchreiber nicht gedacht; bey dem Kriege nämlich, der Gott des Krieges, und deſſen Blutdurſt, imgleichen die Felder, die von einem Heere durchgraben und verderbet worden. Weil die Hungersnoth aus dem Kriege entſtanden iſt, ſo fällt es ihm ein, daß die Kinder von ihren Aeltern entſtehen: und er braucht alſo dort das Wort gebohren, welches ein ganzes Gleichniß anzeigt. Wenn er die unfruchtbaren Aecker bedenkt; ſo ſieht er, anſtatt des Regens, das Blut in den Furchen laufen. Da vorher von Feinden die Rede geweſen, ſo ſieht er, daß auch der Hunger ein Feind des Landes heißen könne; weil er den Kriegsleuten darinn ähnlich iſt, daß er Schaden ſtiftet. Er zählt alſo ſchon zween Feinde, und da ihm die Peſt noch vor Augen ſchwebt, davon er reden ſoll: ſo macht er ſie zum dritten Feinde, weil er eben die Aehnlichkeit daran bemerkt. Die Seuche bringt ihn auf die Morbona: dieſe läßt er, ihrer Natur gemäß, aus der Gruft ſteigen, und, weil ſie ſehr fürchterlich iſt, mit ſchwarzen Flügeln durch die vergiftete Luft fahren. Hierauf ſieht er ihre traurige Wirkungen: er entſetzt ſich, und bricht in voller Entzückung in eine heftige Anrede und etliche Fragen aus; beſchließt aber endlich mit einer Lehre, die aus der Sache fließt, und ſeine vorige Beſchreibung erbaulich macht. Das mag ein Muſter einer vollkommen ſchönen poetiſchen Schreibart abgeben: Denn

Omne tulit punctum, qui miſcuit vtile dulci,
Lectorem delectando pariterque monendo.

9. §. Ich habe mit gutem Bedachte eine Stelle zum Beyſpiel gewählt, darinn das poetiſche Weſen in voller Stärke

zu sehen ist, damit man es desto handgreiflicher spüren und wahrnehmen möchte: denn freylich giebt es verschiedene Grade derselben. Die eine ist an Einfällen und Gedanken reicher, die andre ärmer; nachdem entweder ihr Verfasser mehr oder weniger Geist und Witz besessen hat; oder in einer gewissen Art von Gedichten anbringen gekonnt und gewollt. Woraus entsteht sie aber in diesem so vollständigen Exempel anders, als aus den häufigen und kühnen Metaphoren, Metonymien und andern verblümten Redensarten; aus lebhaften Beschreibungen, kurz angebrachten Gleichnissen, und feurigen Figuren, die den innern Affect des Poeten abschildern? Niemand sage mir, daß man dieses alles auch in Prosa thun könne. Freylich kann es geschehen; aber es wird auch alsdann eine ungebundene poetische Schreibart seyn. Kein guter prosaischer Scribent hat jemals so viel Zierrathe zusammengehäufet: und wenn er es gethan, so haben alle Critici gesagt, er schreibe poetisch. Es läuft auch wider die Absichten, die sich z. E. ein Geschichtschreiber vorsetzen muß. Sein Zweck ist, die nackte Wahrheit zu sagen, das ist, die Begebenheiten, die sich zugetragen haben, ohne allen Firniß, ohne alle Schminke, zu erzählen. Thäte er das nicht, so würden seine Leser nicht wissen, ob sie ihm glauben sollten, oder nicht. Seine große Begierde, schön zu schreiben, würde ihnen einen Argwohn beybringen, ob er nicht die Liebe zur Wahrheit aus den Augen gesetzt? Das ist das Urtheil, so man vom Curtius mit Grunde zu fällen pflegt. Man traut seinen Nachrichten nicht; weil sie gar zu schön klingen. Florus hat es noch ärger gemacht. Seneca, Apulejus, Sidonius Apollinaris, Martianus Capella, Tertullianus sind unter den Alten in übelm Ruffe: Barclajus aber in seiner Argenis, und unzählige andre, die in lebendigen Sprachen, auch in neuern Zeiten geschrieben haben, sind auch unter diejenigen gezählet worden, die nicht nur poetisch, sondern ganz hochtrabend, schwülstig, ja unsinnig gedacht und geschrieben haben. Wer die Proben von ihrer Schreibart beysammen sehen will, der darf nur Werenfelsens Dissert. de Meteoris nachschlagen,

Digitized by Google

gen, welche man auch in dem I. Buche der eigenen Schriften und Uebersetzungen der deutschen Gesellschaft übersetzt nachlesen kann, als die hier einem jeden unentbehrlich ist.

10. §. Nachdem wir nun einmal wissen, worinn die poetische Schreibart besteht, so müssen wir sie auch in ihre Classen eintheilen. Ich darf aber auch hier nur bey den dreyen Arten bleiben, die ich in meiner Redekunst schon angegeben: Nämlich eine ist die natürliche oder niedrige; die andre ist die sinnreiche oder sogenannte hohe, die von andern auch die scharfsinnige oder geistreiche genannt wird; und die dritte ist die pathetische, affectuöse oder feurige und heftige Schreibart. Alle drey müssen wir erklären, mit Exempeln erläutern, und von ihren Afterschwestern unterscheiden lernen. Ich weis wohl, daß es gewisse Klüglinge giebt, die in dieser Eintheilung, ich weis nicht, was für ein Mischmasch finden wollen. Sie bilden sich ein, was nicht nach ihrem unreifen Sinne ist, oder vielmehr was denenjenigen, deren Sprachrohr sie abgeben, nicht gefällt, das sey nicht richtig. Imgleichen giebt es noch andre, die mit einer unnöthigen mehr als metaphysischen Genauigkeit, die Dinge ohne Nutzen vervielfältigen, und wohl zwanzigerley Schreibarten ausbecken: wie man im siebenten Bande der critischen Beyträge sehen kann. Allein es wird leicht fallen, ihre ungegründete Urtheile abzufertigen.

11. §. Erstlich dünkt es ihnen, natürlich müßten alle Gattungen der Schreibart seyn; und also könnte man keine besondere Art daraus machen. Wer sieht aber nicht die muthwillige Zunöthigung in diesem Einwurfe? Freylich sind alle Arten des Ausdruckes demjenigen, der sie brauchet, natürlich. Auch ein Pritschmeister redet in seinen garstigsten Possen, dadurch er die Großen belustigen will, seiner Natur gemäß, das ist alber und schmutzig. Auch ein Phantast redet seinem schwülstigen Gehirne gemäß, so wie es ihm natürlich ist; und so weiter. Allein wer hat denn hier das Natürliche dem Uebernatürlichen entgegen zu setzen gedacht? Wird denn der Natur nicht weit öfter die Kunst entgegen gestellt? Die sinnreiche Schreibart aber sowohl, als die pathetische ist weit

künſtlicher, als die niedrige; wie ein jeder, der ſie nur halb kennet, mir zugeſtehen wird. Mann darf auch nur einen Blick in meine Redekunſt thun, wo ich davon gehandelt habe, ſo wird dieſes von ſich ſelbſt in die Augen fallen. Dasjenige nämlich, was man im gemeinen Leben, wo man nur auf die Sachen und nicht auf die Worte denkt, in der Hiſtorie, in dogmatiſchen Büchern u. d. gl. braucht, das heißt natürlich: weil man darinn nicht künſtelt, ſondern zufrieden iſt, wenn man ſich ſo deutlich und richtig ausgedrücket hat, daß man leicht verſtanden werden kann. Alles übrige, was mit Fleiß ausſtudiret wird, das iſt künſtlicher. Es iſt aber auch leicht zu denken, daß man hier nur die ſchöne Natur verſteht, der alle Künſtler nachzuahmen pflegen; nicht aber die häßliche, die ſich in der Sprache des Pöbels, die demſelben natürlich iſt, zeiget. Eben darum habe ich ſie nicht die gemeine Schreibart nennen können.

12. §. Zum andern will man den Grund dieſer Abtheilung wiſſen: und weil es dieſen tiefſinnigen Kunſtrichtern ſo ſchwer fällt, denſelben zu finden; ſo will ich ihn hieher ſetzen. Ein Redner oder Dichter will ſeine Zuhörer entweder ſchlechterdings unterrichten und lehren, oder er will ſie beluſtigen, oder er will ſie endlich bewegen. Mehr Abſichten kann er bey der Schreibart nicht haben. Iſt das erſte, ſo bedient er ſich des natürlichen oder niedrigen Ausdruckes, da man ſich der gewöhnlichſten Redensarten und Ausdrückungen gebrauchet. Dieſes thun alſo die Hiſtorienſchreiber, wenn ſie von rechter Art ſind, und die dogmatiſchen Scribenten; auch wohl die Redner in ihren Eingängen, Erklärungen und Beweiſen. Iſt das andre die Abſicht des Scribenten; ſo muß er allerley ſinnreiche Gedanken auf eine eben ſo ſinnreiche Art vortragen; und das thun insgemein Redner, wenn ſie hier und da Erläuterungen, gute Einfälle, Lehrſprüche, u. d. gl. in ihren Reden einmengen; ſonderlich aber die Poeten, wenn ſie bittere Lehren oder Wahrheiten angenehm machen wollen. Will aber ein Schriftſteller endlich das letzte: ſo muß er die Gemüthsbewegung, die er in andern erwecken will, ſelbſt annehm-

Digitized by Google

nehmen, und ſo feurig und heftig, oder affectuös und pathetiſch, als welches einerley iſt, reden, daß ſein Leſer oder Zuhörer auch entzündet wird; wie ſolches Horaz in ſeiner Dichtkunſt gelehret hat: Si vis me flere &c. Da hat man nun den Grund meiner Eintheilung; die ich doch nicht einmal für meine Erfindung ausgebe, indem ſie ſchon von ſo vielen geſchickten Kunſtrichtern, gebrauchet worden, mit denen ich lieber irren, als mit andern recht haben will. *

13. §. Die natürliche oder niedrige Schreibart eines Poeten unterſcheidet ſich zwar von der ungebundenen Rede durch einige oben benannte Zierrathe der Gedanken. Doch erhebt ſie ſich nicht ſehr, verſchwendet ihre Blumen nicht, ſondern iſt mit einem mäßigen Putze zufrieden. Ihr eigentlicher Sitz iſt in poetiſchen Erzählungen, in Briefen, in Satiren, in Lehrgedichten, imgleichen in Geſprächen: wenn die Beſchaffenheit der Perſonen, die ſich mit einander beſprechen, es zuläßt, daß ſie beſſer reden mögen, als man insgemein ſpricht. Ein Exempel von Erzählungen giebt uns Canitz in ſeiner Fabel auf die Tadelſucht:

Merk auf, ich bitte dich, wies jenem Alten gieng,
Der, um die Welt zu ſehn, noch an zu wandern fieng,
Sein Eſel war ſein Pferd, ſein Sohn war ſein Gefehrte,
Doch als der ſanfte Ritt kaum eine Stunde währte,
Da rief ein Reiſender ihn unterwegens an:
Was hat euch immermehr das arme Kind gethan,
Daß ihrs laßt neben euch mit ſchwachen Füſſen traben?
Drum ſtieg der Vater ab, und wich dem müden Knaben.
Doch als er dergeſtalt die Liebe walten ließ,
Sah er, daß man hernach mit Fingern auf ihn wieß.

* Siehe B. Neukirchs Anleitung zu deutſchen Briefen im V. Cap. des IV. B. p. 603. S. auch des Herrn Rollins Manier die freyen Künſte zu lehren auf der 29. S. Comme il-y-a trois devoirs principaux de l'Orateur, qui ſont d'inſtruire, de plaire, & de toucher; il y a auſſi trois genres d'eloquence. &c. &c. Und ſelbſt Gibert, den man wider meine Eintheilung anführen will, iſt meiner Meynung, wenn er ſagt, die Rede habe drey Eigenſchaften: La Simplicité, l'agrement, & l'elevation. Daher käme le ſimple, l'agreable, le ſublime. Auch Cicero und Quintilian haben das docere, delectare und mouere für die drey Pflichten eines Redners ausgegeben.

Ihr könntet ja mit Recht, hört er von andern Leuten,
Zum wenigsten zugleich mit eurem Buben reiten.
Er folgte diesem Rath, und als er weiter kam,
Erfuhr er, daß man ihm auch dieß für übel nahm.
Es schrie ein ganzer Markt: Ihr thut dem Thiere schaden!
Man pflegt nicht so, wie ihr, sein Vieh zu überladen.
Der Alte, der noch nie die Welt sowohl gekannt,
Kehrt eilig wieder um, wie ers am besten fand,
Und sagte: Sollt ich mich in alle Leute schicken,
So packten sie mir gar den Esel auf den Rücken.

14. §. Dieses ist nun die poetische Art, Fabeln zu erzählen, der sich, im Lateinischen, Phädrus als ein Meister bedienet hat. Virgil, in seiner Aeneis, hat sich eben derselben bedienet, so oft er selber was erzählet, und keinen andern redend einführet. Amthor hat in seiner Uebersetzung die edle Einfalt dieses Lateiners völlig erreichet, darum will ich eine Probe gleich aus dem ersten B. wo es heißt: Vrbs antiqua fuit etc. hersetzen:

Ein alter Wunderbau den man Carthago hieß,
Worinn der Tyrier sich häuslich niederließ.
Durch Krieg und Frieden groß, lag der berühmten Tyber,
Und dem Lateinerland zur Seiten gegen über.
Man sagt, daß Juno ihn vor allen hochgeschätzt,
Ja Samus Götterhaus ihm selber nachgesetzt.
Hier war der Waffenplatz für ihre Macht ersehen,
Hier sollte Spieß und Schild nebst ihrem Wagen stehen:
Ja träfe das Geschick mit ihren Wünschen ein,
So sollten Ost und West Carthagen zinsbar seyn.
Und dennoch mußte sie die trübe Zeitung hören,
Es würde Trojens Blut der Tyrer Schlösser stören.
Und ein gefürchtet Volk, von dessen Kronengold
Und seiner Waffen Blitz die Welt erschüttern sollt,
Auch selbst den Lybier von seinem Thron verdringen:
Nichts würde diesen Schluß der strengen Parcen zwingen ꝛc.

Da nun dieses die rechte Schreibart ist, die sich zu einem Heldengedichte schickt, welches eine Erzählung seyn muß: so kann man leicht urtheilen, daß weder Lucan, noch Statius, noch Claudianus in diesem Stücke den rechten Weg gegangen

gen

Digitized by Google

gen ſind. Alle dieſe ſchreiben viel zu hochtrabend, als daß ihre Schreibart einer vernünftigen Erzählung ähnlich ſehen ſollte. Sie gehen immer auf Stelzen; ja mit dem Horaz kann man von ihnen ſagen:

Nubes et inania captant.

15. §. Wir wollen doch eine Probe aus dem Lucan anſehen, um uns durch den Augenſchein ſelbſt überführen zu laſſen, und die Ueberſetzung, die Hofrath Pietſch gemacht hat, hinzuſetzen:

Bella per Emathios plus quam ciuilia campos,
Iusque datum ſceleri canimus, populumque potentem
In ſua victrici conuerſum viſcera dextra,
Cognatasque acies; et rupto foedere regni
Certatum, totis concuſſi viribus orbis
In commune nefas; infeſtisque obuia ſignis
Signa, pares aquilas, et pila minantia pilis.
Quis furor? o Ciues? quae tanta licentia ferri
Gentibus inuiſis Latium praebere cruorem?
Cumque ſuperba foret Babylon ſpolianda tropaeis
Auſoniis, umbraque erraret Craſſus inulta:
Bella geri placuit nullos habitura triumphos.
Heu quantum potuit terrae pelagique parari,
Hoc quem ciuiles hauſerunt ſanguine dextrae!
Vnde venit Titan etc.

Die Ueberſetzung aber lautet ſo:

Das unfruchtbare Blut, ſo durch die Bürgerkriege,
Ematien befleckt, der frechen Bosheit Siege,
Des ſtarken Volkes Hand, das ſein entblößtes Schwerdt,
So ſonſt die Barbarn ſchlug, auf ſeine Brüſte kehrt,
Des Reiches Band getrennt, zwey Blutsverwandte Freunde
Zum Streit erhitzet hat, die als erboßte Feinde,
Mit aller Kraft gekämpft, als die empörte Welt,
Zwey ſtarker Heere Macht zum Treffen aufgeſtellt.
Als Fahn auf Fahne ſtieß, als Schild auf Schilde ſtießen,
Und ſelbſt der Römer Arm mit ſcharfen Bürgerſpießen

Den Adlern drohete; dieß, dieß beschreiben wir.
Rom! was umnebelt dich? Ach wie gerathet ihr,
Ihr Bürger in die Wuth, den alten Ruhm zu schänden?
Der Römer edles Blut so schimpflich zu verschwenden,
Und gebt, was übrig bleibt, verhaßten Völkern Preis ꝛc.

In eben der aufgeblasenen und unnatürlichen Schreibart fährt der Poet unaufhörlich fort. Das macht, er hat lauter übersteigende Gedanken, seltsame Vorstellungen von gewöhnlichen und gemeinen Dingen, weit gesuchte Gegensätze, starke Figuren u. s. w. welches sich alles für Erzählungen nicht schickt. Vom Statius und Claudianus habe ich schon auf der 22. S. in den Anmerkungen zur Horazischen Dichtkunst die Proben angeführet, welche Stelle man nachschlagen kann.

16. §. Es ist nicht zu leugnen, daß nicht in dieser Schreibart, sonderlich Lucans, viel Feuer, Einbildungskraft und Zierrathe zusammen gehäufet anzutreffen seyn sollten. Dieses kann man den Bewunderern desselben einräumen, ohne deswegen auf ihre Seite zu treten. Es fragt sich nur, ob dieses alles mit Verstande und an dem rechten Orte angebracht worden? Heldengedichte müssen entweder keine Erzählungen seyn, oder, die Schreibart derselben muß anders eingerichtet werden, als Lucan sie eingerichtet hat. Horaz schreibt davon gleich im Anfange seiner Dichtkunst:

Incoeptis grauibus plerumque et magna profeſſis.
Purpureus late qui ſplendeat vnus et alter,
Aſſuitur pannus; cum lucus et ara Dianae,
Et properantis aquae per amoenos ambitus agros,
Aut flumen Rhenum, aut pluuius deſcribitur arcus:
Sed nunc non erat his locus.

Eben hierinn ist auch Milton tadelhaft, dessen Erzählungen fast durchgehends gar zu verblümt, stolz und prächtig sind. Er verschwendet tausend Bilder, Gleichnisse und Beschreibungen. Er bringt, gleich dem lohensteinischen Arminius, alle seine Gelehrsamkeit und Belesenheit an, und verfällt auf

lang-

Digitized by Google

langwierige Ausſchweifungen, die den Sinn des Leſers zerſtreuen. Taſſo und Voltaire, können die Kunſt zu erzählen unzähligemal beſſer, als dieſer Engländer.

17. §. Was die Briefe anlangt, die poetiſch abgefaßt werden, ſo haben ſie eben dieſe natürliche Schreibart nöthig. So hat Horaz die Seinigen geſchrieben; ja ich könnte auch den Ovid hier anführen, wenn deſſen Sendſchreiben nicht alle zu den Elegien gehöreten. Im Franzöſiſchen iſt Boileau ein Meiſter darinnen: im Deutſchen aber hat Opitz dieſe Schreibart ſehr wohl inne gehabt. Flemming und Canitz habens ihm gleich gethan; Neukirch und Günther aber haben ihn weit übertroffen. Ich will zur Probe aus Neukirchs Schreiben der Aurora, an den König von Preußen, etwas herſetzen.

Ich ſchreibe, König, hier, was man bey Hofe klagt,
Was meinen Ruhm verletzt, wie faſt ein jeder ſagt.
Ach! zürne nicht zu früh, denn unſers Geiſtes Triebe,
Sind zwar voll Eiferſucht, allein auch voller Liebe.

Es iſt nichts grauſames, womit du uns beſchwereſt,
Wir klagen, daß du dich für andre ſelbſt verzehreſt,
Daß du ein König biſt, und doch in deinen Landen
Kein Diener je gelebt, der früher aufgeſtanden.
Die Hirten ſind erſtaunt, die Muſen ſchämen ſich,
Denn beyde finden ſchon, ſo bald ſie wachen, dich.
Mein Phöbus, der dir doch ſo herzlich wünſcht zu dienen,
Iſt ſelber, wie du weiſt, ſtets viel zu ſpät erſchienen,
Und fuhr mich heute noch mit rauhen Worten an,
Daß ich der Wolken Flor nicht früher abgethan.
Was Phöbus an mir ſtraft, geb ich mit gleichem Blicke
Der Ordnung der Natur und dieſer Welt zurücke.
Was nützt mir, ſprech ich oft, der hellen Flügel Schein,
Wenn Helden flüchtiger als Licht und Flügel ſeyn?
Allein, was die Natur mich läßt zur Antwort hören,
Iſt dieß, ich möchte doch nicht ihr Geſetze ſtören ꝛc.

Hier herrſcht ebenfalls das natürliche ungekünſtelte Weſen der poetiſchen Schreibart; obwohl alles edel und artig gedacht und geſaget worden.

18. §. Doch man muß die natürliche Schreibart durchaus nicht mit der niederträchtigen vermischen. Sie sind wie Tag und Nacht von einander unterschieden, obgleich viele hier keinen Unterscheid bemerken können. Sie meynen, wenn sie sich einer niedrigen Schreibart bedienten, so stünde ihnen alles frey; zumal, wenn sie etwas scherzhaftes sagen wollten. Daher kommen nun die niederträchtigen Scherze, oder vielmehr Fratzen unsrer Dichter. Z. E. aus vielen hunderten eines solchen Meisters nur ein Paar zur Probe zu geben:

Hier stellt sich ein Ducatenhuster ein;
Das wird für mich auch wohl nicht übel seyn,
Doch bey der hölzernen Zutschkann voll Bier
Wirst du wohl fluchen:
Denn mich bedeucht, du wirst viel lieber dir
Ein hübsch Paar fleischerne Zutschkannen suchen.

Oder dieses:

Es kömmt, weil du allhier den weiten Schuß gethan,
Ein Koper, der gefüllt mit Eyern, für dich an:
Doch, kannst du sie entrathen;
So schick den ganzen Korb an die Castraten.

Auch Günther ist bey seiner unedlen Lebensart sehr oft auf diese niederträchtige Schreibart gerathen; und das zwar nicht nur in Satiren, darinn er außer Racheln auch wohl die Alten zu Vorgängern gehabt; sondern in Briefen und andern Gedichten, darinn man wohl etwas edlers von ihm hätte fordern können. Ich will hier nur aus seiner Heldenode auf den Prinz Eugen etwas anführen, welches das ganze Gedichte verstellt. Er beschreibt einen Soldaten der aus Ungarn kömmt, und in einer Dorfschenke seine Thaten erzählt:

Dort spitzt ein voller Tisch das Ohr
Und hört wie Nachbars Hans erzähle:
Hans ißt, und schneidet doppelt vor
Und schmiert sich dann und wann die Kehle.
Seht, spricht er, Schwäger, seht nur her,
Als wenn nun dieß die Donau wär:

Hier

Hier macht er einen Strich mit Biere:
Da ſtreiften wir, da ſtund der Feind;
Hier gieng es ſchärfer als man meynt!
Gott ſtraf! ihr glaubt mirs ohne Schwüre.

19. §. Von Erzählungen dieſer Art will ich aus Riederers Fabeln Aeſopi die LXV. herſetzen, wiewohl ſie alle gleich geſchickt dazu wären. Es heißt:

Ein Fuchs, der Bauren ſchuldger Diener,
Da, wenn es an ein Stehlen geht;
Stahl einem ſolchen viele Hüner,
Und machte ſie im Huy labet.
Der Bauer ſuchte ſich zu rächen,
Und durfte doch kein Wörtlein ſprechen.

So edel erzählt nun unſer nürnbergiſcher Phädrus. Das heißt ja abgeſchmackt, und nicht natürlich, es wäre denn, daß jenes auch gewiſſen Leuten in der Natur ſteckte: zum wenigſten aber würde es alsdann keine ſchöne Natur ſeyn; die ſich doch Maler und Dichter billig nachzuahmen bemühen ſollen. Von Briefen beruffe ich mich auf Canitzens Gedichte, auf der 122. S. der neuen Auflage. Es iſt des Herrn von Brand Antwortſchreiben, auf des Herrn von Canitz unvergleichliches Schreiben vom Landleben, und hebt ſo an:

Mein allerliebſter Freund und wertheſter Herr Bruder,
Der du im Blumberg itzt verſammleſt deine Fuder,
Der du, wie Tityrus, dort in dem Schatten liegſt,
Und zähleſt, was für Korn du in die Scheunen kriegſt.
Du dürfteſt dich fürwahr ſo künſtlich nicht bemühen,
Mich durch ein ſchön Gedicht hinaus aufs Land zu ziehen.
Es braucht, willſt du mich ſehn, von dir ein einzig Wort,
Dein Landgut iſt für mich ein allzulieber Ort,
Ich weis ſchon, wie man da die Stunden kann vertreiben,
Die Feldluſt hätteſt du nicht nöthig zu beſchreiben ꝛc.

Das iſt ja wohl gegen die canitziſche natürliche Schreibart lauter kaltes und ungeſalzenes Waſſer; ich will ſagen, eine elende, magre Proſa, die ſo nothdürftig in Sylbenmaaß und Reime gebracht worden. Und ſo viel von der niederträchtigen oder pöbelhaften Schreibart.

20. §.

20. §. Die andere Gattung ist die sinnreiche Schreibart, die auch von vielen die prächtige genennet wird; die aus lauter verblümten Redensarten, neuen Gedanken, sonderbaren Metaphoren, Gleichnissen und kurzgefaßten Sprüchen besteht; die aber alle bey der Vernunft die Probe aushalten. Eine solche Schreibart nun ist sehr künstlich, und kann daher kaum in einer einzigen Gattung von Gedichten durchgehends herrschen. Gar zu viel Licht blendet die Augen; gar zu starke Töne betäuben das Gehör, und gar zu sehr gewürtzte Speisen erwecken einen Ekel. Gar zu viel Zierrathe in Gedichten machen einen Leser auch überdrüßig, wenn sie unaufhörlich in einem Zusammenhange fortgehen. Sollte aber ja noch eine Art seyn, wo sie am meisten brauchbar wäre, so müßte es ein Lobgedichte seyn, und zumal eine Heldenode. Hier redet der Poet selbst durchgehends, er hat wichtige Dinge vor sich, und kan Leser vermuthen, die seine sinnreiche Sprache verstehen werden. Daher kann er daselbst seine ganze Kunst sehen lassen, wie auch Pindarus und Horaz sehr oft gethan. Das obige Exempel aus Arnthorn von den drey Landplagen gehörte hieher. Auch Flemming ist in gewissen Oden stark darinn. Z. E. auf der 479. S. schreibt er von einem bevorstehenden Türkenkriege:

Deucht michs, oder seh ichs schon,
Wie die lauten Feldposaunen,
Und die donnernden Karthaunen
Untermengen ihren Ton,
Daß des Bosphors seine Wellen
Furchtsam sich, als Steine, stellen.

Der entfärbte Hellespont
Schlingt in sich die blassen Heiden,
Fahnen, Spieße, Schwerdt und Scheiden,
Führt der bebende Propont:
Sions Wurzeln, Jebus Spitzen
Werden zitternd vor uns schwitzen.

21. §. Ferner kann diese Schreibart in Trauerspielen auch gebraucht werden, ausgenommen, wenn irgend eine schlechte

ſchlechte Perſon auftritt; oder wenn ein Affect die pathetiſche Schreibart erfordert. In dem Heldengedichte dient dieſe Schreibart nur gleichſam zum Gewürze, welches theils der Poet, theils ſeine Helden, die er redend einführet, ganz ſparſam mit einſtreuen, wenn es die Umſtände an die Hand geben. In den Trauerſpielen geben uns, außer den alten Griechen, die neuern Franzoſen, Corneille und Racine, die ſchönſten Exempel: wiewohl Fenelon, in ſeinen Gedanken von der Tragödie, den erſten einer gar zu ſchwülſtigen Art des Ausdrucks beſchuldiget hat. In Heldengedichten aber kann, nächſt dem Homer und dem Virgil, auch Taſſo und Voltaire zum Muſter dienen. In Satiren kann endlich auch zuweilen was ſcharfſinniges vorkommen, zumal wenn der Poet ins Moraliſiren kömmt. Horaz, Juvenal, Boileau, Rachel, Canitz, Neukirch und Günther ſind darinne zu Muſtern zu nehmen. Statt aller Exempel von der wahren ſcharfſinnigen Schreibart kann Neukirchs Trauergedichte auf die Königin von Preußen Charlotte an die Hand geben. Es herrſcht eine richtige Hoheit der Gedanken darinn, und wenn man das eine Wortſpiel von Engelland am Ende wegnimmt, ſo iſt es ohne Fehler. Ich habe ſchon oben hin und wieder verſchiedene Stücke daraus angeführt, werde auch das ganze Gedichte im II. Theile dem Capitel von Lobgedichten beyfügen. Hier mag ein Stück aus Pietſchen die Stelle vertreten, der gleichfalls in dieſer Schreibart eine große Stärke hat. So ſchreibt er in dem Gedichte auf den Grafen Truchſes zu Waldburg.

Ihr, die ihr unſern Geiſt, mit hohen Trieben rührt,
Und auf die Trauerbahn die matten Dichter führt;
Das Schrecken bindet mich, wie kann ich Worte binden?
Mein Schmerz verliehrt die Kunſt, helft ſie mir wieder finden!
Ein Irrthum der Natur vermiſchet Tag und Nacht,
Weil ein Gewölke ſchon den Mittag finſter macht.
Wie? läßt der Frühling auch Eis um das Herze fühlen,
Wenn Blut und Jugend noch in allen Adern ſpielen?
Hat, wo der ſtolze Bau der Ehrenbogen ſteht,
Zugleich der rauhe Tod ſein Siegesmaul erhöht?

Der,

Der, wenn sein Mordaltar von trüben Flammen glühet,
Auch von der Fürsten Schooß die fetten Opfer ziehet.

Auch dieses Gedichte werde ich vielleicht im andern Theile ganz einrücken. Eben einen so vernünftig-erhabenen Ausdruck kann man in Opitzens und Flemmings Lobgedichten, auf hohe Häupter, imgleichen in Günthers Oden, zumal in der auf Graf Sporken, darinn kein sonderlicher Affect steckt, antreffen.

22. §. Wie nun diese Schreibart große Schönheiten an sich hat, so ist es kein Wunder, daß sie viel Liebhaber gefunden hat. Ein jeder Poet hat vor einiger Zeit recht sinnreich oder hoch, wie mans insgemein zu nennen pflegt, schreiben wollen: Allein da so wenigen von Natur die Federn dazu gewachsen gewesen, so ist es den meisten wie dem Ikarus gegangen, der so hoch flog, daß ihm die Flügel schmolzen, und er also gar herunter fiel. Von der wahren Hoheit der Schreibart hat Longin ein eigen Buch geschrieben, und von der falschen Hoheit habe ich schon Werenfelsens Dissertation de Meteoris gelobt. Diese beyden Schriften muß man mit großem Fleiße lesen, wenn man sich auf einem so glipfrichten Stege, als der ist, so nach dem Parnaß führet, nicht versehen will. Es ist nirgends leichter, Fehltritte zu thun, als hier; denn es kömmt mehr auf den Geschmack, als auf Regeln hier an. Bouhours selbst, der vernünftigste Criticus in Frankreich, wie er selbst von den gelehrtesten Engelländern genennet worden, hat zwar in seiner Maniere de bien penser eine Menge fehlerhafter Stellen angemerkt und verworfen; aber selten die Ursachen und Regeln seiner Urtheile angeben können. Und so geht es auch denen, die uns im Deutschen haben lehren wollen, was Longin durch das Erhabene versteht; als welche, außer vielen Schmeicheleyen gegen einige noch lebende Dichter, und manchen vergällten Censuren, wider andere, denen ihre Schutzgötter nicht wohl wollen, nicht viel deutliches zuwege gebracht haben.

23. §. Unter den alten lateinischen Poeten ist dieser falschen Hoheit halber Lucanus schon oben erwähnet worden; und

Digitized by Google

und man kann ihm noch den tragiſchen Seneca an die Seite ſetzen. Das macht, beyde waren Spanier von Geburt, und liebten von Natur die ſchwülſtige Art des Ausdruckes. Unerhörte Vergrößerungen koſten ihnen nichts. Z. E. Lucanus ſchreibt im V. Buche.

Tunc quoque tanta maris moles creuiſſet in aſtra,
Ni ſuperum rector preſſiſſet nubibus vndas.

d. i. Auch damals würde die ungeſtüme See bis an die Sterne aufgeſchwollen ſeyn: wenn nicht Jupiter die Wellen mit den Wolken beſchweret und niedergedrücket hätte. Wer ſieht hier nicht die Unmöglichkeit ſowohl des erſten, als des andern ein? Das iſt ihm noch nichts. Den Cato ſcheut er ſich nicht, allen ſeinen Göttern entgegen zu ſetzen, ja vorzuziehen, indem er ihn zum Gönner und Beförderer der guten und gerechten Sache des Pompejus macht; den Göttern aber Schuld giebt, daß ſie dem boshaften Cäſar beygeſtanden hätten. Es heißt gleich im erſten Buche:

Nec quemquam jam ferre poteſt Caeſarue priorem,
Pompeiusue parem. Quis iuſtius induit arma?
Scire nefas. Magno ſe iudice quisque tuetur.
Victrix cauſſa Diis placuit; ſed victa Catoni.

Des ſtolzen Cäſars Geiſt kann keinen höhern leiden,
Pompejus nichts ihm gleich. Wer hat nun wohl von beyden
Das beſte Recht zum Streit? die Antwort fällt hier ſchwer,
Weil beyde durch den Schutz ſehr großer Richter kriegten:
Den Sieger ſchützte Gott, und Cato den Beſiegten.

Muß denn nun die Begierde hoch zu denken und zu ſchreiben einen Poeten zu der Ausſchweifung verleiten, daß er einem bloßen Menſchen mehr Weisheit, Liebe zur Gerechtigkeit, und mehr Billigkeit, als der Gottheit ſelbſt zuſchreiben dörfe? Geſetzt, daß es auch nur eine heidniſche wäre. Die Stoiker wußten ihren weiſen Mann nicht höher zu loben, als wenn ſie ihn Gott ähnlich machten, ja ihn einen Freund der Götter nennten. Lucanus aber erhebt den Cato auf den göttlichen

Digitized by Google

chen Thron, und ſetzt die Götter nicht etwa an die Stelle Catons; denn das wäre zu viel Ehre für ſie: nein, an die Stelle der ungerechten Richter, die allen Böſewichtern beyſtehen. Denn er ſagt gleich im Anfange, daß er Ius ſceleri datum beſingen wolle: wie das ärgſte Bubenſtück, verſtehe Cäſars Herrſchſucht, Recht bekommen, oder geſieget habe. Wer hier nicht der geſunden Vernunft Platz geben will, der muß in der Bewunderung Lucans ganz und gar erſoffen ſeyn.

24. §. Nicht beſſer klingen viele Stellen, ja ganze Tragödien des Seneca. Man darf nur das Buch aufthun, um eine dergleichen ſchwülſtige Schreibart anzutreffen. Ich will nur eine Stelle aus dem Herkules Oetäus anführen, welche Tragödie ihm auch zugeſchrieben wird. Herkules will in die Zahl der Götter aufgenommen werden, und muß folgendergeſtalt den Jupiter anreden:

Quid tamen nectis moras?
Numquid timemur? numquid impoſitum ſibi
Non poterit Atlas ferre cum caelo Herculem? etc.
Da, da tuendos Iupiter ſaltem Deos.
Illa licebit fulmen a parte auferas,
Ego quam tuebor. Siue glacialem polum
Seu me tueri feruidam partem iubes
Hac eſſe ſuperos parte ſecuros puta.

Ich will nur eine proſaiſche Ueberſetzung davon geben: „Was ſäumſt du noch lange, Jupiter? Fürchteſt du dich „etwa vor mir? Oder wird Atlas den Herkules mit dem „Himmel zugleich nicht ertragen können? Gib, gib mir, o „Jupiter, zum wenigſten das Amt, die Götter zu beſchützen. „Derjenige Theil des Himmels, den ich vertheidigen werde, „wird deiner Donnerkeile nicht bedürfen. Du magſt mir „nun entweder den kalten Nordpol, oder die hitzige Mittagsgegend anvertrauen: ſo kannſt du verſichert ſeyn, daß „die Götter unter meinem Schutze ſicher ſeyn ſollen.“ Das ausſchweifende Weſen dieſer Rede zu entdecken, iſt gar nicht nöthig; und ich würde dem Verſtande meiner Leſer viel zu

wenig

wenig zutrauen, wenn ich ihnen in einer so handgreiflichen Sache behülflich seyn wollte.

25. §. Im Deutschen kann uns Lohenstein die Muster einer so schwülstigen Schreibart geben. Seine Tragödien sind überall damit angefüllt, und er verdient deswegen der deutsche Seneca zu heißen. In dem Schauspiele Ibrahim Sultan hebt der thracische Bosphor so asiatisch, oder vielmehr übersteigend und schwülstig an zu sprechen:

Befremdets euch, ihr Völker holder Sitten,
Daß des erzürnten Bosphors Schlund,
Den Strand verläßt, wo Thrax und Türke wüten,
Für des unwirthbarn Meeres Mund,
Der Donau süße Lipp und grüne Fluth zu küssen?
Es ist nichts seltsames mein unterirdisch Lauf:
Es schleußt ja die Natur des Abgrunds Röhren auf,
Auch Strömen, daß ihr Glas kann unter Meeren fließen.
In Plotens Inseln trinkt man ein moreisch Quell,
Und in Sultanien rinnt, was zu Mecha quillet,
Des Alfeus Silber ist in Elis nicht so hell,
Als wo er seine Brunst mit Arethusen stillet.
Wie soll der Erde Kluft denn mir verschlossen seyn,
Mir, der ich selbst das Röhr bin aller Meere?
Weil Calpens Meerschlund nichts dem Ocean flößt ein,
Was nicht der Meere Brunn das schwarze Meer gebähre. ꝛc.

So fährt nun dieser Vorredner unaufhörlich fort, und treibt seine Scharfsinnigkeit aufs höchste, wenn er endlich so ausbricht:

Mit was für neu und ungewohnten Stralen,
Seh aber ich Burg, Stadt und Land gekrönt?
Ja einen neuen Stuhl mit Purpur aufgethrönt?
Der Donau Haupt mit Myrtenkränzen pralen?
Sich ihren Sand in Gold, ihr Schilf in Zuckerrohr,
Sein Schmelz in Diamant, den Schaum in Perlen kehren?
Was leuchtet aus Tyrol für ein Gestirn hervor?
Kann sein Erztreich Gebürg auch Sonnen nun gebähren?

Hier sind alle lohensteinische Schönheiten beysammen zu finden. Stralen, Purpur, Myrten, Kränze, Gold, Zucker, Schmelz, Diamant, Schaum, Perlen, Gestirne,

stirne, das sind gewöhnliche Zierrathe seiner Schreibart: hier aber, damit gar nichts zu einem Phöbus fehlen möchte, hat er uns auch noch **etliche Sonnen**, und zwar **aus einem Erzgebirge gebähren** wollen.

26. §. Ich weis wohl, daß es noch hin und wieder große Liebhaber dieser falschen Hoheit giebt, die wohl gar die Härtigkeit der lohensteinischen Gedichte, mit einer ihrem Helden anständigen Schreibart, so entschuldigen: **Es sey kein Wunder, daß die perlenschwangere Lohe in ihrem Laufe ein solches Geräusche mache; weil sie nämlich Goldkörner bey sich führe und über so viele Corallenstauden und Edelgesteine wegrieseln müsse.** Denn wie der Meister es gemacht, so sind ihm auch seine Schüler nachgefolget. Z. E. Neidhard, den ich schon etlichemal angeführt habe, ist ein großer Meister in solchem Mischmasche des falschen Sinnreichen. In seinem Gedichte auf eben den Grafen zu Waldburg, den Pietsch besungen, schreibt er so:

Verkehrtes Volk, die ihr den Kiel
In Daumenstöcke schraubet,
Und nicht bey dieser Folter glaubet,
Der Dinte Blut sey öfters Kinderspiel.
Du Plato magst der Luft die Städte schenken,
Du Morus, kannst, dein Name zeigt es schon,
Dir zehn Utopien erdenken,
Und sonst wer mag nach Severambern schreyn.
Vernunft spricht ja: Erfahrung nein!

Und bald darauf heißt es:

Die Augen, so getreuer Graf
In deinen Pfauenfedern spielen,
Vermögen nicht der Untreu Schlaf zu fühlen;
So wenig, als der Polstern untergeht.
Dein Apfel, den das Reich bekreuzt
Haßt, gleichwie du die Ecken des Betrugs,
Und kennt kein Ende seines Zugs:

Und noch in einem andern Gedichte auf eine Rectorwahl in Königsberg schrieb er:

Umschrän-

Digitized by Google

Umſchränke dich du Kreis geſtirnter Welt
In Eins mit drey und ſechzig Nullen,
Der Sammelplatz, der meiner Bruſt gefällt
Wird nicht in einen Kreis verhüllet,
Den Archimedens Sandmaaß füllet.

Wer ſieht aber nicht das ausſchweifende Weſen, eines ſolchen Witzes, der es von ſeinen Leſern fordert, daß ſie alle ſeine Räthſel verſtehen, und ſich mit lauter falſchen Gedanken und weithergeſuchter Gelehrſamkeit ſollen abſpeiſen laſſen. Wiewohl nun dieſe Putzwerke mit den herrlichen Namen der Realien beehrt zu werden pflegen: ſo findet doch ein Liebhaber der Vernunft hier, was Horaz verworfen hat:

Verſus inopes rerum nugasque canoras.

27. §. Noch iſt zum dritten die pathetiſche, oder affectuöſe, hitzige und heftige Schreibart übrig, deren Namen ſattſam ihre Art anzeigen. Sie entſteht aus allen Gemüthsbewegungen, und iſt gleichſam die Sprache derſelben. Sie ändert ſich nach Beſchaffenheit derſelben, und iſt bald kurz und abgebrochen, bald etwas weitläuftig; allezeit aber voller Figuren, und verwegenen Ausdrückungen. Sie hält nicht viel von ſinnreichen Einfällen, Gleichniſſen oder andern Künſten. Sie folgt einer hitzigen Unbedachtſamkeit, die in allen Affecten herrſcht, und keinem Zeit läßt auszuſtudieren, was er ſagen will. Sie ſcheint auch mehr zu donnern und zu blitzen, als zu reden; weil alles unvermuthet, herausfährt, und man zuweilen nicht begreifen kann, wo alles mit einander hergekommen. Sie meidet alle Verbindungswörter, und iſt zufrieden, wenn die Sachen einigermaßen zuſammen hangen. Und in dieſer Schreibart hat vielmals das ſogenannte Hohe ſeinen Sitz, davon Longinus uns ein ganz Buch geſchrieben hat. Ein Exempel davon zu geben, will ich hier eine Stelle aus Pietſchen, in dem Gedichte auf Carl den VI. anführen. Es redet der durch einen Traum erſchreckte Achmet, den Großvezier ſehr beweglich an:

* * * Es ist um uns geschehen!
Was hab ich doch gehört! Was hab ich doch gesehen!
Kein falscher Schatten hat mich Schlafenden bethört,
Ach! allzuviel gesehn! ach! allzuviel gehört!
Die Unterwelt erstaunt vor jener Donner Knallen,
Von welchen unser Heer und Temeswar gefallen.
Der große Solymann, der Muselmänner Held,
Hat sich und meinen Fall mir lebhaft vorgestellt.
Mich dünkt, ich sehn ihn noch! mir zittern alle Glieder,
Er siehet meine Schmach und schlägt die Augen nieder.
Mich dünkt ich seh ihn noch! ꝛc.

Er treibt, er feurt mich an, dem Feinde vorzubeugen
Ich soll den Weg zur Flucht ihm durch den Säbel zeigen.
Allein wer weis, ob nicht der Anblick meiner Pracht
Den Streit noch hitziger, den Sieg noch größer macht!
Ach! gar zu später Schluß! was hab ich doch gesehen!
Was hab ich doch gehört! es ist um uns geschehen.

28. §. Der Sitz dieser pathetischen Schreibart ist anfänglich in Oden, wo der Poet selbst im Affecte steht, und sich voller Feuer ausdrückt. Ein Exempel giebt Günthers Ode auf den Eugen, die fast durchgehends diesen Character beobachtet hat. Sein Affect ist daselbst die Freude, Verwunderung, und heftige Begierde seines Helden große Thaten zu loben. Er sieht ihn gleichsam vor seinen Augen verschwinden, und feuret seine Muse an, ihm nachzueilen:

Eugen ist fort! Ihr Musen, nach!
Er eilt und schlägt und siegt schon wieder.

Diese abgebrochene kurze Art des Ausdruckes, ist in der That eine glückliche Nachahmung des stärkesten Affects. Die ganze Ode ist voll solcher Stellen, und weil sie in aller Händen ist, so will ich nur aus einem widrigen Affecte etwas hersetzen. Es ist solcher die Traurigkeit, und davon will ich das Exempel aus Canitzens Ode auf seine Doris nehmen. Diese ist gleichfalls ganz beweglich gesetzt, und drücket den zärtlichsten Schmerz sehr natürlich und beweglich aus. Er fängt unter andern einmal ganz unvermuthet an:

Hälfte

Hälfte meines matten Lebens!
Doris! iſt es ganz vergebens,
Daß ich kläglich um dich thu?

Andere ſchöne Stellen habe ich ſchon in den vorhergehenden Capiteln daraus angemerket: ich will hier nur noch eine herſetzen, die mir einen Tadel zu verdienen ſcheint. Es iſt folgende:

Alles das hab ich verlohren!
Ach wie werd ich Traurens-voll!
Hat mein Unſtern ſich verſchworen,
Daß ich ſterbend leben ſoll?

Die letzte Zeile iſt es, was mir nicht gefällt. Sterbend leben, iſt viel zu künſtlich, für einen wahrhaftig Betrübten. es iſt eine geſuchte Antitheſis; ein verwerfliches Spiel der Gedanken, das ſich zum wenigſten in keinen Affect ſchicket.

29. §. Zum andern ſchickt ſich die pathetiſche Schreibart in die Elegien, wo man entweder Verſtorbene beklagen oder was verliebtes ſchreiben will: denn dazu gehört eigentlich die Elegie. Ovidius und Tibullus ſind hierinn rechte Meiſter geweſen. Nichts iſt beweglicher zu leſen, als ihre Klagſchreiben und verliebte Briefe. Alles iſt herzrührend, und die Kunſt ſcheint weit davon entfernt zu ſeyn; herrſcht aber um deſto mehr darinn. Ich wüßte faſt im Deutſchen nicht, wer ſich in Elegien recht hervorgethan hätte. Hofmannswaldaus Heldenbriefe ſollten hier zwar zu Muſtern dienen; imgleichen haben Ziegler und Lehms, uns von bibliſchen Hiſtorien dergleichen gemacht: allein ich fühle mein Lebenlang keinen Affect, wenn ich ſie leſe. Und wie wäre es möglich, da ſie mit lauter Spielen der Phantaſie, mit lauter Ambra und Zibeth, Roſen und Nelken, Moſch und Jeſmin, und Muſcateller ausſtaffiret ſind, und tauſend andere bunte Einfälle haben, die keinem Affecte natürlich ſind. Ich will alſo die Zuflucht zu Neukirchen nehmen, der in ſeinem Gedichte auf die Nachtigall eine recht bewegliche Elegie mit eingerücket hat. Ich will nur folgende Stelle herſetzen,

die mich allezeit gerühret hat, worinn der Poet die Nachtigall um ihren Vorspruch bittet. Es heißt:

O Tochter Pandions, o süße Philomele!
Erbarme, wo du kannst, dich meiner Traurigkeit,
Und wirf nur einen Blick auf meine Dornenhöle,
Wenn dein Verhängniß dich mit Rosen überstreut.
Ich ärgre mich zwar nicht an deinen guten Tagen,
Ich gönne dir sehr gern des Hofes Sonnenschein;
Es mag dich Friederich auf seinen Händen tragen,
Dein Trinken Nectarsaft, die Speise Zucker seyn:
Denn du hast alles dieß auf Erden wohl verdienet ꝛc.

Bitt aber, Schönste, nur für mein betrübtes Leben,
Und trag zu rechter Zeit mich deinem Churfürst an:
Vielleicht will Gottes Hand durch einen Vogel geben,
Was weder Witz noch Kunst, durch Müh erhalten kann.
Du darfst nicht allererst nach meinem Kummer fragen,
Doch frage wo du willst, nur Bäume Gras und Stein:
Die alle werden dir, die alle werden sagen,
Daß meine Seufzer nichts als Ehr und Tugend seyn;
Und daß ich darum mich in heißen Thränen bade,
Weil meine Poesie mit Schimpfe betteln geht;
Und jede Wissenschaft in deines Friedrichs Gnade,
Sie aber noch allein in keinen Diensten steht.
Mein Flehen ist gerecht! ach! aber auch vergebens:
Denn dein beglückter Stand kennt meine Seufzer nicht;
Und der erinnert sich gar selten fremdes Lebens,
Der täglich so, wie du, bey Hofe Blumen bricht.

30. Drittens hat die pathetische Schreibart in Heldengedichten statt: nicht nur wenn der Poet selbst erzählet, denn da muß die natürliche herrschen; wohl aber, wenn er andre Personen, die im Affecte stehen, redend einführet. Exempel kann man im Virgil nachsehen, wo sie sehr häufig vorkommen: wie denn auch im vorigen Capitel, nach Amthors Uebersetzung, eines von den allerbesten, und im 26 §. dieses Capitels eins aus Pietschen befindlich ist, welches man aufschlagen mag. Doch will ich noch eins nach Amthors Uebersetzung aus dem I. Buche der Aeneis anführen. Aeneas im Ungewitter auf der See,

Hebt

Hebt die gefaltne Hand zu ſeinen Göttern auf
Und ſpricht: O höchſtes Glück! der ſeinen Lebenslauf
Vor dem gemeinen Feind auf Trojens Mauren ſchließet,
Und für der Väter Heil das Heldenblut vergießet.
O tapfrer Diomed! Der Griechen höchſte Zier,
Ach fiel ich doch, vor dir auf Trojens Blutrevier!
Wo Hektors Wunderarm Achillen mußte weichen,
Sarpedons Rieſenbau des Lebens Segel ſtreichen,
Und wo Simoens Strom durch ſeiner Wirbel Zwang
Blut, Körper, Schild und Helm begierig in ſich ſchlang ꝛc.

Auch die Antwort des Großveziers in Pietſchens VI. Carl, iſt vortrefflich:

Nein Kaiſer, nein, es ſteht dein unbewegter Thron!
So brach der Großvezier mit einem kühnen Ton,
Durch die Verzweifelung, die Achmets Bruſt beſtricket:
Die Pfeiler deines Reichs hat noch kein Feind verrücket;
Wer glaubt daß ſein Gewicht aus Schwachheit ſinken kann?
Nein, die beherrſchte Welt ſetzt tauſend Schultern an.
Die ungeheure Zahl der Arme, die dich ſchützen,
Sind Seulen deines Stuhls, die deine Herrſchaft ſtützen.
Verſammle deine Macht, verdopple nur dein Heer,
Dein Volk vermehre ſich, ſo wie der Sand am Meer.
Es müſſe Stal und Glut und Schrecken mit ſich tragen.
Wer es nicht zählen kann, der wird es nimmer ſchlagen.

31. §. Viertens ſchicket ſich dieſe Schreibart in die Schauſpiele. Da kommen unzählige Gelegenheiten vor, die Perſonen in vollen Affecten aufzuführen; und da können ſie nicht nachdrücklicher, beweglicher und durchdringender reden, als in dieſer pathetiſchen Art des Ausdruckes. Hier kann man Terentii Comödien, imgleichen in meiner deutſchen Schaubühne, den Menſchenfeind, die Spielerinn, den Verſchwender, u. a. m. nachſchlagen, und die Tragödien zu Hülfe nehmen. Sonderlich leſe man im Cato den Auftritt, wo Cäſar mit dem Cato ſpricht; in der Iphigenia, den Auftritt des Agamemnons, mit dem Achilles und mit der Clytemneſtra im II. Aufzuge. In der Alzire und Cornelia, wird man gleichfalls die allervortrefflichſten Proben finden, wenn

man in jener die Scene des Zamores mit dem Gusmann, in dieser aber, der Cornelia ihre mit dem Grachus, und mit dem Bürgermeister Opimius, nachlesen will. Schwache Geister, können diese Schreibart auch hier nicht erreichen, und lassen alle ihre Helden gar zu sinnreich reden. Sie können nicht weinen, ohne die spitzfindigsten Klagen dabey auszuschütten, und wenn sie verzweifeln, so geschieht es allezeit mit großer Scharfsinnigkeit. Lohenstein hat es in seiner Sophonisbe durchgehends so gemacht, weswegen er mit Rechte getadelt worden. Seneca hat ebenfalls tausend Fehler wider diese Regeln begangen: indem er seinen Personen durchgehends mehr Belesenheit und Scharfsinnigkeit beygelegt, als es die Wahrscheinlichkeit erlaubte.

32. §. Das wäre nun kürzlich, was man von der poetischen Schreibart überhaupt, uud ihren besondern Gattungen sagen kann. Die angeführten Scribenten werden das übrige hinzusetzen, wenn man sie nachschlagen will. Ich sollte noch kürzlich von den Gattungen der Schreibart handeln, die in Schäfergedichten, Satiren, Scherzgedichten, u. s. w. herrschet. Allein das alles spare ich in die Capitel des andern Theils dieser Dichtkunst, wo ins besondere davon gehandelt werden wird. Ueberhaupt schließe ich dieses Capitel mit Horazens Worten:

Scribendi recte, sapere est et principium et fons:
Rem tibi Socraticae poterunt ostendere chartae,
Verbaque praeuisam rem non inuita sequentur.

* *

Das XII. Capitel.

Von dem Wohlklange der poetischen Schreibart, dem verschiedenen Sylbenmaaße und den Reimen.

1. §.

Nichts ist in diesem allgemeinen Theile der Dichtkunst noch übrig, als die Abhandlung von dem Wohlklange, der in der poetischen Schreibart mehr, als in prosaischen Sachen beobachtet werden muß. Unter diesem allgemeinen Ausdrucke begreife ich alles, was an den Versen ins Gehör fällt; die Abwechselung langer und kurzer Sylben, den Abschnitt, die Schlußpuncte in den Strophen, die Reime, und wo sonst noch etwas die Ohren kützeln, und dadurch das Gemüth eines Lesers oder Zuhörers belustigen kann. Die Musik allein nehme ich aus, als welches eine eigene Kunst ist, die auch ohne die Poesie bestehen kann: es wäre denn, daß man auch die Harmonie eines wohl ausgesprochenen Verses, nach Art der Alten, einen Gesang nennen wollte. Zwar hat auch die ungebundne Schreibart ihren gewissen Wohlklang, davon Cicero in seinen Gesprächen vom Redner, Quintilian, und nach ihnen fast alle Lehrer der Beredsamkeit ausführlich zu handeln pflegen. Wenn man es genau untersuchet, woher derselbe entsteht, so findet man: daß es nichts anders, als die angenehme Abwechselung gewisser lautenden und stummen Buchstaben; imgleichen die Vermischung langer und kurzer Sylben sey, die, hinter einander ausgesprochen, einen lieblichen Klang verursachen. Wie viel in der Wohlredenheit darauf ankomme, das ist bekannt. Oftmals werden die Zuhörer einer so harmonischen Rede dadurch mehr, als durch die besten Gründe gerühret und eingenommen; zumal, wenn der Redner eine liebliche Stimme hat,

und bey einer deutlichen Aussprache aller Sylben und Buchstaben die Töne derselben geschickt, d. i. den Sachen und dem Affecte gemäß zu verändern weis. Außer obgedachten Scribenten kann man auch das XVI. Capitel des I. Theils meiner ausführlichen Redekunst nachsehen, wo im 13. u. f. §. davon gehandelt worden.

2. §. Wie nun die gebundne Schreibart eher, als die ungebundne ins Geschicke gebracht worden, also können wir auch den Wohlklang der Poesie nicht von dem Wohlklange der Redner herleiten. Es ist bereits oben bey andrer Gelegenheit gedacht worden, daß Cicero das Gegentheil angemerket, wenn er erzählt, daß Isokrates den Poeten vieles abgelernet, was zur Lieblichkeit einer Rede etwas beytragen kann. Die Ursache setzt er auch hinzu; nämlich, weil die ersten Dichter zugleich Sänger und Spielleute gewesen, und ihre Verse also zur Belustigung der Ohren gemacht: so hätten sie eher Anlaß gehabt, auf die Harmonie zu sehen. Die Musik hilft uns also den Ursprung des poetischen Wohlklanges erklären. Ich habe schon in dem ersten Capitel erwähnet, daß die ersten Melodeyen eine gewisse Anzahl der Sylben, oder eine abgemessene Länge der Zeilen, in den Liedern erfordert haben; wodurch sie geschickt geworden, darnach abgesungen zu werden. Das war nun der allergeringste Grad des poetischen Wohlklanges, der auch bey den gröbsten Völkern statt gefunden. Es ist aber gleichwohl dem Gehöre angenehm, wenn alle Abschnitte einer Rede, die nach einander folgen, fast einerley Länge haben: so, daß die Zunge nach gewissen bestimmten Pulsschlägen, gleichsam zu einer periodischen Ruhe kömmt. So sind die Psalmen der Hebräer, auch so gar in unsrer deutschen Uebersetzung noch beschaffen: daher es denn kömmt, daß sie auch so prosaisch nach einer gewissen freyen Melodie gesungen werden können. Die ältesten griechischen

* Quintilian schreibt: Poema nemo dubitauerit imperito quodam initio fusum, & aurium mensura & similiter decurrentium spatiorum obseruatione esse generatum; mox in eo repertos pedes: das ist: Ohne Zweifel ist die Poesie aus einem unstudirten Triebe von ohngefähr entstanden, und durch die Aufmerksamkeit der Ohren auf die gleich fortlau-

schen Poeten haben freylich ihre Sylben schon genauer nachgezählt, als die orientalischen: allein mehr läßt uns doch die Rauhigkeit, der alles in seinem ersten Ursprunge unterworfen ist, von ihren ersten Liedern nicht hoffen.

3. §. Niemand hat den Ursprung und die wahre Beschaffenheit des poetischen Wohlklanges besser untersucht und ins Licht gesetzt, als Isaac Voßius, in seinem Tractate de Poematum cantu & viribus Rhythmi, den er zu Oxfort im Theatro Sheldoniano 1673. in gr. 8. herausgegeben. Er behauptet gleichfalls darinn auf der 2. Seite, daß die ersten griechischen Verse, nach der meisten Schriftsteller Meynung, keine Füsse, und keinen Wohlklang gehabt, und folglich ganz rauh gewesen. Er führt den Quintilian zum Zeugen an, dessen Worte man unten * sehen wird. Und darauf fährt er fort, die Natur und den Ursprung des Sylbenmaaßes zu erklären. Er vertheidiget dasselbe gegen seine Verächter, die sich einbilden, es sey angenehmer, wenn ein Vers wie ein Fluß in einem geraden Ufer fortschieße; wo er kein Hinderniß antrifft, als wenn er gleichsam Schrittweise, über so viel im Wege stehende Felsen sprudeln müßte. Allein er zeigt aus einer Anmerkung Ciceros, daß diejenigen, die Natur des Schönen nicht verstehen, die dafür halten, daß etwas ganz Einträchtiges ohne Abtheilung, Unterschied, und Abwechselung gefallen könne. ** Doch weil wir unter unsern Deutschen keinen Widerspruch hierinn zu besorgen haben, so halte ich mich hierbey nicht auf. Nur setzen wir hier voraus, daß das Gehör und die Aussprache selbst die alten Griechen gelehret, daß nicht alle Sylben gleichviel Zeit brauchten. Dieses mochte nun von dem Tone der Selbstlauter, oder von der Zahl und Art der Mitlauter herkommen; so merkte man doch, daß die eine Sylbe kurz, und die andre lang ausgesprochen ward: daher sie denn in kurze und lange eingetheilet wurden.

4. §.

senden Zeilen und Worte erzeuget worden; bis bald darauf auch die Füsse erfunden sind.

** Numerus in continuatione nullus est, distinctio & aequalium & saepe variorum interuallorum percussio, numerum conficit, quem in cadentibus guttis, quod interuallis distinguuntur, notare possumus, in amni praecipitante non possumus.

4. §. Der andere Grad des Wohlklangs entstund wohl damals, als man bey dem Singen solcher aufs genaueste abgezählten Zeilen, wahrnahm, daß zu einer jeden Zeile nach Beschaffenheit der dazu gehörigen Melodie, auch eine gewisse Abwechselung solcher kurzer und langer Sylben gehörete. Dieses bemerkten diejenigen am ersten, die das zärteste Gehör hatten, und es unangenehm fanden, wenn auf eine Sylbe, dahin der Accent fiel, eine kurze Note; auf eine kurze Sylbe hergegen, die man in der Aussprache fast nicht hörete, im Singen eine lange Note traf. Dieses suchte man nun mit gröſter Sorgfalt zu vermeiden, und daher mußte man darauf denken, daß ein Vers dem andern, und eine Strophe der andern ganz ähnlich würde: so bald nämlich dieses nicht war, so wollte es diesem zärtlichen Volke nicht klingen; wie es denn wirklich ein gutes Ohr verletzt. Wer da wissen will, wie seltsam dieses klinget, der darf sich nur von einem Franzosen ein paar Liederchen vorsingen lassen. Denn wer sonst ihres Singens nicht gewohnt ist, der wird ihnen fast keine Zeile verstehen können, ob er sie gleich sonst im Reden versteht: und das kömmt daher, weil ihre Poesie von keiner regelmäßigen Abwechselung langer und kurzer Sylben weis, wie ich schon oben im I. Capitel dargethan habe. Da muß es nun nothwendig geschehen, daß ein ganz kurzes E zuweilen sehr lang ausgedehnet; eine sehr lange Sylbe hingegen geschwinde überhüpfet oder verschlucket wird. Was das für eine Undeutlichkeit in der Aussprache machet, das ist nicht zu sagen: man muß es aber selbst hören, wenn man es recht völlig begreifen will.

5. §. Z. E. das bekannte Lied aus dem du Freny:

Un fou, qui veut faire l'habile,
Dit qu'en lisant il pretend tout savoir &c.

das kann nach der Melodie, die fast allen Franzosen bekannt ist, nicht anders gesungen werden; als daß die letzte Sylbe von faire, die doch nach der richtigen Aussprache so kurz, als möglich ist, lang wird. Das Wort pretend aber, welches

natür-

natürlich wie ein Jambus ausgesprochen wird, ein Trochäus werden muß; weil die Musik es so mit sich bringt, daß auf die kurzen Sylben lange, und auf die langen Sylben kurze Noten treffen. Hat nun der Poet die Melodie vorher gewußt, ehe er sein Lied gemacht, so hat er ein elendes Gehör gehabt, daß er diesen häßlichen Uebelklang nicht gemerkt; oder er ist so faul gewesen, daß er seine Redensarten nicht nach der Musik richten wollen. Hat aber der Musicus, zu einer schon fertigen Ode die Melodie gesetzt: so kann ich es ihm zwar zurechnen, daß er sich nicht nach der ersten Strophe gerichtet, und den Sylben ihr Recht wiederfahren lassen. Aber in allen übrigen Strophen hat er keine Schuld, weil die französischen Poeten keine einzige Strophe, im Absehen auf diesen Wohlklang, der andern gleich machen. Ob nun dieses der französischen Nation, die sich auf eine gewisse feine Zärtlichkeit ihrer Empfindungen soviel zu gute thut, zu Ehren gereicht, das lasse ich unparteyische Kenner beurtheilen. Wenigstens kann sie sich nicht rühmen, daß sie ein solch empfindliches Ohr habe, als die alten Griechen, oder auch wir Deutschen haben; denen ein solch barbarisches Singen, wider den Ton der Aussprache rauh und unerträglich vorkömmt. Vossius in dem angezogenen Tractate de Poematum Cantu hat dieses auf der 37 und 38. S. in einem Exempel aus dem Horaz gewiesen. Er vergleicht die Ode;

Audiuere Lyce, Dii mea vota; Dii
Audiuere Lyce; fis anus, & tamen
Vis formosa videri,
Ludisque & bibis impudens. &c.

mit einer französischen Uebersetzung, darinn keine einzige Strophe mit der andern einerley Wohlklang hat; und davon ich nur die erste hersetzen will:

Mes voeux sont contens Isabelle,
Oui les Dieux de leur grace ont contenté mes voeux;
Te voila vieille, & cependant tu veux
Faire encore la belle.

So

So sehr ich nun hierinn billige, was dieser große Kunstrichter von dieser ungeschaffenen Poesie urtheilt; so sehr muß ich mich beschweren, daß er, da er doch ein Holländer war, und den bessern Wohlklang der niederdeutschen Verse wußte, mit denen auch unsere hochdeutschen Gedichte übereinkommen, dennoch alle heutigen Völker einer solchen barbarischen Dichtkunst beschuldiget hat. *

6. §. Bey dem allen wollen die guten Franzosen es nicht begreifen, daß ihre Sprache lange und kurze Sylben habe. Auch Rollin in seinem so berühmten Werke, das er von der Poesie und andern freyen Künsten herausgegeben, gesteht zwar Italienern und Spaniern zu, daß sie Verse ohne Reime machen könnten: weil sie nämlich noch etwas von der alten Art der lateinischen Sprache in ihren Mundarten beybehalten hätten, dadurch sie geschickt wären, einen gewissen harmonischen Klang in ihre Verse zu bringen. Aber seinen Franzosen, meynt er, sey es nicht möglich, Verse ohne Reime zu dulden; weil sie lauter gleich lange Sylben in ihrer Sprache hätten, und keine Accente im Reden hören ließen. Ich glaube, man kann halb taub seyn, und doch den ehrlichen Rollin aus dem bloßen Gehöre widerlegen. Z. E. Die erste Zeile aus des Boileau Ode auf die Eroberung Namurs:

– ˘ – ˘ – ˘ – ˘
Quelle docte & sainte yvresse!

wird von allen Franzosen als eine trochäische Zeile von vier Füssen ausgesprochen, eben so, wie die erste Zeile aus Canitzens Ode auf seine Doris:

Soll ich meine Doris missen?

Nun

* Nec vero existimandum, ex quo barbarus iste sonus inualuit, vno saltem hoc vitio foedatam fuisse poeticam: aliud quippe etiam longe maioris momenti malum artem hanc inuasit: quod nempe sublato rhythmo & carminum mensura, simul quoque sublatus fuerit carminum cantus. Si latinos exceperis versus, factos ad imitationem veterum, nulla in hoc nostro saeculo in tota Europa scribantur Poemata, quae neruis & cantui commode possint aptari.

Digitized by Google

Nun verſuche mans, und verkehre entweder in der Ausſprache die Accente, in die jambiſche Art zu ſcandiren:

˘ – ˘ – ˘ – ˘ –
Quelle docte & ſainte yvreſſe.

Und frage einen Franzoſen, ob das recht ausgeſprochen ſey? oder man ſpreche alle Sylben gleich lang, das iſt, lauter Spondäen aus, folgender geſtalt:

– – – – – – – –
Quelle | docte & | ſainte y | vreſſe.

ſo wird er entweder taub ſeyn, oder den Unterſcheid hören müſſen. Denn es kann in ſeinen Ohren unmöglich anders klingen, als wenn ich die canitziſche Zeile entweder ſo leſen wollte:

˘ – ˘ – ˘ – ˘ –
Soll ich meine Doris müſſen?

oder ſo:

– – – – – – – –
Soll ich meine Doris müſſen?

7. §. Durch dieſe kleine Ausſchweifung will ich nur zeigen, wie nothwendig die alten griechiſchen Poeten auf die regelmäßige Vermiſchung langer und kurzer Sylben haben gerathen müſſen. Ihr Gehör ſagte es ihnen, was lang oder kurz war, und aus dem Klange urtheilten ſie, welche Sylbe ſich zum Anfange einer Zeile, bey einer gewiſſen Geſangweiſe beſſer ſchickte. Weiter brauchten ſie kein Geheimniß zu Erfindung ihrer mannigfaltigen Arten des Sylbenmaaßes. Die gemeinſte Ausſprache aller Leute gab es ihnen an die Haud, und wenn ſie ihre Verſe laſen, ſo geſchah es nach der proſodiſchen Scanſion; nicht aber nach den ungereimten Accenten, die wir heute zu Tage über die griechiſchen Verſe ſetzen. Hätten ſie zum Exempel den erſten Vers Heſiodi,

Μῦσαι πιερίηθεν, ἀοιδῇσι κλείουσαι

nach der Art unſerer heutigen Schulmeiſter ausgeſprochen: ſo hätten ſie ihrer natürlichen Sprache Gewalt angethan;

und

und folglich auch im Leſen eines Verſes, kein Vergnügen empfinden können. Der Accent in dem andern Worte ſteht nämlich auf einer Sylbe, die nach allen Regeln kurz iſt, und ſollte vielmehr auf der folgenden η ſtehen. Imgleichen ſteht im letzten Worte das Strichlein überm ει, wo es eben ſo wenig hingehört. Das ε iſt hier lang, und der Doppellaut muß nach Art zweyer kurzen Sylben, e und i, ausgeſprochen werden. Und dieſes giebt einen unumſtößlichen Beweis ab, daß die griechiſchen Accente, die der Proſodie zuwider laufen, nichts taugen.

8. §. Daß dieſes auch in der lateiniſchen Sprache gelte, kann ganz augenſcheinlich erwieſen werden. Unſre proſaiſche Ausſprache taugt nichts, weil wir die Länge und Kürze der Sylben nicht, ſo ausdrücken, wie ſie in ihren Poeten befindlich iſt. Das gemeine Volk in Rom, das von der Länge und Kürze der Sylben keine Regeln gelernet hatte, konnte es nach dem Zeugniſſe Cicerons hören, wenn ein Poet eine kurze Sylbe lang, oder eine lange kurz gebraucht hatte. * Nun ſage mir jemand, wie das möglich geweſen wäre, wenn nicht die lateiniſchen Sylben ihre Länge und Kürze, bloß nach der gewöhnlichen Ausſprache der Römer gehabt; davon alſo der Pöbel ſowohl, als der Poet, nach dem Gehöre urtheilen können. Aber unſere lateiniſche Sprachmeiſter wollen gern in der Proſodie der Alten beſondere Geheimniſſe finden, und durch künſtliche Regeln die Länge und Kürze der Sylben ausmachen. Bey unſerer verderbten Ausſprache des Lateins, die lange Sylben kurz, und kurze lang zu machen pflegt, thun ſie uns dadurch zwar gute Dienſte: wie wollen ſie es aber bewei-

* Denn nachdem er von dem Wohlklange überhaupt erſt geſagt: Illud autem ne quis admiretur, quonam modo haec vulgus imperitorum in audiendo noret: cum in omni genere; tum in hoc ipſo, magna quaedam eſt vis incredibilisque naturae. So ſetzt er nach einer allgemeinen Anmerkung von den Urtheilen, die nach dem Geſchmacke allein gefället werden, hinzu: Itaque non ſolum verbis arte poſitis mouentur omnes, verum etiam numeris ac vocibus. Quotus enim quisque eſt, qui teneat artem numerorum ac modorum? At in his, ſi paulum modo offenſum eſt, vt aut contractione breuius fieret, aut productione longius, theatra tota reclamant.

Digitized by Google

weiſen, daß auch Virgil eine Proſodie habe lernen müſſen? Es war alſo mit den alten Sprachen nicht anders beſchaffen, als mit den heutigen, die ein Sylbenmaaß in ihrer Poeſie haben; und faſt alle deutſcher Abkunft ſind. Ihre vornehmſte proſodiſche Regel war eben ſo, wie bey uns, dieſe: **Ein Poet richte ſich in der Scanſion nach der gemeinen Ausſprache.** Dieſes könnte noch weitläuftiger erwieſen und von etlichen kleinen Einwürfen befreyet werden, wenn ich eine lateiniſche Proſodie zu ſchreiben im Sinne hätte. Man leſe aber was Voſſius am angeführten Orte auf der 29. und 30. S. davon geſchrieben, ſo wird man völlig überzeuget werden.

9. §. Unter den vielfältigen Gattungen des Sylbenmaaßes, die von Griechen und Lateinern erdacht und gebraucht worden, iſt zwar keine einzige, die ſich nicht auch in unſrer, ja in allen andern Sprachen nachmachen ließen. Wir, und alle übrige Völker haben lange und kurze Sylben, die ſich in ungebundner Rede auf tauſendfältige Art durch einander miſchen laſſen. Was hindert es denn, daß wir dieſelben nicht auch auf eine einträchtige Art, nach einer beliebig angenommenen Regel ſollten abwechſeln können? Daß unſre Nachbarn dieſes nicht erkennen wollen, oder nicht gewahr werden, das gereicht uns zu keinem Nachtheile: vielmehr haben viele von unſern Dichtern und Kunſtrichtern hier alles mögliche gethan. Sonderlich haben Gesner, Clajus, von Birken, Herâus und Omeis ſichs angelegen ſeyn laſſen, die Möglichkeit vieler Arten des Sylbenmaaßes in unſrer Mutterſprache zu erweiſen, und allerley Exempel davon gegeben. Allein, daß ſie nicht Beyfall und Nachfolger gefunden, das kömmt meines Erachtens daher, weil die Harmonie der gar zu gekünſtelten Abwechſelungen der Füſſe nicht ſo leicht ins Gehör fällt; da man auch im Lateiniſchen Mühe hat, eine ungewöhnliche Art von Verſen recht zu ſcandiren.

10. §. Man iſt alſo im Deutſchen vor Alters faſt bey den jambiſchen Verſen allein geblieben; weil die ſelbe unſrer Sprache am natürlichſten ſind. Die Artikel vor den Nennwör-

tern, und die Fürwörter vor den Zeitwörtern geben lauter steigende Zeilen an die Hand: so vieler tausend zusammengesetzter Wörter, davon unsre Sprache voll ist, nicht zugedenken, die ordentlich von vorne mit einer kurzen Sylbe verlängert werden, und also Jamben ausmachen. Z. E. Verstand, Gemüth, Vernunft, Geduld, genug, worauf, vorhin, betrübt, verdammt, erheben, gestorben, verlangen, besonders, entkräften, unmöglich, ausführlich, u. s. w. Daß nun dergleichen Verse vor Alters in Deutschland, entweder mit Fleiß, oder von ungefähr, nach dem bloßen Gehöre gemachet worden, das habe ich bereits oben im ersten Capitel aus Luthers Liedern, ja aus Winsbeks Ermahnung an seinen Sohn erwiesen. Ja, man findet auch wohl in ältern Poeten unsers Vaterlandes, z. E. im Ottfried, die Spuren davon.

11. §. Die trochäischen sind zwar so sehr nicht Mode geworden, doch unsrer Sprache eben so natürlich, als jene Gattung. D. Luther hat schon zu seiner Zeit den Lobgesang Ambrosii: Nun komm der Heiden Heiland, durchgehends in dergleichen Art von Versen übersetzt: welches zwar aus diesem Anfange nicht erhellet, aber in dem ganzen Liede unleugbar ist; wenn man nur etliche harte Stellen der damaligen rauhen Mundart nachsehen will. Z. E. ist folgende Strophe ihm gut gerathen:

Der du bist dem Vater gleich,
Führ hinaus den Sieg im Fleisch,
Daß dein ewge Gotts-Gewalt,
In uns das krank Fleisch erhalt.

So gar im Ottfried findet man unzählige trochäische Zeilen, ja zuweilen vier, fünf, sechs hintereinander: welches gewiß dem Poeten nicht ungefähr gekommen seyn kann; sondern um des Wohlklanges halber, den er in dergleichen Versen bemerket hat, mit Fleiß geschehen seyn mag. Es giebt gelehrte Männer, die dafür halten, diese Art des Sylbenmaaßes sey unsrer Muttersprache viel natürlicher, als die jambische. Sie berufen sich auf die einfachen Nennwörter derselben, die

gewiß

gewiß entweder einsylbig sind, und also in allen Abänderungen mit einer langen Sylbe anfangen, und mit einer kurzen endigen, als, von Haupt, Hand, Fuß, **Häupter**, **Hände**, **Füße**, oder zwey Sylben haben, wie z. E. **Glaube**, **Liebe**, **Hoffnung**, **Vater**, **Mutter**, und also auch fast lauter Trochäen machen. Ja selbst die Hauptwörter im Infinitiuo, gehören zu denen, die gleichfalls trochäisch klingen; als, **leben**, **sterben**, **essen**, **trinken** ꝛc. Allein, dem sey wie ihm wolle, so viel ist gewiß, daß trochäische Gedichte uns Deutschen nicht schwerer fallen können, als jambische. Unsre Sprache hat fast eben so viel lange als kurze Sylben, und da sich dieselben hier sowohl, als in der jambischen Art, in gleicher Anzahl befinden müssen: so läuft es auf eins hinaus, was man für Verse machen will.

12. §. Das daktylische Sylbenmaaß ist das dritte, das bey uns von August Buchnern eingeführet worden, der aber selbst gesteht, daß er es nicht erfunden, sondern schon bey den Alten angetroffen. Es erfordert, wie bekannt ist, zweymal so viel kurze als lange Sylben, und ist daher so leicht nicht, als die beyden obigen Gattungen. Wir finden auch daher vor Opitzen wohl nicht leicht eine ganz daktylische Strophe in unsern alten Poeten; ja auch nach seiner Zeit hat es wenigen damit gelingen wollen. Christian Weise und Günther sind oft sehr glücklich darinn gewesen; so, daß ihnen diese Art ganz ungezwungen und ohne Anstoß geflossen. Man hat sie aber mehrentheils nur zu kleinen Arien von einer oder zwey Strophen; ja wohl gar nur zu einzelnen Zeilen in jambischen oder trochäischen Versen gebraucht. Sie klingen an sich selbst sehr lustig und springend, und sind daher zur Abwechselung in Cantaten, oder andern musikalischen Stücken bisweilen sehr bequem; zumal, wenn man gewisse heftige Affecten dadurch auszudrücken Gelegenheit hat. Doch die Wahrheit zu sagen, sind sie außer diesen Fällen für unsere männliche Sprache ein wenig zu kindisch, ob sie gleich dem Frauenzimmer und jungen Leuten sehr zu gefallen pflegen. Zur Noth könnten sie dienen den Italienern, die sich auf die Zärtlichkeit ihrer Sprache so viel einbilden, zu zeigen, daß

man bey uns eben sowohl fließende und liebliche Sylben zusammen bringen könne, die einem Sänger gleichsam von sich selbst über die Zunge weglaufen. Man müßte sich aber alsdann mit Fleiß aller rasselnden und rauschenden Wörter enthalten; hergegen viele von den lautenden und andern gelinden Buchstaben, als b, d, f, l, m, n, w, anzubringen suchen, als welche einer Zeile eine große Gelindigkeit und Lieblichkeit zuwege bringen. Wer Exempel verlanget, der kann sie von allen Arten in Hübners poetischem Handbuche finden.

13. §. Die vierte Art der Verse bey uns besteht aus den amphibrachischen Füßen, wie schon Omeis in seiner Dichtkunst angemerket hat. Ein Amphibrachis ist, wie das Wort zeigt, ein dreysylbigter Fuß, dessen mittelste Sylbe lang, beyde Ende aber kurz sind. Wir habe eine Menge von Wörtern im Deutschen, die von solcher Beschaffenheit sind. Z. E. **von Zeitwörtern:** erheben, verachten, gebähren, vernichten, **von Nennwörtern,** Gesunde, Betrübte, Gedanken, Gedichte; **von andern Wörtern,** derselbe, desgleichen, unendlich, gewaltig, erheblich, abscheulich, ꝛc. Wenn nun solche Füsse zusammengesetzt werden, so entsteht folgende Art von Versen, die ich aus dem Menantes nehmen will:

⏑ – ⏑ | ⏑ – ⏑ | ⏑ – ⏑ | ⏑ – ⏑ |
Das laß ich | wohl bleiben, | daß ich mich | verliebe, |
Ich liebe | mich selber, | und schone | mein Geld, ꝛc. |

Günthers Uebersetzung aus dem Secundus, ist von eben der Art. Wie nun diese Versart sehr wohl und lustig klinget, so ist sie auch von unsern Dichtern in kleinen Arien und Oden, sehr fleißig gebraucht worden. Nun weis ich zwar, daß einige Anleitungen zur deutschen Poesie, diese amphibrachische Art, mit zur daktylischen schlagen wollen; weil der Klang derselben sehr damit übereinkömmt. Allein, da sie doch allemal gestehen müssen, daß hier vorne immer eine Sylbe zu viel ist, die nicht zum daktylischen Verse gehöret: so ist es ja besser,

ein

Digitized by Google

ein jedes Kind bey seinem Namen zu nennen. Denn außer daß man die Verwirrung dergestalt besser vermeidet, so gewinnt unsre Sprache und Dichtkunst auch dadurch eine mehrere Aehnlichkeit mit der griechischen und lateinischen, welches ihr in Ansehung der übrigen heutigen Sprachen allerdings einen Vorzug giebt. Jemehr wir nämlich die Füße und Verse der Alten nachahmen können, destomehr Wohlklang und Harmonie hat unsre Sprache und Verskunst aufzuweisen.

14. §. Die fünfte Art der Füsse, die unsere Sprache an die Hand giebt, sind die anapästischen. Ein Anapäst besteht aus dreyen Sylben, davon die beyden ersten kurz, und die dritte lang ist. An solchen Wörtern nun fehlt es uns abermal nicht. Z. E. Potentat, Majestät, ungemein, überaus, allemal, sintemal, unverwehrt, jedermann, nimmermehr, u. d. gl. Nun scheint es zwar, als ob die ersten Sylben dieser Wörter auch lang ausgesprochen werden könnten; wie sie denn auch wirklich von den Poeten in jambischen und trochäischen Versen lang gebraucht zu werden pflegen: allein dieses zeiget nur, daß wir im Deutschen eben sowohl, als im lateinischen, Syllabas ancipites, Sylben von ungewisser Länge haben; die man theils lang, theils kurz brauchen kann. Ein rechter anapästischer Vers sieht also im Deutschen etwa so aus, wie Omeis das Exempel dazu giebt:

Gute Nacht, | gute Nacht | ruhet wohl | bis zum Ta | ge,
Ruhet sanft, | ohne Furcht, | ohne Scheu, | ohne Pla | ge.

Diese Art ist indessen etwas schwerer, als die vorhergehende, bloß, weil man einige Mühe hat, eine Rede mit zwo kurzen Sylben anzufangen. In der Mitte aber haben sie nicht mehr Schwierigkeit, als die daktylischen, oder amphibrachischen; weil sie nicht mehr kurze Sylben erfordern, als dieselben. Eben daher sind auch in den gemeinen poetischen Anweisungen diese anapästischen Verse mit zu den daktylischen geschlagen worden; die aber ein paar überflüssige Sylben vor-

ne hätten. Allein, da ihre Scanſion ganz anders klingt, und vielmehr Bewegung, ja eine recht heftige, plötzliche Gemüthsart ausdrückt, die dem daktyliſchen Wohlklange ganz entgegen ſteht: ſo thut man viel beſſer, daß man ſie ganz beſonders läßt, und auch dadurch den Reichthum unſrer Dichtkunſt vor der welſchen und franzöſiſchen behauptet.

15. §. In den bisherigen fünf Arten der poetiſchen Füſſe, habe ich an allen deutſchen Lehrern der Proſodie Vorgänger gehabt. Allein, da es meine Abſicht iſt, unſre Dichtkunſt auch im Abſehen auf den Wohlklang der Verſe, der eine ſo erſtaunliche Kraft in den Gemüthern der Menſchen hat, und bisweilen rechte Wunder thut, vollkommener zu machen: ſo halte ich es für nöthig, zu zeigen, daß es uns Deutſchen auch an andern Arten der Füſſe nicht fehle, die bey den Alten mit ſo vielem Vortheile gebrauchet worden. Und wenn ich mit dieſer Bemühung nichts mehr ausrichte, als daß ich anwachſenden muntern Köpfen ein wenig das Ohr ſchärfe, auf den verſchiedenen Wohlklang der Sylben und Wörter acht zugeben, und, wenn es auch nur zur Luſt wäre, einige Verſuche damit zu machen: ſo ſoll mich die Arbeit nicht dauren. Es iſt eine Schande, daß unſre ſo großen Verfechter des Alterthums, die ſich für das Griechiſche und Lateiniſche bald todtſchlagen laſſen uns gleichwohl in Schulen oder in Schriften, die ſie davon verfertigen, keinen Begriff von dem verſchiedenen Wohlklange der alten Gedichte, beybringen, der doch die Griechen und Römer faſt bezaubert hat. Und da unſre Sprache durch die Länge und Kürze ihrer Sylben, geſchickt iſt, ſich der Lieblichkeit der gelehrten Sprachen, durch dieſe ſo mannigfaltige Harmonie mehr und mehr zu nähern: ſo ſehe ich nicht, warum wir unſern Dichtern in den bisher gewöhnlichen Versarten ein Ziel ſtecken, und ihnen nicht vielmehr ein, Plus ultra, zuruffen ſollten.

16. §. Ich hebe alſo billig von den Spondäen an, als welche Art von Füſſen noch zu den zweyſylbigten gehöret. Ein Spondäus aber beſteht aus zwoen langen Sylben, und geht alſo auf eine recht gravitätiſche ernſthafte Art einher, ohne

wie

wie die Jamben oder Trochäen, auf einem Beine zu hinken. Ernstlich von der Sache zu reden, so hat diese spondäische Art nicht so viel Bewegung und Hitze in sich, als die andern obbemeldten Füsse, die auch aus kurzen Sylben bestehen: sondern sie ist gleichsam eine Abbildung einer recht stoischen Ruhe, und Gelassenheit. Sie geht, gleich einem Spanier, mit lauter majestätischen Schritten einher, und füllt das Ohr mit eitel vollklingenden Tönen. Es fehlt uns auch im Deutschen an Wörtern nicht, die hier zu Exempeln dienen können: zumal unsre zusammengesetzten Wörter schicken sich sehr gut dazu. Z. E. Großmuth, Unmuth, Sanftmuth, Handwerk, Hofrath, Vormund, Werkstatt, Vortrab, Nachsicht, Sonntag, ꝛc. Ja auch dreysylbige haben wir, darinnen zwo nach einander lang sind; als vorhaben, aufstehen, mitnehmen, vorgehen, nachfolgen, Großvater, ausnehmend, u. d. gl. Wollte man nun ganze Verse aus lauter solchen Füssen zusammen setzen, so würde dieses eben so traurig und hölzern herauskommen, als wenn ein Tanz durchgehends aus lauter sogenannten pas graues bestünde. Es haben daher auch weder die Griechen noch die Lateiner, ganz spondäische Verse gebraucht; wohl aber die Spondäen unter die Jamben, Trochäen und Daktylen gemenget: um dieselben etwas ernsthafter und langsamer zu machen, als sie sonst gewesen seyn würden. Von den Jamben sagt dieses Horaz in seiner Dichtkunst ausdrücklich:

Tardior vt paullo grauiorque veniret ad aures,
Spondaeos ſtabiles in iura paterna recepit.

Und wir selbst pflegen, dieses zu thun, wenn wir jambische Verse machen, zumal im Anfange derselben. Z. E. wenn Pietsch schreibt:

Held, ich umschränke mich, dieß Blatt ist viel zu klein ꝛc.

ſo iſt unſtreitig die erſte Sylbe, Held, eine lange Sylbe, und macht alſo mit dem Worte ich, welches hier lang gebraucht iſt, einen Spondäus; dieſer aber vertritt die Stelle eines Jambus.

17. §. So erlaubt uns nun dieſes, nach dem Beyſpiele der Alten iſt, und bleiben muß, ſo billig wäre es gleichwohl, daß man ſich künftig auch dieſer Erlaubniß nur mäßig bediente. Die Lateiner haben ſich hierinn das Maaß geſetzet, daß ſie in den ſechsfüßigen Jamben, ſich den andern und vierten Fuß von Spondäen frey behalten wollen:

Commodus & patiens (iambus), non vt de ſede ſecunda
Cederet aut quarta ſocialiter.

Viele von unſern deutſchen Poeten haben dieſe Regel in ihren jambiſchen Verſen nicht beobachtet; und daher ſind ihre Verſe ſo ſteif und ſo rauh geworden, daß man ſie vor großer Härte, nicht leſen oder hören mag. Ja ſelbſt auf den erlaubten Stellen, iſt es nicht einmal rathſam, gar zu oft mit den Spondäen aufgezogen zu kommen. Unſre Sprache iſt bey weitem ſo gelinde nicht, als die lateiniſche war. Dieſe hatte ſo wenig Mitlauter in ihren Sylben, daß man einen ſechsfüßigen Vers aus lauter Jamben faſt im Augenblicke ausſprechen konnte. Man nahm, ſo zu reden, immer zwey Füſſe zugleich in den Mund, und nannte ihn daher trimetrum, als ob er nur drey Füſſe hätte; da es doch ſechſe waren.

Pes citus, vnde etiam trimetris accreſcere iuſſit
Nomen iambeis, cum ſenos redderet ictus.

Weil nun im Deutſchen an Mitlautern eher ein Ueberfluß, als Mangel zu beſorgen iſt: ſo muß man auch die Erlaubniß, zuweilen einen Spondäus einzumengen, nur mäßig brauchen, und ſich lieber auf reine Jamben befleißen, wenn man was liebliches ſchreiben will. Jemehr Spondäen ein Vers oder Gedichte von jambiſcher oder trochäiſcher Art hat, deſto härter und ungehobelter klingt er.

In ſcenam miſſos magno cum pondere verſus,
Aut *operae celeris nimium* curaque carentis,
Aut *ignoratae* premit *artis* crimine turpi.

18. §.

18. §. Ferner werden die Spondäen von Griechen und Lateinern auch unter die daktylischen Füsse gemenget, und daraus entsteht die sogenannte heroische, oder alexandrinische Versart. Die Liebhaber und Kenner der lateinischen Dichter kennen dieselbe ohne mich schon: allein um der deutschen Leser willen muß ich sie beschreiben. Ein sogenannter Hexameter besteht aus sechs Füssen, da die ersten viere ohne Unterschied spondäisch, oder daktylisch seyn können; der fünfte nur muß immer ein Daktylus, und der sechste immer ein Spondäus, oder höchstens ein Trochäus seyn. Ein Exempel hat uns Luther in der Bibel gegeben:

– ⏑⏑ – – – – – – – ⏑ ⏑ – ⏑

Und Isa | ac scher | zet mit | seinem | Weibe Re | becca.

Daß man nun solche Verse im Deutschen machen könne, das hat schon beynahe vor zwey hundert Jahren Conrad Gesner eingesehen. * Allein das Exempel, was er giebt, ist ihm nicht sonderlich gerathen, weil er die rechte Länge der Sylben nicht beobachtet hat. Er setzt das Vater unser so:

O Va | ter un | ser, der | du dein' | ewige Wohnung
Erhöhst | in Him | meln, dein | Namen | werde ge | heiligt.

Wer sieht aber nicht, daß er hier die beyden letzten Sylben von **Vater** und **unser** lang gebrauchet hat; da sie doch nach dem Urtheile aller Ohren kurz ausgesprochen werden. Eben so ist es ihm in **Namen** gegangen. Das Wort **erhöhst**, hat er auch als einen Spondäus gebraucht, da es doch ein Jambus ist: und bey solchen Unrichtigkeiten ist es kein Wunder, daß ihm diese Art nicht hat klingen wollen; zugeschweigen, daß die Sprache damals noch zu rauh war, und lange nicht einen solchen Ueberfluß geschmeidiger Redensarten hatte, als itzo. Den Graecismus **in Himmeln** will ich nicht einmal erwähnen, der uns diese Probe noch häßlicher machet,

* Siehe die Vorrede zu Josua Malers Diction. German. Latin. wo er also schreibt: Nos ad Latinorum Graecorumque imitationem numerosa meditari carmina coepimus, id quod in Hexametris heroicis parum feliciter procedit, In Phaleucis vero melius.

Digitized by Google

weil er die Zeile ganz undeutsch machet. Wie aber, wenn man das Vater Unser so übersetzte?

Hör uns, Vater und Herr, der du den Himmel bewohnest,
Daß dein Name bey uns über alles geheiliget werde,
Daß dein herrliches Reich bey uns auf Erden erscheine,
Und dein Wille von uns, eben so, als im Himmel geschehe.
Gib auch das tägliche Brodt, und vergib uns die sündlichen Schulden,
Wende Versuchungen ab, und rett uns aus Gnaden, vom Uebel,
Denn dein ist das Reich, ja göttliche Macht und Herrlichkeit, Amen.

19. Doch da dieses heroische Sylbenmaaß ohn alle Reime deutschen Ohren noch gar zu fremde geklungen, so sind einige von unsern Dichtern auf die Vermischung der Hexameter mit Pentametern, oder auf die Elegie der Lateiner verfallen; die sie auch durch die Beybehaltung der Reime angenehmer zu machen gesucht. Schon Sigmund von Birken ein Pegnitzschäfer, hat in seiner Prosodie einen Versuch damit gemacht, der ihm aber nicht sonderlich gelungen ist. Nächst ihm hat Omeis in seiner Reim- und Dichtkunst folgendes Exempel gegeben, welches nicht übel klinget:

Was ein menschliches Herz, von innen und außen betrübet,
Werde durch Gottes Gewalt, künftig und itzo verjagt.
Was ihr redet und thut, das werde von beyden geliebet,
Bis der Tod zugleich beyden das Leben versagt.

Heraus ist nicht minder glücklich in dieser Art gewesen. Auf der 68. S. seiner Gedichte, steht ein Gedichte auf Carln den VI. welches so anhebt:

Mächtigster Herrscher der Welt, vom Himmel die Fürsten zu richten,
Einig erwähleter Fürst, unüberwindlicher Held:
Gönne der eifrigen Pflicht dieß nimmer gesehene Dichten,
Von nicht gesehenen Ruhm, welchen dein Adler erhält.
Zeuget der Friede den Krieg durch tapfre Beschützung der Rechte ꝛc.

Hieraus sieht man fürs erste, daß Heraus, um diesen neuen Versuch beliebt zu machen, fast lauter daktylische Füsse gebraucht; hernach, daß er wie Omeis den Reim der Deutschen beybehal-

behalten hat. Allein, meines Erachtens, würde man mit der Einführung dieser Gattung des Sylbenmaaßes dergestalt nichts gewinnen. Daktylische Verse hat man längst gemacht; aber sie klingen zu weich: die Spondäen müssen sie männlicher machen. Die Reime haben uns in den andern Arten genug zu schaffen gemacht: in dieser neuen müßten wir das Herz fassen, endlich einmal ungereimte Verse zu machen. Wir wollen also noch eine Probe sehen, die zwar eine Elegie ist, aber nicht reimet. Es ist eine Uebersetzung des VI. Psalms:

Strafe mich nicht, o Herr, in deinem erschrecklichen Zorne,
Züchtige mich doch nicht, Vater, aus Eifer und Grimm!
Sey mir, gnädig o Herr, denn ich bin schwach und erschrocken:
Heile mich, himmlischer Arzt, meine Gebeine sind schwach.
Herzlich erschrocken ist mir die kümmerlich ächzende Seele;
Ach wie so lange, mein Gott, ach wie so lange bist du?
Wende dich Herr, und rette mir bald die Seele, das Leben:
Hilf mir, so wahr du ein Gott voller Erbarmungen bist.
Denkt man im Tode wohl dein? wer dankt dir im Schlunde der Hölle?
O so erbarme dich doch, weil mich die Erde noch trägt!
Ich bin müde von Gram, und schwemme mein Bette bey Nachte,
Wenn mein thränender Guß Lager und Decke benetzt.
Meine Gestalt verfällt, vor Trauren und Kummer und Zagen;
Denn von täglicher Angst rückt auch das Alter heran.
Weichet von hier, ihr Frevler! entweicht. Gott höret mein Weinen,
Ja, der Herr höret mein Flehn, höret mein ängstlich Gebeth.
Schämt euch ihr Feinde, dabey; erschreckt und kehrt euch zurücke!
Werdet zu schanden, und flieht; weichet nur plötzlich von mir.

20. §. Ich weis wohl, daß dieses manchen Ohren noch ziemlich fremde und unangenehm klingen wird. Allein denen, die einen lateinischen Vers Tibulls oder Ovids in dergleichen Sylbenmaaße, ohne alle Reime schön finden, ist es in Wahrheit eine Schande; wenn sie eben diesen majestätischen Wohlklang, den sie dort bewundern, nur im Deutschen, entweder nicht hören, oder doch verwerfen wollen. Meines Erachtens fehlt nichts mehr, als daß einmal ein glücklicher Kopf, dem es weder an Gelehrsamkeit, noch an Witz, noch an Stärke

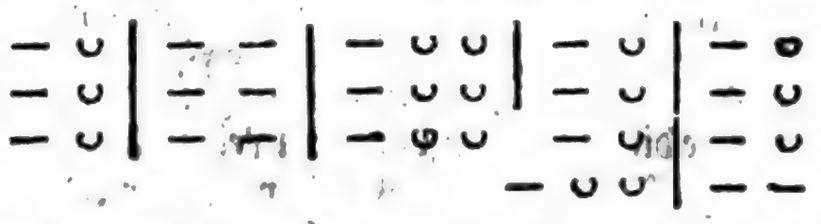
in

in ſeiner Sprache fehlt, auf die Gedanken geräth, eine ſolche Art von Gedichten zu ſchreiben, und ſie mit allen Schönheiten auszuſchmücken, deren ſonſt eine poetiſche Schrift, außer den Reimen, fähig iſt. Denn wie ein Milton in Engeland ein ganz Heldengedicht ohne alle Reime hat ſchreiben können, welches itzt bey der ganzen Nation Beyfall findet; und wie in Italien der Cardinal Bentivoglio den ganzen Statius in ſolche reimloſe Verſe überſetzt hat: ſo wäre es ja auch im Deutſchen nicht unmöglich, daß ein großer Geiſt was neues in Schwang brächte. Ich bin verſichert, wenn uns nur Opitz etliche Exempel von dieſer Art gelaſſen hätte, man würde ihm ohne alles Bedenken häufig darinn gefolget ſeyn. Dieſen Mangel einigermaßen zu erſetzen, will ich noch folgende Probe von der heroiſchen Art herſetzen.

Rom und Athen war ſonſt ganz reich an Meiſtern und an Künſten,
Doch was nützte die Zahl philoſophiſcher Lehrer und Schüler,
Welche man irgend geſehn? O! was für ein thörichtes Weſen,
Was für ein albernes Zeug ward täglich in Tempeln getrieben?
Pallas erſchrack, und Jupiter ſelbſt, der Vater der Götter
Hatte nur Abſcheu davor. Schwärmt, ſchwärmt nur ihr raſenden Pfaffen!
Opfer und Räuchwerk iſt nichts, wenn tauſend Laſter euch drücken.
Prüfet euch ſelbſt, forſcht Sitten und Herz, ja Sinn und Gedanken:
Dienet ihr Gott, oder euch? Seht, wie das Gewiſſen euch ängſtet!
Reinigt den Geiſt, ſucht Weisheit und Zucht, lernt alles erdulden,
Dämpft erſt tapfer und friſch die eignen Begierden und Lüſte,
Dann zeigt andern den Weg und lehret ſie tugendhaft wandeln,
Nüchtern, gerecht, großmüthig und milde das Leben erfüllen:
Dann wird die Ehre der Weisheit beſtehn, dann wird man bekeñen,
Daß ihr durch Klugheit u. Witz vor Barbarn den Vorzug gewoñen.

21. §. Doch auch die heroiſchen Verſe und Elegien ſind noch nicht alles, was wir im Deutſchen nachahmen können. Einige Meiſter unſrer Dichtkunſt, haben faſt alle oder doch die meiſten und beſten Arten, der griechiſchen und lateiniſchen Oden, im Deutſchen zu machen, verſucht: und ich darf mich nur auf meine Vorgänger berufen, wenn mein Anſehen zu klein iſt, die Möglichkeit davon zu zeigen. Zwar was die anakreontiſchen

schen anlanget, so sind dieselben ohne alle Schwierigkeit. Sie bestehen nur aus jambischen, oder trochäischen kurzen Versen, die wir täglich zu machen pflegen; nur daß sie sich nicht reimen dörfen, wie die unsrigen und ich habe selbst in meinen Gedichten etliche Oden Anakreons, in eben der Versart die er gebraucht hat, in eben soviel Zeilen und Sylben übersetzt; worauf ich mich hier beziehen kann. Außer diesen aber sind uns ja auch die sapphischen Verse im Deutschen schon bekannt. In dieser Art besteht jede Zeile, aus einem Trochäus, einem Spondäus, einem Dactylus, und noch zween Trochäen. Nach dreyen Zeilen wird ein Adonischer Vers angehänget, der nur einen Dactylus und Spondäus erfordert. Das Sylbenmaaß sieht so aus.



Unter unsern Kirchengesängen, ist das Lied, Herzliebster Jesu, was hastu verbrochen, nach dieser Art gemachet; aber nicht überall getroffen. Clajus in seinem Leiden Jesu, hat folgendes Exempel mit Reimen gegeben:

Welche | Regen- Wolke hat | dich ver | stecket?
Hast du | Dich mit | Trauerflor | über | decket?
Deiner | Schwester | silberbe | zäumte | Pferde,
Leuchten | der Erde. |

Nun hat zwar Omeis einen Fuß von jedem Verse weggelassen, und diese neugebackene Art dennoch sapphische Verse nennen, ja sie für lieblicher ausgeben wollen. Allein, ich bleibe lieber bey der wahren sapphischen Art, und glaube, wie eben dieser Omeis anmerket, daß sie sich sehr wohl würde hören lassen, wenn sie von einem geschickten Tonkünstler recht in die Musik gesetzt, und abgesungen würde. Ein schönes Exempel sehe man in den Belustigungen, des Verstandes und Witzes im I. Stücke, des I. B.

22. §.

22. §. Hier sieht ein jeder, daß es auch angeht, im Deutschen adonische Verse zu machen, die alle so aussehen und klingen, wie die letzte Zeile in der sapphischen Versart. Sie bestehen nämlich aus einem Daktylus, und einem Spondäus, oder an der Stelle dieses letztern, einem Trochäus und klingen in scherzhaften Sachen sehr lieblich. Z. E.

Gereimte,	oder ungereimte.
– ∪∪ – –	Reizende Musen!
Artige Jugend,	Edle Göttinnen
Liebe die Tugend.	Reizet doch immer
Lachen und Scherzen	Alles auf Erden
Reize die Herzen	Euch zu verehren.
Nimmer, der Erden	Reizet und locket
Sclaven zu werden;	Junge Gemüther
Nimmer zum Ziele	Liebliche Künste,
Lockender Spiele;	Singen und Spielen,
Nimmer zum Triebe	Dichten und Reimen,
Schändlicher Liebe.	Fleißig zu lernen,
Wangen und Stirnen	Eifrig zu üben,
Buhlender Dirnen,	Andre zu lehren,
Reizender Schönen	Allen zu preisen;
Gleichen Sirenen,	Und die Verderbniß
Welche mit Singen	Roher Verächter
Menschen verschlingen.	Stolz zu verachten.

23. §. Doch auch dabey bleibet es nicht. Unsre Dichtkunst erstreckt sich auch auf die phaläcische Versart, davon gleichfalls Omeis schon gehandelt hat. Diese hat fünf Füße, davon der erste ein Spondäus, der andere ein Daktylus, die übrigen drey aber Trochäen sind. Sie sieht so aus:

| – – | – ∪∪ | – ∪ | – ∪ | – ∪ |

Auf Ger | manien! | soll dein | alter | Schimmer,
Itzt so jämmerlich Dampf und Schatten leiden?
Soll dein Kaiserthum, deutscher Häuser Zierde,
Aus Nachlaßigkeit, dir entrissen werden?
Und der Nachbarinn, die dich tödlich hasset,
Ewigs Eigenthum, stetes Vorrecht heißen?
Aermstes Oesterreich! wie bist du gefallen!
Hättst du Gallien nicht so viel getrauet!

Die

Die Verheißungen Ludwigs verschmähet,
Frankreichs Herrschbegier allezeit erwogen:
So würd itzo noch deine Wohlfahrt blühen.

Man nennt sonst diese Verse, von der Anzahl der Sylben, auch Hendecasyllaben; d. i. eilfsylbigte Verse; und sie hat ihre besondre Schönheiten, die man leicht inne werden würde, wenn man sie in Uebung bringen, und nach den besten Mustern der Alten einrichten wollte.

24. §. Auf eben diese Art würde man noch viele andre Versarten der Alten, z. E. choriambische und alcaische, nachmachen können: wenn es meine Absicht wäre, eine deutsche Prosodie zu schreiben. Ich habe hier nur mit einigen Exempeln die Möglichkeit zeigen wollen, in unsrer Sprache die besten Arten des griechischen und lateinischen Sylbenmaaßes und Wohlklanges zu erreichen; die zwar von unsern Vorfahren schon eingesehen worden, allein fast wieder ins Vergessen gerathen ist. Ist man aber in diesem Jahrhunderte in so vielen Stücken von den Vorurtheilen unsrer Vorfahren abgewichen, so zweifle ich nicht, daß es auch in diesem Stücke noch wohl möglich seyn werde, unsrer Dichtkunst eine mehrere Mannigfaltigkeit zu verschaffen. Und gesetzt, daß alle diese Vorschläge nur wenige Proben hervorbrächten, und gewissermaßen critische Speculationen blieben; so würden sie doch allemal dienen können, zu zeigen, daß der wahre Numerus, oder Wohlklang der alten rhythmischen Poesie, nicht so gar mit den alten Sprachen verlohren gegangen, als wohl Voßius und einige andre ausländische Kunstrichter, als Lami, Rollin, Rapin, u. s. w. vorgeben: daß er nicht, wenigstens in unsrer Muttersprache noch vorhanden wäre. Ich sage damit nicht, daß man im Welschen, Französischen und Spanischen, nicht eben das würde thun können. Nein, ich glaube fest, daß es in allen Sprachen von der Welt angehen muß, wenn nur das Ohr der Dichter zart genug ist, diesen Wohlklang wahrzunehmen. Z. E. die ersten Verse des Boileau aus der VII. Satire, würde ich so scandiren, wie es die Aussprache mit sich bringt:

⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ –

De tous les animaux qui s'elevent dans l'air,

Und also würde er aus drey Jamben und zween Anapästen bestehen. Doch was geht mich die französische Poesie an? Sie mag ja durchaus kein Sylbenmaaß haben, und will mit Fleiß in der Barbarey bleiben: und Horaz schreibt:

Inuitum qui seruat, idem facit occidenti.

25. §. Vielleicht denkt jemand, dieses gienge doch insgesammt nur auf die Abschaffung der Reime los; allein das sey ja schon, was die jambischen ungereimten Verse anlanget, vielfältig versuchet worden; da uns von Bergen, Miltons verlohrnes Paradies in deutschen ungereimten Versen geliefert, Veit Ludewig von Seckendorf aber, Lucans pharsalischen Krieg auf diese Art ins Deutsche übersetzt: allein man habe auch wohl aus der Erfahrung gesehen, daß diese Neuerung weder Beyfall noch Nachfolger gefunden. Ich antworte hierauf: der große Seckendorf ist zwar sonst ein gelehrter Mann; aber in der Poesie von der Stärke nicht gewesen, daß er dergleichen ungewöhnliche Sachen ins Werk richten können. Wer dieses thun sollte, der müßte ein Dichter von der ersten Größe und in allen andern Stücken unverbesserlich seyn. Allein dem ungeachtet glaube ich doch, daß er mehr würde ausgerichtet haben, wenn an seinen Versen nichts mehr, als der Reim gefehlet hätte. Man sehe aber nur folgende Probe davon an; so wird mans gewahr werden. Es mag gleich der Anfang des ganzen Gedichtes dazu dienen, davon wir im vorigen Capitel den Grundtext gelesen haben:

Den mehr als Bürgerkrieg, im Feld Emathiens
Geführt, beschreiben wir, wie Unrecht recht bekommen,
Des starken Volkes Hand voll Siegs in sein Geweide
Verkehrt und aufgestellt zwey Blutsverwandte Heere,
Den Bund ums Reich getrennt, mit aller Macht gekämpft,
Der aufgerührten Welt zu gleicher Ungebühr,
Da feindlich wider sich gestoßen Römerfahnen,
Auf Römerfahnen los, auch Adler widerstunden,
Den Adler gleicher Art, auch Bürgerspieße drehten
Sich wider Bürgerspieß.

Digitized by Google

26. §. Hier ſieht man wohl, daß außer der großen Genauigkeit, womit er ſein Original ausgedrücket, auch ſonſt viel rauhes und hartes mit unterläuft, dadurch der Vers unangenehm geworden wäre; geſetzt, daß er die beſten Reime von der Welt gehabt hätte. Wenn alſo Lucans ungereimte Ueberſetzung nicht Beyfall gefunden, ſo folgt es deswegen nicht, daß kein ander Vers ohne Reime beliebt werden könnte. Ich wollte wetten, wenn Günther ſich an dieſe Arbeit einmal gewagt hätte: es würde ihm zehnmal beſſer gelungen ſeyn. Ich will eben dieſes Stück nach meiner Art, doch gleichfalls ohne Reime überſetzen, und hoffe, daß es weit beſſer klingen ſoll.

Ich ſinge von der Wuth der bürgerlichen Kriege,
Die dort Emathiens berufnes Feld verheert:
Wo Bosheit Recht behielt, und wo ein mächtig Volk,
Mit ſieggewohnter Fauſt, ſein eignes Eingeweide
Ganz tobend aufgeritzt; wo zwey verwandte Heere
Des Reiches Bund verletzt, und mit geſammter Macht
Der aufgebrachten Welt gemeine Noth gehäuft;
Wo Rom mit Rom gekämpft, wo gleiche Legionen
Mit Adlern gleicher Art den Adlern widerſtanden!
Ihr Bürger! welche Wuth? wie raſet euer Schwerdt,
Da es Lateiner Blut verhaßten Völkern giebt?

Ich habe auch ſonſt einmal einen Verſuch gethan, da ich eine Stelle aus einem griechiſchen Poeten zu überſetzen hatte, die ich gern aufs genaueſte ausdrücken wollte; welches in gereimten Verſen nicht ſo leicht angegangen wäre. Zur Probe will ich nur den Beſchluß derſelben aus dem I. Theile des Biedermanns auf der 167. S. anführen. Es iſt aber das Gebeth eines heidniſchen Poeten an den Jupiter.

Du gnadenreicher Zevs, du Herr der finſtern Wolken,
Du ſtarker Donnergott, begab uns mit Verſtand!
Vertilg uns Sterblichen die Thorheit aus dem Herzen,
Und lenke Sinn und Geiſt, wohin du ſelber willſt.
Vor allem lehr uns doch den weiſen Rath ermeſſen,
Nach welchem dein Befehl die ganze Welt regiert:

Damit wir insgesamt die großen Werke preisen,
Die deine Macht gezeugt, so wie es uns gezieme.
Denn weder Sterblichen, noch den beglückten Göttern,
Wird je von deiner Hand was köstlichers geschenkt,
Als wenn sie voller Lust die Regeln loben mögen,
Darnach dieß Weltgebäu in schönster Ordnung geht.

27. §. Doch ich will deswegen nicht behaupten, daß man die Reime ganz und gar aus unsrer Poesie abschaffen solle. Sie erwecken dem Gehöre ja so viel Belustigung als das Sylbenmaaß und die Harmonie selbst; zumal wenn sie ungezwungener Weise kommen, und gleichsam von sich selber fließen. Sie können auch mit vernünftigen Gedanken und witzigen Einfällen, mit der ordentlichen Wortfügung und Richtigkeit des Sylbenmaaßes gar wohl beysammen stehen, wie unsre Poeten in unzählichen Exempeln sattsam erwiesen haben. Meine Absicht wäre zum höchsten, nur beyderley Arten der Verse bey uns im Schwange zu sehen, wie solches in Italien und Engelland geschieht, wo es einem jeden frey steht, gereimte oder ungereimte Verse zu machen, nachdem es ihm beliebt. Der Nutzen davon würde meines Erachtens vielfältig seyn. Fürs erste würde man sich gewöhnen, mehr auf das innere Wesen und auf die Sachen in Versen zu sehen, als itzo geschieht; da der Klang der Reime, sonderlich in kurzen Versen, das Gehör so einnimmt, daß das elendeste Zeug bey dem größten Theile der Leser Beyfall findet, welches doch ganz kahl und mager aussehen würde, wenn es sich nicht reimete. Dergestalt würden sich die ärgsten Stümper allezeit am eifrigsten nach dem Reime drängen, und sich nie unterstehen ungereimte Verse zu machen; aus Furcht, daß man ohne diese Schellen ihre schlechte Gedanken gar zu leicht gewahr werden würde.

28. §. Hernach würde man bey uns leichter gute Uebersetzungen der Alten machen können, als bisher geschehen: Da das Joch der Reime die Schwierigkeiten bey dieser Arbeit fast unüberwindlich gemacht hat. Die Engelländer können daher alle griechische und römische Poeten in ihrer Sprache,

und

und zwar wiederum in Verſen leſen: da ſich die Franzoſen mit proſaiſchen Ueberſetzungen behelfen müſſen. Dieſe rauben nun den Originalien die Hälfte ihrer Schönheit, weil die ungebundene Rede niemals ſo viel Feuer, Geiſt und Nachdruck haben kann, als die harmoniſche Schreibart der Poeten. Es iſt aber allerdings nützlich, wenn auch unſtudirte Leute und Frauenzimmer ſich eine Kenntniß der Alten in ihrer Mutterſprache zuwege bringen können. Wie wäre es z. E. wenn man einmal die Ilias Homers, in alexandriniſchen reimloſen Verſen folgendergeſtalt ins Deutſche brächte?

Singe mir, Göttinn, ein Lied vom Zorne des Helden Achilles,
Welcher dem griechiſchen Heere verderblich u. ſchädlich geworden,
Und ſo viel Geiſter der Helden ins Reich des Pluto geſtürzet;
Aber ſie ſelbſt den Hunden und Vögeln zur Speiſe gegeben.
So geſchah Jupiters Rath: ſeit dem Agamemnon, der König,
Sich mit Achillen entzweyt. Ach! was für erzürnete Götter
Haben dieß Paar zum Zorne gereizt, zum Streite getrieben?
Jupiters und Latonens Sohn, der war auf den König
Heftig erzürnt, und hatte die Peſt im Lager erwecket,
Welche die Völker betraf. ꝛc.

29. §. Drittens würden wir auch in Schauſpielen bald glücklicher werden, als wir noch zur Zeit ſind. Tragödien und Comödien können und ſollen von rechtswegen in einer leichten Art von Verſen geſchrieben ſeyn; damit ſie von der gemeinen Sprache nicht merklich unterſchieden, und doch einigermaaßen zierlicher, als der tägliche Umgang der Leute, ſeyn mögen. Wenn nun alle Perſonen mit gereimten Verſen auf die Schaubühne treten, und dieſelben herbethen, oder wohl gar herſingen, wie ungeſchickte Comödianten thun: wie kann das natürlich herauskommen? Oder wie kann es dem Zuſchauer wahrſcheinlich ſeyn, daß er wirklich die Handlungen gewiſſer Leute mit anſieht, und ihre ernſtliche Geſpräche höret? Die Reime klingen immer gar zu ſtudirt, und erinnern ihn ohn Unterlaß, daß er nur in der Comödie ſey; welches er zuweilen gern vergeſſen wollte, um ein deſto größeres Vergnügen zu genießen. In dieſem Stücke haben die heu-

tigen Engelländer auch vor den Franzoſen den Vorzug: indem ſie nach dem Exempel der Alten in ihren beſten Tragödien faſt lauter ungereimte Verſe brauchen; da hingegen dieſe lauter reimende Helden auf die Bühne ſtellen.

30. §. Doch ich bin den Reimen überhaupt nicht zuwider; und geſtehe es gar gerne, daß ein wohlgemachter, und noch dazu gereimter Vers deſtomehr Anmuth habe. Es ſind aber bey uns Deutſchen ſowohl als bey den Franzoſen zweyerley Reime im Schwange, nämlich die einſylbigten männlichen, und die zweyſylbigten weiblichen. Dieſe vermiſchen wir mit einander auf vielerley Art, wie in den gemeinen poetiſchen Handbüchern nach der Länge gewieſen wird. Und eine ſolche Abwechſelung erweckt wiederum eine Art der Beluſtigung für die Ohren. Hergegen die Italiener bedienen ſich faſt lauter weiblicher Reime, ſo wie die Engelländer lauter männliche haben; die ſie gleichwohl mit ihren Nachbarn durcheinander miſchen. Bey uns würde das nicht klingen: denn z. E. zwiſchen zween gereimten weiblichen Verſen ſoll kein dritter ſtehen, der ſich mit ihnen nicht reimet; und mit männlichen iſt es eben ſo. Wenn wir miſchen wollen, ſo muß es dergeſtalt geſchehen, daß zwiſchen die zuſammengehörenden Reime männlicher Art, einer oder zweene von weiblicher Gattung zu ſtehen kommen. Drey Zeilen darzwiſchen zu ſchieben, iſt höchſtens in Recitativen erlaubt: anderwärts wird es nicht klingen, weil man die Reime ſonſt gar verlieren würde. Wenn man ſie aber nicht mehr hören kann, ſo iſt es eben ſo viel, als ob ſie gar nicht mehr da wären.

31. §. Unſre Alten haben faſt lauter männliche Reime gemacht, wie in Hans Sachſen zu ſehen iſt. Aber in Ottfrieden finde ich doch auch überaus viel weibliche; alſo ſind wohl beyde gleich lange im Beſitze ihrer Rechte geweſen. Wir können zwar ganze Gedichte in einer Art von Reimen verfertigen: allein die Wahrheit zu ſagen, ſo ſind lauter männliche in unſrer Sprache zu hart; und lauter weibliche zu zart. Die Engländer haben eine geſchwinde und ſcharfe Ausſprache, daher beißen ſie auch den Reimwörtern, die bey uns weiblich

lauten

lauten würden, den Schwanz ab, und machen also aus zweysylbigten Reimen lauter einsylbigte. Die Italiener hingegen sind zur Weichlichkeit gleichsam gebohren, und können also die beständige Zärtlichkeit weiblicher Reime auch in ganzen Heldengedichten, als z. E. des Tasso seinem, gar wohl leiden. Die erste Strophe desselben soll zum Exempel dienen:

Canto l' arme pietose e l' Capitano,
Che'l gran sepolcro libero di Christo;
Molto egli oprò col senno e con la mano,
Molto soffri nel glorioso acquisto:
E in van l' inferno s' oppose e in vano
S' armo d' Asia, & di Libia il popol misto,
Che favorillo il Cielo, e sotto a i santi
Segni, ridusse i suoi compagni erranti.

Es scheint, daß sich die Pohlen nach ihnen hauptsächlich gerichtet haben müssen: weil die poetische Uebersetzung der Argenis bey ihnen gleichfalls keinen einzigen männlichen Reim hat.

32. §. Gemeiniglich reimen sich bey uns nur zwey und zwey Verse, außer daß in Recitativen und Arien zuweilen drey, in Sonnetten aber vier ähnliche Reime erlaubt sind. Die Italiener hergegen reimen sehr oft drey Zeilen auf einander, wie denn Tasso z. E. sein ganzes Heldengedichte durch, in jeder Strophe solches gethan, wie das Exempel im vorigen §. zeiget. Das macht aber, daß ihre Sprache an Reimen einen Ueberfluß hat, darüber wir uns so leicht nicht beschweren könnnen. Bey uns hat zwar der Uebersetzer des Tasso seinem Originale in den dreyfachen Reimen nachfolgen wollen, aber keinen Anhang dadurch bekommen: vielleicht, weil sonst sein befreytes Jerusalem nicht Schönheiten genug gehabt, um sich Beyfall zu erwerben. Z. E. Die erste obige Strophe klingt auf deutsch so:

Von Wehr und Waffen ich und von dem Hauptmann sing,
Der Christi werthes Grab gar ritterlich erstritte,
Mit Hand und mit Verstand verrichtet er viel Ding,
In dem berühmten Sieg er mächtig viel erlitte.

Die Höll zu dämpfen ihn umſonſt ſich unterfing,
Die Heidenſchaft auf ihn umſonſt zuſammen ritte,
Dann ſeine Helden er, durchs Himmels Gunſt und Macht,
Bey alle Kreuzpanier zuſammen wieder bracht.

Die Engeländer binden ſich zwar an ſo was regelmäßiges nicht: aber ſie verwehren ſich die Freyheit nicht, mitten in einem Gedichte, in langen Verſen, drey Zeilen auf einander zu reimen, ſo oft es ſich thun läßt: ja ſie bemerken auch dieſelben an der Seite allezeit durch ein beſonderes Verbindungszeichen. Z. E. Der Beſchluß zu Addiſons Cato hebt dergeſtalt an:

What odd fantaſtick Things we Women do!
Who woud not liſten when young Lovers woo?
What! die a Maid, yet have the Choice of Two!
Ladies are often cruel to their Coſt,
To give you Pain, themſelves they punish moſt.
Wows of virginity ſhou'd well be weigh'd,
Too oft they're cancell'd, tho in Convents made.
Woud you revenge ſuch raſh Reſolves - - you may
Be ſpightfull - - and believe the thing we ſay;
We hate you, when you're eaſily ſaid Nay.

33. §. Die Franzoſen pflegen, außer in Sonnetten und Ringelgedichten, nicht leicht mehr als zwey Zeilen auf einander zu reimen. In jenen nämlich müſſen die erſten acht Zeilen nur zweyerley Reime haben, ſo daß vier männliche und vier weibliche auf einander paſſen. Im Rondeau aber müſſen anfänglich erſt fünf, und hernach acht Zeilen, die aber durch einander gemiſcht werden, einerley Reim haben. Unſere Proſodiſten haben in allen ihren Anleitungen gewieſen, daß es auch bey uns angehe, dergleichen zu machen: man ſieht aber nicht, daß ſie Liebhaber bey unſern Poeten finden. Es iſt ein entſetzlicher Zwang dabey; denn man muß die Gedanken gar zu ſehr nach dieſem kindiſchen Schellenklange richten; und endlich kömmt doch nur ein Spielwerk heraus, daran ſich nur kleine Geiſter beluſtigen. Dieſe können der Reime niemals

mals satt werden, und ich glaube, daß man bloß ihnen zu gefallen die seltsame Art von Versen erdacht, die sich vorn und hinten, ja wohl gar auch in der Mitte reimen, davon man in Menantes gal. Poesie Exempel nachlesen kann. Ein verständiger Poet sieht mit dem berühmten Ritter Temple,* dem Herrn Alay, als Urheber der severambischen Historie, und dem Grafen Schaftesbury ** die Reime als einen Ueberrest der barbarischen Scythen, Gothen und Celten an; die wir lieber zu vermindern als zu vermehren Ursache hätten. Er reimet daher in seinen Poesien so wenig, als es sich thun läßt: und gönnet den Pegnitzschäfern den Vorzug, alle ihre Sylben und Worte zu reimen, dergleichen Exempel oben auf der 223. S. vorgekommen.

34. §. Außer dem Sylbenmaaße und den Reimen, trägt zum Wohlklange eines Verses, der Abschnitt in langen fünf- bis sechsfüßigen Zeilen sehr viel bey. Dieses ist gleichsam ein kleiner Ruheplatz, wo man in der Aussprache ein wenig stille halten, und, wenn es nöthig seyn sollte, neuen Athem schöpfen kann. Die Alten haben zu diesem ihrem Abschnitte in Versen keine gewisse Stelle bestimmet, indem sie z. E. in Hexametern bald in dem andern, bald in dem dritten, bald im vierten Fuße den Abschnitt machen. Zum Beweise sollen mir folgende Zeilen Lucans dienen, die zunächst auf die oben angezogene Stelle folgen:

Nec cofere pares; | alter vergentibus annis
In senium, | longoque togae tranquillior vsu,
Dedidicit iam pace ducem, | famaeque petitor
Multa dare in vulgus, | totus popularibus auris
Impelli, | plausuque sui gaudere theatri.

Hier sieht man wohl, daß in der andern und fünften Zeile der Abschnitt in der Hälfte des andern Fusses, in der ersten und vierten, in der Hälfte des dritten, und in der dritten Zeile in

* Oeuvres melées de la Poesie.

** Characteristiks of Men, Manners and Times.

der Hälfte des vierten gemacht worden sey. Im Virgil und Ovid findet man eben das, obwohl es nicht zu leugnen ist, daß die mittlere Art viel gemeiner ist, als die andern. Im Horaz aber, wenn er gleich in Herametern schreibet, wird man dieses Stück des Wohlklanges sehr selten finden; so wenig hat er sich daran gekehrt, ob seine Briefe oder Satyren angenehm ins Ohr fielen. Er schrieb nur Sermones; und glaubte, sie müßten der täglichen Unterredung gleich kommen.

35. §. Wie nun dieses für den Poeten überaus bequem ist, und selbst den Versen eine angenehme Mannigfaltigkeit zuwege bringt: so haben sich auch die Italiener und Engeländer an keine andre Regel binden wollen. Aus denen kurz vorhin angeführten Exempeln wird man solches zur Gnüge abnehmen können, ja zuweilen wird man gar keinen geschickten Abschnitt in einem Verse finden können. Die Franzosen hergegen, die Holländer und wir Deutschen sind darinn viel genauer gegangen. In den zehn und eilfsylbigten Versen hat man nach der vierten Sylbe, und in alexandrinischen nach der sechsten, oder vielmehr gerade in der Hälfte den Abschnitt zu machen beliebet, und sich beständig daran gebunden. Denn was einige Stümper unter uns anlanget, die in einigen Gedichten sich einer italienischen Freyheit anmaaßen, und sonderlich in den fünffüßigen Versen, den Abschnitt bald nach der vierten, bald nach der sechsten Sylbe, bald auch wohl gar nicht gemacht haben: so überläßt man dieselbe ihrem Eigensinne und dem Gespötte der Schüler, die den Uebelklang solcher Zeilen sogleich wahrnehmen. Es klingt noch einmal so gut, wenn man selbst durch die Worte und den Sinn des Dichters, allezeit an einer gewissen Stelle, etwas inne zu halten, genöthiget wird; ohne daß der Verstand zerrissen werden, oder der Wortfügung zuviel geschehen darf.

36. §. Es ist daher ein Uebelstand, wenn in der ersten Hälfte des Verses ein Beywort an dem Abschnitte steht, da indessen das Nennwort, welches dazu gehört, allererst in der andern Hälfte folget. Z. E. wenn ich schriebe:

Die unvergleichlichen | Poeten unser Zeiten ꝛc.

Hier

Hier trennet der Abschnitt ein paar Wörter und Begriffe, die zusammen gehören, welches sehr unangenehm fällt. Und gleichwohl ist Bessern ein solcher gedehnter Vers entfahren:

O unerbittliches Verhängniß meiner Jahre!

der gewiß nicht ein Haar besser ist, als der obige. Aus gleicher Ursache hat mir folgender Vers eben dieses Poeten niemals gefallen wollen:

Die Gott und ihrem Mann | getreueste Calliste ꝛc.

Hier ist ebenfalls die erste Hälfte des so langgestreckten Beywortes zur Calliste durch den Abschnitt getrennet worden; so, daß man mit Widerwillen daselbst stille halten muß, wo man noch nichts rechtes denken kann. Ganz besondre Regeln kann man indessen von allen Fehlern, die hier begangen werden, nicht geben. Ein jeder muß nach seinem eigenen Gehöre sich aus den Schriften der reinesten Poeten einen guten Geschmack zuwege bringen, um selbst zu entscheiden, was wohl oder übel klinget.

37. §. Ich komme auf die Schlußpuncte ganzer Sätze, welche gewiß sehr viel zum Wohlklange eines Gedichtes beytragen, wenn sie auf bequeme Stellen fallen. Fürs erste ist es wohl gewiß, daß ein solcher Stillstand sich am besten an das Ende ganzer Zeilen schickt. Z. E.

Mein Morgen ist vorbey, die Kindheit meiner Tage:
Wie ich den hingebracht, das weis ich selber nicht.

Canitz.

Hier sieht man wohl, daß beyde Zeilen einen völligen Verstand in sich schließen, und also am Ende einen Ruhepunkt erfordern. Das klingt nun, sonderlich in dieser Art von Versen, wo männliche und weibliche Reime wechselsweise stehen, und die wir Elegien nennen, überaus angenehm: woher es denn kömmt, daß auch die Alten, z. E. Ovidius, Tibullus, Propertius, diese Regel aufs genaueste beobachtet haben. Wenn aber mein Poet fortfährt:

Mein Mittag ist vorbey, der ohngefähr die Wage
Des matten Lebens hielt. Herr! geh nicht ins Gericht.

So hört wohl ein jeder, daß dieses schon so anmuthig nicht klingt, weil der Stillstand nicht am Ende der Zeile, sondern in der Hälfte der folgenden erst erfolget. Doch da hier mit der vierten Zeile gleichwohl der Verstand sich schließet, so geht dergleichen Kleinigkeit auch in Elegien noch hin. Das aber ist unerträglich, wenn man aus der vierten Zeile, in dieser Art verschränkter Verse, den Sinn noch bis in die fünfte zieht. Mir fällt kein Exempel davon bey, und ich mag nicht lange mit suchen zubringen: darum mag sich ein jeder selbst dergleichen anmerken, und sein Gehör zu Rathe ziehen. Ich bin versichert, daß nichts schöner klingt, als wenn in Elegien Zeile für Zeile, oder doch höchstens zwey und zwey Zeilen einen vollen Verstand in sich schließen, und entweder einen Punct oder ein Colon am Ende leiden.

38. §. Ganz anders verhält sichs im Deutschen mit unsern heroischen Versen, wo man die Reime nicht trennet. Zwar haben wir die Freyheit der Lateiner und Griechen nicht, welche den Punct überall hinbringen konnten. Exempel darf ich von einer so klaren Sache nicht anführen, denn man wird sie auf allen Blättern der Poeten, sonderlich aber im Horaz antreffen. Daher verwirft man heute zu Tage, was unsre Alten in diesem Stücke sich heraus genommen. Z. E. Lohenstein in der Cleopatra Vtem Aufzuge Istem Auftritte, läßt die Königinn sagen:

Waſcht sieben Tag euch nicht. Umschränkt die Todtenkiſte
Mit Eppich. Ziehet Säck anstatt Damasten an.

Und bald hernach in derselben Scene sagt Belisar:

Serapens Tempel glänzt
Voll Feuer. Das Altar der Isis ist bekränzt
Mit Myrten. Und das Volk ꝛc.

Das klingt nun wohl freylich nicht schön, und man hat Ursache gehabt, in neuern Gedichten sich vor solchen Freyheiten in acht zu nehmen. Doch haben wir uns auch so genau nicht binden wollen, als die Franzosen, welche niemals anderwo, als

als am Ende der Zeilen, einen Schlußpunct leiden. Unsere besten und reinsten Poeten haben sichs niemals verbothen, den Verstand in heroischen Versen, bis an den Abschnitt einer folgenden Zeile, zu ziehen. Ich will nur Amthorn und Günthern zum Beweise anführen, die gewiß in der Reinigkeit ohne Tadel sind. Der erste will in der Uebersetzung aus Virgils Aeneis von den Musen wissen:

Warum Junonens Zorn durch ihres Eifers Macht
Auch selbst die Frömmigkeit in solche Noth gebracht,
In so gehäufte Noth? Ist das auch wohl zu loben,
Daß selbst die Götter so, vor Wuth und Rache toben?

Und Günther, in dem Lobgedichte auf den König August, schreibt von der Geschwindigkeit im Dichten:

Dieß kann Lucil, ich auch. Allein ich seh und weis,
Wie viel Verstand und Witz, Geduld und Zeit und Fleiß
Ein tüchtig Werk begehrt, das Kluge lüstern machen,
Der Lorbern würdig seyn, der Neider Grimm verlachen
Und ewig leben soll.

Wenn man sich nun dieser Freyheit mit Maaßen bedienet, dann kann man es uns für keinen Fehler anrechnen. Wir halten dadurch das Mittel zwischen dem Zwange der Franzosen, und der gar zu großen Freyheit der Italiener und Engeländer, die aber dadurch eine große Anmuth verlieren.

39. §. Was endlich im Deutschen die Oden anlangt, so gehört fürs erste dazu, daß sich mit jeder Strophe der volle Verstand schließe. Die alten Lateiner haben sich daran auch nicht gebunden. In den meisten Oden des Horaz hängen etliche Strophen so an einander, daß man an dem Ende der einen gar nicht stille stehen kann. Da möchte ich gerne wissen, wie das nach ihrer Musik im Singen geklungen? Bey uns klingt es nicht, wie wir aus etlichen altfränkischen Kirchenliedern sehen. Allein das ist noch nicht genug. Wenn die Strophen mehr, als vier Zeilen haben, so kömmt auch wohl mehr, als ein Punct in derselben vor; und da fragt sichs, ob er überall stehen könne? Am Ende jeder Zeile zwar, kann es

niemand

niemand gewehrt werden, den Verstand zu schließen: allein außer dem giebt es in jeder Art der Abwechselung von Zeilen gewisse Stellen, wo die Puncte vornehmlich hingehören, und wer sie daselbst nicht macht, der sündiget wider den Wohlklang. Doch das gehört eigentlich ins Capitel von Oden.

40. §. Dieß ist nun das allgemeine, so ich vom Wohlklange der poetischen Schreibart überhaupt habe sagen können. Besondre Anmerkungen muß sich ein jeder selbst machen. Die gemeinen Regeln von der Prosodie und den Reimen habe ich hier nicht abhandeln wollen. Sie stehen in so viel hundert Handbüchern, und ich setze zum voraus, daß man sich dieselben bekannt gemacht hat, ehe man mein Buch lesen will. Ich habe nur den Grund von demjenigen anzeigen müssen, was andere weitläuftiger vorgeschrieben haben. Und also schließe ich mit diesem Capitel den ersten Theil meiner Dichtkunst, darinn ich nach einer historischen Einleitung im I. Capitel, den Poeten selbst im II. und III. Capitel beschrieben; im IV. das Wesen der Poesie, d. i. die Nachahmung, und sonderlich die Fabel erkläret, und im V. und VI. ihre vornehmsten Eigenschaften gewiesen. In allen folgenden Capiteln habe ich die Mittel, wodurch die poetische Nachahmung geschieht, nebst ihrem rechten Gebrauche und Misbrauche angezeiget: d. i. Ich habe die poetische Schreibart, nach ihren Fehlern und Schönheiten entdecket. Das waren nun allgemeine Lehren: im folgenden Theile wollen wir die besondern Gattungen der bey uns üblichen Gedichte vor die Hand nehmen.

Ver-

Digitized by Google

Versuch
einer
Critischen Dichtkunst.
Anderer
Besonderer Theil.

Das I. Capitel.

Von Oden, oder Liedern.

1. §.

Wir folgen der Ordnung der Natur. Oben iſt erwieſen worden, daß die Muſik zur Erfindung der Poeſie den erſten Anlaß gegeben. Die erſten Dichter haben lauter muſikaliſche Verſe gemacht, und dieſelben den Leuten vorgeſungen. Die Alten haben ihre Geſetze geſungen, und Ariſtoteles meynet gar, daß dieſelben darum *νομοι* genennt worden, weil die Strophen der Lieder ſo hießen, darinn ſie vor Alters abgeſungen worden. Die Geſchichte und Thaten der Helden wurden auch ſchon vor Erfindung der Schriften in Liedern aufbehalten. Alles was vor dem Cadmus, von Milet und dem Pherecydes von Scyros in Griechenland gemacht worden, das waren Lieder, und Geſänge. Auch in der Odyſſee finden wir, daß Phemius den Liebhabern der Penelope ein Lied von der ſchweren Rückfahrt der Helden vor Troja ſinget. Agamemnon hat ſeiner Gemahlinn einen Sänger zu Hauſe gelaſſen, ſie in ſeiner Abweſenheit zu beluſtigen und zu erbauen. Menelas giebt im IV. B. ein Feſt, woben man ſinget und tanzet. Im VIII. B. ſingt Demodokus bey den Pheaciern, von der Liebe des Mars und der Venus. Im XII. ſingen die Sirenen. Im XXI. ſang Phemius, von den Liebhabern der Penelope gezwungen, abermal. Anderer Tiſch- und Trinklieder zu

geſchwei-

geschweigen, davon de la Nauze in den Memoires de l'Acad. des belles Lettres. Tom. XIII. p. 501. u. f. nachzusehen ist. Die Lieder sind also die älteste Gattung der Gedichte, und wir können mit gutem Grunde von denselben den Anfang machen.

2. §. Weil ein Lied muß gesungen werden können, so gehört eine Melodie dazu: und weil der Text und die Musik sich zu einander schicken sollen, so muß sich eins nach dem andern richten. Es versteht sich aber leicht, daß sich zuweilen die Poesie nach der Singweise; zuweilen aber die Singweise nach der Poesie bequemen wird, nachdem entweder jenes oder dieses am ersten fertig gewesen ist. Zwar die alten Poeten, weil sie zugleich auch Sänger waren, und weder in einem noch in dem andern Stücke gar zu viel Regeln wußten, mögen wohl zuweilen aus dem Stegreife ganz neue Lieder gesungen haben, davon vorher weder die Melodie, noch der Text bekannt gewesen. Sie nahmen es weder in der Länge der Zeilen, noch in dem Sylbenmaaße so genau; und konnten auch leicht so viel Töne dazu finden, daß es einem Gesange ähnlich wurde. Ich habe selbst einen alten Meistersanger, der ein Sänger und Poet zugleich seyn wollte, in großen Gesellschaften, zur Lust, auf jeden insbesondere, ein ganz neues Lied singen hören. Er dichtete und componirte also aus dem Stegreife; wie man theils aus den Knittelversen, theils aus der Melodie leicht hören konnte. So kann und muß man sich denn auch die ältesten Poeten einbilden. Ihre Texte waren so ungebunden, als ihre Melodien; und wenn wir in Kirchen den Lobgesang Mariä, die Litaney, oder das Lied Simeons singen; so können wir uns leicht vorstellen, wie solches mag geklungen haben.

3. §. Doch von diesen ersten Liedern ist hier nicht mehr die Frage. Man hat sie allmählich regelmäßiger zu machen angefangen, und theils die Texte, theils die Melodien gebessert. Man erfand gewisse Gesangweisen, die sehr schön ins Gehör fielen, und bemühte sich, dieselben nicht wieder zu vergessen. Der Text ward darnach eingerichtet; und das war ein Lied von einer Strophe. Wollte der Poet noch mehr

Einfalle

Einfälle und Gedanken ausdrücken, so hub er seine Melodie von vorne wieder an: und weil seine Verse sich auch darnach richten mußten, so entstund abermal eine Strophe, die der ersten ungefähr ähnlich war. Und damit fuhr man so lange fort, bis das Lied lang genug schien, oder bis der Dichter nichts mehr zu sagen hatte. Anakreon scheint indessen von Strophen oder abgetheilten Versen seiner Oden nichts gewußt zu haben. Alle seine Liederchen gehen in einem fort, bis sie zum Ende sind, und man könnte sie also nach unsrer Art eher Arien, als Oden nennen. Z. E. Die IV. Anakreontische Ode. Auf sich selbst.

Auf den jungen Myrtenzweigen,
Auf den zarten Lotosblättern,
Will ich liegen und eins trinken.
Amor soll mit nackter Schulter,
Und halb aufgeschlagnem Kleide,
Mich aufs artigste bedienen.
Denn kein flüchtig Rad am Wagen
Läuft so schnell als unser Leben:
Und da bleibt von unsern Beinen
Nur ein wenig Staub im Grabe.
Drum was hilfts den Grabstein salben,
Und den schnöden Wust der Grüfte?
Salbt mich selber, weil ich lebe,
Krönet mich mit frischen Rosen;
Ruft mir her die schönste Freundinn!
Amor! eh ich von hier scheide,
Und dort bey den Todten tanze,
Will ich Gram und Leid verbannen.

4. §. Die ersten Melodien werden meines Erachtens nur auf eine Zeile gelanget haben, und in der andern hat man sie schon wiederholen müssen. Hernach hat man sie etwa auf zween Verse verlängert: und dabey werden sonderlich unsere Vorfahren, die eine gereimte Poesie liebten, geblieben seyn; weil wir sonst keine Spuren von abgetheilten Strophen bey ihnen finden. Zwo Zeilen machten also einen Vers, darauf sie eine Melodie hatten; alsdann huben sie

dieſelbe von neuen wieder an. Die Griechen, ob ſie gleich anfänglich auch nicht künſtlicher geweſen, wurden doch allmählich beſſere Sänger und Spielleute, und erfunden alſo beſſere Melodien, die ſich auf vier, fünf, ſechs, auch nach Gelegenheit, auf mehr Zeilen erſtreckten: wie man aus ihren Poeten ſieht. Dadurch wurden auch die poetiſchen Strophen länger, die ſie denn unter ſich einander gleich machten; weil man am Ende der einen, die Melodie wieder von Anfange anheben mußte. Das Wort στροφη zeigt ſolches zur Gnüge, weil es von στρεφειν, oder vom Umkehren ſeinen Urſprung hat, und alſo eine **Wiederkehr** bedeutet. Wenn man es alſo einen Vers heißt, ſo iſt es eben ſo viel; weil verſus von vertere hergeleitet wird. Ich weis wohl, daß man andere Erklärungen von dieſem lateiniſchen Worte giebt: Z. E. Weil man oft was ändern, verkehren oder verſetzen müßte, wenn man Verſe macht, oder weil man den Griffel, womit die Alten ſchrieben, oft umkehren müſſen, um in den Wachstafeln, darauf man ſchrieb, etwas auszulöſchen: Saepe ſtilum vertas etc. Allein das ſind Wortſpiele. Beſſer iſt es noch, wenn man ſagt, das Umkehren im Schreiben am Ende einer Zeile, habe dieſen lateiniſchen Namen zuwege gebracht: denn wir finden bey den Alten, daß ſie auch die Zeilen proſaiſcher Schriften Verſe genennet haben. Das läuft aber mit dem obigen auf eins hinaus. Die homeriſchen Zeilen ſind Verſe, in dieſem Verſtande; und ſind es auch nach meinem Sinne: weil man alle Zeilen nach einer und derſelben Melodie geſungen, und alſo dieſelbe Geſangweiſe immer von neuem wieder angefangen hat.

5. §. Die Strophen einer Ode, oder wie unſere Alten nach Art der Griechen ſagten, die **Geſetze** derſelben, müſſen alſo auch, bey unſerer heutigen künſtlichen Muſik, eine gewiſſe Länge und Anzahl der Zeilen beybehalten; wenn ſie ſich auf eine gewiſſe Melodie ſollen ſingen laſſen. So habens die Griechen und Römer gemacht, und ſo machens auch heute zu Tage alle Nationen. Nur die pindariſchen Oden machen hier eine Ausnahme. Die beyden erſten Verſe derſelben,

στροφη

στροφη und αντιστροφη, die wir den Satz und Gegensatz nennen, sind zwar einander vollkommen ähnlich, aber die dritte schickt sich nicht mehr dazu. Folglich schließe ich daraus, daß man dazu zweyerley Melodien gesungen habe, eine zu anfangs zweymal, die andere zum Beschlusse nur einmal; welches gewiß so übel nicht klingen kann. Exempel solcher Oden kann man in Opitzen und andern alten Dichtern finden. Seit einiger Zeit sind sie ganz aus der Uebung gekommen, weil sie außer der Musik keinen Nutzen haben. Ich will aber ein eigenes hersetzen.

Strophe, oder Satz.

Edler Pindar! deine Lieder
Füllen noch den Helikon;
Und der kühnen Seiten Ton
Schallt noch um den Pindus wieder.
Doch wer kann in tiefen Sträuchen,
Wo nur Pan um Mitternacht,
Bey den wilden Faunen wacht,
Deinen hohen Geist erreichen!

Antistrophe, Gegensatz.

Flaccus selber muß bekennen;
Deinen Spuren nachzugehn,
Seyn ein freches Unterstehn,
Ein verwegnes Stück zu nennen.
Traut der Römer seinen Schwingen,
Schon so wenig Kräfte zu:
O! wer singt denn so, wie du?
O! was wird es mir gelingen?

Epodos, Schlußsatz.

So spiel ich denn in stillen Gründen
Mein sanft und blödes Haberrohr;
Und will mir in der Hirten Chor
Nur Epheu um die Schläfe winden.
Wenn ich kein Pindar werden kann;
So sing und spiel ich wie Sylvan.

6. §. Wenn die Oden nicht eben zum Singen gemacht werden, oder auch von zwenen Chören gegen einander, als ein Gespräche gesungen werden sollen, dergleichen in Herrn Gräfens Sammlungen etliche anzutreffen sind: so kann man auch Strophen von zweyerley Art mit einander abwechseln, sie nach zwo verschiedenen Melodien in die Musik setzen, und von zween Chören Musikanten wechselsweise, absingen lassen. Amthor hat auf der 187. und 188. Seite seiner Gedichte ein solches Exempel gegeben, und man singt auch an gewissen Orten das Lied; **Nun laßt uns den Leib begraben;** auf die Art, daß, nach Endigung einer jeden Strophe, ein Sänger, im Namen des Seligverstorbenen, einen Vers von dem Liede: **Gehabt euch wohl, ihr meine Freund;** darzwischen singt. Wie nun dieses sehr angenehm klinget, also wundert michs, daß man nicht mehr solche Wechselodeu, wie man sie nennen könnte, so wohl in geistlichen, als in weltlichen Stücken eingeführet hat. Zum wenigsten habe ich meine lange Jubelode, die auf der 85. S. meiner Gedichte steht, in zweyerley Arten der Strophen verfertiget: und wenn selbige also gesungen werden sollte; so müßten zwo Melodien auf die zwo ersten Strophen gesetzt werden. Dieses ist auch bey solchen langen Liedern um desto rathsamer, weil durch die Abwechselungen zwoer Melodien eine größere Mannigfaltigkeit in den Gesang gebracht, und der Ekel also vermieden werden kann, der aus der gar zu oftmaligen Wiederholung einer und derselben Weise, leicht entstehen könnte.

7. §. Die Alten pflegten bey dem Ende jeder Strophe den völligen Verstand nicht allemal zu schließen, wie man aus Horazens Ode sehen kann. Bey uns aber hat mans mit gutem Grunde eingeführt, und es klingt gewiß noch einmal so gut, als wenn man das Ende eines angefangenen Satzes erst in der folgenden Strophe suchen müßte. Ja man bemüht sich, auch den Schluß jedes Verses allezeit nachdrücklich und sinnreich zu machen. Nicht eben, als wenn allemal eine epigrammatische Spitzfündigkeit darinn stecken müßte: sondern darum, daß die letzte Zeile nicht kalt und matt abfalle,

und

Digitized by Google

und also das vorhergehende Feuer gleichsam dämpfe. Eben deswegen klingt es am Schlusse der Strophen sehr selten gut, wenn die letzte Zeile für sich einen Satz macht, der mit der vorhergehenden, wenigen, oder gar keinen Zusammenhang hat. Es ist allezeit besser, wenn die letzten zwo oder drey Zeilen hübsch in einem hinter einander fortrollen, daß man im Lesen nicht eher stille halten oder aufhören kann, als am Ende der ganzen Strophe. Z. E. Wenn Canitz in der Ode auf seine Doris singet:

Soll ich meine Doris missen?
Hat sie mir der Tod entrissen?
Oder bringt die Phantasey
Mir vielleicht ein Schrecken bey?
Lebt sie? Nein, sie ist verschwunden!
Meine Doris deckt ein Grab.
Reiß, Verhängniß! meinen Stunden
Ungesäumt den Faden ab.

So sieht man wohl, daß der Schluß deswegen so schön klappt, weil die zwo letzten Zeilen in einem Stücke fortlaufen. Doch muß man hiervon eine Ausnahme machen: denn zuweilen erlaubet ein heftiger Affect auch einen kurzen und abgebrochenen Spruch am Ende. Als z. E.

Ein Jüngling, dessen hoher Geist
Aus Augen Mund und Wesen lachte,
Der oft das Alter stutzig machte,
Das sonst der Jugend Lehrer heißt:
Der unsrer Welt zu Nutz gebohren,
Der Seinen Zier und Freude war,
Betritt die schwarze Todenbaar:
Gewiß, das heißt zu viel verlohren!

Amthor.

8. §. Was sonst die andern Schlußpuncte in der Mitte einer Strophe anlangt, so muß man darinn einen besondern Wohlklang beobachten. In den beyden angeführten Exempeln achtzeiliger Strophen mußte nothwendig an der vierten Zeile ein Punct stehen; und es würde sehr übel geklungen haben, wenn man den Sinn bis auf die fünfte Zeile gezogen

hätte. Wäre aber die Verschränkung der Reime dergestalt gewesen, als in folgender Strophe von sechs Zeilen:

Auf! ihr klugen Pierinnen,
Lasset uns ein Lied beginnen,
Einem Helden, der euch liebt;
Der bey seinen schönen Flüssen,
Welche sich hierum ergießen,
Uns auch eine Stelle giebt.

Opitz.

So hätte nach der dritten Zeile der Verstand vollkommen seyn müssen, und so auch in andern Arten allezeit anders. Wie nun die Abtheilung in einer Strophe gewesen, so muß sie in allen andern seyn: damit sich die Gesangweise der ersten auch darauf schicke; und mit einer Hälfte der Melodie, auch der ganze, oder halbe Verstand schließe. Diese Regel ist von unsern ältesten Poeten nicht durchgehends beobachtet worden. Opitz, Flemming, Dach, Gryph u. a. m. schließen den Verstand in den Strophen ihrer Oden zwar oftmals recht; aber auch vielmals unrecht. Neukirch hat dieses fast zuerst wahrgenommen, und in diesem Stücke einen bessern Wohlklang eingeführt; welchem denn Günther glücklich gefolget ist. Man sehe in den Hoffmannsw. Gedichten die Exempel des ersten nach, und nehme auch von Neuern die Oden der D. G. dazu.

9. §. Die Zeilen in den Oden dörfen nicht alle von einer Länge seyn. Man kann allerley Vermischungen von drey, vier, fünf, ja sechsfüßigen Versen in der ersten Strophe machen, und darf nur das Gehör zu Rathe ziehen, ob sie wohl klingen. Daraus entstehen nur unzählige Gattungen der Oden, die doch dem Sylbenmaaße nach, nur entweder jambisch oder trochäisch sind. Z. E. Opitz hat folgende Art:

Ihr schwarzen Augen ihr, und du o schwarzes Haar
Der frischen Flavien, die vor mein Herze war,
Auf die ich pflag zu richten,
Mehr als ein Weiser soll,
Mein Schreiben, Thun und Dichten,
Gehabt euch ewig wohl!

Doch

Doch ich müßte etliche Schocke herſetzen, wenn ich nur die beſten wählen wollte. In Weidners Ueberſetzung von Horazens Oden, kann man unzählige Gattungen finden, und ſich die beſten davon wählen. Ja auch im hübneriſchen Handbuche kann man ſich zur Noth eine Menge möglicher Veränderungen von trochäiſchen und jambiſchen Strophen bekannt machen. In meinen Gedichten wird man gleichfalls an den größern Heldenoden auf den Kaiſer, den hochſeligen König in Pohlen, auf des itzigen Königs Maj. imgleichen auf den Prinzen Eugen, und auf das Jubelfeſt, eben dergleichen Arten antreffen. Doch könnten auch nach dem Muſter der Griechen und Lateiner, ſapphiſche, phaläciſche, alkaiſche und chorijambiſche Oden, gemacht und geſungen werden; wie ich in dem letzten Capitel des I. Theils dieſer Dichtkunſt gewieſen habe.

10. §. Die Materien, die in Oden vorkommen können, ſind faſt unzählich, obgleich im Anfange die Lieder nur zum Ausdrucke der Affecten gebraucht worden ſind. Dieſer erſten Erfindung zufolge, würde man alſo nur traurige, luſtige und verliebte Lieder machen müſſen. Aber nach der Zeit hat man ſich daran nicht gebunden; ſondern kein Bedenken getragen, alle mögliche Arten von Gedanken in Oden zu ſetzen. Zwar Horazens Regel nach, würden nur wenige Claſſen darinnen vorkommen.

Muſa dedit fidibus Diuos, puerosque deorum,
Et pugilem victorem, et equum certamine primum,
Et iuuenum curas, et libera vina referre.

Aber ſeine Exempel zeigen, daß er es dabey nicht hat bewenden laſſen; indem er wohl ſo gar Briefe in Form der Oden geſchrieben, ja Satiren, Geſpräche und Lehrgedichte darinn abgefaßt, Fabeln erzählt, ſich ſelbſt in einen Schwan verwandelt, und unzählige andere Erfindungen darinnen angebracht hat. Bey unſern alten Poeten wird man alle dieſe Arten auch antreffen, wie die Exempel am Ende dieſes Capitels zeigen werden. Doch wenn man die Natur der Sachen an-

sieht, so ist es wohl am besten, wenn man sich von der ersten Erfindung so wenig entfernt als möglich ist, und das Lob der Helden und Sieger, den Wein und die Liebe darinn herrschen läßt. Doch begreift ein jeder, daß man das Lob, sowohl bey freudigen als traurigen Begebenheiten; und die Liebe, sowohl bey eigener als fremder Leidenschaft, d. i. bey Hochzeiten besingen könne.

11. §. Daraus ist nun leicht abzunehmen, in was für einer Schreibart die Ode abgefaßt werden müsse. Nach ihren verschiedenen Gattungen muß sich dieselbe auch ändern. Die Loboden müssen in der pathetischen und feurigen, die lehrreichen in der scharfsinnigen, die lustigen und traurigen, theils in der natürlichen, theils beweglichen Schreibart gemacht werden. Die Ursache sieht man leicht. In der ersten Art beherrscht die Bewunderung und Erstaunung den Poeten, die ihm alle Vorwürfe vergrößert, lauter neue Bilder, Gedanken und Ausdrückungen zeuget; lauter edle Gleichnisse, reiche Beschreibungen, lebhafte Entzückungen wirket; kurz, alle Schönheiten zusammen häufet, die eine erhitzte Einbildungskraft hervorbringen kann. Und dieses ist denn die so genannte Begeisterung, das berühmte Göttliche, so in den Oden stecken soll, weswegen Pindar so bewundert worden. Um nun von diesem so beruffenen pindarischen Wesen, unsern Deutschen einen Begriff zu machen, will ich eine obgleich prosaische Uebersetzung, aus dem Pindar hersetzen; und also vielen falschen Begriffen vorbeugen, die sich einige davon machen. Es ist die IV. olympische, die er auf den Psaumis den Camariner gemacht, als er den Sieg im Wettlaufe mit den Wagen davon getragen hatte. Sie lautet so:

Höchster Gott! der du vom obersten Himmel her, deine Donner gleich unermüdeten Rossen in den Lüften fliegen lässest; die Stunden, diese dir unterthänigen Göttinnen, deren Pflicht es ist, die Jahreszeiten nach und nach herbeyzuführen, und die heute die prächtigen pisanischen Schauspiele erneuert haben, die dir geweihet sind, schicken mich mit der Leyer in der Hand zu dir, großer Jupiter, daß ich mit Liedern, die sich in ihre Töne mischen, die

Pracht

Pracht dieſer Spiele, und den Ruhm eines Freundes beſingen ſoll, der im Wettlaufe mit den Roſſen den Preis davon getragen hat. Es iſt billig, und die Tugend ſelbſt heiſcht es von uns, bey dem Glücke unſrer Freunde, unſer Vergnügen zu bezeugen. Nimm alſo, du Sohn Saturns, der du auf dem Aetna, dem Schauplatze deiner Siege über den Stolz des hundertköpfigten Typhons triumphireſt, den du mit deinem Blitze zerſchmettert haſt, und der unter der Laſt dieſes berühmten Berges ſeufzet; nimm dieſen Geſang, der dir zum Dankopfer gebracht wird, gnädig an, indem er den Verdienſten einen ewigen Glanz ertheilen ſoll.

Er kömmt ſchon, auf dem ſieghaften Wagen, Pſaumis kömmt, den du ſelbſt begnadiget haſt. Dieſer mit piſaniſchen Oelzweigen gekrönte Ueberwinder, eilet ſchon durch ſeine Gegenwart, ſeinem Vaterlande einen neuen Glanz zu verſchaffen. Großer Gott, ſey allen ſeinen übrigen Wünſchen eben ſo geneigt: denn ich lobe ihn mit Rechte; da er zwar mit allen Tugenden geziert, doch ſonderlich durch die edle Neigung berühmt iſt, muthige Hengſte zu erziehen, zu erhalten und abzurichten; da er freygebig und gaſtfrey im höchſten Grade iſt, und eine aufrichtige Liebe zur Stille und Ruhe ſeines Vaterlandes beſitzt; die ihm von den reinen und weiſen Gebothen einer glücklichen Auferziehung eingeflößet worden. Ich ſage nichts, als was wahr und bekannt iſt. Weg! aus den Lobſprüchen des Pſaumis, mit allem, was der Lügen gleicht: nur durch gewiſſe und wiederhohlte Thaten, nur durch die Proben ſelbſt, muß man von den Sterblichen urtheilen.

Die Proben verwandelten vormals die Verachtung und die Spottreden der Weiber zu Lemnos, über die weißen Haare des Clymenus, in lauter Verwunderung. Als Sieger auf der Rennbahn, wo man in voller Rüſtung läuft, ſprach er zur Hypſipyle, indem er ſich näherte, die Krone von ihrer Hand zu nehmen: du ſiehſt wohl, wie ſtark ich im Laufen bin; die Kraft meines Arms und meine Herzhaftigkeit gleichen der Behendigkeit meiner Schenkel. Urtheile nicht mehr nach der Farbe weißer Haare, die oft den jüngſten und ſtärkſten vor der Zeit wachſen.

12. §. Hier ſieht man nun die pindariſche Art zu denken, die von den Alten für ſo unnachahmlich gehalten worden. Sie beſchäfftiget ſich freylich mit lauter erhabenen Sachen, mit dem Jupiter und ſeinem Feſte; mit dem Siege, den er über die Rieſen erfochten; mit der Strafe Typhons, unter dem Berge Aetna; mit der Geſchicklichkeit des Siegers, in

Erziehung und Abrichtung der Pferde; mit den übrigen Tugenden desselben, die der Poet billiger Weise höher schätzet, als den Sieg selbst; den er mehr für eine Gabe Gottes, als für ein Werk des Siegers ausgiebt. Man sieht hier ferner die Ehrlichkeit des Dichters, da er nichts loben will, als was die Wahrheit bezeuget, und was durch Proben erweislich ist. Dieses erläutert er zum Beschlusse mit einem Beyspiele aus den Geschichten. Nun bleibt er zwar die Anwendung schuldig: allein, vielleicht ist dieselbe damals leichter zu machen gewesen, als wir denken; und es kann wohl seyn, daß auch dieser Ueberwinder vor seinem Siege, nicht für voll angesehen worden. Hat der Poet nun dieses auf eine klügliche Art zu verstehen gegeben, ohne es ausdrücklich zu sagen: so sieht man auch seine Geschicklichkeit im loben, die allen Lobdichtern anzupreisen ist. Ueberhaupt könnte man aus diesem Muster viele Regeln der Lobgedichte herleiten. Ich will nur der folgenden erwähnen. I. Lobe an deinem Helden keine Dinge, dafür er selbst nichts kann: zum Exempel, sein Geschlechte, sein Vaterland, seine Leibesgestalt, seine Jugend ꝛc. von allen diesen Stücken sagt Pindarus nichts. II. Schäme dich nicht, das Gute, das deinem Helden wiederfährt, Gott selber zuzuschreiben: dieses thut Pindarus; ohngeachtet sein Sieger auch viel Theil an dem erkämpften Preise hatte. III. Lobe an deinen Helden das, was ganz auf sie ankömmt, nämlich die Tugenden, die ein Werk des menschlichen Willens sind. IV. Halte dich bey keiner Beschreibung von Kleinigkeiten auf; z. E. von Pferden, von Wagen, und andern solchen Lapalien, darauf kleine Geister so leicht verfallen, die aber Pindar gar übergeht. V. Male deinen Helden nicht als eine Geburt deiner Einbildungskraft, sondern lobe nur das an ihm, dessen Wahrheit, durch augenscheinliche Proben bewiesen werden kann ꝛc. Wer so lobt, den will ich einen pindarischen Dichter nennen.

13. §. Nun weis ich zwar, daß man zu den pindarischen Oden, eine sehr kühne und erhabene Schreibart zu rechnen pflegt;

pflegt; die einige nicht beſſer zu erreichen wiſſen, als wenn ſie recht dunkel, abgebrochen, und verſtümmelt deutſch ſchreiben. Allein, was die kühnen Bilder und Redensarten betrifft, ſo werden wir dieſelben in folgenden Oden unſrer deutſchen Poeten ziemlich pindariſch antreffen, und wer es noch höher darinn treiben wollte, der würde gewiß zu weit gehen. Was aber das Verſtümmeln der Sprache betrifft, ſo iſt es leicht zu begreifen: daß Pindarus durch grammatiſche Schnitzer nicht zum Gegenſtande der Bewunderung geworden, ſondern durch edle Gedanken; die aber auch bey der Richtigkeit der Sprachregeln beſtehen können. Haben wir nun noch keinen ganzen Pindar in Deutſchland gehabt, ſo kann doch ſo gar viel eben nicht gefehlt haben. Wenigſtens haben Flemming, Gryph, und Amthor kein übles Geſchicke dazu gehabt. Unſer Günther hat wohl in dieſer Art von Oden ein Meiſterſtück auf den Prinzen Eugen gemacht: wenn er ſich nur nicht ſo tief herunter gelaſſen hätte, als er vorhin hoch geſtiegen war; da er auch Nachbars Hanns in einer Dorfſchenke, zum Vorwurfe ſeiner Gedanken genommen. Im Franzöſiſchen iſt Rouſſeau glücklich darinn, wie auch aus der Ode auf die Weltbezwinger, die Amthor überſetzt hat, ſchon zu ſehen iſt. Des la Grange drey philippiſche Oden, auf den verſtorbenen Regenten in Frankreich, ſind zwar in einem ganz widrigen Affecte geſchrieben; aber eben ſo feurig, und ſo zu reden raſend, als eine von den obigen. Und das iſt kein Wunder. Er hat es vermuthlich in ſeinem Schimpfen und Schelten ernſtlicher gemeynet, als andere, die im Loben aus dem Schmeicheln ein Handwerk machen. In geiſtlichen Oden iſt Simon Dach dieſer Schreibart ſehr mächtig geweſen, und inſonderheit iſt das Lied: Ich bin ja, Herr, in deiner Macht; für ein vollkommenes Meiſterſtück anzuſehen. Auch Andreas Gryphius, hat in ſeiner langen Ode auf den Kirchhof, mehr als eine Probe der pathetiſchen Schreibart gegeben, die ſehr zu loben iſt. Zur Probe will ich ein paar Strophen herſetzen:

Wie wird mir? Wackelt nicht der Grund,
Auf dem ich steh? rauscht ihr o Linden?
Wie reißt die Erd auf ihren Schlund,
Und läßt die Wurzel sich entbinden?
Hör ich das Rasseln dürrer Bein?
Hör ich ein heischer menschlich Brausen?
Hör ich der Suden holes Sausen?
Wältzt ihr euch ab, ihr schweren Stein? ꝛc.

Hilf Gott! die Särger springen auf!
Ich schau die Körper sich bewegen.
Der längst erblaßten Völker Hauf
Beginnt der Glieder Rest zu regen.
Ich finde plötzlich mich umringt
Mit durch den Tod entwehrten Heeren
O Schauspiel! das mir heiße Zähren,
Aus den erstarrten Augen dringt!

14. §. Die lustigen Lieder, die beym Trunke oder sonst zum Scherze statt finden, müssen so wohl als die traurigen, zärtlichen und beweglichen in der natürlichen Schreibart gemacht werden, die nicht mehr so edel, feurig und verwegen klinget; sondern mit wenigern Zierrathen zufrieden ist. Doch kömmt es auch hier auf den Dichter an, ob er gleichsam in einem halben Rausche, kühne Gedanken und Ausdrücke wagen will, wie Pietsch in einem Trinkliede gethan hat, welches im VII. B. der Beyträge steht. Zum Exempel der Lustigen kann Günthers Tabakslied dienen, nebst verschiedenen, die in Flemmings und Opitzens Gedichten vorkommen. Z.E. im ersten Buche der poet. W. des letztern, steht eine an Nüßlern, und da kömmt folgende Strophe vor:

Hola! gebt mir ein Glas Wein,
Wasser hab ich nicht vonnöthen:
Nun es gilt dir, Bruder mein!
Auf Gesundheit des Poeten,
Welcher künftig mich und dich
Weit soll lassen hinter sich.

In dieser Schreibart läßt sich auch bey Hochzeiten und andern frölichen Veranlassungen, bequem ein Gedichte verfertigen.

Digitized by Google

gen. Von zärtlichen oder traurigen Liedern habe ich schon oben Canitzens Klagode gelobt, und itzo will ich noch Bessers Ode auf denselben Todesfall, und als er vierzig Jahre alt war, hinzusetzen. In geistlichen Gesängen müssen die Bußlieder und andre, wo ein trauriges Wesen herrschet, so abgefasset werden, wie Dach, Rist, Gerhard und Franke; von neuern aber Neumann und Rambach uns die Muster gewiesen haben.

15. §. Endlich die sinnreiche Schreibart kann in moralischen Oden statt finden, ja auch in allen andern Oden, wo wir anfangen, ernsthafte Betrachtungen anzustellen. Günthers Ode auf Graf Sporken, imgleichen Andr. Gryphii über den Gottesacker, und viele in Amthors Gedichten sind hierinn unvergleichlich. In Canitzens geistlichen Gedichten sind auch einige treffliche Muster davon. In dem Liede: Herr, ich denk an jene Zeit; hat Mylius ein Meisterstück einer sinnreichen Betrachtung der Sterblichkeit gewiesen; dergleichen auch Simon Dach vom Tode und von der Ewigkeit sehr viele verfertiget hat. Will man mehr neue und wohlgerathene geistliche Lieder beysammen finden: so nehme man M. Gottschaldts Universalgesangbuch zur Hand. Verlangt man aber von weltlichen moralischen, lustigen und galanten Oden, zu erlaubter Ergetzung, etwas beysammen zu haben: so schasse man sich diejenige Sammlung an, die Herr Gräfe neulich im großen Formate, mit neugesetzten sehr schönen Melodien, in drey bis vier Theilen in Halle, ans Licht gestellet hat.

16. §. Aus allen den angeführten Oden aber wird man wahrnehmen, daß darinn durchgehends eine größere Lebhaftigkeit und Munterkeit, als in andern Gedichten, herrschet. Dieses unterscheidet denn die Ode von der gemeinen Schreibart. Sie machet nicht viel Umschweife mit Verbindungswörtern oder andern weitläuftigen Formeln. Sie fängt jede Strophe, so zu reden mit einem Sprunge an. Sie wagt neue Ausdrückungen und Redensarten; sie versetzt in ihrer Hitze zuweilen die Ordnung der Wörter: kurz, alles schmeckt nach einer Begeisterung der Musen. Wer ausführlichere Regeln, und gute Exempel davon sehen will, der darf nur die

Oden

Oden der deutschen Gesellschaft nachschlagen, wo er von allen Gattungen einige antreffen wird. Nur ist noch zu merken, daß man in Oden keine gar zu genaue Ordnung der Zeiten und Oerter beobachten müsse. Dieses sieht einer Geschichte zu ähnlich, und macht eine Ode zu matt. Auch hüte man sich darinnen vor gar zu trocknen Vernunftschlüssen, die einem Weltweisen besser anstehen, als einem Dichter; der gleichsam Orakelsprüche vorbringt, die er nicht beweisen darf, weil sie aus einer höhern Eingebung kommen. Daher kleiden alle die Bindewörter, denn, weil, darum, daher, hernach, u. d. gl. eine Ode sehr schlecht; und man pflegt zu sagen, daß eine schöne Unordnung in der Ode die Probe der höchsten Kunst sey. Boileau schreibt:

Chez elle un beau desordre & un effet de l'art.

17. §. Anstatt der Exempel, die ich in den vorigen Ausgaben von meiner eigenen Arbeit gegeben habe, setze ich itzo lauter Meisterstücke unsrer alten Dichter, Opitzens, Flemmings, Dachs, Tschernings und Neukirchs her. Ich halte dieselben nicht nur allesammt für stärker in dem edlen Feuer, das zu einer Ode gehört, als alles, was wir heute zu Tage schreiben; sondern hoffe auch, daß ich durch die gesunde Hitze dieser Muster, unsre angehende Dichter auf die rechte Spur helfen, und sie von dem finstern Geschmacke gewisser heutigen Verführer abziehen werde, die alles, was nicht von Sprachschnitzern wimmelt, für Wiegenlieder ausgeben wollen. Nun gestehe ichs zwar, daß in der Reinigkeit der Verse, unsre Alten nicht ganz unverbesserlich sind. Allein wer die Regeln unsrer heutigen Prosodie, und die reine Wortfügung der besten Dichter kennet, der wird sich schon in acht zu nehmen wissen, daß er mit dem Guten der Alten nicht auch das Tadelhafte nachahme. Zum Beschlusse will ich noch erinnern, daß derjenige, der Oden zum Singen verfertigen will, folgende Regel beobachten muß, um dem Componisten die Arbeit nicht zu verderben, und zu machen, daß alle Strophen sich gleich gut singen lassen. Diejenigen Oden klingen noch einmal so

schön

schön, die am Ende mit einem männlichen Reime schließen, als die andern, die sich weiblich endigen. Und, da ich es auch an denen, die ich in der gräfischen Sammlung finde, bemerke, daß diejenigen sich in der Musik viel besser hören lassen, die mit einer langen Sylbe schließen: so rathe ich es allen denen an, welche Oden zum Singen machen, keinen weiblichen Reim ans Ende zu bringen.

* *

Opitz, auf die Reise des Fürsten zu Lignitz, ins hirschberger Bad.

O du Quell der Heilsamkeit!
Du berühmter Arzt der Glieder!
Wir vertrauen dir nun wieder
Trost und Hoffnung dieser Zeit.
Schau, es giebt itzt unser Land
Dir sein Haupt in deine Hand.

Kommt ihr Nymphen säumet nicht!
Kommt entgegen hergegangen,
Eilet, freudig zu empfangen,
Aller Fürsten Zier und Licht.
Ehret seine Göttlichkeit;
Weil ihr selber göttlich seyd.

Laßt den süßen West hier seyn,
Laßt den Zacken reicher fließen,
Springt auf! Lilien, Narcissen,
Füllet euren Körben ein.
Streut den Weg mit Rosen voll,
Wo mein Phöbus gehen soll.

Riesenberg, erfreue dich!
Dein begrüntes Baumgewölbe,
Die Gebährerinn der Elbe,
Neige vor dem Prinzen sich.
Steht zu Diensten allzumal,
Wiesen, Felder, Wald, und Thal.

Aber du, du werther Held,
Den die Schaar der Musen liebet,
Dem sie einen Namen giebet,
Den nicht Zeit noch Sterben fällt,
Denke, was du itzund thust:
Nimm zwar Wasser, doch mehr Lust.

Hier soll gar kein Kummer seyn;
Hier verschiebt man große Sachen.
Ruhe, Gnüge, Scherzen, Lachen,
Steige frölich mit dir ein.
Fürsten sind auch Sorg und Wahn,
Wie die Menschen unterthan.

Ihr Gemüth empört sich nicht,
Wenn das Glücke sie bescheinet;
Thut nie kläglich, seufzt und weinet,
Wann der Sturm den Mast zerbricht;
Bleibet immer unbewegt,
Wird nicht anders, als es pflegt.

Fleuch zu suchen gar zu weit,
Was sich morgen zu wird tragen;
Nimm das Beste von den Tagen,
Die der Himmel dir verleiht.
Unser Wesen hat sein Ziel,
Sorge wenig, oder viel.

* *

Opitz, auf das herzogliche holsteinische Beylager.

Sonne! deren schönstes Licht
Nunmehr Eis und Schnee bethauet,
Und des Winters Härte bricht;
Hast du jemals angeschauet,
Daß was edlers vor der Zeit,
Seine Freyheit hat verfreyt?

Vater-

Vaterland! bekenne mir,
Sage mir von ganzem Herzen,
Hoffest du nicht auch von hier
Eine Stillung derer Schmerzen,
Welche dich bisher gekränkt,
Und dir deinen Muth gesenkt?
Nun, der Höchste sey gelobt!
Aber ihr, ihr wilden Waffen,
Wie ergrimmt ihr habt getobt,
Dennoch sollt ihr itzt entschlafen.
Solche Heirath kann allein
Nicht nur eine Heirath seyn.
Starke Raute, grüne wohl!
Deinen süßen Bitterkeiten
Welche nichts bezwingen soll,
Weiche dieses Gift der Zeiten;
Dieses Gift, das nur zu viel,
Herz und Haupt durchdringen will.
Grün auch du, du werthes Paar!
Das sich nun zusammen giebet.
Nymphe! was sonst Hoffnung war,
Wird itzt in der That geliebet.
Held, des Landes Licht und Schein,
Will dein Licht alleine seyn.
Diese neue Galathee
Wird dir Leut und Land erquicken,
Wird dir deine Cimbersee,
Mit den Stralen überblicken;
Mit den Stralen, deren Zier,
Wie Diäna, glänzt herfür.
Sey getrost, o Vaterland!
O du himmlisches Gewölbe!
Seegne dieses Friedenspfand,
Lauf, und eile doch, du Elbe;
Zeig es deinem Holstein an,
Daß es auch sich freuen kann.

Singet frölich, Wild und Wald,
Singe, was sich regt auf Erden;
Kind und Aeltern, Jung und Alt,
Singet: Es wird besser werden!
Singt: Der Lenz verjüngt das Feld,
Und der Rautenstrauch die Welt.

* *

Opitz, auf das Mettichische und Dohnaische Beylager.

Crato, mir werden itzt
Wie vor diesem, meine Sinnen
Zwar nicht mehr von dir erhitzt;
Hippokrene will nicht rinnen:
Und das Fest der Schönen Braut
Wird ohn Hochzeitlied geschaut.

Doch, was nützet mein Gesang?
Weil das große Rund der Erden
Seine Stimm und Freudenklang
Läßt ein Brautgerichte werden;
Weil ihr Lied sich hören läßt,
Bis durch Nord, Süd, Ost und West.

Feld und Wiesen sind erfreut,
Echo ruffet in den Wäldern.
Die gewünschte Frühlingszeit
Läßt sich sehn auf allen Feldern,
Und der kühle Thau der Luft
Netzt der schwangern Erden Kluft.

Es erquickt sich und erwarmt,
Durch die Kraft der güldnen Sonne,
Was die reiche See bearmt.
Das Geflügel ist in Wonne;
Lobt, so gut es immer mag,
Fräulein, deinen Hochzeittag.

Digitized by Google

Die Vermehrerinn der Welt,
Venus, ſpringt in leichten Tänzen,
Sammt den Nymphen um das Feld;
Die, geziert mit grünen Kränzen,
Stimmen, jede wie ſie kann,
Ein erfreutes Brautlied an.
Komm, du ſchönes Abendlicht!
Das der Lieb Erfüllung giebet,
Nachtſtern, komm, und ſäume nicht!
Wer mit rechter Treue liebet,
Dem wird länger nur ein Tag,
Als ein Jahr ſonſt währen mag.
Edles Nachtlicht, komm! Es kömmt!
Luna läßt ihr Silber blinken,
Der Geſtirne Feuer glimmt,
Hymen und Cupido winken;
Sie begehren dich herfür,
Du, noch itzt der Fräulein Zier.
Menſchgöttinn! nicht ſäume dich,
Dein halb du, dein Troſt auf Erden,
Bringt zu dir ſich ganz mit ſich;
Schau, ein Weinſtock muß vor werden,
An dem Ulmbaum aufgeführt,
Eh man reiche Trauben ſpürt.
Nun ſie kömmt, die edle Braut!
Caſtors Schweſter muß ihr weichen;
Rom hat ſchöners nichts geſchaut,
Mentors Bild hat nichts dergleichen.
Und Apelles hätt erkannt
Die Gebrechen ſeiner Hand.
Werthes Paar! vermengt die Brunſt,
Liebt und gebet, gebt und liebet,
Was euch heißt des Himmels Gunſt,
Die euch zwey zuſammen giebet.
Der gezierten Braut Geſtalt,
Sey bald fruchtbar, langſam alt.

* *

Opitz, auf eine bürgerliche Hochzeit.

Und wer ist dieß Licht der Jugend?
Wer doch ist sie, die sich hier
Läßt begleiten, von der Tugend
Minder nicht, als ihrer Zier?
Wie die schöne Röthe zeigt,
Die ihr in das Antlitz steigt.

Ist es nicht dein neues Leben,
Die Erquickung deiner Brunst?
Welche dir wird übergeben,
Von des milden Himmels Gunst;
Dessen Spruch kein Witz noch Wahn
Herr Flandrin, verrücken kann.

Ja! sie ist es, deine Wonne,
Die so lieblich zu dir geht;
Als Aurora, vor der Sonne,
Aus der bleichen Nacht, entsteht:
Bruder! aus der bleichen Nacht,
Die dein Kind doch schamroth macht.

Schaue, wie sie sich entfärbet!
Wie die Mahlerinn, die Zucht,
Was kein Bräutigam recht erbet,
Auf den vollen Wangen sucht;
Der nicht solche Tugend freyt,
Als das Glücke dir verleiht.

Hier nun siehest du die Schranken,
Dieses Ziel, nach welchem dir
Stehen muß Herz und Gedanken,
Unverwandt und für und für.
Hier soll einig und allein
Deine Ruh und Sorge seyn.

Solche Liebe fällt und weichet,
Die nicht angeleget iſt;
Eine Seele, die dir gleichet,
Haſt du aber dir erkieſt.
Die durch Urtheil und Verſtand
Ihren Sinn auf dich gewandt.

Soll ſie viel von Liebe ſagen?
Nein! die Augen reden dir,
Die ſie nieder hat geſchlagen
Mit ſo angenehmer Zier;
Und verheißen eine Luſt,
Die dir mehr, als ihr, bewußt.

Schönes Kind! du mußt dich geben.
Wo ſchon Geiſt und Herze wohnt,
Iſts nicht Zeit, zu widerſtreben;
Weiter wird da nicht geſchont.
Soll nicht zartes Fleiſch und Bein
Seines Geiſtes Meiſter ſeyn?

Dieſe Blüthe, dieſe Gaben,
Deines ſchönen Leibes Pracht,
Und die ſich erwieſen haben,
Deines Liebſten Muth und Macht,
Die erfordern, was ich wohl
Denken mehr, als ſagen ſoll.

Ruhet dann, jedoch erweget,
Liebes Paar, es ſey die Nacht,
Eh es morgen ſieben ſchläget,
Nicht zum Schnarchen nur gemacht.
Zwey, die müſſen Wache ſeyn:
Schlafen kann man wohl allein.

* *

Opitz, auf den Tod eines Kindes.

So, wie ein edler Leue
Sich mit gerechter Reue
Sehnt nach der jungen Zucht;
Die man ihm aufgefangen,
Indem er ist gegangen,
Und Speise hat gesucht.

Sein' Augen stehn voll Thränen,
Der Schaum läuft von den Zähnen,
Die Mähne steigt empor.
Er sucht, er ruft, er brüllet,
Daß Lybien erschüllet,
Und sich entsetzt davor.

So rühren sich die Schmerzen,
In deinem Vater Herzen
Imgleichen, mein Flandrin!
Der Freuden Hoffnung schwindet,
Indem man nicht mehr findet,
Was nun ist ganz dahin.

Ein trauriger Willkommen!
Der Tod hat weggenommen
Ein großes Theil der Lust;
Der Lust, die solchen Sinnen,
Wie Aeltern haben können,
Nur einig ist bewußt.

Wo ist die schöne Weise?
Wann, nach des Vaters Reise
Ein armes liebes Kind,
Kömmt auf dich zugerissen,
Und will die Augen küssen,
Die seine Pfleger sind?

Wo iſt das treue Lachen?
Der Will, ein Wort zu machen,
Das noch gelähmet iſt?
Das angenehme Zanken,
Die Kindheit der Gedanken,
Die Obſt für Gold erkieſt?
Der Troſt, ihn zu erziehen,
So, daß er möchte fliehen,
Was Aeltern Kummer macht.
Daß ſeine ganze Jugend,
Erlernte Witz und Tugend,
Liegt nun in tiefer Nacht.
Der Tod hat keine Ohren.
Die Hoffnung iſt verlohren;
Doch auch die Furcht, mit ihr
Noch Zeiten zu erleben,
Die der, in der wir ſchweben,
An Jammer gienge für.
Er wird nicht täglich hören
Ein armes Land zerſtören,
Durchplündern Feld und Stadt;
Wird nimmer dörfen fliehen,
Und aus dem Hauſe ziehen,
Das er gebauet hat.
Er wird nicht dörfen ſchauen,
Der Höfe mißlich Trauen,
Den ſteten Wankelmuth.
Nicht ſehn, wie beydes Glücke,
Dieß Angſt hat, jenes Tücke,
Und nur ein falſches Gut.
Uns allen iſt gegeben
Zum Lauf ein kurzes Leben;
Zum Kummer gar zu lang.
Dem iſt es ja zu gönnen,
Der ſelig kann entrinnen,
Durch einen ſchnellen Gang.

So hört denn auf zu klagen!
Ein Kind, das nicht darf tragen,
Ihr Aeltern, was uns kränkt,
Darf nicht derselben Zähren,
Wann Gott euch wird begehren,
Die ihr ihm itzo schenkt.

* *

Flemming, auf das Weyhnachtsfest.

Thaue doch, o Himmel, thaue!
Brecht, ihr Wolken, regnet her!
Daß man den Gerechten schaue
Dessen nun, nicht ohn Beschwer,
Die betrübte Welt so lange
Sich versieht, und ihr macht bange.

Ja es treufelt; ja es thauet!
Der gesunde Regen fällt,
Schauet hin, ihr Menschen, schauet!
Dort, dort liegt das Heil der Welt.
Dieß Kind ist der Thau, der Regen,
Der die Erde soll bewegen.

Deucht michs? oder ists im Wesen?
Wie das Land schon weit und breit,
Von der Unart ist genesen,
Durch die fromme Feuchtigkeit?
Wie so Thal, als Feld und Höhen
Schon in schönerm Schmucke gehen?

Sey, gewünschte Nacht, gegrüsset!
Da der keuschen Jungfer Mund
Einen jungen Sohn geküsset,
Eh sie ihn recht sehen kunnt.
Einen Sohn, den sie mit Rechte
Auch wohl Vater heißen möchte.

Unſer Himmel iſt im Stalle;
Recht ſo! Hirte Sybojus,
Daß du mit der Pfeifen Schalle
Ihm verehreſt einen Gruß.
Bey der Engel lauten Chören
Läſſeſt du dich billig hören.
Fleuch, gemalter Weſt, und ſtreue
Aus dem Blumenhimmel, Klee;
Daß die Luft Narciſſen ſchneye
Liljen für den weißen Schnee.
Daß das Kind, als in der Wiege,
Und in hellen Windeln liege.
Ihr, ihr eingeſtalten Thiere,
Haucht ihm warmen Athem zu;
Daß es keine Kälte rühre:
Stört es nicht aus ſeiner Ruh.
Jungfrau Mutter, denk indeſſen,
Daß du Amme ſeyſt, und weſſen?
O ihr hochbelobten Krippen!
Unſers Heilands Schirm und Raſt.
Und, o Stall! daß du nicht Lippen
Daß du doch nicht Zungen haſt!
Daß du ſelber könnteſt ſingen
Von den wunderſamen Dingen.
Kleiner Gaſt, doch auch zugleiche,
Großer Wirth der weiten Welt!
Gib doch künftig unſerm Reiche
Daß es ſich zufrieden ſtellt.
Daß doch mit dem alten Jahre,
Hin, auch alle Plage fahre.
Segne künftig unſre Linden
Unſre halbgeſtorbne Stadt.
Daß ſich möge wiederfinden,
Was der Krieg verderbet hat.
Reinige die faulen Lüfte,
Die ſo ſchwanger ſeyn von Gifte.

* *

Flemmings Dankode nach der Schlacht bey Lützen, in welcher Gustav Adolph blieb.

Billig ists, daß wir uns freuen
Und mit lautem Jauchzen schreyen:
Lob sey Gott und seiner Macht!
Der die stolzen Feinde beuget,
Und mit seiner Allmacht zeiget,
Daß er immer für uns wacht.

Zweymal kamen sie gezogen;
Zweymal sind sie auch zerflogen,
Nicht ohn mächtigen Verlust.
Schreyt, ihr Jungen! ruft, ihr Alten!
Zweymal hat, das Feld behalten,
Gott, und unser Held August.

Held August, du kühner Krieger!
Du bist der beglückte Sieger,
Vor, und in, und nach dem Fall.
Auf was Arten, auf was Weisen,
Soll man deine Thaten preisen
Hier und da, und überall?

Held! du kamest her von weiten,
Daß du für uns möchtest streiten;
Held, du kamest; Held, du strittst;
Held, du siegtest auch im Sterben;
Held, wie können wir verderben,
Weil du itzt noch vor uns trittst?

Deine Ruthe, deine Werke,
Deine ritterliche Stärke,
Rufft aus, was nur ruffen kann.
Die bezwungnen Ströme brausen,
Die verbundnen Lüfte sausen
Was du, Helfer! hast gethan.

Digitized by Goog

Edle Fürstinn unsrer Flüsse,
Mach dich auf die nassen Füsse,
Eile, lause Nacht und Tag!
Meld es mit beredten Wellen,
Daß die Ufer wiederschällen,
Wie der Feind vor dir erschrak.

Die erblasseten Illyrer
Wichen mit sammt ihrem Führer
Hinter sich, und fielen hin:
Wie vor Jovens Donnerkeilen,
Wie vor Herkuls heilgen Seulen,
Die man nicht soll überziehn.

Schöne Stadt! der fromme Himmel,
Der verschuff ein solch Getümmel,
Ein solch Schrecken in den Feind;
Daß der schändlich mußte fliehen,
Der dich grimmig auszuziehen
Und zu plündern war gemeynt.

Seyd nun froh, ihr frommen Bürger!
Er ist todt, der wilde Würger!
Er ist todt, und ihr seyd frey!
Ihr und wir, und alle sagen,
Daß sich Gott für uns geschlagen,
Daß die Ehre seine sey.

Ist schon unser Heiland blieben;
Gott hat einen schon verschrieben,
Der ihn rächen kann und soll.
Ihn, und uns, und alle Frommen:
Kömmt er? ja; er ist schon kommen.
Gläubige, gehabt euch wohl!

❀ ❀ ❀

* *

Flemming, die Eitelkeit der Neigungen.

Hier ist nichts den finstre Nacht,
Blinde Schatten, schwarze Hölen,
Wo die eingesperrten Seelen
Kaum nicht werden umgebracht.
O die dreymal armen Seelen,
Die sich also müssen quälen!

Wer ist jener den du siehst?
Ists nicht der, der nächtlich sorgend,
Täglich traurend, allzeit borgend,
Arm bey großem Reichthum ist?
Wich erbarmt der armen Seelen,
Die sich so in ihm muß quälen!

Dieser sucht sein höchstes Gut,
In der Kost der braunen Trauben;
Kriecht mit Rock und mit der Schauben,
Thut, was Blut nimmt und den Muth.
Es ist leichtlich zu gedenken,
Wie die Seele dieß muß kränken.

Der, der hier so hoch tritt her,
Der ists, den die Ehrendünste,
Und die leichten Hofegünste;
Machen auf den Schein so schwer.
Stünd es nur bey seiner Seelen;
Sie würd ihm was bessers wählen.

Was ist Plato? Was Porphyr?
Kleobulus, Periander,
Simonides, Aristander,
Und der Große von Stagyr?
Heiden sind sie; taub an Ohren,
Blind an Augen, große Thoren.

Digitized by Google

Giebt mir nun die Nacht den Tag?
Kein Stern kann sich selber malen;
Phöbe selbst borgt ihre Stralen,
Und verleiht sie, weil sie mag.
Sie und ihr Volk muß erblinden,
Steigt ihr Bruder von den Inden.
Eitel ists, und ohne Frucht,
Was ihr Eiteln! ohne Früchte,
Von früh an, bis unter Lichte,
In den falschen Büchern sucht.
Nur daß ihr in Redenkriegen,
Hinterlistig ob mögt siegen.
Mein Gott! was verträgt man nicht,
Frieret, schwitzet, fastet, wachet,
Leidet, daß ein andrer lachet,
Dem es an Vernunft gebricht;
Bis man etwas angewohnet,
Das doch endlich wenig lohnet.
Soll mir denn ein blasses Blatt
So bezaubern Farb und Sinnen?
Soll ich Schönheit heißen können,
Was viel Runzeln macht, und hat?
Und mir durch die Pest der Schriften
Lassen Seel und Mark vergiften?
Weisheit ist nicht, wie man denkt,
Eine Kunst, die bald zu lernen:
Weisheit kömmt her aus den Sternen,
Sie ists, die der Himmel schenkt:
Und in solche Seelen senket,
Die sich erst zu ihm gelenket.
Vater! der du aller bist,
Doch, um so viel mehr der Deinen,
Laß dein hohes Licht mir scheinen,
Scheide Wahrheit von der List!
So wird aller Weisen Wissen,
Meiner Einfalt weichen müssen.

* *

Flemming, auf eine Hochzeit.

Schöne Nacht! gewünschte Schatten!
Kommt doch! kommet doch zu statten
Eilt doch, eilet doch anher!
Ja ihr eilet; ja ihr kommet!
Nun ist hier, was beyden frommet,
Nun ist hin, was war Beschwer.

Gebt uns Kräuter aus Idumen,
Gebt uns junge Safranblumen,
Himmelsschlüssel, Rosmarin;
Daß wir sie den lieben zweyen,
Den geliebten beyden Treuen,
Auf das Lager streuen hin.

Dieses, dieses sind die Stunden,
Da ihr alles habt empfunden,
Werthes Paar, was ihr begehrt.
Was in sechsmal vierzehn Tagen,
Euch gewesen süße Plagen,
Hat euch eine Nacht gewährt.

Nämlich itzund muß man freyen,
Da man alles sich verneuen,
Und wie Hochzeitmachen, sieht.
Da nun in erwärmter Erden,
Alle Sachen rege werden,
Wie bey Buhlern auch geschieht.

Die verlebte Welt wird jünger,
Und streicht mit verliebtem Finger,
Ihre Runzeln von der Haut.
Seht! seht! wie sie aus den Feldern,
Aus den Auen, aus den Wäldern,
Mit verbuhlten Augen schaut!

Digitized by Google

Sie schaut nach dem lieben Freyer,
Der uns bringt ein neues Heuer,
Der sich ihr schon anvertraut,
Und in ihre Glieder dringet.
Unser Bräutgam wird verjünget,
In der Schooß der schönen Braut.
Gleiches Paar! doch nicht an Jahren,
Ihr laßt uns auch itzt erfahren,
Daß auch ungleich gleiche sey.
Doch, wer fraget nach den Jahren?
Was sich soll, daß muß sich paaren;
Lieb ist hier, wie allzeit, frey.
Wenn sich ein Paar Liebe küssen,
Und mit halbgemachten Bissen,
Mund mit Munde lieblich klingt;
Daß die küssenden Corallen,
Etwas lassen widerschallen,
Das den Sternen ähnlich klingt.
Da verlaufen sich die Seelen,
In die unerforschten Hölen,
Und verwirren sich in sich.
In den Zimmetsüßen Kehlen,
Da geschiehet das Vermählen,
Das uns wundert ewiglich.
Zwo vermengte Lüfte machen,
Einen Geist, der große Sachen,
Doch mit kleinem Halle sagt.
Sachen, die nur ihr ersinnet,
Und doch keinem sagen könnet,
Der euch um dieselben fragt.
In demselben lieben Leben,
Werdet ihr nichts wissen eben,
Stets bey euch, stets von euch weit;
Ob ihr schlafend, oder wachend,
Ob ihr weinend oder lachend,
Oder aus euch selbsten seyd?

Die gestirnten Himmelsscheiben,
Wollen gleichsam stehen bleiben,
Ueber euch und eurer Zier,
Tausend, tausend kleine Wächter,
Treiben ein sehr laut Gelächter,
Euch zu Ehren, für und für.

Geht, Verliebte! theilt die Flammen,
Der euch itzund giebt zusammen,
Fördre eurer Liebe Lauf.
Des versuchten Himmels Segen,
Wird mit euch sich niederlegen,
Schlafen, wachen, stehen auf.

Wann der weit gepriesne Garten
Keiner Blumen mehr wird warten,
Wann das Pomeranzenhaus,
Grau, von Frost und Schnee, wird stehen;
Dann soll eine Blum aufgehen,
Und mit Freuden blühen aus.

* *

Dach, auf den Geburtstag des Churfürsten zu Brandenburg, Friedrich Wilhelms.

Itzund prangt mein Seytenwerk,
Weiße Seide hälts bezogen;
Alle Zier in Königsberg
Weichet meinem güldnen Bogen.
Reicher Schmuck und güldnes Band,
Hat umwunden meine Hand.

Hört o Spree! und Oder! mich,
Hör du Elbe! mich von weiten,
Und du Rheinstrom sonderlich,
Hör die Anmuth meiner Seyten.
Was in Cleve sich eräugt,
Werde meinem Spiel geneigt.

Wo die Lieb und Zier der Welt,
Unſer Churfürſt und ſein Leben,
Die mir Fug zu ſingen geben,
Sie, Luiſe, ſich enthält.
Daß ich dieſen theuren Tag
Wie gebührt, begehen mag.
Wenn der Morgenröthe Gut,
Und der Reichthum aller Erden,
Könnte durch des Preegels Fluth,
In mein Haus geſpület werden;
Wär es mir ſo theuer nicht,
Als dieß ſchöne Tageslicht.
Ich bekenn, es durch den Wind
Meiner Seufzer, durch die Zähren
Welche heiß von Andacht ſind,
Und dem Himmel Dank gewähren:
Dieſen Tagſchein ſetz ich nach,
Dem, der mir die Mutter brach.
Schöne Sonne, laß dich aus,
Mit der beſten Luſt im Lenzen;
Mal uns blau des Himmels Haus,
Laß dein Feuer heiter glänzen;
Und ſchlag um die ganze Welt
Deiner Stralen güldnes Zelt.
Und ſo lang du Licht und Pracht,
Führſt auf deinem güldnen Wagen,
Nimm uns dieſen Tag in acht;
Laß ihn Luſt und Anmuth tragen:
Daß in ihm durchaus kein Weh
Sey, zu Lande, noch zur See.
Daß alsdann die Götter ſich
Häufig auf die Erde finden;
Daß ſich alles inniglich,
Mög in Liebe feſt verbinden,
Und erwünſchte Gnüg und Ruh
Sich zu allen Menſchen thu.

Denn der Churfürſt, unſer Heil,
Ward vor zwey und dreyßig Jahren,
Uns, den Seinigen, zu Theil.
Was durch ihn uns widerfahren,
Was an Heil uns itzt behagt,
Ward uns damals zugeſagt.
Wie, wenn Caſtors Stern entſteht,
Schiffer Herz und Leben faſſen;
Wie die helle Morgenröth,
Uns das Wetter ſchön will laſſen:
Alſo ſchlug uns dieſen Stand,
Schon ſein Urſprung in die Hand.
O des Guten! welches wir
Seit Gott ihn geſchenkt, empfunden;
Was ein jeder kennt an Zier,
Was er zählt für gute Stunden;
Seine Luſt, ſein Glückesſchein,
Giebt uns Gott durch ihn allein.
Daß den Bauren um das Feld
Ihre Hoffnung nicht kann fehlen,
Daß ihr Vieh ſich trächtig hält,
Daß ſie große Heerden zählen,
Daß ſie frey ſind von Beſchwer,
Schaffen einig Gott und Er.
Er, der Länder Schutz und Kron,
Iſt uns alle Gnüg und Güte;
Er erhält den Helikon,
Und die Kunſt, in ihrer Blüthe.
Ihm gebührt der Dank und Preis,
Aller Tugend, die man weis.
Ach! wer weis an welchem Ort
Wir im Elend möchten ſchweben!
Zwiſchen Drangſal, Raub, und Mord;
Hätt uns Gott nicht ihn gegeben.
Was war vor der Zeit Athen,
Eh der Held kam von Trözen?

Um Corinth her überall,
Dorfte sich kein Mensch beweisen;
Niemand konnte dazumal,
Sicher durch den Isthmus reisen:
Theseus setzt in guten Stand,
Fast das ganze Griechenland.
Sollt ich nun nicht hoch erfreut
Diesen werthen Tag begehen?
Auf! wer seine gute Zeit
Glück und Wohlfahrt kann gestehen;
Heb itzt, als im vollen Chor,
Herz und Sinn zu Gott empor.
Vater! sprech er, welches Land
Deiner Gunst soll fähig werden;
Das erhält aus deiner Hand
Fürsten, die ein Licht der Erden,
Die durch Lieb und Unschuld rein,
Und nach deinem Herzen seyn.
Du ertheilst uns einen Held,
Der von Gaben so erlesen,
Daß die alte güldne Welt,
Sein kaum wäre werth gewesen.
Und du hast ihn manches Jahr
Auch gesichert vor Gefahr.
Nimm dich sein auch ferner an,
Laß ihn stark und frölich leben.
Was ein Mensch nicht bitten kann
Noch verstehn, weist du zu geben.
Hilf durch Saamen, wie zuvor
Dieses große Haus empor.
Bild uns unsre Noth recht ein,
Die uns würde sonst betreten;
Daß wir flehen insgemein,
Dir mit Thränen und Gebethen:
Bis du wendest diese Last,
Und uns Gott, erhöret hast.

Auf die Andacht, wer nur kann
Irgends gute Lust erfinden,
Nehme sie erfreulich an,
Und laß alle Sorgen schwinden:
Die durch süssen Freudenwein
Ueberwältigt müssen seyn.

Preußen wird nicht hinten stehn,
Unser Pillau wird vor allen,
Die Geschütze lassen gehn,
Daß die Nährung soll erschallen;
Und die ferne Galathee
Soll erschrecken auf der See.

Laß, o Churfürst, unsre Ruh!
Gnädigst dir, mein Herz belieben.
Was ich hier aus Andacht thu,
Was ich Gutes je geschrieben;
Wann es deine Gnad erhält,
So besitz ich alle Welt.

* *

Sim. Dach, auf die Lesbia.

Lesbia, mein Leben
Hat sich mir ergeben
In gewünschter Pflicht.
Ich will bey ihr stehen,
Bis ich werde gehen,
Hier aus diesem Licht.
Was für Leid
Ich jederzeit,
Um sie hab ertragen müssen,
Will ich itzt beschließen.

Die gewünschten Freuden,
Die sie für mein Leiden,
Mir ertheilen will.

Soll kein Leid beschweren,
Ja sie sollen währen,
Ohne Maaß und Ziel.
Ihre Zier
Will ewig mir,
Sich in allen Liebesfällen,
Zu Gebothe stellen.

Alle Pracht und Prangen,
Ihrer süßen Wangen,
Ihr Corallenmund,
Ihre zarten Hände,
Ihrer Armen Bände,
Sind mir nun vergunnt.
Ehe muß
Ein Ueberfluß,
Als ein Mangel in den Sachen
Mich verdrossen machen.

Sind im Obst viel Kerne,
Wie am Himmel Sterne;
Wirft der Nord viel Schnee;
Sind viel rauhe Wellen,
Wann die Winde bellen,
Auf der wüsten See:
Mehr sind Küß,
Ich weis grwiß,
Die sie mir, zum Liebeszeichen,
Wird mit Willen reichen.

Sollt ich solchermaßen,
Mich gereuen lassen,
Meine Sorg und Pein?
Wer auf sein Verdrießen,
Dieses kann genießen,
Kann nicht elend seyn.

Elend kann
Nicht seyn der Mann,
Den sein Kind, auf alles Leiden,
Lohnt mit solchen Freuden.

* *

Dach, auf die tugendhafte Lydia.

Auf! ihr meine güldnen Seyten!
Raffet meinen Geist von hier;
Lydia will neben mir,
Ueber Luft und Himmel schreiten,
Ist durch meiner Sinnen Macht,
Auf ein ewig Lob bedacht.
Sie erkennt, daß Pracht und Jugend,
Wie ein Dampf verrauchen muß:
Darum stellt sie ihren Fuß,
Auf die Bahn standhafter Tugend;
Will durch ihrer Gaben Schein,
Immer jung und reizend seyn.
Schau! ich reiße mich von hinnen,
Sey beseelt, du meine Hand!
Fleuch du feuriger Verstand,
Ueber des Gestirnes Zinnen!
Suche da hinauf zu gehn,
Wo dieß schöne Mensch soll stehn.
Ihre sonnenrothen Wangen,
Ihrer Augen güldnes Licht,
Und ihr himmelrund Gesicht,
Soll hier neue Pracht erlangen;
Pracht, die ewig nicht verblüht,
Und nicht Herbst noch Winter sieht.
Freue dich, du Preis der Schönen!
Hier soll deiner Gaben Schaar
Sich vor aller Zeit Gefahr,
Mit der Ewigkeit bekrönen.
Keine feindliche Gewalt,
Soll dir rauben die Gestalt.

Die-

Dieſes was ich von dir ſchreibe,
Hebt mein Phöbus ſelber auf;
Daß es von der Zeiten Lauf,
Ewig unbetaſtet bleibe;
Legt es bey, wo Glut und Wind,
Erd und See verbannet ſind.

Starke Wälle, Thurm und Mauren,
Fallen mit den Jahren ein.
Erzt und Eiſen, Stahl und Stein
Können vor der Zeit nicht dauren;
Aber deine Pracht und Zier
Lydia, bleibt für und für.

* *

Sim. Dach, auf eine Hochzeit.

Herr, den Amors ſtrenge Macht,
Auch nun unter ſich gebracht,
Wie ich es vernommen.
Und das Schreiben von der Zier
Deiner Braut, iſt frölich mir,
Zu Geſichte kommen.

Gern zwar reizt ich meinen Sinn,
Wie ich dann erſuchet bin,
Dir ein Lied zu ſchreiben.
Schleſien das macht mich ſcheu,
Daß mein raubes Gansgeſchrey,
Wohl daheim mag bleiben.

Vor den Schwänen die es hegt,
Wenn ſich hier ein Coler regt,
Dort ein Tſcherning ſinget,
Auf der Warnen Helikon;
Alſo ſchön, daß auch davon
Breslau widerklinget.

Werd ich nicht durch den [illegible]chweigt
Dessen Grab uns Danzig zeigt?
Der zwar selbst von hinnen;
Aber seiner Lieder Klang
Schallet noch, und muß zu Dank
Ewigs Lob gewinnen.
Was anitzt der Deutsche spielt,
Wo es Geist und Leben fühlt,
Dankt ers ihm vor allen.
Pflag man nicht vor dieser Zeit,
Ohn Gesetz und Richtigkeit
Dießfalls blind zu wallen?
Hat vor Zeiten, Griechenland,
Deinen Sinn, Homer! erkannt,
Wegen seiner Gaben;
So, daß sieben Städte sich
Zankten, jede wollte dich
Gern gebohren haben.
Was verdient wohl Opitz nicht?
Deutschland hat durch sein Gedicht
Wahrlich viel gewonnen!
Zieh ich mich, den schlechtsten an;
Bloß durch ihn hab ich ein Mann
Erst zu seyn begonnen.
Meinen Geist hat er gerührt,
Erst mich an das Licht geführt,
Und mir Brod gegeben.
Schrieb ich römisch als Virgil;
Wüßt ich hier durch solch ein Spiel
Keinen Scherf zu heben.
Wo sind hundert andre mehr,
Die imgleichen Brod und Ehr,
Ihm nur schuldig halten?
Leut, um die sich Fama regt,
Sie auf ihren Flügeln trägt,
Daß sie nie erkalten.

Als ſie Schleſien gebiehrt,
Eine Mutter, die ſich ziert
Mit gelehrten Söhnen;
Welche ſie auch wiederum,
So mit Ehren als mit Ruhm,
Der nicht ſtirbet, krönen.

Dieſe werden gern, Herr Schmeiß,
Deine Hochzeit, auf Geheiß
Wahrer Treu, bedienen.
Nähme mich nicht Krankheit mit,
Wär ich durch ein beſſer Lied
Auch vielleicht erſchienen.

* *

Sim. Dach, an den Damon.

Damon, wo hinfort dich Preußen,
Und voraus des Pregels Rand,
Weglåßt in dein Vaterland,
Will ich nicht Chaſmindo heißen!
Was dich hier gefangen hält,
Iſt dir mehr als alle Welt.

Seit daß du in Philoſetten
So verliebt geweſen biſt,
Seit daß ſie dir günſtig iſt,
Liegt dein Herz gleich an der Ketten.
An der Ketten liegt dein Herz,
Die auch weich macht Stahl und Erz.

Leute die in Eiſen liegen,
Aus verdammter Tyranney,
Werden oft noch los und frey;
Vögel hoffen zu entfliegen:
Die in Liebesbanden ſtehn,
Wünſchen nimmer zu entgehn.

Stimm nur deine Seyten wieder.
Du bist hier und bleibst auch schon!
Und verhoffe daß dein Ton
Mag beseelen unsre Lieder;
Die ohn dich, o Phöbus Kind!
Warlich sonder Leben sind.
Ach mit was für schönen Dingen,
Ach! mit was für Frölichkeit,
Hoffen wir die liebe Zeit,
So es Gott will, zuzubringen!
Wann voraus der Frost erliegt
Und der Lenz die Herrschaft kriegt.
Wann wir auf begrünter Heyden,
Hingestreckt ins feuchte Gras,
An den Bächen, die wie Glas
Vor sich rauschen, sollen weiden,
Wann die Lerch und Nachtigall,
Wird ansingen Berg und Thal.
Celadon, vor dessen Singen
Meine Geige sich entfärbt,
Der sein Spiel von dem ererbt,
Der den Acheron kann zwingen,
Geht mit seiner Kunst voran,
Dann sing ich so gut ich kann.
Mein Berintho wird mir sagen,
Wo mir etwa Fleiß gebricht,
Und durch seinen Unterricht
Eine gute Röth abjagen.
Mein Berintho, der mich trieb,
Daß ich dieses Lied auch schrieb.
Also wollen wir genießen
Unsers Lebens, weil es währt;
Und obschon der Geist entfährt,
Augen und Gehör sich schließen;
Werden wir doch, wie ich meyn,
Um ein gut Theil übrig seyn,

Unsrer Freundschaft, unsrer Seyten,
Wird, ob Gott will, noch gedacht;
Sollte man uns zu der Nacht
Auch um morgen schon begleiten.
Denn der edlen Dichter Geist,
Lebt im Tod erst allermeist.

Damon, auf! und laß uns leben!
Laß uns auf den Koth der Welt,
Der von uns ein Urtheil fällt,
Was nicht taugt, nicht so viel geben!
Muthig seyn, und recht gethan,
Bricht durch allen Neid die Bahn.

Dieß nur will ich einig bitten,
Daß mir künftig frey mag stehn,
Bey dir aus und ein zu gehn,
Nach der alten Freundschaft Sitten.
Ach! wie wohl ist meinem Sinn,
Wann ich, Damon, bey dir bin!

Andre mögen von dir halten,
Von dir reden dieß und das;
Ich begehre durch dieß Glas,
So ich trinke, zu erkalten;
Wo mein Herz mit Trug und List
Gegen dich verfälschet ist.

* * * \

O du Jahrmarkt aller Lust!
Berge, Wiesen, Thal und Felder,
Nähren sich von deiner Brust.
Die belaubten Trauerwälder
Kriegen Ohren und Gesicht,
Und der Bober eiset nicht.
Zephyrus beseelt das Land,
Das Geflügel schnäbelt wieder,
Tritt in seinen Freyerstand,
Stimmet schöne Buhlerlieder.
Und bereitet für die Ruh,
Seinen Bräuten Bette zu,
Flora stickt ihr Purpurkleid
Mit den Veilchen und Narcissen,
Selbst die Götter sind erfreut,
Vieh und Wild ist ausgerissen;
Vieh und Wild, das auch die Frucht
Der entzündten Liebe sucht.
Gras und Kräuter sind verliebt,
Sammt den stummen Wasserschaaren.
Schaut, wie alles sich ergiebt,
Und die Liebe weis zu paaren!
Steine fühlen Liebeskraft,
Denn sie halten Schwägerschaft.
Steckt im Menschen lauter Frost?
Mag ihn keine Lust nicht rühren?
Weil die süsse Liebeskost
Thiere, Kräuter, Steine spüren?
Wollen wir denn härter seyn,
Als ein harter Kieselstein?
Soll der Zeiten Tyranney,
Soll der Krieg euch Kummer geben?
Ob es besser freyen sey?
Oder unbeweibt zu leben?
Kümmerniß und Einsamkeit
Die verbessern keine Zeit!

Billig nehmt ihr, werthes Paar,
Das der Himmel hat verbunden,
Eurer Jahre Blüthe war,
Wechselt mit der Liebe Stunden.
Luft und Erde schreyt, Glück zu!
Liebet und genießt der Ruh!

Freundinn, du ergiebest dich
Einem, der an Kunst und Tugend
Steigt so hoch, als eben sich,
In der Frühlingszeit der Jugend,
Sein erwachter Sternengeist
Von der Eitelkeit entreißt.

Du, mein Neubart, sey gewehrt!
Nimm, womit die Braut noch pranget;
Was ein großer Theil begehrt,
Wird von deiner Gunst erlanget.
Billig kriegst du solchen Lohn,
O du treuer Musensohn!

Liebet nun, ihr Liebsten, liebt!
Pflanzet, bauet in dem Mayen,
Wie er euch die Lehre giebt:
Auf den Herbst soll euch erfreuen,
Seyd nur fleißig! solche Frucht,
Die man in der Wiege sucht.

* *

Neukirch, auf die Krönung Friedrichs des I. des Königes in Preußen.

Welt gepriesener Homer,
Dessen Kunst mit dir verschwunden!
Warum warst du doch so sehr
An Achillens Zeit gebunden?

Heute sollst du lebend seyn,
Da die ungestimmten Flöten,
So viel hungriger Poeten,
Fast auf allen Gassen schreyn;
Und dennoch mit ihrem Singen,
Kaum ein hartes Lied erzwingen.
O wie kömmt es? (dünket mich
Würdest du für Eifer fragen)
Da die muntern Brennen sich
Durch die halbe Welt geschlagen;
Da der Barbar sich gescheut;
Da die Römer, da die Griechen,
Ihrer strengen Faust gewichen;
Daß doch diese tapfre Zeit,
Die sich ja noch nie verloren,
Keinen Dichter hat gehohren?
Mich empfing ein solches Land,
Wo die Helden Menschen waren;
Gleichwohl wußt ich mit Verstand
Sie den Göttern beyzupaaren.
Hätt ich in der Mark gelebt,
Wo man mehr von einem Helden,
Als von Göttern weis zu melden;
Ach, wo hätt ich hingestrebt!
Ach was hätten unsre Zungen,
Nicht für Thaten abgesungen!
Ja, Homer, du klagest recht.
Denn da Macht und Hoheit steigen,
Ist die Poesie zu schlecht,
Und kann nichts, als Schüler zeigen.
Friedrich pflanzt ein Königreich;
Wir vergessen unser Reimen:
Oder wo wir ja was träumen,
Ists kaum seiner Jugend gleich;
Weil er längst vorbeygegangen,
Wo wir denken anzufangen.

Doch, du konnteſt mehr als wir;
Du ſchriebſt tauſend ſchöne Lügen.
Deine Helden mußten dir
Wie, und wann du wollteſt, ſiegen.
Friedrich aber glaubt es nicht.
Er geht fort und läßt uns ſitzen.
Was fragt er, wie viel wir ſchwitzen,
Und wieviel uns Zeit gebricht?
Was wir ganze Jahre dichten,
Kann er einen Tag verrichten.

Eh man einen Vers erzwingt,
Weis er Schlöſſer aufzubauen.
Eh man ſeine Chur beſingt,
Läßt er ſich als König ſchauen.
Würde, Glück und Macht und Ruh,
Sind bey ihm vereinte Sachen.
Was ſonſt Kriege pflegt zu machen,
Fällt ihm von ſich ſelber zu.
Was viel mit Geſchenken heben,
Hat ihm Gott und Recht gegeben.

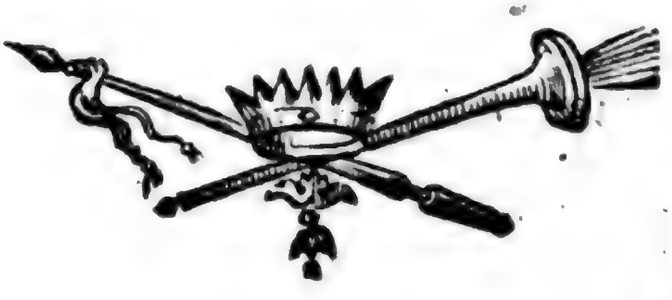
Andre erben ihren Thron,
Er wollt ihn vorher verdienen:
Darum hat ſein Weſen ſchon
Längſt uns königlich geſchienen.
Was er nicht im Titel war,
War er doch in aller Herzen;
Denn wir wünſchten es mit Schmerzen,
Und es ſpricht ein jeder klar:
Daß er, was itzund geſchehen
Lange ſchon vorher geſehen.

Pyrrhus hatte tauſend Müh,
Wie er möchte Land gewinnen:
Unſer Friedrich hat noch nie,
Dörfen auf Gewinnſte ſinnen.

Ganze Völker ſuchen ihn,
Und man ſieht viel Nationen,
Unter ſeinem Schutze wohnen;
Die er doch durch kein Bemühn,
Die er doch in wenig Stunden,
Bloß durch Wohlthun überwunden.

O ihr Muſen! wachet auf!
Friedrich duldet kein Verweilen.
Fördert euren ſpäten Lauf
Um ihm ſchneller nachzueilen.
Nun er Preußens König heißt,
Wird er auch bald Thaten üben,
Die uns Maro ſchon beſchrieben,
Aber auch in Fabeln ſchleußt.
Uns wird Mühe gnug verbleiben,
Wenn wir nur die Wahrheit ſchreiben.

Vormals pflegte, wie bewußt,
Kaiſern dieß gewünſcht zu werden:
Herrſche weiter als Auguſt,
Beſſer als Trajan auf Erden!
Zeit und Wunſch verändern ſich,
Und man wird hinkünftig ſagen:
Wer will Kron und Zepter tragen,
Herrſche ſo wie Friederich!
Himmel! laß es, wie wir flehen,
Unſerm König wohl ergehen!



Digitized by Google

* *

Das II. Capitel.

Von Cantaten.

1. §.

Die Cantaten sind eine neue Erfindung der Italiener, davon die Alten nichts gewußt haben: es hat aber gleichergestalt die Musik Gelegenheit dazu gegeben, und sie sind anstatt der Oden eingeführet worden. Weil nämlich in Liedern von einerley Strophen auch dieselbe Melodie beybehalten werden mußte: so ward man gewahr, daß sich dieselbe nicht zu allen Versen gleich gut schickte. Der erste Vers einer Ode war z. E. traurig, und gegen das Ende legte sich dieser Affect, ja veränderte sich wohl gar in eine Freude. Hatte sich nun die Gesangweise zum Anfange gut geschickt: so schickte sie sich zum Ausgange desto schlechter. Denn wie klingt es, wenn ein lustiger Text nach einer traurigen Melodie gesungen wird. War aber die Musik weder traurig noch lustig; so schickte sie sich weder zum Anfange noch zum Ende recht: weil sie keins von beyden in der gehörigen Schönheit vorstellete, und keine Gemüthsbewegung recht lebhaft ausdrückete. Nun hätten die Poeten diesem Fehler zwar abhelfen können, wenn sie in einem Liede nur einen Affect von Anfang bis zum Ende hätten herrschen lassen, wie es auch billig seyn sollte. Allein, da sie es nicht thaten; so gerieth man auf die Gedanken, die Lieder nicht mehr so gar einträchtig zu machen, keine solche ähnliche Strophen mehr zu beobachten; sondern Zeilen von ungleicher Länge, auf eine ungebundene Art durch einander laufen zu lassen, und alsdann die Musik durchgehends, nach dem Inhalte des Gedichtes, zu bequemen. Dadurch hoffte man jenen Uebelstand der Oden gewiß zu vermeiden, und jede Zeile eines solchen Gesanges, dem darinn herrschenden Affecte gemäß, auszudrücken;

cken; jedem Worte nach seinem rechten Sinne den gehörigen Ton und Nachdruck geben zu können.

2. §. Die Sache war nicht schwer ins Werk zu richten: Denn die Poeten bekamen mehr Freyheit, und die Componisten fanden tausendfache Gelegenheit, ihre Künste und musikalische Einfälle recht hören zu lassen. Sie bemüheten sich auch nunmehro, fast alle Sylben eines solchen Liedes, durch die Verschiedenheit des Klanges, auszudrücken, und alle mögliche Abwechselungen darinn zu versuchen. Sie giengen aber allmählich gar zu weit darinnen. Es war ihnen nicht mehr genug, daß sie eine Redensart auf einerley Art in die Musik setzten. Sie trauten sich selber so viel nicht zu, daß sie gleich die beste Art der Töne gefunden hätten: darum wiederholten sie manches Wort zwey, zehn, auch wohl zwanzig male, und zwar immer mit neuen Veränderungen. Sonderlich hielten sie sich bey gewissen Stellen verbunden, solches zu thun, wo sich ihre Kunstgriffe recht anbringen ließen. Wo nur die geringste Spur eines Affects, oder sonst eine Stelle vorkam, die sich einigermaßen durch das Singen und Spielen nachahmen ließ: da machten sie sich rechtschaffen lustig, und hielten sich oft bey einer Zeile länger auf, als man vorhin bey ganzen Oden gethan hatte. Jemehr die Musik dabey gewann, desto mehr verlohr die Poesie dabey. Bekam das Ohr dabey viel zu hören, so hatte der Verstand desto weniger dabey zu gedenken. Doch, da nicht alle Zeilen in einem solchen Gedichte bequem fielen, ihre Schnörkel anzubringen: so ließen sie dieselben nur so oben hin wegsingen, ja fast ohne alle Begleitung der Instrumente gleichsam herbethen; damit sich also Sänger und Spielleute indessen, zu der nächstfolgenden künstlichern Stelle desto besser vorbereiten könnten. Diesen letztern gab man den Namen der **Arien**, oder Melodien; jene aber, die mehr geredet, als gesungen wurden, nannte man **Recitative**. Wenn aber eine mittlere Art vorfiel, die man weder so bunt und zierlich, als die Arien singen; noch so kaltsinnig, als die Recitative wollte herlesen lassen, so ward dieselbe ein **Arioso** genennet.

3. §.

3. §. Wie die gemeinsten Arten der Lieder durchgehends von einem und demselben Sänger abgesungen werden, wenn nämlich nur eine Person darinn redet: so müssen auch wohl Cantaten, darinn kein Gespräche vieler Personen vorkömmt, nur von einer Stimme gesungen werden; es wäre denn, daß ein Baß, oder alle übrige Stimmen, den Discant desto angenehmer zu machen, sich durch und durch zugleich hören ließen, wie in Liedern, die man choraliter singet, zu geschehen pflegt. Allein hier müßte es auch wahrscheinlich seyn, daß der Text als ein Tutti, wie es die Welschen nennen; von vielen zugleich gesungen werden könnte: widrigenfalls wäre es ungereimt. Wie nun diese Regel von guten Componisten allemal beobachtet worden: also hat man sie auch vielmals aus den Augen gesetzt. Um die Mannigfaltigkeit vieler Stimmen in einer Cantate hören zu lassen, läßt man einen Vers, ein einzig Lied, das eigentlich nur eine Person singen sollte, von drey, vier, fünf Sängern, die einander ablösen, absingen: gerade, als wenn aus einem Halse alle die verschiedenen Stimmen kommen könnten. Ich tadle hiermit die Componisten nicht, die uns gern durch vielerley Annehmlichkeit zugleich belustigen wollen. Sie sollten aber nur zu Duetten, das ist, zu Cantaten, von zwey Personen, die sich mit einander besprechen, zwo Stimmen; zu dreyen, welches denn ein Trio heißt, drey Sänger u. s. w. nehmen, und also die Wahrscheinlichkeit beobachten. Sie sollten auch einer Mannsperson, die singend aufgeführet wird, eine männliche Baß- und Tenorstimme geben, z. E. dem Neide, dem Zorne, dem Stolze, den vier Jahrszeiten u. d. gl. den Alt und Discant aber für weibliche Personen, z. E. der Liebe, der Schönheit, der Tugend, der Vernunft, der Gottesfurcht, u. d. gl. behalten. Allein, wie oft dawider verstoßen wird, darf ich nicht erwähnen; denn es liegt allenthalben am Tage.

4. §. Sowohl von Arien, als Recitativen, haben uns viele, als zum Exempel Menantes in seiner theatralischen Poesie, imgleichen in der galanten Poesie, die er nur ans Licht gestellet; eine Menge von Regeln gegeben, und wer weis,

was für Geheimniſſe daraus gemacht, die niemand verſtünde, als der ein groſſer Kenner der Muſik wäre. Alle laufen da hinaus, daß der Poet ein Sklave des Componiſten ſeyn, und nicht denken oder ſagen müſſe, wie oder was er wolle; ſondern ſo, daß der Muſikus ſeine Einfälle dabey recht könne hören laſſen. Dahin gehöret unter andern hauptſächlich die Regel: daß man die erſten Zeilen der Arien mit ſolchen Worten anfüllen müſſe, dabey ſich der Componiſt eine halbe Stunde aufhalten könne; wenn er irgend das Lachen, Weinen, Jauchzen, Aechzen, Klagen, Heulen, Zittern, Fliehen, Eilen, Raſen, Poltern, oder ſonſt ein Wort von dergleichen Art auszudrücken ſucht. Dahin gehört ferner, daß man die erſten Zeilen einer Arie, ſo viel möglich iſt, ſo einrichten müſſe, daß ſie am Ende derſelben wiederholet werden können, und alſo eine Art von Ringelreimen daraus entſtehe. Dahin gehörts endlich, daß die Recitative, theils aus kurzen Zeilen beſtehen, theils an ſich ſelbſt ſehr kurz ſeyn ſollen; damit man von dem ſchläfrigen Weſen derſelben nicht gar zu ſehr verdrüßlich gemacht werde, u. d. m. Alle dieſe Regeln haben die Herren Componiſten den Poeten vorgeſchrieben, und dieſe haben ſich dieſelbe, ich weis nicht, warum? vorſchreiben laſſen, ja ſie wohl gar angebethet. Allein, wie wäre es, wenn ein Poet ſeinem Componiſten auch einmal, nach Anleitung der Vernunft ſagte, wie man ſeine Cantaten ſetzen ſollte: es möchte nun dieſes mit den Regeln und Exempeln ihrer ſo groſſen, aber oft ſehr unnatürlichen italieniſchen Meiſter, übereinkommen oder nicht?

5. §. Wenn man die Cantaten, als eine Art von Liedern oder Oden anſieht, davon ich im vorigen die Regel gegeben habe; wie man ſie denn anſehen muß: ſo verſteht ſichs von ſich ſelbſt, daß ſie nicht aus kaltſinnigem, ſchläfrigem und ſchlechtem Zeuge beſtehen müſſen. Sie müſſen einen gewiſſen Affect ausdrücken, oder voll erhabener und feuriger Gedanken, prächtiger oder zärtlicher Ausdruckungen ſeyn; kurz, ſie müſſen einen ſolchen Inhalt haben, der dem Componiſten Gelegenheit zu guten Einfällen geben wird. Der Poet muß

ſich

ſich freylich auch bemühen, das munterſte, ſinnreichſte und beweglichſte in die Arien, das übrige aber, nämlich Erzählungen, Vernunftſchlüſſe, Sittenlehren, u. d. gl. ins Recitativ zu bringen. Er wird nach Beſchaffenheit der Sachen auch mehr als eine Perſon darinn redend aufführen; damit der Wechſel vieler Stimmen deſtomehr Mannigfaltigkeit in dem Geſange hervorbringe. Er muß freylich auch ſeine Recitative nicht ganze Seiten lang machen, ſondern bald wieder was muntres und ſcharfſinniges mit einzumiſchen bemühet ſeyn, welches eine Arie, oder doch ein Arioſo abgeben kann. Alles dieſes lehrt einen Poeten die geſunde Vernunft, nebſt den Regeln der Dichtkunſt; und man darf, ſolches zu wiſſen, eben ſelbſt kein Muſikmeiſter ſeyn. Man darf höchſtens nur einige Cantaten mit Aufmerkſamkeit gehöret, oder die dazu gehörigen Noten durchgeſehen haben: ſo wird man ſchon bemerken, was gut oder übel klinget; wiewohl man oftmals den ſchönen Affect der Texte bedauren muß, der unter den Händen ſchlechter Componiſten, alle ſeine Kraft verliert; indeſſen, daß ſie ſich bey ſchlechtern Stellen aufhalten.

6. §. Allein man wird es auch von ſeinem Componiſten mit Grunde fordern, daß er nicht, durch eine verſchwendete muſikaliſche Kunſt das Werk der Poeſie unſichtbar mache, oder ſo verſtecke, daß man nichts davon vernehmen kann. Dieſes geſchieht hauptſächlich, wenn ſie durch unzählige Wiederholungen einer Zeile, halbe Stunden lang zubringen; einzelne Wörter ſo zerren und ausdehnen, daß der Sänger zehnmal darüber Athem holen muß, und endlich von den Zuhörern, ſeiner unendlichen Triller wegen, nicht verſtanden werden kann. Ferner kann ein Poet fordern, daß er eine gewiſſe Gleichheit in der Melodie einer Arie beybehalte, und nicht die erſte Hälfte gar zu künſtlich, die andre aber gar zu ſchlecht wegſetze; daß er endlich die Recitative nicht ſo gar ſchläfrig herbethen laſſe, als ob ſie gleichſam keines muſikaliſchen Zierrathes, keiner Begleitung von Inſtrumenten werth wären. Alle dieſe Regeln ſind in der Natur ſo wohl gegründet; daß ich nicht wüßte, wie man ihrer hätte verfehlen können: wenn

es den Italienern voriger Zeiten nicht mehrentheils ſchwer gefallen wäre, das natürlich Schöne vor dem gekünſtelten zu empfinden, und in ihren Sachen nachzuahmen. Allein es giebt unter unſern deutſchen Componiſten ſchon Leute, die durch ihren eigenen vernünftigen Geſchmack wieder auf das wahre und natürlich Schöne in der Muſik gerathen ſind, welches man eine geraume Zeit her mehrentheils verlohren hatte.

7. §. Ich kann hier den berühmten Herrn Capellmeiſter Hurlebuſch nennen, der unſerm Vaterlande gewiß Ehre machet. Dieſer hat in ſehr vielen Proben gewieſen, daß meine Forderungen in der Muſik keine Chimären eines Menſchen ſind, der was unmögliches, oder ungereimtes begehret. Unter andern ſchönen Sachen, die mir von ihm vorgekommen, kann ich die Cantate, Tu parti Idolo mio, da me tu parti &c. anführen, darinn ſelbiger in allen Stücken meinem Verlangen ein Gnügen gethan hat. Er hat ſich darinn aller der Fehler enthalten, die bey andern Componiſten ſo gemein ſind. Die Wiederholungen ſind ſparſam, nämlich nicht über dreymal; die Recitative ſind voller Melodie, und es iſt kein einziges Wort darinn gezerret; ſondern alles wird hintereinander verſtändlich weggeſungen. Eben dahin rechne ich ſeine Cantate, Tu parti amato Tirſi, o Dio! imgleichen eine andere: Mira quel augellin, come vezzoſo, &c. ferner die: Con dolce aurate ſtrale &c. Endlich die Deh! ſen dolce tormento &c. Alle dieſe, und viele andere mehr, ſind von eben der Art, und ſo beſchaffen, wie ich ſie oft gewünſchet, aber nirgends gefunden hatte, ehe mir ſeine Sachen bekannt geworden. Doch muß ich noch zu deſto mehrerer Gewißheit ſeines guten Geſchmacks auch die Cantate rühmen, die er mit Inſtrumenten geſetzt, und eben auf die Art, als die obigen, eingerichtet hat. Sie hebt an: Filli, pieta tu nieghi &c.

8. §. Eben dergleichen kann ich auch von dem berühmten Händel rühmen. Seine Cantata, Sarei troppo felice, s'io potelli dar legge &c. iſt eben ſowohl nach den obigen Regeln geſetzet, als die vorigen: und in ſeiner Lucretia iſt er gewiß

wiß in wenigen Stücken davon abgewichen. Auch Herr Graun, der itzo in der berliniſchen Capelle die Ehre der deutſchen Muſik auf einen ſo hohen Gipfel bringet, daß wir allen Ausländern damit trotzen können; ſo, wie wir ſie hisher mit unſerm ſächſiſchen Capellmeiſter Haſſe, neidiſch gemacht haben, hat an der Cantate, Bella, ti lascio, o Dio! &c. ein ſolches Meiſterſtück gemacht, wenn ich das einzige Wort ritornera in der andern Arie ausnehme, als welches gar zu lang ausgedehnet worden. Von Liebhabern, die von der Muſik nur ein Nebenwerk machen, muß ich hier nothwendig den Herrn Secret. Gräfen, deſſen ſchon im vorigen Capitel gedacht worden, ſeiner überaus angenehmen und natürlichen Compoſition halber, loben, die er in verſchiedenen Cantaten, und auch an meinem Orpheus erwieſen hat. Bey dem allen bedaure ich nur, daß unſre deutſchen Componiſten, ſich ſo gern an italieniſche Texte halten. Wie? Iſt es denn ihre eigene Mutterſprache nicht werth, daß ſie in eine ſchöne Muſik geſetzt wird? Und ſoll denn das Vorurtheil ewig dauren, daß man lieber unverſtändliche Sylben, von Sängern, die insgemein kein italieniſch können, verſtümmeln, als durch Worte, die Sänger und Zuhörer verſtehen, die völlige Stärke des Componiſten, im Ausdrucke der Gedanken, kenntlich machen will?

9. §. Nachdem ich nun das Gute gelobt habe, ſo wird mir auch frey ſtehen, das Schlechte zu tadeln und zu verwerfen. Nichts iſt mir lächerlicher, als wenn ich gewiſſe italieniſche Cantaten unter die Noten geſetzt ſehe, oder ſingen höre. Sind ſie etwa verliebt, ſo wird der Sänger gewiß vor Liebe ſterben wollen: und der Componiſt wird das liebe morir dreyßig, vierzig Tacte durch, ſo zermartern und zerſtümmeln, daß einem übel davon werden möchte. Ja, ſagt man, das iſt eben ſchön. Der Muſikus drückt dadurch aus, wie ſehr ſich das arme verliebte Herz quälen muß, ehe es ſtirbt. Gut! es zeigt aber auch an, daß es demſelben noch kein Ernſt mit dem ſterben ſey; wenn es ſich mit ſo viel künſtlichen muſikaliſchen Schnörkeln bemüht, ſeine Worte auf die Folterbank zu ſpannen. Wie es in dieſem Affecte geht, ſo geht es mit allen andern. Ja, bey ſo

vielen andern Wörtern macht man eben solche unendliche Coloraturen und Laufwerke, daran sich oft die beste Castratenkehle müde singet. Z. E. in einer gewissen Cantate, die Heinichen gesetzt hat, und so anfängt: La dove in grembo al Colle &c. wo von dem Fliegen der Vögel durch die Luft eine Arie vorkömmt, da sind die Wörter Augelletti, volate, volo, und aria, so künstlich mit steigenden und fallenden Tönen gesetzt, und so vielfältig verändert, daß der Sänger zum wenigsten sechsmal Athem holen muß, ehe er ein einziges Wort absingen kann. Das soll aber den Flug der Vögel in der Luft vorstellen, der nämlich auch bald steiget, bald fällt. Wie natürlich aber es herauskömmt, das lasse ich einen jeden selbst urtheilen, der es singen höret, und den Text versteht. Mir kömmt es immer vor, daß man vor aller Kunst in den meisten italienischen Musiken den Text gar verliert; weil das Ohr zwar ein ewiges ha, ha, ha, ho, ho, ho, hertrillern höret, der Verstand aber gar nichts zu denken bekömmt.

10. §. Ich will mit dem allen eine vernünftige Wiederholung gewisser nachdrücklicher Wörter, so wenig, als die Nachahmung ihrer Natur, durch die Töne verwerfen, dafern solches nur angeht. Beydes ist nicht nur erlaubt, sondern auch schön; wenn es nur mäßig geschieht. Man wiederhole aber nur im Singen kein Wort, welches nicht der Poet auch im Texte ohne Uebelstand hätte wiederholen können. Das Singen ist doch weiter nichts, als ein angenehmes und nachdrückliches Lesen eines Verses, welches also der Natur und dem Inhalte desselben gemäß seyn muß. Nun aber würde wohl kein Mensch, der mir einen Vers vorläse, gesetzt, daß der größte Affect darinn steckte, denselben mehr als zwey, höchstens dreymal wiederholen. Mehrmals muß er also auch nicht hinter einander gesungen werden, wenn es mich rühren, und also natürlich herauskommen soll. Ein guter Leser eines Gedichtes wird freylich das Weinen kläglich, das Lachen lustig u. s. f. ein jedes Wort nach seiner Bedeutung, mit einer guten Stimme auszusprechen wissen; sich aber auch dabey vor allem lächerlichen Zwange in acht nehmen. So muß es

ein

ein Musikus auch machen, und sich vor allen Ausschweifungen hüten, die seinen Gesang dem natürlichen Ausdrucke der Gedanken, der unter vernünftigen Leuten gewöhnlich ist, unähnlich machen könnten. Man lese hier nach, was der critische Musikus, der in Hamburg herausgekommen, für vernünftige Regeln davon vorgeschrieben hat.

11. §. Eine Cantate muß sich ordentlicher Weise mit einer Arie anheben und schließen; damit sie theils im Anfange mit einer guten Art ins Gehör falle, theils auch zuletzt noch einen guten Eindruck mache: doch findet man im italienischen viele, die gleich von Anfang ein Recitativ haben. Die kürzesten darunter, haben nur ein einzig Recitativ in der Mitte; und bestehen also nur aus dreyen Theilen. Gemeiniglich aber hat eine Cantate drey Arien, und zwey Recitative, und die längsten sollen nicht mehr als vier oder fünf Arien haben. Diese können nun jambisch, trochäisch oder daktylisch seyn, nachdem es der Poet für gut befindet: das Recitativ aber anders als jambisch zu machen, das ist nicht gewöhnlich. Nur merke sich der Poet, daß er bey der Versart, womit er eine Arie anfängt, bis ans Ende bleibe; auch nicht kurze und lange Zeilen durcheinander menge, wenn er dem Componisten gefallen will. Selbst die Zeilen im Recitativ an Länge sehr ungleich, d. i. etliche von zwey, etliche von zwölf Sylben zu machen, das ist nicht angenehm. Die Reime gar zu weit von einander zu werfen, das heißt eben so viel, als gar keine zu machen: und man thäte nach dem Muster der Welschen besser, sie gar nicht zu reimen; aber desto besser zu scandiren, welches die Italiener fast gar nicht thun. Weibliche mit weiblichen, und männliche mit männlichen Reimen zu vermischen, das klingt auch nicht gut; ob es gleich viele thun. Die Länge eines Recitativs kann man zwar nicht bestimmen: aber je kürzer es fällt, und je kürzer die Perioden darinnen sind, desto besser ist es; weil es insgemein so schlecht gesetzt wird, daß man es bald überdrüßig werden muß.

12. §. Wenn man anstatt des Recitativs entweder biblische Sprüche, auch wohl Verse aus geistlichen Liedern zwi-

schen die Arien setzet, so heißt man ein solch Stück ein Oratorium: welches ohne Zweifel vom Bethen den Namen hat, weil dergleichen geistliche Gedichte zu Kirchenstücken gebraucht werden. Redet ein Paar mit einander, so nennen es die Musici ein **Duetto**; kommen drey Personen in der Poesie, und folglich im Gesange drey Stimmen vor, so nennet man es ein Trio. Redeten aber noch mehrere mit einander, so, daß es auch desto länger würde, so müßte es eine **Serenata** heißen, und könnte zu fürstlichen Tafel- und Abendmusiken, imgleichen bey großen musikalischen Concerten gebraucht werden. Käme aber außer den Unterredungen auch eine Handlung darinne vor, die sich von lebendigen Personen ordentlich spielen oder aufführen ließe; so könnte es ein **Drama** heißen.

13. §. Denn auch hier muß man merken, daß es epische und dramatische Cantaten, Serenaten, oder wie mans nennen will, geben könne. Wenn der Poet selbst darinn redet, so ist es episch verfasset, obgleich hier und da auch andere Personen redend eingeführet werden. Ein schönes Exempel giebt des Herrn von Hagedorn Fabel: **Vom schweren Dienst der Eitelkeit** ꝛc. die Herr Secr. Gräfe auf eine ganz neue aber unvergleichliche Art gesetzt hat. Läßt aber der Poet durchgehends andere Personen reden und handeln, so, daß er selbst nichts darzwischen sagt, sondern so zu reden, unsichtbar ist: so entsteht ein kleines theatralisches Stück daraus, welches von dem griechischen δρᾶν, handeln, thun, ein **Drama** genennt wird. Singen nun die auftretenden Personen ihre Rollen ab; so ist ein solch Drama gleichsam eine kleine Oper oder Operette, die etwa so lange als ein Aufzug einer großen Oper dauret, und nach Gelegenheit drey, vier oder fünf Auftritte hat. Wie die innere Einrichtung eines solchen dramatischen Stückes seyn müsse, das läßt sich erst in dem Capitel von theatralischen Spielen zeigen. Denn ungeachtet solche Dramata selten auf die Schaubühne kommen, sondern nur mehrentheils in Zimmern gesungen werden; ohne daß die Sänger in gehörigem Habite erscheinen, und wirklich das vorstellen, was sie singen: so müssen sie doch aufs genaueste

so

ſo eingerichtet werden, daß ſie geſpielet werden könnten. Wie viele Poeten es in dieſem Stücke verſehen, wenn ſie weder die Einigkeit der Zeit, noch der Handlung, noch des Ortes beobachten, das lehrt die Erfahrung: zu geſchweigen, daß ſie oft ſolche Sachen hineinbringen, die ſich gar nicht würden vorſtellen laſſen.

14. §. Anſtatt meiner Exempel, hätte ich gern aus unſern alten Dichtern, welche hergeſetzet. Allein, in dem vorigen Jahrhunderte, hat man von dieſer Art beynahe nichts gewußt; weil Dichter und Poeten ſich an Oden begnüget haben. In dem itzigen Jahrhunderte, hat man zwar Cantaten genug gemacht, und gedrucket, aber faſt immer auf beſondere Perſonen und Gelegenheiten, die unſern Componiſten zu nichts gedienet haben; außer was etwa geiſtliche Kirchenſtücke geweſen ſind. So hat man z. E. die Paßion auf verſchiedene Art geſetzt, darunter aber Pietſchens Ausdrücke viel zu ſchwülſtig und hochtrabend ſind, als daß ſie ſich zur Muſik ſchickten. Wie es nun bey dieſem Mangel an deutſchen, moraliſchen und verliebten Cantaten zu wünſchen iſt, daß Dichter, die eine natürliche, fließende und bewegliche Schreibart in ihrer Gewalt haben, ſich der Muſik zu gut, auf dieſe Art der Gedichte mehr als bisher legen mögen: alſo habe ich mich genöthiget geſehen, zu der menantiſchen galanten Poeſie meine Zuflucht zu nehmen, darinn verſchiedene gute Stücke von dieſer Art vorkommen; die es auch wohl werth wären, daß ſie von guten Componiſten geſetzt, und von guten Stimmen, in Concerten und andern Geſellſchaften abgeſungen würden. Dieſes würde uns wenigſtens von dem unverſtändlichen Geheule, italieniſcher Texte befreyen, die von den meiſten deutſchen Sängern, eben weil ſie kein Welſch können, ſo zermartert werden, daß auch diejenigen Zuhörer, die italieniſch können, keine Sylbe davon verſtehen. Es würde auch bey deutſchen Texten eine affectuöſere Art zu ſingen bey uns aufkommen, wenn der Sänger ſelbſt wüßte, was er ſinget. Denn wie will er den Worten mit der gehörigen Art ihr Recht thun, wenn er wie ein Papagey, oder wie eine Schwalbe, lauter unverſtandene Sylben hergurgelt, oder abzwitſchert?

Mora-

* *

Moraliſche Cantaten, aus Menantes galanten Poeſien.

I. Cantate.

Hoffnung, ſüßer Troſt des Lebens,
Der den bittern Schmerz verſüßt.
Alle Sorgen ſind vergebens;
Aber wo noch Hoffnung iſt,
Ach! da muß auch Wermuthwein
Süßer noch, als Nectar ſeyn.

So geht es auf der Welt!
Wo alles ſchlecht genug beſtellt.
Wir ſehn nicht lauter helle Tage,
Ein jeder hat faſt ſeine Plage.
Doch, weil die Hoffnung ihre Blicke,
Auch mitten in der Nacht,
Betrübten Herzen ſchenkt;
So lacht der Troſt, daß uns das falſche Glücke
Nicht übermäßig kränkt.

Unverhofft
Trägt ſichs zu,
Daß die angenehmſte Ruh
Aus der Unruh und Verdruß
Uns gewünſcht, entſprießen muß.
Denn das Glücke wechſelt oft,
Unverhofft.

Drum laſſe man den Muth nicht fallen.
Ein feſter Muth
Iſt unſer beſtes Gut.
Ein Fels, ein Thurm,
An dem muß aller Sturm
In Widerwärtigkeit zurücke prallen;
Drum laſſe man den Muth nicht fallen.

Wer verzaget, giebt sich bloß,
Daß ihn auch der schwächste Stoß
Stürzen kann.
Blöde seyn, ist Weiberart;
Doch, wer keine Kräfte spart,
Ist ein Mann.

Wohlan!
So steh ich, als ein Mann,
Wenn alle Wetter krachen.
Die Hoffnung wird mir doch den Himmel heiter machen.

Laß es donnern, laß es wettern,
Laß das Unglück rasend seyn.
Nichts soll meinen Trost zerschmettern,
Hoffnung läßt mich sicher ein.
So mag es denn hageln, so mag es nur blitzen:
Ich hoffe durch Hoffnung in Ruhe zu sitzen.

* *

II. Cantate.

Verdammter Neid!
Was hab ich dir gethan?
Daß ich zu keiner Zeit
In meiner Einfalt bleiben,
Und für mich leben kann?
Verdammter Neid!
Was hab ich dir gethan?

Du mußt dich an mir reiben,
Und darfst dich nicht entblöden,
Mir alles Böse nachzureden?
Wenn ich die Hände gleich in Unschuld täglich wasche;
So klebt dir doch noch mancher Makel dran,
Der dir in deinen Augen,
Die Galle rege machen kann.
Du Spinne! mußt auch Gift aus Rosen saugen?

Doch immerhin! ich will mich wenig kränken!
Weil doch
Dich dein verteufelt Gift,
Zu eigner Pein, am allermeisten trifft.
Der Himmel wird mir noch
Gewünschte Ruh und sichern Frieden schenken.

Unschuld muß doch immer leiden,
Und von Lästrern lassen neiden;
Doch sie ist sich selbst ein Trost.
Wenn ein Neider sich erboßt,
Und die falschen Zungen stechen,
Wird sie selbst der Himmel rächen.

* *

III. Cantate.

Sanftmuth, Langmuth, Freundlichkeit,
Sind die Waffen
Die uns auf den ärgsten Streit
Sieg und Frieden können schaffen.
Welcher diesen Küraß trägt,
Dem wird recht der Heldentitel
Von der Tugend beygelegt.

Es geht nicht immer frölich zu.
Oft tritt uns einer auf den Fuß,
Man muß
Den Schmerz verbeissen.
Tritt er uns auf die Schuh,
So laß es gut und unempfunden heißen.
Zwar mancher macht ein Wetter draus,
Und sinnt auf Kugeln, Schwerdt und Pfeile:
Doch endlich treffen ihn noch selber Donnerkeile.

Bliz und Schwerdt in Händen tragen,
Und damit den Feind nicht schlagen,
Ist ein Werk, das göttlich heißt.
Wenn ein Mensch sich so erweist,
Ach dem wird mit Lorberkronen
Der Himmel die Großmuth auf ewig belohnen.

Wohl dem, der alles kann zum Besten kehren!
Der kleinste Regen wird dem größten Feuer wehren.
Kein muntres Roß läßt sich mit Schlägen zwingen,
Mit Streicheln wird mans eh zu rechte bringen,
Auf Eßig giebt man Oel,
Und Wasser unter starken Wein.
So müssen auch auf harte Worte
Gelinde Reden seyn.
Die Sanftmuth kann auch Honigkuchen
In eines Löwen Rachen suchen.

Hart auf hart thut niemals gut.
Auf den dichten Marmorstein
Müssen stumpfe Sägen seyn,
Bis er von einander fällt.
So machts die politsche Welt.

* *

Das III. Capitel.

Von Idyllen, Eklogen oder Schäfergedichten.

1. §.

Man kann gewissermaßen sagen, daß diese Gattung von Gedichten die allerälteste sey. Denn ob ich wohl in dem Capitel von Oden, im Absehen auf dieselben eben das behauptet habe: so widerspreche ich mir doch nicht, wenn ich sage, daß die allerersten Lieder, Schäferlieder oder Hirtengedichte gewesen. Die ersten Einwohner der Welt nährten sich bloß von der Viehzucht. Der Ackerbau, die Jagd, der Fischfang und das Weinpflanzen sind viel später erfunden und in Schwang gebracht worden. Die Kaufmannschaft und alle andere Künste sind noch viel jünger. Da nun die Erfindung der Poesie mit den ersten Menschen gleich alt ist; so sind die ersten Poeten, oder Liederdichter, Schäfer oder Hirten gewesen. Ohne Zweifel haben sie ihre Gesänge nach ihrem Character und nach ihrer Lebensart eingerichtet: folglich sind ihre Gedichte Schäfergedichte gewesen.

2. §. Ich will damit nicht behaupten, daß die ältesten Gedichte, die wir haben, Schäfergedichte wären. Nein, was wir vom Theokritus, Bion und Moschus in dieser Art haben, das ist sehr neu. Die allerersten Poesien sind nicht bis auf unsre Zeiten gekommen: ja sie haben nicht können so lange erhalten werden; weil sie niemals aufgeschrieben worden. Was nur im Gedächtnisse behalten und mündlich fortgepflanzet wird, das kann gar zu leicht verlohren gehen. Daß aber vor Theokrits Zeiten wirklich Schäfergedichte müssen gemacht worden seyn, das kann aus seinen eigenen Idyllen erwiesen werden. Er berufft sich immer auf die arkadischen Hirten, als auf gute Poeten, die ihre Musik vom Pan gefas-

set

set hätten. Es müssen doch also unter den damaligen Schäfern mancherley Lieder im Schwange gewesen seyn, die zum Theile sehr alt gewesen seyn mögen. Haben sie so schön und so zierlich nicht ausgesehen, als des Theokritus seine, so ist es kein Wunder. Die Natur allein war ihre Lehrmeisterinn gewesen, und die Kunst mochte noch keinen Theil daran gehabt haben. Theokritus hat beydes zu vereinigen gesucht, und also seine Vorgänger weit übertroffen.

3. §. Will man nun wissen, worinn das rechte Wesen eines guten Schäfergedichtes besteht; so kann ich kürzlich sagen: in der Nachahmung des unschuldigen, ruhigen und ungekünstelten Schäferlebens, welches vorzeiten in der Welt geführet worden. Poetisch würde ich sagen, es sey eine Abschilderung des güldenen Weltalters; auf christliche Art zu reden aber: eine Vorstellung des Standes der Unschuld, oder doch wenigstens der patriarchalischen Zeit, vor und nach der Sündfluth. Aus dieser Beschreibung kann ein jeder leicht wahrnehmen, was für ein herrliches Feld zu schönen Beschreibungen eines tugendhaften und glücklichen Lebens sich hier einem Poeten zeiget. Denn die Wahrheit zu sagen, der heutige Schäferstand, zumal in unserm Vaterlande, ist derjenige nicht, den man in Schäfergedichten abschildern muß. Er hat viel zu wenig Annehmlichkeiten, als daß er uns recht gefallen könnte. Unsre Landleute sind mehrentheils armselige, gedrückte und geplagte Leute. Sie sind selten die Besitzer ihrer Heerden, und wenn sie es gleich sind: so werden ihnen doch so viel Steuren und Abgaben auferlegt, daß sie bey aller ihrer sauren Arbeit kaum ihr Brodt haben. Zudem herrschen unter ihnen schon so viel Laster, daß man sie nicht mehr als Muster der Tugend aufführen kann. Es müssen ganz andre Schäfer seyn, die ein Poet abschildern, und deren Lebensart er in seinen Gedichten nachahmen soll. Laßt uns dieselben etwas näher betrachten.

4. §. Man stelle sich die Welt in ihrer ersten Unschuld vor. Ein freyes Volk, welches von keinen Königen und Fürsten weis, wohnet in einem warmen und fetten Lande,

welches an allem einen Ueberfluß hat, und nicht nur Gras, Kräuter und Bäume, sondern auch die schönsten Früchte von sich selbst hervorbringet. Von schwerer Arbeit weis man daselbst eben so wenig, als von Drangsalen und Kriegen. Ein jeder Hausvater ist sein eigener König und Herr; seine Kinder und Knechte sind seine Unterthanen, seine Nachbaren sind seine Bundesgenossen und Freunde; seine Heerden sind sein Reichthum, und zu Feinden hat er sonst niemanden, als die wilden Thiere, die seinem Viehe zuweilen Schaden thun wollen. Eine hölzerne Hütte, oder wohl gar ein Strohdach, ist ihm ein Pallast, ein grüner Lustwald sein Garten, eine kühle Höhle sein Keller, eine Lauberhütte sein Sommerhaus: Pelz und Wolle und ein Strohhut sind seine Kleidung; Milch und Käse sind seine Nahrung; die Feld- und Gartenfrüchte seine Leckerbissen; ein hölzerner Becher, eine Flasche, ein Schäferstab und seine Hirtentasche sein ganzer Hausrath. Sein Hund ist sein Wächter, eine Blume sein Schmuck und seine Erquickung, die Musik sein bester Zeitvertreib.

5. §. Im Absehen auf den Verstand, sind diese glückselige Schäfer zwar einfältig, aber nicht dumm. Sie können nach ihrer Art mancherley Künste, sie flechten schöne Körbe und künstliche Hüte, sie schelen bunte Stäbe, sie schnitzen Figuren und Bilder auf ihre Flaschen und Becher, sie winden Blumenkränze, und pflanzen Bäume. Gelehrt sind sie zwar nicht: doch wissen sie aus den Erzählungen ihrer Vorfahren, von einigen alten Geschichten; und aus dem Unterrichte der klügsten unter ihnen, von einigen Geheimnissen der Natur, von dem Laufe der Gestirne u. d. m. doch allezeit mit einer gewissen Einfalt, zu reden. Sie haben einen gewissen natürlichen Witz, aber keine gekünstelte Scharfsinnigkeit. Sie machen Vernunftschlüsse, aber von metaphysischen Absonderungen wissen sie nichts. Sie halten sich allezeit an das, was sie empfinden, und ihre Unterredungen handeln von dem, was geschieht, was sie gesehen oder gehöret haben. Daher lieben sie die Erzählungen, und vertiefen sich nach Art einfältiger

Leute

Leute zuweilen in besondern Umständen, und solchen Kleinigkeiten, die nicht eben so nöthig zu wissen wären.

6. §. Ihren Willen anlangend, haben sie zwar, als Menschen, Affecten; aber keine unordentliche und ausschweifende Begierden, dadurch sie einander beleidigen könnten. Der Geiz und Ehrgeiz verleitet sie zu keiner Ungerechtigkeit; und man weis bey ihnen weder von Schimpfworten noch von Schlägereyen zu sagen. Ihre Streitigkeiten bestehen darinn, daß sie im Singen oder Spielen, oder in andern Künsten, einander überlegen seyn wollen: und diese werden allezeit durch einen unparteyischen Schiedsmann, den beyde Parteyen zum Richter erwählen, entschieden. Sie scherzen mit einander, aber ohne Zoten zu reißen: denn die Ehrbarkeit ist bey ihnen zu Hause. Ihr Handel besteht im Tauschen, und ob sie wohl zuweilen durch eine kleine List einander hintergehen, so geschicht es doch nur zur Kurzweil: denn der Betrug ist ihnen so abscheulich, als das Stehlen und Rauben. Ihr Umgang ist von aller Grobheit so weit, als von allen Complimenten und von der Falschheit, entfernet. Sie sind offenherzig, aber bescheiden; freygebig, aber nicht verschwenderisch; sparsam aber nicht karg; ehrliebend, aber nicht stolz. Endlich sind sie auch mäßig und nüchtern, und mit einem Worte, ganz tugendhaft und vergnügt.

7. §. Ich habe noch nichts von der Liebe gedacht, weil dieses eine besondere Beschreibung verdient. Dieser Affect herrschet am meisten unter ihnen, aber auf eine unschuldige Weise. Er ist die einzige Quelle ihres größten Vergnügens, aber auch ihrer größten Unruhe. Ihre Muße auf den Fluren und bey ihren Heerden, läßt ihnen Zeit genug, zu verliebten Gedanken und Unterredungen; aber ihre Einfalt verbeut ihnen, alle gar zu künstliche Mittel zu ihrem Zwecke zu gelangen. Ihre guten Eigenschaften machen sie liebenswürdig, und ihre Liebeserklärungen geschehen mehr durch schamhafte Blicke, als durch viel zärtliche Worte. Ihre Geschenke bestehen aus Blumen und Früchten, jungen Lämmern und schönen Hunden, künstlichen Hüten, Bechern und Stäben. Sie putzen

ſich, aber nach ihrer Einfalt, die von Seide, Gold und Silber nichts weis. Sie ſind eiferſichtig und empfindlich; aber auch leicht zu beſänftigen. Sie beklagen ſich über die Unempfindlichkeit ihrer Schönen; henken ſich aber deswegen nicht auf. Sie ſind ſehr treu in ihrer Liebe, und man weis bey ihnen von keinem größern Laſter, als von der Unbeſtändigkeit. Ihre Nebenbuhler ſuchen ſie durch neue Gefälligkeiten, nicht aber durch Rachgier und Gewalt zu überwinden. Kurz, die unſchuldige Schäferliebe muß von allen Laſtern frey ſeyn, die ſich durch die Bosheit der Menſchen allmählich eingeſchlichen haben.

8. §. Ich zweifle nicht, daß ein jeder, der dieſen Character der Schäfer recht erweget, geſtehen wird, daß Schäfergedichte, die auf dieſen Fuß verfertiget worden, eine beſondere Anmuth haben müſſen. Denn ich habe ihren Abriß mit Bedacht in der größten Vollkommenheit gemacht, ungeachtet noch kein Poet denſelben völlig beobachtet hat. Theokritus hat ſeine Schäfer zuweilen ſehr grob und plump abgeſchildert; das iſt, wie ſie etwa zu ſeiner Zeit waren, nicht wie ſie hätten ſeyn ſollen: zuweilen aber machte er ſie gar zu ſinnreich. Sie zanken ſich bisweilen auf eine recht bäuriſche Art, und kriegen einander faſt darüber bey den Köpfen. Sie beſchuldigen einander des Diebſtahls und noch wohl ärgerer Laſter, die unter den Griechen und Römern im Schwange waren, ſich aber für unſere feinern poetiſchen Schäfer nicht ſchicken. Man ſehe des Herrn von Fontenelle Diſcurs, von Schäfergedichten, der bey meiner Ueberſetzung ſeiner Geſpräche von mehr als einer Welt befindlich iſt: wo man auch vom Bion und Moſchus eine gründliche Beurtheilung antreffen wird.

9. §. Virgil, der ſich den Theokritus in ſeinen Eklogen zum Muſter genommen, hat zwar ſeine Schäfer viel artiger gemacht, als jener; doch aber nicht allezeit die rechte Art der Schäfer erreichet. Sie ſind nicht alle ſo tugendhaft und unſchuldig, als ſie ſeyn ſollten; wie davon der Vers

Nouimus et qui te, transuerſa tuentibus hircis etc.

zeugen

zeugen kann. Zuweilen giebt sein Haberrohr einen gar zu hohen Ton, wenn er z. E. die sicilianischen Musen des Theokritus anrufft, dem Pollio zu Ehren etwas erhabeners anzustimmen. Er forderte, wie schon gedacht worden, etwas Unmögliches von ihnen: denn sie können auf ihrer Flöte keinen Trompetenklang erzwingen. Gleichwohl prophezeiht er nicht anders, als die cumäische Sybille, von künftigen Zeiten. In der sechsten Ekloge läßt ers sich vom Phöbus erst sagen: Es schicke sich für Schäfer nicht, von Königen und Helden zu singen:

Cum canerem Reges et proelia, Cynthius aurem
Vellit et admonuit: Pastorem, Tityre, pingues
Pascere oportet oues.

Gleichwohl läßt er seinen Silenus, da er ein paar Knaben, nebst der schönen Najade, Aegle, vom Schlafe aufgewecket, die ganze epikurische Lehre vom Ursprunge der Welt hersingen, welches ihm so wenig anstund, als von Kriegen und Helden Lieder zu machen. Es herrscht auch in der ganzen Ekloge eine solche Verwirrung der Sachen und Zeiten, daß man nicht weis, wo man ist. Nach den philosophischen Meynungen Epikurs, kömmt die Fabel von der Pasiphae und den Schwestern Phaetons, die gar nicht dahin gehörete. Mitten darunter steht Cornelius Gallus, der zu Virgils Zeiten lebte; und darauf kömmt wiederum die Fabel von der Scylla und Charybdis, imgleichen von der Philomele. Alles das singt Silenus, von welchem der Poet vorhin erzählte, daß er vorigen Tag einen Rausch gehabt. Es könnte, wie Fontenelle scherzet, nach dem itztbeschriebenen Innhalte seines Gesanges, leicht seyn, daß er etwas zu frühe aufgewecket worden.

10. §. Unter den neuen Poeten, die lateinische Schäfergedichte gemacht haben, ist Calpurnius, Nemesianus, Vida und Baptista Mantuanus zu merken. Sie sind eben nicht gänzlich zu verachten, und ohngeachtet sie an Schönheit der Verse dem Virgil weichen müssen, so haben sie doch zuweilen hübsche Erfindungen. Sie fehlen aber auch zuweilen sehr

grob, wie denn der letztere z. E. seine Schäfer einmal, als ein Paar Carmeliter aufführet, deren einer der strengen, der andere der gelindern Ordensregel zugethan ist. Er läßt sie so heftig mit einander streiten, daß der Richter, dazu er den Bembus macht, ihnen die Stäbe wegnimmt. Ob es nun wahrscheinlich sey, daß die Schäfer wie Mönche sprechen? das ist leicht zu sehen. Viel ärger aber macht ers in einer andern Stelle, wo der Schäfer gar einen Epikurer vorstellt, der weder Himmel noch Hölle glaubt. Der Poet will dieses entschuldigen, und sagt, Amyntas habe sich lange in der Stadt aufgehalten. Herr Fontenelle will diese Entschuldigung nicht gelten lassen; und in der That ist es anstößig, seine Schäfer als gottlose Leute aufzuführen.

11. §. Sannazar hat es versuchen wollen, ob man nicht Fischereklogen machen könne. Er hat den Theokritus zum Vorgänger, der auch einmal dergleichen gethan hat. Zwey Fischer schlafen in einer Strohhütte am Ufer beysammen, und der eine weckt in der Nacht den andern auf, und erzählt ihm seinen Traum, darinn es ihm vorgekommen war, als ob er einen goldenen Fisch gefangen hätte. Allein die Fischerarbeit ist viel zu beschwerlich, gegen das ruhige und glückselige Leben, das wir uns im Schäferstande vorstellen. Die See ist bey weitem so angenehm nicht, als eine schöne Aue: und die Schnecken oder Austern geben solche beliebte Geschenke nicht ab, als Blumen und Früchte. Es würde nicht besser herauskommen, wenn man anstatt der Schäfer, Bergleute, in Gedichten nachahmen wollte, wie einige Poeten bey uns versuchet haben. Diese Lebensart ist gleichfalls viel zu rauh, und die Arbeit zu sauer, als daß man viel Vergnügen dabey haben könnte. Zu dem schickt sich das Gold und Silber zu dem güldenen Weltalter nicht. Noch besser würden sich die Winzer zu solchen Vorstellungen brauchen lassen; als deren Arbeit so beschwerlich nicht ist, und mehr angenehme Gegenstände hat, als die vorige. Es käme auf den Versuch eines guten Dichters an, der diese Lebensart kennete.

12. §.

Digitized by Google

12. §. Unter den Italienern haben Taſſo, Guarini, Bonarelli und Marino, ſich mit Schäfergedichten hervorgethan: Aber alle mit einander haben ihre Hirten viel zu ſcharfſinnig gemacht. Taſſo, der noch am leidlichſten iſt, hat dennoch in ſeinem Amyntas die Sylvia gar zu künſtlich denken laſſen. Sie hat ſich mit Blumen geſchmücket, und da ſie ſich in einem Brunnen ſpiegelt, ſagt ſie zu ihnen: ſie trage dieſelben, nicht ſowohl ſich ſelbſt dadurch zu putzen, ſondern vielmehr ſie, durch ihre eigene Schönheit, zu beſchämen. Bouhours hat dieſe Stelle mit gutem Rechte verworfen: aber gegen andere italieniſche Künſteleyen und Spitzfündigkeiten ihrer Schäfer, iſt das noch nichts zu rechnen. Guarini läßt z. E. in ſeinem treuen Schäfer, eine Schäferinn, mitten in der Heftigkeit ihrer Liebe, auf eine ſehr philoſophiſche Art, die Götter zur Rede ſetzen: warum ſie uns doch durch ſo ſcharfe Geſetze eingeſchränket; zu gleicher Zeit aber dem Menſchen ſolche unüberwindliche Begierden gegeben? Wer hätte dergleichen tiefes Nachſinnen bey einer Schäferinn geſuchet?

13. §. Unter den Franzoſen haben Marot, Ronſard, Segrais und Fontenelle ſich mit Schäfergedichten bekannt gemacht. Der erſte iſt abgeſchmackt; der andre aber hat gemeiniglich hohe Materien in ſeine Eklogen gebracht, indem er fürſtlichen Perſonen nur Schäfernamen giebt. Heinrich I. heißt Henriot, Carl der IX. Carlin, und Catharine von Medicis Catin. Ja, er läßt einmal die Schäferinn Margot das Lob des Turnebus, Budeus und Vatablus anſtimmen, der größten Griechen und Hebräer ihrer Zeiten; von welchen ſeine Schäferinn billig nichts hätte wiſſen ſollen. Das beſte iſt, daß er ſelbſt geſteht, er habe ſeine Eklogen nicht nach Regeln gemacht. Segrais hat eben das im Abſehen auf ſeine Schreibart geſtanden, welche er hier und da zu künſtlich und gleißend für Schäfer gemacht; ſonſt aber doch gewieſen hat, daß er auch ihren wahren Character wohl treffen könne.

14. §. Herr Fontenelle, dem ich dieſe Anmerkungen mehrentheils abborge, geſteht auch von ſich ſelbſt, daß er ſeine Schäfergedichte eher gemacht, als er ſich um die Regeln der-

ſelben bekümmert gehabt. Er bekennet aber bey der Unbeſtändigkeit des Geſchmackes ſeiner Zeiten: es ſey beſſer, ſich an die Regeln zu halten, und den wahrhaften Begriffen von einer Sache zu folgen. In der That hat er ſeine Schäfer zu ſcharfſinnigen Pariſern gemacht. Sie ſind oft ſo ſinnreich, als Herr Fontenelle ſelbſt, und einige neuere Critici haben nicht unrecht, wenn ſie es ihm vorrücken, daß er ſeine Hirten eine Metaphyſik über Liebesſachen gelehret habe. Vielleicht hat er auch, bloß in der Abſicht, dieſen Fehler zu entſchuldigen, geſagt: Die Schäfer der Eklogen müßten gleichſam ſeidene Kleider haben, die nur ſchäfermäßig geſchnitten wären. Sonſt ſehe ich aus ſeiner vernünftigen Critik über andre, daß er in dieſer Art von Gedichten unverbeſſerlich würde geworden ſeyn; wenn er ſich nicht eher an dieſe Arbeit gemacht hätte, bis er ſich die wahre Natur derſelben beſſer bekannt gemacht gehabt. Wir haben einen ausführlichen Tractat davon im Franzöſiſchen, den der Abt Geneſt geſchrieben, und den man bey Fenelons Gedanken von der Redekunſt und Poeſie 1717. zu Amſterdam gedruckt hat; welchen ich hier nachzuleſen anrathen will.

15. §. Unter den Engelländern haben ſich ſonderlich Philips und Spenzer in dieſer Art von Gedichten gewieſen. Richard Steele macht in ſeinem Guardian ſehr viel von ihnen, und hält ſie allein für würdig, dem Theokritus und Virgil an die Seite geſetzt zu werden. Es iſt nicht zu leugnen, daß nicht dieſer gelehrte Scribent eine gute Einſicht in die Eigenſchaften dieſer Gedichte erwieſen habe. Sein 28ſtes, 30ſtes und 32ſtes Blatt des I. Theils, handeln ausführlich davon, und ſonderlich iſt das letzte merkwürdig, wo er alle ſeine Gedanken von Schäfergedichten, in einer Fabel von dem Schäfer Damon und ſeiner Tochter Amaryllis vorgetragen hat. Ich will einen Auszug davon hieherſetzen: weil dieſe allegoriſche Vorſtellung die wahre Natur der Schäfergedichte, und alle Fehler, die man darinn begehen kann, ſehr lebhaft vorſtellet. Allein, wem die Eigenliebe der engliſchen Nation gegen ſich ſelbſt bekannt iſt, der wird leicht ſchließen können, was davon zu halten ſey,

daß

daß er nur seine Landsleute für würdige Nachfolger der Alten ausgiebt: So lautet indessen seine Fabel.

Schäfergedichte, über die Natur der Schäfergedichte.

Vorzeiten lebte in einem angenehmen Thale Arkadiens, ein reicher Mann, mit Namen **Menalkas**, der vom Gott Pan herstammen wollte, und daher sehr strenge auf die Regeln des Schäferlebens hielt, so, wie es im güldenen Weltalter gewesen war. Er hatte eine einzige Tochter, die **Amaryllis** hieß. Sie war ein Mägdchen von bezaubernder Schönheit, und ungezwungener Stellung; nur, da sie auf dem Lande erzogen war, so war sie überaus schamhaft. Ihre Stimme war überaus sanft, hatte aber auch etwas dorfmäßiges in ihrem Tone; welches gleichwohl allen, die sie hörten, eine neue Anmuth zu seyn schien. War sie gleich in ihrem Umgange überhaupt sehr gesellig, so bezeigte sie sich doch gegen ihre häufigen Liebhaber so schüchtern, daß viele, aus Verdruß über ihre vergebliche Mühe, sie verließen, und ihre Liebe andern zuwandten, wo sie besser aufgenommen wurden. Menalkas war indessen nicht nur entschlossen, einen Schwiegersohn zu wählen, der die Gewohnheiten des Hauses unverletzlich beybehalten sollte; sondern hatte auch einen Abend, als er im Felde gewesen, eine Pfeife von alter Art, von einem Waldgotte bekommen: mit dem ausdrücklichen Befehle, seine Tochter niemanden zu geben, der nicht eben so darauf spielen könnte, als er darauf spielen gehöret.

Als die Zeit der Verheirathung herbeygekommen war, machte er seinen Entschluß bekannt, dadurch er die benachbarte Jugend einlud, einen Versuch auf diesem Instrumente zu thun; mit dem Versprechen: daß der Ueberwinder seine Tochter bekommen sollte, unter der Bedingung, daß die Ueberwundenen sich einer willkührlichen Strafe unterwerfen sollten. Wer sich nun dadurch nicht abschrecken ließ, sondern eine hohe Meynung von seinen Vorzügen hatte, der erschien an dem bestimmten Tage, in einem Aufzuge und Putze, der seinem Kopfe gemäß war.

Der Kampfplatz war eine blumigte Wiese, durch welche ein heller Bach mit krummen Wendungen hin und her murmelte. Die Schäfer machten einen großen Kreis, um die kämpfenden Liebhaber: und auf einer Stelle darinn, saß auf einer kleinen Rasenbank, unter einem Schwiebogen von blühendem Rosendorn, und Königskerzen, der Vater des Mägdchens und zu seiner Rechten die Schöne selbst, mit Rosen und Liljen gekränzet. Sie hatte einen weiten Rock von schlechtem grünem Zeuge an, und hielt den Schäferstab in einer, die wunderliche Pfeife aber in der andern Hand.

Der erste, der sich ihr näherte, war ein angenehmer und artig erzogener Jüngling, der sich aber reicher gekleidet hatte, als es in Arkadien jemals erhöret worden. Er hatte einen Carmosinfarbnen Rock an, der zwar nach Schäferart gemacht, aber so sehr gesticket, und mit Edelgesteinen besetzt war, daß die Zuschauer von dem Glanze geblendet, vor allen Zierrathen, den Schnitt des Kleides nicht gewahr wurden. Sein Haupt war mit einem Federhute bedecket, und sein Schäferstab glänzte von Golde und Silber. Er trat auf eine sehr höfliche Art zu der Schönen, und sprach: **Madame, sie brauchen keinen Spiegel, sich auf heute zu putzen; sie können ihre Schönheit schon aus der Menge ihrer Eroberungen sehen.** * Amaryllis hatte eine so artige Schmeicheley noch niemals gehört; daher wußte sie ihm nichts zu antworten, sondern gab ihm die Pfeife hin. Er setzte dieselbe an den Mund, und hub an, mit so vielen Bebungen, Läufen und Trillern zu spielen, daß die Schäfer und Schäferinnen, die sich paarweise zum Tanze gestellet hatten, seinem Liede nicht folgen konnten; weil sie zu solchen ordentlichen und abgemessenen Schritten, als er erforderte, niemals angeführet waren. Menalkas befahl, ihm seine köstlichen Kleider auszuziehen, ihn in ein dunkelbraun Gewand zu kleiden, und ihn auf Jahr und Tag ins Thal zu den Schafen zu schicken.

Der andere, der da erschien, sah ganz anders aus. Er hatte einen Rock von rauchen Ziegenfellen an. Sein Haar war verwirrt,

* Fontenelle.

verwirrt, sein Bart ungeputzt; von Person war er grob, von Sitten tölpisch. Er trat ganz frech zu der Nymphe, und sagte: **Er hätte seine Lämmer geherzet, und seine jungen Böckchen geküßt; er hoffete aber eine zu küssen, die viel sanfter wäre.** * Die Schöne erröthete vor Schamhaftigkeit und Verdruß, und that einen Seufzer wider ihn, als sie ihm die Pfeife hingab. Er riß sie ihr aus der Hand, konnte aber schwerlich einen Ton zuwege bringen; sein Klang war so rauh und kreischend, daß alle Schäfer riefen: Er verstünde keine Musik. So fort ward ihm befohlen, in die felsichten Theile Arkadiens zu gehen, und die Ziegen zu hüten, auch Lebenslang keine Pfeife mehr anzurühren.

Der dritte der sich näherte, kam in sehr engen und unbequemen Kleidern, so, daß er nicht ohne Mühe einherzutreten schien. Er trat zu der Schäferinn mit tiefsinnigen Blicken, und sprach nach einem kurzen Stillschweigen; **Göttliche Amaryllis, ihr tragt eure Rosen, nicht eure Schönheit zu vermehren, sondern dieselben zu beschämen.** ** Da sie nun nicht verstund, was er damit haben wollte, so überreichte sie ihm stillschweigend das Instrument. Sein Spielen war so verworren, und gekünstelt, daß die Schäfer stockstill stunden, und ganz erstarrt und erstaunt waren. Er entschuldigte sich damit, daß dieß die vollkommenste Musik von dem größten Tonkünstler aus Hesperien wäre. Menalkas trug mit ihm, als einem Fremden ein Mitleiden, und übergab ihn einem alten Schäfer, dem er befahl, ihm bequeme Kleider zu schaffen, und ihn deutlich reden zu lehren.

Der vierte, der hinzutrat, war der junge Amyntas, der schönste von allen arcadischen Schäfern, den auch Amaryllis schon heimlich liebte. Er trug diesen Tag dieselbe Farbe, als die Schäferinn, nach der er seufzete. Er trat zwar mit ungezwungenen, doch blöden Schritten zu ihr. Als er ihr näher kam, erröthete sie, und als sie ihm die gefährliche Pfeife gab, so zitterten sie beyde, aber keiner konnte ein Wort sprechen. Nachdem er endlich zu den Göttern geseufzet, so blies er in solchen

* Theokritus, ** Tasso.

chen wohlklingenden Tönen, daß, ob sie gleich etwas wild und unregelmäßig waren, sie dennoch alle Herzen mit Vergnügen erfüllten. Die Schäfer fingen so gleich an zu tanzen, und die Alten bezeugten, daß sie oftmals bey Nacht dergleichen Musik gehöret hätten, die, wie sie glaubten, von irgend einem Feldgotte gemacht worden. Der ehrliche alte Mann sprang von seinem Sitze auf, und gab ihm, nachdem er ihn umarmet, seine Tochter, bey allgemeinem Freudengeschrey.

Mitten in dieser Freude, wurden sie durch eine wunderbare Erscheinung erschreckt. Ein Mann in einem blauen Mantel, dessen Haupt mit Binsen und Riedgras gekrönt war, sprang mitten in den Kreis. Er hatte eine Angelruthe in der Hand, und einen Korb auf dem Rücken. Ein magerer armseliger Kerl, in nassen Kleidern, trug einige Austern vor ihm her. Auf die Frage, von wannen er käme, und wer er wäre? sprach er: er käme, die Amaryllis, von den Gefilden an das Seeufer zu bitten. Sein Vermögen bestünde in Meerkälbern, und er wäre mit den Nereiden und Najaden bekannt. **Bist du mit den Najaden bekannt: so gehe auch wieder hin zu ihnen!** sprach Menalkas zu ihm. Die Schäfer rafften ihn sogleich, als einen Feind Arkadiens auf, und schmissen ihn in den Fluß, wo er untergieng, und niemals wieder zum Vorscheine kam.

Amyntas und Amaryllis führten ein langes und glückseliges Leben, und beherrschten die arkadischen Thäler. Ihre Nachkommen sind sehr alt geworden; und haben in 2000 Jahren nur viere derselben gehabt. Ihr erster Erbe hieß Theokritus, der seine Herrschaft dem Virgil überließ. Diesem folgte sein Sohn Spencer; und Spencern folgte sein ältester Sohn Philipps.

16. §. Unter uns Deutschen hat sich zuerst Opitz in etlichen Schäferliedern gewiesen, ja er hat auch des Engelländers Philipsens Arkadia, welche Valentin von Hirschberg zuerst deutsch übersetzt hatte, von neuem heraus gegeben, und die Gedichte darinn in deutsche Verse gebracht. Er hat unter andern in dem IVten Buche seiner poetischen Wälder seinen

Begriff

Digitized by Google

Begriff von der Schäferpoeſie ſehr fein ausgedrückt, wo er beweiſen will, daß die Poeterey unſterblich ſey. Es heißt:

Cupido führet mich in eine grüne Wüſten,
Da der Poeten Volk, weit von Begier und Lüſten,
Vorzeiten hat gelebt, wie noch die erſte Welt
Nichts von den Städten wußt, und wohnte um das Feld.
Die Nymphen werden mir den Lorberkranz auffetzen,
Mit meinen Verſen wird ſich Erato ergetzen:
So weit die grüne Luft und hohen Wälder gehn,
So weit wird mein Gedicht an allen Bäumen ſtehn.
Ihr Oerter voller Freud, du Aufenthalt der Hirten!
Ihr Bäch, ihr Ahornbäum, ihr Quell, ihr zarten Myrten!
Ihr Thäler, ihr Gebirg, ihr Blumen und ihr Stein,
Ihr Wohnhaus voller Ruh, bey euch wünſch ich zu ſeyn. ꝛc.

Unter ſeinen Oden iſt gleich die erſte eine Schäferode auf ſeine Galathee. Die andre auf Phyllis, und die dritte auf eben dieſelbe ſind eben ſo ſchön, und man kann ſich ſelbige zum Muſtern dienen laſſen. Auch in ſeiner Schäferey von der Nymphe Hercinie, kommen einige feine Stücke von ſeiner Arbeit vor, die hieher gehören. Simon Dach hat auch dergleichen mit gutem Fortgange verſuchet, wie ich in Kindermanns deutſchem Poeten etliche Proben von ihm finde, und davon die eine meinem Capitel von Oden angehänget iſt.

17. §. Flemming hat zwar hin und wieder in ſeinen Oden gewieſen, daß er die Schönheiten des Landlebens vortrefflich beſchreiben könne. Doch hat er kein eigentlich ſogenanntes Schäfergedichte gemacht. Schoch hergegen hat in ſeinem Blumengarten durch ſeine Hirtenlieder viel Ehre eingelegt, obgleich die Verſe zuweilen etwas hart ſind. Es ſind aber in der That auch nur Lieder, und keine in langen Verſen abgefaßte Gedichte, wie Virgils ſeine. Es kommen auch zuweilen Sachen darinn vor, die für Schäfer nicht ehrbar genug klingen. Bisweilen aber geräth es ihm auch ſehr gut. Z. E. auf der eilften Seite ſteht eins: Wie kannſt du mich doch, edle Phyllis, lieben? welches ganz ungemein iſt. Ein Paar

Strophen

Strophen können zur Probe dienen. Der Schäfer redet seine Geliebte an:

Du aber bist der Ausbund unsrer Matten,
Du, Schöne! bist an allen Schätzen reich:
Der Himmel wünscht mit dir sich zu begatten,
Die Sonne wird vor deinen Augen bleich.
Du nennst dich her vom hohen Schäferstande,
Und hast dazu den besten Sitz im Lande.

Dein Vieh muß dir in vollen Eitern stehen,
Der Heerde Mann, der große Ziegenbock,
Der täglich pflegt der Heerde vorzugehen,
Der schält nach Lust den pappelweiden Stock.
Der Klee, auf dem die müden Lämmer tischen,
Macht, daß voll Milch fast alle Gelten gischen.

Gleichwie der Thau, aus seinen nassen Wolken,
Sich bey der Nacht in unsre Saaten geußt,
So weiß bist du, wenn du das Vieh gemolken,
Wenn du es hast mit Futter abgespeist.
Die Auen die, und alle deine Triften
Die werden dir ein ewig Wesen stiften.

Such einen dir aus unsern meißner Hirten,
Such einen dir, der nett, polit und reich,
An meiner statt, der dich recht kann bewirthen,
Such einen dir, der dir an Mitteln gleich.
Die braune Faust darf sich ja nicht erkühnen,
Dich schönes Kind, nach Würden zu bedienen.

Doch sag ich dieß, die Wahrheit nicht zu schonen:
Ich bin zwar nur ein schlechter Bauerknecht,
Doch frömmer noch, als die in Städten wohnen,
Bin ohne falsch, und fein gerecht und schlecht.
Ich kann nicht hoch die hohen Worte treiben,
Doch mag man mir in meiner Einfalt gläuben. ꝛc. ꝛc.

18. §. Doch diese alle haben noch keine solche Eklogen verfertiget, als wovon wir bisher gehandelt haben. Hier kann ich also keinen bessern nennen, als Neukirchen, der uns etliche schöne Proben davon in den hofmannswaldauischen Gedichten gegeben

ben hat, und also unser deutscher Theokrit zu heißen, verdient. Die erste steht im ersten Theile auf der 52. Seite, und heißt Sylvia, und ist durchgehends schön, nur ein Paar Stellen sind nicht eben zu billigen. Der erste Gedanke ist für einen Schäfer gar zu romanhaftig:

Ja, wenn ich endlich dich
Im Felde nirgends seh, so übereil ich mich,
Und denk: Ist nun ihr Geist gen Himmel gar gestiegen,
Und kann sie denn zugleich bey Sternen und bey Ziegen,
Des Abends Sylvia, und früh Aurora seyn?

Die andre Stelle ist nicht nach den Sitten der Schäfer eingerichtet: Denn er will seiner Sylvia einen bürgerlichen Haarputz schenken.

Ach! stolze Sylvia, laß deinen Zorn sich wenden:
Ich will dir, wo du willst, auch wohl Geschenke senden;
Nicht etwa, die der Wald und unser Garten hegt,
Nicht, die das reife Feld uns in die Scheuren legt:
Nein, sondern einen Putz, mit Puder überschlagen,
Wie in der Stadt itzund die Bürgertöchter tragen.

Was sollte die Schäferinn mit einem solchen Puderputze machen? Würde sie denselben aufzusetzen wissen? Oder würde sie es für gut finden, sich auf dem ganzen Dorfe zum Gelächter zu machen? Ein hübsches Lamm, ein schönes Körbchen, ein bunter Stab, oder ein künstlicher Strohhut, wären bessere Geschenke für diese Schäferinn gewesen. Endlich die dritte ist wider die Tugend selbst. Denn Thyrsis will sich das Leben nehmen.

Doch, wo du auch hierdurch nicht zu bewegen bist,
So weis ich Aermster nicht, was weiter übrig ist;
Als daß ich meinen Rumpf an einen Eichbaum henke:
Vielleicht liebst du mich todt, weil ich dich lebend kränke.

Ein solch strafbares Verfahren steht keinem Schäfer an: und Sylvia würde ihm aus gerechtem Eifer, über ein so unvernünftiges Bedrohen, gewiß bloß deswegen ihre Liebe versagen müssen. Weit besser ist ihm das auf den vermeynten

Tod

Tod dieser Sylvia gerathen, welches auf der 69. Seite desselben Theils zu finden ist. Man wird es am Ende dieses Capitels finden.

19. §. Auf dem 75. Blatte steht eines andern unbekannten Poeten Gespräche zweyer Verliebten, welches auch seiner Absicht nach ein Schäfergedichte bedeuten soll. Dieses ist aber so abgeschmackt und garstig, daß es nichts weniger, als diesen Namen führen kann. Hergegen sind im VI. Theile dieser Gedichte auf der 78. und 85. Seite von C. H. noch ein Paar, die mir sehr gut gefallen, weil eine gewisse Einfalt und Unschuld darinn herrschet, die mit keiner Grobheit vermenget ist. Z. E. auf der 79. S. steht ein kleiner Umstand sehr natürlich beschrieben.

Ich glaub, es hatte mirs der Pan so eingegeben,
Der Pan, der Hirten Gott, der für der Schäfer Leben,
Als wie für seines sorgt: damit ich, Saladin,
Dir möchte diesen Dorn aus deinem Fuße ziehn.
Da stund ein Eichenbaum mit sehr gekrümmten Zweigen,
(Ich dächt, ich wollt ihn dir noch diese Stunde zeigen,
Es war ein junger Baum, sonst gleich und ziemlich breit,
Und auf der Rinde noch mit Moose nicht bestreut,)
Da sah ich ꝛc.

Imgleichen kömmt auf der 82. Seite eine sehr artige Stelle, die wohl werth ist, daß ich sie anmerke.

Zudem gefallen mir auch hier die Schäferhütten,
Der Hirten Lebensart, der Schäferinnen Sitten
Fast im geringsten nicht: Und wärst du nicht bey mir,
Ich glaub, ich wäre schon vorlängsten nicht mehr hier.
Es giebt gar kahle Trift am Ufer dieser Elbe,
Die Schäferinen sind auch mehrentheils sehr gelbe
Und etwas baurenstolz: Sie bilden sich was ein,
Und meynen Wunder! was sie für Gesichter seyn.
Zudem so giebt es hier auch naseweise Hirten,
Die soll nun unser Eins bey Tag und Nacht bewirthen:
Die tadeln ostermals auch unsrer Flöte Klang,
Doch klinget ihr Geschrey, so wie ein Froschgesang.
Nächst ließ ein solcher Mann ein Lied bey mir bestellen,
Ich macht es; da wollt er ein kluges Urtheil fällen,

Und

Und sprach: Das Lied gefällt mir im geringsten nicht;
Es ist nicht hoch genug, nicht prächtig eingericht.
Darüber muß ich nun wohl recht von Herzen lachen,
Daß sich der Corydon so mausig wollte machen.
Der doch so viel davon, als jener Bock versteht,
Der forne vor der Heerd aus Stolz und Hoffart geht.
Es ist in dieser Flur nun leider dahin kommen,
Wenn man nicht ihren Sinn in Obacht hat genommen,
Und Marmor, Purpur, Gold und Sonn hinein gebracht,
So wirds aus Unverstand von ihnen ausgelacht.

20. §. Innerlich kann man die Eklogen in epische und dramatische eintheilen. In jenen redet der Poet selbst durchgehends, ob er gleich zuweilen auch andre redend einführen kann. In dramatischen redet der Poet gar nichts, sondern stellet nur das Gespräch und die Handlungen andrer Schäfer und Hirten vor. Beyde Arten können größer und kleiner gemacht werden. Ein großes episches Schäfergedichte ist z. E. des Longus Historie von Daphnis und Chloe, davon ich im ersten Theile des Biedermanns einen kurzen Auszug gegeben habe, imgleichen des Herrn von Urfe Asträa, Philipps Arkadia, die schöne Schäferinn Juliana, ꝛc. wiewohl das letzte nichts taugt. Von großen dramatischen Schäfergedichten die man auch Pastorale nennt, sind des Tasso Amyntas, des Guarini treuer Schäfer, des Corneille schwärmender Schäfer, den A. Gryphius deutsch übersetzt hat, und des Herrn Fontenelle Endimion bekannt, welches letztere ich bey den Gesprächen von mehr als einer Welt, übersetzt habe. Im Deutschen haben wir Dünnehaupts gedrückten und erquickten Jacob, der in den Beyträgen zur crit. Hist. der deutschen Sprache beurtheilet worden. Des A. Gryphius Zwischenspiel, welches er in das verliebte Gespenste eingerücket hat, ist mehr ein Bauerstück, als ein Schäferspiel zu nennen; zumal, da es in der heutigen Bauersprache geschrieben ist, und sehr plump klingt. Die Regeln von beyden Arten kommen in den Capiteln von Heldengedichten und theatralischen Poesien vor. Hier handeln wir nur von den kleinen Schäfergedichten, die wir Idyllen und Eklogen zu nennen pflegen; und da

finden wir im Virgil sowohl epische als dramatische Muster, die wir nachahmen können.

21. §. Wir habens oben gesagt, daß die Schäfer nichts von Königen und Fürsten wissen sollen. Dieses ist aber nur von ihnen selbst zu verstehen, nicht von benachbarten Ländern. Denn man kann sich einbilden, daß noch ein Ueberrest der alten Unschuld in einer gewissen glückseligen Landschaft geblieben; nachdem man sonst schon allenthalben Städte gebauet, Obrigkeiten geordnet, Gesetze gegeben, und dadurch der einreißenden Bosheit zu steuren gesucht. Da müssen aber die Schäfer von einem solchen republikanischen, oder monarchischen Zustande eines Landes, allezeit mit einiger Verabscheuung reden, und ihre güldene Freyheit allem Prachte der Städte weit vorziehen. So hat es Neukirch in dem Schäfergedichte auf den Herzog zu Coburg gemacht, das man am Ende des Capitels findet. Da es aber angeht, auch allegorische Eklogen zu machen: so kann man freylich auch unsere Könige und Fürsten in Schäfergedichte bringen. Virgil hat solches in seiner ersten Ekloge gethan, wo er von Augusts Freygebigkeit gegen den Schäfer Tityrus handelt. Er redet daselbst durchgehends von dem Kaiser, als von einem Gotte: weil er wohl sah, daß sich der Name eines Fürsten für Schäfer nicht schickte. Allein ich wollte lieber, daß er diese so hochgetriebene Schmeicheley vermieden, und den Kaiser als den reichsten, klügsten und ansehnlichsten Schäfer in der ganzen Gegend beschrieben hätte, wie es gleichfalls Neukirch in einem solchen Gedichte auf den König in Preußen gemacht, das man auch am Ende sehen wird. Dieses würde eine weit angenehmere Abbildung von demselben gemacht haben: und wir haben um desto mehr Ursache, unsere Regenten unter solchen Bildern vorzustellen, da sie selbst in der Schrift als Hirten ihres Volks beschrieben werden.

22. §. Wegen der Namen in Schäfergedichten fragt sichs, ob man die alten griechischen brauchen, oder seinen Hirten heutige Namen, die auf dem Lande gewöhnlich sind, geben solle? Richard Steele ist der letzten Meynung zugethan, und er

glaubt

glaubt gar, man müsse die Schäfergedichte in einer bäurischen Mundart machen: so wie Theokritus sich im Griechischen des dorischen Dialekts bedienet hat. Allein ich halte es mit denen, die in den alten Schäfernamen was edlers finden als in den heutigen. Diese würden zu verstehen geben, daß man von itzigen Bauren, wie wir sie auf unsern Dörfern haben, reden wolle; welche gewiß zu poetischen Eklogen zu grob sind. Jene hergegen zeigen so gleich an, daß man von ganz andern Schäfern, als die heutigen sind, reden wolle. Mit der dorischen Mundart war es auch ein ganz anders, als mit unsrer heutigen Bauersprache. Jene hatte ihre gewisse Regeln, und herrschte in einem großen Theile von Griechenland, sowohl in Städten als auf dem Lande. Unsre Bauersprache aber ist auf allen Dörfern anders. Selbst die Niedersächsische schicket sich nicht dazu, da sie selbst in Städten sich alle zwey oder drey Meilen ändert, und also zu keiner Gewißheit zu bringen ist. Man lese nur in der Poesie der Niedersachsen, die plattdeutschen Gedichte, die bald holsteinisch, bald braunschweigisch, bald hannöverisch reden; dagegen Lauremberg meklenburgisch schreibt, und Caspar Abel wieder anders dichtet. Wer indessen nur seines Ortes Beyfall erwerben wollte, der könnte es auch in seiner besondern Mundart versuchen. Wer ganz Deutschland gefallen will, der muß bey der hochdeutschen Sprache bleiben; doch so, daß allezeit etwas dorfähnliches und einfältiges mit unterlaufe.

23. §. Die Schreibart der Eklogen muß niedrig und zärtlich seyn. Ihre Zierrathe müssen nicht weit gesucht seyn, sondern sehr natürlich herauskommen. Die Gleichnisse müssen nicht gar zu oft vorkommen, obwohl Virgil sie sehr zu häufen pflegt. Sprüchwörter stehen den Schäfern viel besser an. Man bedienet sich darinn der sechsfüßigen jambischen Verse mit ungetrennten Reimen, wie Neukirch gethan: wiewohl ich mich durch das Exempel einiger Neuern auch einmal verleiten lassen, ein Paar in der Poesie der Faulen zu verfertigen, ich meyne in madrigalischen oder recitativischen Versen. Das erste ist allezeit besser: doch wollte ich eben

nicht wehren, daß nicht ein Schäfer zuweilen eine kleine Arie oder Ode von etlichen Strophen darzwischen singen: oder wohl gar eine Elegie anstimmen könnte, um sein Betrübniß worüber auszudrücken. Ein Exempel von einem schönen Schäferliede giebt Bessers Eleonora die Betrübte ꝛc. ab, ja ich habe auch dergleichen eins singen hören: Ob ich gleich ein Schäfer bin ꝛc. welches mir sehr wohl gefallen hat. Nun will ich etliche Proben von Neukirchs Arbeit hersetzen, zuvor aber des Boileau Regeln davon, wiewohl übersetzt mittheilen.

Wie eine Schäferinn am schönsten Festtage, ihr Haupt nicht mit stolzen Rubinen putzet, und ohne den Glanz der Diamanten mit dem Golde zu vermischen, ihre besten Zierrathe auf dem nächsten Felde pflücket: so muß auch eine schöne Idylle von lieblichem Ansehen, von niedriger Schreibart, und ohne alle Pracht glänzend seyn. Ihr natürlich einfältiger Ausdruck, hat nichts pralendes an sich, und liebet den Stolz kühner Verse nicht. Ihre Gelindigkeit muß nur schmeicheln, kützeln und erwecken; aber niemals mit neugemachten Wörtern das Ohr erschrecken.

Allein sehr oft pflegt ein Reimenschmidt, der in dieser Schreibart nicht fortkann, Flöte und Schalmey aus Verdruß wegzuwerfen, und in seiner unbesonnenen Hitze, auf eine thörichte Pracht zu gerathen. Mitten in der Ekloge stößt er in die Trompete; Pan erschrickt vor diesem Tone, und flieht in sein Schilf; und die scheugewordenen Nymphen, verstecken sich unterm Wasser.

Jener andere hingegen, dessen Sprache niederträchtig ist, läßt seine Schäfer sprechen, wie man auf dem Dorfe spricht. Seine groben und pöbelhaften Verse, die nichts von Anmuth wissen, küssen immer die Erde, und kriechen jämmerlich einher. Man sollte denken, daß Ronsard selber noch auf seinen bäurischen Pfeifen, seine gothischen Lieder hertrillerte, und ohne Klang und Ohr zu fragen, den Lycidas in Petern, und die Phillis in Greten verwandelte. Zwischen diesen beyden Abwegen, ist die Mittelstraße schwer. Folge, wenn du sie finden willst, dem Theokrit und Virgil.

* *

Schäfergedichte.

B. Neukirch, auf die Sylvia.

Der arme Thirsis lag nächst unter einer Eichen,
Bey Quellen, die an Glanz dem hellen Silber gleichen,
Und dachte lange Zeit dem herben Ungemach,
Und den Verkehrungen in seiner Liebe nach.
Doch endlich löste sich die Stimme seiner Zungen,
Er sang, daß Berg und Thal von diesen Worten klungen:
Ach! strenge Sylvia! warum verachtst du mich?
Die Sonne brennt, und wirft die Stralen unter sich,
Luft, Feld und Erde brennt, die kühlen Ströme brennen,
Von Flammen, die auch schon die jungen Lämmer kennen;
Dein Thirsis aber fühlt viel mehr als alle Pein,
Und du alleine nur willst Schnee und Kälte seyn?
So bald ich neulich dich, (du wirst es noch wohl wissen)
Mit aufgeschürztem Rock und halb entblößten Füssen,
Als eine Jägerinn durch Wald und Büsche ziehn,
Und jene Hindinn sah vor deinen Waffen fliehn;
So dacht ich bey mir selbst: Was fleuchst du vor den Wunden,
O Hindinn, die du doch in solchen Händen finden?
Und gleich den Augenblick entbrannte Blut und Herz,
Ich fühlt, ich weis nicht was für einen Seelenschmerz;
Die Mutter aber sprach: es wäre Brunst und Liebe!
Was sollt ich Aermster thun daß ich verschonet bliebe?
Ich riß den engen Rock bis auf den Gürtel auf,
Ließ meine Schafe stehn, und sprang in vollem Lauf
Dir auf dem Fuße nach: allein du warfst die Hände
Und deinen weißen Schleyr (o gar zu strengen Hände!
O allzuharter Schleyr!) vor Mund und Brüste für,
Und flohest ärger noch als Wild und Hirsch vor mir.
Drauf stund ich ganz erstarrt, gleich wie die matten Tauben,
Wenn ihnen Pfeil und Blitz den süßen Buhlen rauben;

Und rief wohl tauſendmal dir deinen Namen nach:
Gleich legte ſich der Wind und wehte ganz gemach.
Du aber lieſſt mir nach, indem ich rief, zum Poſſen,
Und hatteſt Ohr und Herz, wie deine Bruſt, verſchloſſen.
Wer hilft mir Aermſten nun in meiner ſchweren Pein?
Ich laufe Hügel an, ich ſteig ins Thal hinein;
Doch, Thal und Hügel hört mein Weinen und mein Klagen,
Ja, Echo will mich gar mit Wiederhallen plagen,
Und iſt zugleich betrübt. Jedoch ich wünſch allein,
Verliebt, und auch allein bey mir betrübt zu ſeyn;
Sonſt möchte, wenn allhier ſich falſch und wahr geſellten,
Die Nymphe meinen Schmerz auch für erdichtet ſchelten.
Wiewohl es iſt umſonſt, mein Weinen und mein Schmerz:
Denn du, o Nymphe, treibſt mit allen beyden Scherz.
So ſehr verachten mich nicht Phillis und die Dore:
Denn Phillis band mich nächſt mit einem Haberrohre,
Das ihr Corallenmund mit Freuden oft geküßt;
Und Dore hat mich gar erſt heute noch gegrüßt.
Allein, nicht Phillis Mund, nicht Dorens Purpurwangen,
Sind mächtig, ſo wie du, mein treues Herz zu fangen.
Der Wald wird Zeuge ſeyn! die Oder, und der Strand,
Und jener Erlenbaum, auf deſſen Rindenwand
Ich unſre Namen nächſt mit Thränen angeſchrieben.
Ich hab es ſelbſt geſehn, wie ihre Schrift beklieben:
Des Abends ſtunden ſie noch weit und unvermengt,
Des Morgens waren ſie wie Ketten eingeſchränkt.
Dreymal hab ich mit Luſt dieß Wunderwerk geleſen,
Und dreymal bin ich faſt vor Küſſen todt geweſen.
O Küſſe! die nach Thau ⁄ ⁄ ⁄. Was aber hilft es mich?
Die Namen ſind vereint, die Leiber ſcheiden ſich!
Der helle Luciſer bringt ſchon den dritten Morgen;
Und dennoch ſieht man mich nicht für die Schafe ſorgen.
Die Ziegen haben noch kein friſches Gras geſchmeckt,
Die jungen Böcke nur die dürre Bruſt geleckt.
Ich ſelber habe noch vom Weine nichts genoſſen,
Kein Stücke Brod geſehn, kein Auge zugeſchloſſen:

Denn

Denn ohne dich, vergeht mir alle Schäferluſt,
Und ohne dich, iſt mir auch kein Geſchmack bewußt.
Doch, gönnſt du einmal nur uns einen ſüßen Morgen;
So will ich wiederum für meine Schafe ſorgen.
Die Ziegen ſollen fort, und in die Weide gehn,
Die Eiter voller Milch, die Böcke trunken ſtehn.
Ich ſelber aber will den Bachus wieder grüßen,
Nach friſchem Brode ſehn, und neuer Ruh genießen.
Und ſtürbe gleich mein Vieh, mein väterliches Gut,
Und aller Wieſen Wuchs, durch Brand und Waſſerfluth;
So will ich, wann ſie mich nur deiner nicht berauben,
Mich dennoch in der Welt am allerreichſten glauben.
Wenn der beperlte Thau des Morgens niederfällt,
Und ſich das erſte Licht der Sonnen eingeſtellt,
Schau ich den Tropfen zu, indem ſie ſich verbinden,
Ob ich dein Bildniß kann in ihren Farben finden.
Ich ſeh zwar vielerley; nichts aber iſt wie du:
Das Gold ſchließt ſeinen Glanz vor deinen Haaren zu;
Der Reif muß deiner Haut, die Stirne, Liljen weichen;
Den Wangen iſt kein Blut noch friſche Milch zu gleichen;
Der Mund beſchämt Rubin, die Zähne Helfenbein;
Die Augen, Phöbus Licht, und aller Sterne Schein.
Vom andern weis ich nicht, wie einem muß geſchehen:
Weil ich es, Schönſte! nur kann in Gedanken ſehen.
Wenn denn Aurorens Schooß die Roſen aufgethan;
So ſchau ich ihre Pracht mit ſtarren Augen an,
Und ſuche, deinen Mund in ihren Purpurſtralen:
Doch bleib ich zweifelhaft, was ſchwerer ſey zu malen;
Du, oder aber ſie? Ja wenn ich endlich dich
Im Felde nirgend ſeh; ſo übereil ich mich,
Und denk: Iſt nun ihr Geiſt in Himmel ſchon geſtiegen?
Und kann ſie denn zugleich bey Sternen und bey Ziegen,
Des Abends Sylvia, und früh Aurora ſeyn?
So denk ich; trifft es gleich nicht mit der Wahrheit ein.
Ach Sylvia! du wirſt nicht ewig ſo verbleiben!
Der Tod kann ſeine Luſt mit Blum und Schönheit treiben.

Und endlich möchtst du wohl im Alter in dich gehn;
Ich aber weis itzt nicht die Schmerzen auszustehn.
Schau! Bachus liebt den Wein. Weil Bachus Wein wird lieben,
Soll sich dein Thirsis auch in steten Flammen üben.
Je mehr du vor ihm fliehst, je weiter folgt er nach;
Denn dir zu schlecht zu seyn, ist warlich keine Schmach!
Ja sollte gleich die Zeit die Reizung dir verderben,
Und sollte dein Gesicht wie deine Jahre sterben:
So soll mir, Schönste, doch noch deiner Rosen Schein,
Und deiner Glieder Schnee stets vor den Augen seyn.
Ach, stolze Sylvia! laß deinen Zorn sich wenden!
Ich will dir, wo du willst, auch wohl Geschenke senden.
Nicht etwa, die der Wald und unser Garten trägt;
Nicht, die das reife Feld uns in die Scheuren legt.
Nein, sondern einen Putz mit Puder überschlagen,
So, wie ihn in der Stadt die Bürgertöchter tragen;
Und einen bunten Korb, den neulich erst Serran
Mit großer Kunst gemacht. Serran, der kluge Mann!
Der Hirten größte Lust, der Zierrath unsers Landes,
Der alle Bürger so an Gaben des Verstandes,
Gleichwie die Nachtigall die Raben, übertrifft;
Der mich zuerst gelehrt, wer diese Welt gestift?
Woher ihr roher Teig und ihre Form gekommen?
Wie Städte sich gemehrt und wieder abgenommen?
Was Sonn und Sterne seyn, und wie ihr Licht die Welt
Durch seinen steten Lauf in der Bewegung hält?
Der sag ich, alles mir, nur dieses nicht, gezeiget;
Wie man, o Sylvia! dein steinern Herze beuget.
Doch wenn auch hierdurch du nicht zu bewegen bist;
So weis ich Armer nicht was weiter übrig ist,
Als daß ich meinen Rumpf an einen Eichbaum henke.
Vielleicht liebst du mich todt; weil ich dich lebend kränke.
Schreib aber auf mein Grab nur noch, zu guter Nacht!
Allhier hat Sylvia den Thirsis umgebracht.

❀ ❀ ❀

Ueber

* *

Ueber den vermeynten Tod der Sylvia.

B. Neukirch.

Der weit erſchollne Tod der ſchönen Sylvia,
Der nur der Meynung nach, nicht in der That, geſchah,
Gieng ihrem Seladon ſo ungemein zu Herzen:
Daß er das Feld verließ, und voll entbrannter Schmerzen
In eine Wüſte lief, allwo er lange Zeit
Vor vielen Seufzern ſchwieg; bald aber weit und breit
(Nachdem ein Thränenguß die erſte Regung ſtillte.
Die ausgeſpannte Luft mit dieſen Klagen füllte.
Betrübter Seladon! was haſt du doch erlebt?
Dein Liebesfaden ward mit Weh und Angſt gewebt,
Mit Schmerzen wird er nun auch wieder abgeſchnitten.
Du haſt ſehr viel gehofft, noch aber mehr erlitten.
Ein Tag ſchloß deinen Geiſt in ſchwere Ketten ein;
Itzt heißt ein andrer dich, frey, aber elend ſeyn.
O Himmel, Erd, und Luft, erhöret meine Lieder!
Schafft meine Sylvia! ſchafft meine Liebſte wieder!
Mich dünkt, ich kann annoch den Ort im Traume ſehn,
Wo unſer erſter Blick, wo unſer Kuß geſchehn.
Hier hat das liebe Kind mir Blumen abgepflücket;
Dort hab ich ihren Mund mit ſüſſer Milch erquicket.
Hier ſang, hier ſpielte ſie, dort weinte ſie vor Leid,
Und küßte, da ſie ſchied, mich, voller Traurigkeit.
O Himmel, Erd und Luft, erhöret meine Lieder!
Schafft meine Sylvia! ſchafft meine Liebſte wieder!
Die Sterne ſtralen ſehr; noch ſchärfer Cynthia;
Doch lange nicht ſo ſchön, als meine Sylvia.
Vor ihrem Munde muß Aurora ſelbſt erbleichen,
Narciſſus durfte ſich nicht ihren Wangen gleichen.
Ihr Hals und ihre Bruſt war Schnee und Helfenbein,
Ihr ſüſſes Augenlicht ein ſteter Sonnenſchein,
O Himmel, Erd und Luſt, erhöret meine Lieder!
Schafft meine Sylvia! ſchafft meine Liebſte wieder!

Wann ich mein Morgenbrod mit Salz und Thränen aß,
So fiel sie neben mir in das bethaute Gras,
Und sang, als wollte sie die ganze Welt bewegen.
Die Winde mußten sich auf ihre Seufzer legen.
Die Blitze stunden still; und Phöbus trat die Bahn
So oft er sie ersah, mit vollen Freuden an.
O Himmel, Erd und Luft, erhöret meine Lieder!
Schafft meine Sylvia! schafft mir die Liebste wieder!

Ihr Quellen, die ihr mich mit Wasser oft getränkt,
Ihr wißt, wie sehr ich mich durch Lieben abgekränkt;
Doch wollt ich gerne noch mein ganzes Blut hingeben,
Könnt ich bey Sylvien nur arm und elend leben,
Ich ließe Hof und Haus und alle Schafe stehn
Und wollte, wär es noth, nach Brodte betteln gehn.
O Himmel, Erd und Luft, erhöret meine Lieder!
Schafft meine Sylvia! schafft meine Liebste wieder!

Ach! (sprach das arme Kind beym Scheiden für und für)
Mein liebster Seladon! das Herze saget mir,
Du wirst mich heute wohl zum letztenmale sehen.
So wie sie mir gesagt, so ist es auch geschehen!
Ein Tag und eine Nacht begräbet mich und sie:
Sie, todt, und ohne Schmerz; mich, lebend, voller Müh
O Himmel, Erd und Luft, erhöret meine Lieder!
Schafft meine Sylvia! schafft meine Liebste wieder!

Ihr Götter, sagt mir nur, liegt sie in eurem Schooß?
So bitt ich sie vielleicht durch meine Seufzer los.
Hat sie der Schwefelgrund der feuerlichten Höllen;
So lösch ich ihre Glut mit meinen Thränenquellen.
Und hat sie endlich gar Neptunens tiefes Haus;
So zehr ich seinen Strom durch meine Flammen, aus.
O Himmel, Erd und Luft, erhöret meine Lieder!
Schafft meine Sylvia! schafft meine Liebste wieder!

Jedoch es ist umsonst; betrübter Seladon!
Der Himmel höret nicht mehr deiner Lippen Ton.
Der Wald erzittert zwar vor deinen schweren Klagen;
Doch will er, was du fragst, nicht mehr zurücke sagen.

Brand, Wasser, Erd und Luft befördern deinen Tod,
Und jeder Augenblick mehrt deine Sterbensnoth.
Was sinnst du weiter denn auf ungereimte Lieder?
Du kömmst zu Sylvien; sie kömmt zu dir nicht wieder.

* *

Auf den Geburtstag seiner Hochfürstl. Durchl. Herzog Albrechts zu Sachsen-Coburg, ꝛc.

B. N.

Ihr müden Schafe! geht, genießet eurer Ruh!
Und schließt die Augen dort an jenem Berge zu,
Wo Coburgs reicher Pan auf den begrünten Auen
Uns neulich unverhofft ließ seine Lämmer schauen!
Du aber, großer Fürst! nimm meine Lieder an!
Denn ob ich Aermster gleich nichts hohes singen kann,
Und etwa nicht mein Rohr und meine Weidenflöte
So majestätisch klingt, als deine Feldtrompete:
So weis ich dennoch wohl, daß dir die Schäferey
Und unser Hirtenspiel nicht ganz zuwider sey:
Sonst hättest du, o Mars! nicht noch vor wenig Tagen
Dein tapfer Kriegeszelt bey Hürden aufgeschlagen.
Es sind fünf Wochen um, daß ich die Kühnheit nahm,
Und aus der Brennen Land in diese Grenzen kam.
Das erste, was ich sah, und ewig will gedenken,
War, daß du Woll und Vieh ließt deiner Fürstinn schenken.
Ach! dacht ich bey mir selbst: Ist hier noch güldne Zeit,
Da Mars die halbe Welt mit Kugeln überstreut?
Da sich ein deutscher Mann nicht mehr in Deutschland kennet;
Ein Kind den Vater nicht in seiner Sprache nennet;
Die Speise nach Paris der Wein nach Welschland schmeckt;
Und oft ein ganzes Kram in einem Kleide steckt?
Weis Coburg noch allein nicht von den fetten Tagen,
Die so viel Reiche mehr, als Pest und Krieg, geschlagen?
Die dir, o Hannibal! den Degen stumpf gemacht:
Das aufgeblähte Rom durch Rom zu Fall gebracht:

Und

Und unser Vaterland bis auf das Blut aussaugen?
So dacht ich, und belief die Gegend mit den Augen.
Ich sah bald Feld und Hof, bald Kirch und Schulen an;
Doch alles was ich sah, war klug und wohl gethan.
Denn Albrechts hoher Witz erschien in allen Ständen,
So artig, daß ich nichts sah ohne Noth verschwenden;
Und gleichwohl alles fand, was Fürsten zugehört.
Die Mauren waren noch durch keinen Feind versehrt:
Die Bürger wußten mir nichts widriges zu sagen,
Als was bey theurer Zeit die ganze Welt muß klagen.
Mit kurzem: Ich erfuhr, daß Glück und Frölichkeit
Die Rosen nicht allein in Feldern ausgestreut:
Und daß man eben so, wie in den kühlen Gründen,
Bey Hofe Schäfer kann und wahre Tugend finden.
Und wahrlich, wo ein Land nach Wunsche soll gedeyn,
So muß sein Oberherr ein halber Schäfer seyn;
Und ja so wohl, als wir, bey angebrochnem Morgen,
Nach seinem Amte sehn, und für die Heerde sorgen.
Wir leben zwar für uns; doch mehr für unser Vieh:
Wir essen unser Brod zwar freudig; doch mit Müh:
Und wachen, wenn wir uns gleich halb zu Bette legen:
So muß ein kluger Fürst auch noch die Flügel regen,
Wenn sich die ganze Welt in tiefen Schlaf begräbt.
Wer ihm alleine nur, und nicht dem Staate lebt,
Ist keiner Krone werth. Denn sich wohl zu regieren,
Ist zwar sehr große Kunst; doch größre, andre führen:
Die größte, beydes thun. Und es ist ganz gemein,
Daß der, dem jeder dient, muß vielen dienstbar seyn.
Der Lohn für unsre Müh ist süsse Milch und Wolle:
Wir wissen, daß man nichts zu sehr beschweren solle,
Und ziehn den Schaafen nicht gleich Haut und Leder ab:
Ein Fürst lebt freylich nicht durch einen bloßen Stab,
Und muß, wofern er soll die Länder recht beschützen,
Nicht, wie der Pöbel gehn, und in dem Winkel sitzen.
Allein er muß auch nicht das Recht in Macht verdrehn,
Und mehr auf falsche Pracht, als wahre Nothdurft sehn:

Denn

Denn jeder Bauer, der durch seine Last verdirbet,
Ist Zeuge, daß er schon an seinem Glücke stirbet.
Wir armen Schäfer sind mit Weid und Vieh vergnügt:
Wir forschen nicht, wie groß der Nachbarn Wiese liegt;
Wie weit ihr Acker grenzt; wieviel sie Lämmer zählen;
Und wie wir endlich gar uns möchten reicher stehlen.
Was ist doch schändlicher, als wenn ein großer Fürst,
Gleichwie ein Tiegerthier, nach fremden Blute dürst;
Sich durch Betrug und List in fette Länder spielet;
Mit Alexandern fast die halbe Welt durchwühlet,
Und hundert tausend Mann für eine Festung giebt?
Wenn er die Ehrsucht mehr, als sein Gewissen, liebt;
Mit Eid und Schwüren scherzt, das Völkerrecht verlachet;
Schon wieder Krieg anhebt, indem er Friede machet;
Und meynt, er habe mehr, als Scipio, gethan,
Wenn er zwey Wörter mehr zum Titel flicken kann?
Die wahre Herrschungskunst besteht in keinen Meilen,
Man kann ein großes Land gar leicht ins Kleine theilen;
Der aber ist ein Held, der durch Vernunft und Fleiß
Das, was ihm Gott geschenkt, wohl zu erhalten weis,
So artig findet man in Schäfern abgerissen,
Was ein gekröntes Haupt soll auf dem Throne wissen.
Allein wer, großer Fürst! weis, was durch dich geschehn,
Und was du täglich thust, darf keinen Schäfer sehn:
Denn alles, was man wünscht, daß andre lernen möchten,
Das hast du schon gethan. Du siehest nach den Rechten;
Du gehst die Kammer durch, und wendest den Verstand,
Wenn der und jener schläft, oft selber an das Land:
Du läßt eh etwas dir, als deinen Bürgern fehlen;
Du streitest wider die, so fremde Länder stehlen;
Und man begreifet kaum, indem man dich betracht,
Was dich, erlauchter hat, Fried oder Krieg? gemacht.
Erlaube mir demnach, die Seufzer abzusingen,
Die heute, kluger Fürst! dir deine Schäfer bringen:

Ihr milden Himmel, schauet!
Wie unser Feld sich bauet
Und wieder Früchte bringt!
Hört, wie die Lämmer schreyen,
Wie sich die Schaafe freyen.
Wie unsre Flöte klingt!

Dieß alles kann erweisen,
Daß uns das Mördereisen
Des Krieges nicht berührt:
Und daß, wenn andre wüten,
Man unter Albrechts Hütten
Ein stilles Leben führt.

Ihr Himmel! seyd gepriesen,
Daß ihr an uns erwiesen.
Was wir doch nicht verdient:
Schaut aber auch zurücke,
Und schafft, daß Albrechts Glücke
Wie unsre Wiesen grünt!

Sein Witz und seine Sorgen
Gebähren alle Morgen,
Uns neuen Frühlingsschein:
Drum laßt ihn ewig leben!
Wo nicht, so schafft uns Reben,
Die wie der Vater seyn.

* *

Schäfergedanken bey einer Jagd Sr. Königlichen Majestät in Preußen.

B. N.

Damötas. Corydon.

Damötas setzte sich, und warf die müden Glieder,
Und seinen Hirtenstock bey einer Buche nieder,
Und endlich hub er an: Was meynst du, Corydon?
Was will dieß Waldgeschrey und dieser helle Ton?
Ist etwan Sylvius heut auf die Jagd gezogen?
Der große Sylvius, von dessen Arm' und Bogen
Ein jeder Schäfer spricht?

Cory-

Corydon.

So iſt es: Feld und Wald
Sind frölich, daß einmal ſein holes Erz erſchallt.
Wir ſelber freuen uns. Warum? darf man nicht fragen:
Wer uns ergetzen will, mag nur das Wild verjagen.

Damötas.

O armer Corydon! Du kennſt die Helden nicht:
Das iſt das g'ringſte nur, was Sylvius verricht.
Geht nur in jene Stadt! da hört man andre Thaten.
Europens Glücke baun, zu Deutſchlands Wohlfahrt rathen,
Und dennoch auch zugleich auf Schäferhütten ſehn:
Iſt mehr, als du gedenkſt; Wie leicht kann es geſchehn,
Daß man das Wild verſcheucht? Allein den Feind zertheilen,
Und bald von hie, bald da, der Noth entgegen eilen;
Sind Dinge, die man zwar von Helden hoffen muß:
Doch thut ſie keiner ſo, wie unſer Sylvius.

Corydon.

Wie unſer Sylvius? Es iſt mir unverborgen.
Mein treuer Dorylas erzehlt mir alle Morgen,
Was man bey Hofe ſagt. Ich hör es zitternd an,
Und denke, wenn ein Held allein ſo viel gethan,
Wo wird doch endlich noch der Kreis der Erden bleiben?
Pan, ſorge für mein Vieh, hilf meine Lämmer treiben!
Du aber, mein Damöt, nimm deine Feldſchalmey,
Und ſtimme, wie du pflegſt, itzt meinen Liedern bey.
So ſtark als Aloen vor Anemonen blühen;
So weit iſt unſer Held den Helden vorzuziehen.
Die meiſten drücken nur; er aber ſchützt die Welt:
Sie ſuchen mit Gewalt, was ihm zu Fuße fällt,
Und in die Arme läuft. Ihr Hirten! ſtimmt die Flöten!
Wer ſolche Helden ſingt, hat vieler Kunſt von nöthen.

Damötas.

So weit der kleine Bär vom Süderpole weicht;
So weit geht auch der Ruhm, den Sylvius erreicht.

Viel heißen Könige, und sind der Diener Sklaven;
Er führt das Ruder selbst, und schifft die falschen Hafen
Mit großer Kunst vorbey. Ihr Hirten! haltet ein!
Wer unsern Held besingt, muß mehr als irrdisch seyn.

Corydon.

Wenn meine Heerde schläft, und wir zur Ruh gegangen,
So hat schon Sylvius zu wachen angefangen.
Die Zeit, in der ich spiel' und ohne Sorgen bin,
Die bringt er voller Müh für unser Wohlseyn hin,
Und machet sie zu Gold. Ihr Hirten! stimmt die Flöten!
Wer solche Helden singt, hat vieler Kunst vonnöthen.

Damötas.

Wenn meine Heerde wacht, und uns der Hunger quält,
So hat schon Sylvius den Vorrath abgezählt,
Und speiset mich und sie. Sonst hört man sich beschweren,
Daß Fürsten anderwärts der Bürger Blut verzehren;
Hier gehts auch Fremden wohl. Ihr Hirten! haltet ein!
Wer unsern Held besingt, muß mehr als irrdisch seyn.

Corydon.

So lange nicht ein Wolf aus Liebe Lämmer zeuget:
So lange nicht der Klee Cypressen übersteiget;
So lange soll mein Rohr den Sylvius erhöhn:
So lange soll sein Lob auf allen Fichten stehn.
Er hat es längst verdient. Ihr Hirten! stimmt die Flöten!
Wer solche Helden singt, hat vieler Kunst vonnöthen.

Damötas.

So lange noch der Thau die matten Felder tränkt;
So lange sich die Spree nach ihrer Havel lenkt;
So soll auch Sylvius auf meinen Lippen schweben:
So soll sein großer Ruhm in unsern Liedern leben.
Jedoch sie sind zu schlecht. Ihr Hirten! haltet ein!
Wer unsern Held besingt, muß mehr als irrdisch seyn.

Digitized by Google

* *

Das IV. Capitel.

Von Elegien, das ist, Klagliedern und verliebten Gedichten.

1. §.

Die Elegie ist eins von den vornehmsten Gedichten der alten Griechen und Römer gewesen, und verdient also wohl eine besondere Betrachtung. Sie kömmt dem Horaz so merkwürdig vor, daß er sich in seiner Dichtkunst gar sorgfältig um ihren Erfinder bemüht:

Quis tamen exiguos elegos emiserit auctor,
Grammatici certant, et adhuc sub iudice lis est.

Er nennt sie in dieser Stelle exiguos, das ist so viel, als eine niedrige Art von Gedichten. Sonst wird sie auch humilis, tristis, querula u. s. w. genennet, welches alles uns den innern Character derselben, sattsam zu verstehen giebt. Sie soll nämlich in einer natürlichen und fließenden Schreibart abgefasset werden, einen traurigen Inhalt haben, und fast aus lauter Klagen bestehen. Die Exempel der Alten bekräftigen diesen Begriff, und wir mögen entweder den Kallimachus, Ovidius, Tibullus, Propertius, oder sonst jemanden vornehmen; so werden ihre Elegien allezeit etwas Trauriges oder Verliebtes in sich fassen. Des andern Libri Tristium z. E. bestehen aus lauter Elegien, die er aus Scythien nach Rom, als Klageschreiben abgelassen; und der beyden letztern Gedichte, sind fast allezeit in einem traurigen oder verliebten Affecte abgefasset.

2. §. Doch hat Horaz angemerket, daß man allmählich von dieser alten Regel der Elegien in etwas abgewichen sey, und auch wohl vergnügende Sachen darinn abgefasset habe.

Verſibus impariter iunctis querimonia primum,
Poſt etiam incluſa eſt voti ſententia compos.

Wir können dahin die ſcherzhaften und verliebten Gedichte rechnen, die vielmals von luſtigem Inhalte ſind, und doch gar geſchicklich in dieſer Art von Verſen abgefaſſet worden. Die Urſache davon iſt wohl dieſe, weil eben die niedrige und natürliche poetiſche Schreibart, die ſich zu jenen ſchicket, auch hier von rechtswegen ſtatt findet. Denn bey der Luſt und im Lachen ſchickt es ſich eben ſo wenig, mit hochtrabenden Worten gleichſam auf Stelzen zu gehen, als in der Betrübniß. Eine geſchminkte Schreibart würde hier durch ihr künſtliches Weſen nur anzeigen, daß der Witz mehr Theil an der Schrift habe, als das Herz. Wo aber das iſt, da macht kein Affect einen guten Eindruck bey dem Leſer. Das macht, die Natur wird dadurch nicht nachgeahmet, ſondern verlaſſen, und ein ſolcher Poet erregt zuweilen gar ganz widrige Leidenſchaften.

3. §. Aus der letzt angeführten horaziſchen Stelle ſehen wir aber auch, was für Verſe zu einer Elegie gehören. Der Poet nennet ſie impariter iunctos, ungleich zuſammengeſetzte, oder abgewechſelte Verſe von zweyerley Gattung. Dieſes ſind nun theils die langen alexandriniſchen, theils die kürzern fünffüßigen Verſe der Griechen und Lateiner, davon wir oben ſchon im XII. Capitel des I. Theils, etliche Exempel in deutſcher Sprache gegeben haben. Z. E. Tibullus ſchreibt an den Meſſalla, im I. Buche in der I. Elegie:

Te bellare decet terra, Meſſalla, marique,
Vt domum hoſtiles perferas exuuias:
Me retinent vinctum formoſae vincla puellae,
Et ſedeo duras ianitor ante fores.
Non ego laudari cupio, mea Delia! tecum,
Dum modo ſim, quaeſo, ſegnis inersque vocer.

So ſehen nun alle lateiniſche Elegien aus, und ich wundre mich daher, warum Franzoſen und Engelländer ſich nicht bemühet

mühet haben, dieſem Muſter zu folgen. Dieſe machen auch zwar Elegien, dem Namen und Inhalte, aber nicht der äußerlichen Geſtalt nach. So iſt zum E. Desportes einer ihrer alten Dichter, der zu Heinrichs des III. Zeiten gelebt hat, für einen Meiſter in Elegien ausgegeben worden: aber er brauchet beſtändig die langen zwölf- und dreyzehnſylbigten Verſe, mit ungetrennten Reimen dazu: welche der Elegie gar nicht ähnlich ſehen. Weit beſſer hat Opitz bey uns gethan, da er uns in ſeinen poetiſchen Wäldern Muſter gewieſen, in was für Verſen wir Deutſchen Elegien machen könnten, die den lateiniſchen, wo nicht ganz gleich, doch einigermaßen ähnlich wären. Z. E.

Elegie.

Indem die Sonne ſich hat in das Meer begeben,
Und das geſtirnte Haupt der Nacht heraußer bricht;
Sind Menſchen, Vieh und Wild, wie gleichſam ohne Leben,
Der Mond beſcheinet uns auch kaum mit halbem Licht.
Ich, ob ſchon alles ſchläft, muß unaufhörlich wachen,
Von vielen Tagen her, und wallen ohne Ruh.
Iſt ſchon die ganze Welt befreyt von ihren Sachen,
So thu ich doch vor Lieb und Angſt kein Auge zu.
Auch dich, Aſterie, hat ganz der Schlaf erfüllet ꝛc.

4. §. Eben dergleichen verliebte Gedichte mehr, ſtehen in dieſem IV. B. ſ. poet. Wälder, kurz vor dem angeführten, da er zwar den Namen der Elegie nicht ausdrücklich darüber geſchrieben, aber doch alles, was dazu gehöret, beobachtet hat. Sie fangen an: Die Sonn hat ihre Reiſ' ꝛc. Die Pein, mit der ich mich ꝛc. Werd ich die Zeit wohl ſehn ꝛc. Und damit uns gar kein Zweifel übrig bleiben möchte: ſo hat er uns auch zeigen wollen, daß man die lateiniſchen Elegien in dieſer Art von Verſen deutſch überſetzen müſſe, wenn er uns die XVII. aus dem erſten Buche des Properz, an Cynthien zur Probe gegeben hat. Sie hebt lateiniſch ſo an:

Haec certe deſerta loca, et taciturna querenti,
Et vacuum Zephyri poſſidet aura nemus.

Hic licet occultos proferre impune dolores,
Si modo ſola queant ſaxa tenere fidem. &c.

Und er hat ſie ſo deutſch gegeben.

Auf dieſer wüſten Stätt', in dieſer ſtillen Heide,
Da niemand innen wohnt, als nur der Weſtenwind;
Da kann ich ungeſcheut genug thun meinem Leide,
Wo auch die Steine nur ſtill und verſchwiegen ſind.

Daß nun dieſer Vater unſrer Poeſie, in Ermangelung des rechten Sylbenmaßes der lateiniſchen Elegien hierinn wohl gewählet habe, iſt leicht zu erachten. Die abwechſelnde Ungleichheit der Zeilen macht hauptſächlich, daß die Elegie ſo traurig und beweglich klingt. Hergegen wann zween Verſe von gleicher Länge aufeinander folgen, da klingt es zu geſetzt und herzhaft, der Inhalt ſey ſo zärtlich als er wolle. Und dieß iſt der Fehler franzöſiſcher Elegien.

5. §. Dieſem Vorgänger ſind ſeine erſten und beſten Schüler getreulich gefolget. So hat z. E. Flemming auf der 99. S. des II. B. ſeiner poet. Wälder eine Elegie an ſein Vaterland geſchrieben, und theils den innern Character, theils die äußere Geſtalt derſelben ſehr wohl beobachtet. Ich will nur etwas aus dem Schluſſe zur Probe anführen, daraus man ſich ein Muſter ſeines zärtlichen aber ſchamhaften Ausdruckes in Liebesſachen nehmen kann:

Zwar es geſtattet mir das caſpiſche Geſtade,
Daß ich um ſeinen Strand mag ungehindert gehn:
Auch bittet mich zur Zeit zu ihrem ſchönen Bade,
Auf Urlaub des Hyrkans, manch aſiſche Siren.
Ich bin den Nymphen lieb, den weichen Zirkaßinnen,
Dieweil ich ihnen fremd und nicht ſo häßlich bin:
Und ob einander wir ſchon nicht verſtehen können;
So kann ihr Auge doch mich günſtig nach ſich ziehn.
Was aber ſoll ich ſo und auf der Flucht nur lieben?
Cupido wird durch nichts als Stetigkeit vergnügt;
Was den zu laben ſcheint, das macht ihm nur Betrüben,
Der allzeit alles hat, und dennoch nie was kriegt.

Ja

Ja stürbe mirs denn ab, so hoff ichs zu erleben,
Daß, wenn ich diesen Lauf zu Ende hab gebracht,
Ich dir den ersten Kuß, o Landsmännin! will geben;
Was ferner kann geschehn, das laß ich ungedacht.

Auf eben die Art hat er auch das Klagschreiben im Namen Germaniens an ihre Söhne, das ist, die Churfürsten und Stände von Deutschland abgefasset, welches auf der 113. S. in eben dem Buche zu finden ist. Was könnte ich nicht von Dachen und Tscherningen für Exempel anführen, die ebenfalls diesen Spuren gefolget sind, und den guten Geschmack der Alten beybehalten haben.

6. §. Zuerst ist, meines Erachtens, Hofmannswaldau davon abgewichen, nachdem er sich durch die neuern Italiener von dem wahren und natürlichen auf das gleißende und gekünstelte verleiten lassen. Seine Heldenbriefe hat er freylich ihrer äußerlichen Gestalt nach, als Elegien eingerichtet, und ist also darinn dem Ovidius gefolget: allein die innere Art dieser Gedichte hat er fast niemals erreichet. An statt der Zärtlichkeit, die in dieser Gattung herrschen soll, giebt er uns lauter spitzfindige Einfälle. In eine ängstliche Klage mischet er eine unendliche Menge von Gleichnissen. Anstatt herzrührender Figuren, speiset er uns mit hochtrabenden Metaphoren. Seine verliebte Seufzer sind voller Belesenheit, und wenn ich poetisch reden darf; so sind die Trauerkleider seiner Elegien allezeit mit Gold und Silber verbrämet, ihre Schleyer mit Edelgesteinen gezieret, und zwischen ihren Thränen müssen lauter Perlen fließen. Wir wollen nur einige Stellen zum Beweise dessen ansehen. Die Briefe Eginhards und Emmä sind ihm unter allen andern noch am besten gerathen; doch aber sind sie von seinem Flittergolde nicht ganz und gar befreyet. Bald anfangs **streicht seine steife Zuversicht allen** Kummer hin, und darum meynt er, er sey schon **der Sonnen gleich.** Bald darauf gesteht er, daß **sein Kieselstein zu Diamanten wolle**, und dieses zu rechtfertigen, sagt er von der Liebe:

Sie bindet Gold an Stahl, und Garn zu weißer Seide,
Macht, daß ein Nesselstrauch die edle Rose sucht;
Zu Perlen legt sie Glas, zu Kohlen legt sie Kreide,
Und pfropft auf wilden Baum oft eine süße Frucht.

7. §. Und wie künstlich und sinnreich ist nicht seine Liebe in dem Schlusse des Schreibens? Er will zwar seinen Brief, doch nicht die Hoffnung schließen: er beneidet ihn fast, weil er glücklicher ist, als er selbst. Er küßt endlich so wohl den Brief, als die Prinzeßinn; zwar jenen mit den Lippen, und sie in Gedanken. Sollte da nicht Emma geglaubt haben, daß diese ausgekünstelte Gegensätze und Gedankenspiele aus einem recht verliebten Herzen herkämen? Allein sie war eben so künstlich im Denken und Schreiben, als ihr Liebhaber: nicht anders, als ob sie Hofmannswaldaus Schülerinn in der Poesie gewesen wäre. Sie will ihm zeigen, wie böse sie von rechtswegen seyn könnte und sollte, und was für einen harten Verweis sie ihm würde gegeben haben. Und wie schmählt sie denn? Sie sagt: Wer Purpur fleckicht mache, der falle dem Tode anheim; für solche Wespen, als Eginhard wäre, sey ihr Honigseim nicht. Kaiserkronen wären nicht für seinen Garten: er solle des Kaisers Briefe, nicht aber sein Kind berühren. Es müsse was höhers seyn, so hier das Siegel brechen solle. Das Wachs schmelze an der Sonne; und des Königs Farbe könne nicht mit Ruß gemischt werden. Eginhard habe mehr Dinte als Blut für den Kaiser vergossen u. s. w. Wer hat nun jemals einen so metaphorischen Zorn in der Natur gesehen? Wer hat eine keusche Prinzeßinn, die Emma hier vorstellen will, solche Zweydeutigkeiten reden hören, als hier der Vers vom Siegelbrechen ist? Doch es ist eine hofmannswaldauische Emma, die da redet; und die sich hernach, ohne alle Schamhaftigkeit, so verliebt gegen ihren Buhler erkläret, als man nimmermehr gedacht haben sollte. Im Schlusse wünscht sie noch, der Himmel solle in ihre Flammen blasen, und dessen Gunst solle ihnen Zibeth und Bisam zuwehen. Zuletzt aber, will sie

ihm

ihm gleichfalls zeigen, daß sie auch mit einer spitzfündigen Antitheſis ihr Schreiben endigen könne, indem sie ſetzt:

Mein Brieflein ſchließ ich zu, und meine Kammer auf.

8. §. Ich überlasse es einem jeden, die übrigen Heldenbriefe nach dieſer Art auch durchzugehen; als die noch weit mehr ſolche verſchwendete Scharfſinnigkeiten, an unrechten Stellen angebracht, zeigen werden. Sonderlich leſe man die Schreiben Abälards und Heloiſen, und erwege, was ſelbige für unzüchtige Wortſpiele und Zweydeutigkeiten in ſich enthalten, die ſich ein ehrbares Gemüthe zu leſen ſchämet: ſo wird man geſtehen, es ſchicke ſich auf Hofmannswaldaus Elegien nichts beſſer, als was Canitz von den verliebten Poeten überhaupt ſchreibt.

Ein andrer von dem Pfeil des Liebens angeſchoſſen,
Eröffnet ſeinen Schmerz mit hundert Gaukelpoſſen,
Daß man geſundern Witz bey jenem Tänzer ſpürt,
Den die Tarantula mit ihrem Stich berührt.
Was er von Jugend auf aus Büchern abgeſchrieben,
Das wird mit Müh und Angſt in einen Vers getrieben;
Die Seufzer, wie er meynt, erweichen Kieſelſtein,
Die voll Gelehrſamkeit und wohlbeleſen ſeyn.
Des Aetna Feuerkluft muß ſeiner Liebe gleichen.
Und aller Alpen Eis der Liebſten Kälte weichen.
Indeſſen aber wird das arme Kind bethört,
Und weis nicht, was ſie fühlt, wenn ſie dergleichen hört.
Ja, wenn ihr Corydon gebückt zu ihren Füſſen,
Der Klagen Bitterkeit ein wenig zu verſüſſen,
Nichts anders, als Zibeth und Ambra von ſich haucht,
Und ſie kein Bibergeil zum Gegenmittel braucht:
So mag des Mörders Hand, was ihm von ſeinem Dichten
Noch etwan übrig bleibt, auf ihre Grabſchrift richten.

9. §. Daß ſich indeſſen durch Hofmannswaldaus Exempel viele andre Poeten haben verblenden laſſen, das braucht keines Beweiſes. Man darf nur Zieglers und Lehms bibliſche Heldenliebe nachſchlagen, ſo wird man ſehen, daß ſie ihren Meiſter nicht nur erreichet, ſondern oft übertroffen haben. Am-

thor ist auch in dieser Art so glücklich nicht, als in andern Gedichten. Die prächtige Schreibart klebte ihm gar zu sehr an, so, daß er sich nicht herunter lassen, und einen zärtlichen Affect in einem niedrigen Ausdrucke vorstellen konnte. Wir dörfen nur die Elegie ansehen, die er auf den Tod seiner ersten Ehgattin geschrieben, die gewiß das unnatürlichste Klagegedichte ist, so ich gelesen habe:

Ich Spiel! ich Ball des Glücks! was muß ich nicht erfahren?
Was giebt der Himmel nicht zu meinem Unglück an?
Ich lerne schon so viel bey vier und zwanzig Jahren,
Als ein Unglücklicher bey funfzig wissen kann.
Die Tugend heißt mich noch auf frischen Rosen gehen,
Da mir der Himmel schon Cypressenblätter streut:
Und mein verscheuchter Geist darf kaum gen Himmel sehen;
Weil jede Wolke mir mit neuem Wetter dreut.
Doch, tobt nur immerhin! Schlagt los, ihr Donnerkeile!
Brecht! brechet! spritzet Glut und Schwefelflammen aus!
Verdoppelt Blitz mit Blitz, und schießet Pfeil auf Pfeile,
Ja leget, soll es seyn, mich selbst in Staub und Graus.
Mein Scheitel bebt nicht mehr bey Stürmen und Gewittern,
Man kennet keine Noth, der ich nicht schon gewohnt;
Was den gesetzten Muth noch etwa kann erschüttern,
Ist, daß der letzte Stoß noch meines Herzens schont.
Ach! war es nicht genug, erboßte Sternenblicke,
Daß meiner Jugend Kraft schon an zu sterben fieng?
Daß meine Lebensuhr, getrieben vom Geschicke,
Schon bey der Morgenzeit zum Abend abwärts gieng?
Reißt eure Tyranney mir auch den Baum von hinnen,
Der meinem siechen Leib noch etwas Schatten gab?
Sag an, getheiltes Herz, was wirst du nun beginnen?
Befeucht dein halber Theil doch schon das finstre Grab. ꝛc.

Sind das nicht ampullae und sesquipedalia verba, so weis ich in der That keine zu finden. Der Poet hat sein Gedichte **Liebestränen** genennet; aber mich dünkt, es sind solche, davon Canitz geschrieben:

Geußt

Geußt solche Thränen aus, die lachenswürdig scheinen,
Und wenn er lachen will, so möchten andre weinen.

Und aus diesen Exempeln der Schreibart, die sich für die Elegie nicht schicken, wird man leicht urtheilen, was man für eine Behutsamkeit dabey zu gebrauchen habe.

10. §. Wegen des äußern habe ich nur noch zu erinnern, daß man sich bemühen müsse, so viel möglich, einer jeden Zeile einen vollkommenen Verstand zu geben; oder doch wenigstens in zweyen, denselben völlig vorzutragen. Sollte aber auch dieses zuweilen nicht angehen, so muß doch an der vierten Zeile ein Schlußpunct kommen, der dem ganzen Satze ein Ende macht. Denn es klingt überaus widrig, wenn sich die Rede erst in der fünften Zeile endiget, wie man aus folgendem Exempel Johann Frankens, wird abnehmen können. Es steht auf der 41. S. seiner Trauergedichte.

So hast du auch nunmehr, du Wonn und Zier der Deinen,
Du edle Jahninn, du, du Rahel unsrer Zeit,
Du, als um deren Tod viel fromme Herzen weinen,
So hast du auch nunmehr itzt dieser Eitelkeit
Jüngst gute Nacht gesagt.

Wie leicht hätte der Poet diesen Uebelstand vermeiden können, wenn er anstatt der vierten Zeile, diese

So eilst du auch nunmehr aus dieser Eitelkeit!

hätte setzen, und die fünfte Zeile mit einem neuen Satze anfangen wollen? Jedoch nein, auch damit wäre es noch nicht ausgerichtet gewesen. Es hätte sich auch der Verstand in der andern Zeile bereits einigermaßen schließen müssen. Die langweiligen Sätze schicken sich hier gar nicht her; und wenn es möglich wäre, jeder Zeile einen vollen Sinn zu geben, so wäre es in Elegien am besten.

11. §. Zum Beschlusse merke ich an, daß man die Elegien nicht nur mit weiblichen, sondern auch mit männlichen Zeilen anfangen könne. Man kann sie bey uns hauptsächlich zu Trauergedichten und zu verliebten Sachen; sodann

aber bey Hochzeiten, wo gemeiniglich was verliebtes und zärtliches mit unterläuft, brauchen. Lobgedichte aber und Satiren, oder andere ernsthafte Briefe darinn zu schreiben, das ist ungereimt: obgleich zuweilen große Leute solches gethan haben. Canitzens Harpar zum Exempel, würde noch einmal so schön klingen, wenn er in ungetrennten Reimen beschrieben wäre. Hergegen hat er ein Schreiben an einen guten Freund als eine Elegie gemacht, welches zum Muster dienen soll. Ich setze wiederum des Boileau Regeln von dieser Materie hieher, und füge endlich einige Proben unsrer besten Poeten hinzu:

Mit einer etwas höhern Sprache, (schreibt er in seiner Dichtkunst,) die doch aber nicht verwegen ist, weis die klagende Elegie, in langen Trauerkleidern, mit zerstreueten Haaren, unter einem Sarge zu seufzen. Sie malet die Freude und Betrübniß der Liebenden; sie schmeichelt, drohet, reizet und besänftiget eine Geliebte. Allein, um diesen glücklichen Eigensinn recht wohl auszudrücken, ist es nicht genug, daß man ein Dichter sey, man muß auch verliebt seyn.

Ich hasse die eiteln Dichter, deren gezwungene Muse mich mit einem allezeit kalten und erstorbenem Feuer ergetzen will; die sich aus Kunst betrübet, und sich mit gesättigten Sinnen, nur des Reimens wegen, zu einem erhitzten Liebhaber aufwirft. Ihre schönsten Entzückungen sind nichts als leere Wortfügungen. Sie kann gar nichts, als sich beständig mit Ketten schleppen, ihre Marter verehren, ihre Gefangenschaft segnen, und die Leidenschaften wider die Vernunft zu Felde liegen lassen. Es war ja vorzeiten ein solcher lächerlicher Ton nicht, in welchem die Liebe einem Tibullus die Verse vorsagte; oder mit welchem Ovidius die süssen Töne stimmte, und die reizenden Lehren seiner Kunst aufschrieb. Das Herz allein muß in der Elegie reden.

Opitz,

Digitized by Google

* *

Opitz, Vom Abwesen seiner Liebsten.

Werd ich die Zeit wohl sehn, daß doch der Tag anbreche,
Darinnen ich mein Lieb noch endlich schauen soll;
Ihr Stunden! lauft doch fort, fliegt weg als Wasserbäche:
Weil ihr so langsam seyd, so bin ich traurensvoll.
Auf, Morgenröh, auf, auf, spann' an des Phöbus Pferde
Und sprich, er solle fort, es sey schon ziemlich spat,
Daß er betrogen werd', und nahe sich der Erde:
Ach Thetis laß ihn gehn den langen Sommergrad.
Du, Monde, kannst du dich denn also wohl verweilen?
Wie lange säet doch der Morpheus Schlafkraut aus?
Sieh' ob du nicht vermagst die Sonne zu ereilen,
Und einzukommen noch in ihr vergüldtes Haus.
Ich muß noch manche Stund' in Sorg' und Kummer schweben,
Muß noch in Angst und Noth verbringen lange Zeit,
Eh' als der Tag anbricht darinnen mich mein Leben
Bescheine durch das Licht der hohen Freundlichkeit.
Und warum hab' ich doch in mein Gemüth empfangen
Ihr unerhörte Zier und Tugend ganz und gar?
Mein Herze seufzet stets, und brennet mit Verlangen,
Und macht mir einen Tag noch länger als ein Jahr.
Als mich das schnöde Glück aus ihrer Hand gerissen,
Hat es zugleich auch mich gerissen ganz von mir:
Ich muß mein Herze nun mit Thränen stets begießen;
Ich bin nicht bey mir selbst wann ich nicht bin bey ihr.
Ach sollt' ich sehen nur ihr göttliches Gesichte!
Wie selig wären mir Gedanken, Muth und Sinn!
Ein einzger Augenblick von ihrem hellen Lichte,
Der fast die Sternen trotzt, legt alles Trauren hin,
Ach käme doch die Zeit der hochgewünschten Freuden,
Daß ich erblickte nur den wunderbaren Schein!
Wenn aber ich' von ihr mich werde müssen scheiden,
Da wünsch' ich weiter dann im Leben nicht zu seyn.

* *

Opitzens Elegie.

Indem die Sonne sich hat in das Meer begeben,
Und das gestirnte Haupt der Nacht herauſſer bricht,
Sind Menschen Vieh und Wild wie gleichsam ohne Leben,
Der Monde scheinet auch gar kaum mit halbem Licht.
Ich; ob schon alles schläft, muß ohn Aufhören wachen
Von vielen Tagen her, und wallen ohne Ruh:
Ist schon die ganze Welt befreyt von ihren Sachen,
So bring ich doch vor Lieb und Angst kein Auge zu.
Auch dich, Asterie, hat ganz der Schlaf umringet,
Der Tages Arbeitsurth, des Todes Ebenbild;
Da mir der Zähren Bach aus beyden Augen dringet,
Bist du mit sanfter Ruh auf deinem Bett' erfüllt.
Wie wann sich Delia hat in den Wald verborgen,
Wird durch den Schlaf erwischt, und fällt ins grüne Gras;
Und wie die Nymphen auch sich legen gegen Morgen,
Nachdem der Nachttanz sie gemacht hat müd und laß.
Sie ruhen sicherlich bey einem frischen Bronnen,
Die Bäume halten auf der Morgenröthe Licht;
Daß sie nicht alsobald erwachen von der Sonnen
Deckt sie der dicke Wald: Pan aber schläfet nicht.
Er geht, er ruffet schreyt mit sehnlichem Verlangen,
Daß seine Stimm erklingt durch Büsche, Berg und Thal,
Und sie sind sänftiglich mit süßem Traum umfangen,
Dem Pan antwortet nur der bloße Wiederschall.
Du auch, mein Leben, schläfst; ich muß in Nöthen wallen,
Du bist in guter Ruh, ich wache für und für,
Bis mich der letzte Tod wird endlich überfallen,
Auf den ich sehnlich wart allhier bey deiner Thür.

* *

Flemmings Elegie, an sein Vaterland.

Ach! daß ich mich einmal doch wieder sollt' erfrischen
An deiner reichen Lust, du edler Muldenfluß!
Da du so sanfte gehst in bergichten Gebüschen,
Da, da mein Hartenstein mir both den ersten Kuß.
Wie jung, wie klein ich auch ward jener Zeit genommen
Aus deinem süssen Schooß, so fällt mirs doch noch ein,
Wie oft ich lustig hab in deiner Fluth geschwommen,
Mir träumet immer noch, als sollt ich um dich seyn.
Itzt wollt ich mir erst Lust und dir Ergetzung schaffen,
Indem ich nach der Kunst, die mich und dich erhebt,
Ein unerhörtes Lied, nicht von Gradivus Waffen,
Vor dem du nun, Gott Lob! itzund hast ausgebebt:
Ein Lied von stiller Ruh, und sanftem Leben spielte,
Wie unser Maro itzt bey seinem Bober thut,
Ein Lied, das Himmel hätt, und etwas solches fühlte,
Das nach der Gottheit schmeckt, und rege Muth und Blut.
Als ich denn pflag zu thun vor sieben halben Jahren,
(Wo ist sie itzund nun die liebe schöne Zeit!)
Da ich so helle sang bey Philyrenens Paaren,
Daß sich mein Ton erschwung bis an die Ewigkeit.
Ich sang der Deutschen Ruhm und ihrer theuren Prinzen,
Bis Mars mich da trieb aus, der Unhold aller Kunst.
Da macht ich mich belobt bey vielerley Provinzen,
Daß Lief- und Rußland auch mir bothen ihre Gunst.
Rubellen, die ich pflag mehr als mich selbst zu lieben,
Rubellen, von Gestalt und Sitten hoch benamt,
Dieselbe hatte mir die Pest auch aufgerieben.
Doch hat sich ihre Frucht in mir sehr reich besaamt.
Die weiße Balthie, um die zu einem Schwane
Zevs itzt auch würde noch, fieng mich mit ihrer Zier.
Nach dieser ward mir hold die lange Roxolane;
Ach! aber, ach! wie weit bin ich von beyden hier!

Zwar

Zwar es verſtattet mir das Kaſpiſche Geſtade,
Daß ich um ſeinen Strand mag ungehindert gehn;
Auch bittet mich zur Zeit zu ihrem ſchönen Bade,
Auf Urlaub des Hyrkans, manch aſiſche Siren,
Ich bin den Nymphen lieb, den weichen Zirkaßinnen,
Dieweil ich ihnen fremd, und nicht zu häßlich bin.
Und ob einander wir ſchon nicht verſtehen können,
So kann ihr Auge doch mich günſtig nach ſich ziehn.
Was aber ſoll ich ſo, und auf der Flucht nur lieben.
Cupido wird durch nichts, als Stetigkeit vergnügt.
Was den zu laben ſcheint, das macht ihm nur betrüben,
Der allzeit alles hat, und niemals nichts doch kriegt.
Ja ſtürbe mirs denn ab, ſo hoff ichs zu erleben,
Daß wenn ich dieſen Lauf zu Ende hab gebracht,
Ich dir den erſten Kuß, o Landsmannin! will geben,
Was ferner kann geſchehn, das laß ich ungedacht.

* *

Flemmings Schreiben, der vertriebenen Frauen Germanien, an ihre Söhne, oder die Churfürſten, Fürſten und Stände in Deutſchland.

Ihr meine Kinder ihr, wo ihr mich doch könnt kennen,
Wo euch der Mutter Nam erhitzet euren Sinn;
Ihr Söhne, wo ihr noch mich könnet Mutter nennen,
So nehmt von meiner Hand dieß kurze Büchlein hin.
Nehmt hin den Mutterbrief, den ich, wo ſeine Wellen
Mit Sturme wirfet aus mein deutſcher Ocean,
So weit von eurer Stadt, in tiefſten Unglücksfällen,
Aus Zwange meiner Noth und Harms, an euch gethan.
Da ſeht mein Elend ab! Ich wollt und ſollte ſchreiben,
Doch hatt ich gleichwohl nicht, was Dint und Feder iſt.
Ich mußt ein ſchwarzes Kloß in meine Thränen reiben.
Die Feder war ein Rohr. Dieß iſt mein Schreibgerüſt.

Ich

Digitized by Google

Ich konnte kümmerlich von einer Buche schälen
Die zache Rinde weg; und dieß ist mein Pappier.
Ich satzte mich alsbald zu einer lichten Hölen:
Mein Schreibpult war das Knie, solch Armseyn ist bey mir.
Hier muß ich arme Frau von meinen schönen Sitzen,
Von meinem großen Reich und Völkern ausgejagt,
Zu äußerst meines Lands, bey kaltem Winde schwitzen,
Hier muß ich klagen selbst; wo ich will seyn beklagt.
Ich habe mir gebaut von ausgedorrtem Schilfe
Ein, ach! wie schlechtes Haus, in dem ich wohnhaft bin.
Dieß muß mir Armen seyn für Regen eine Hülfe:
Kömmt denn ein schwacher Wind, der bläst es gar dahin.
Ich leb in steter Furcht. Hier schläget mich das Schrecken,
Dort ängstet mich ein Wild. Ich muß alleine seyn;
Von Zofen unbedient, kann ich mich nährlich decken
Mit dem geflickten Rock: hin ist mein erster Schein.
Der Wald der muß mich itzt mit rohen Wurzeln nähren,
Mir ist das nasse Moos an statt Zitronensaft.
Ich schöpfe mit der Hand, dem Durste nur zu wehren,
Das trübe Wasser auf: dieß soll mir geben Kraft.
Die Glieder werden welk, das Fleisch ist abgeschwunden;
Die Sorge mächt mich alt, eh' es noch Zeit ist doch.
Es ekelt mir vor mir, der Runzeln schlaffe Wunden
Verstellen meine Haut. Die Schwindsucht frißt mich noch.
Die Stirne schrumpelt aus; die tiefen Schläfe grauen;
Die Augen fallen ein; die Zähne stehen los.
Ach, ach, ich Schöneste der allerschönsten Frauen,
Wie bin ich so verjagt, so ungestalt, so blos?
Ich königliches Kind, wie bin ich so gefallen!
Die ich die Zärtste war in meiner Schwestern Schaar,
Da ich die * zwölfte bin. Ich, die ich sonst vor allen
Der Muter höchste Lust, die allerliebste war.
Die ich so mächtig war, die sonst kein König zwunge,
Die manchen Kaiser ich von meinen Grenzen stieß;

Ich

* So viel sind Reiche in Europa.

Ich ward nur mehr behertzt, je mehr man auf mich drunge;
Das war mir eine Luſt, wenn man zu Felde blieſs.
Ihr Römer wart mir nichts! ich war mit nichts zu beugen;
Geſchenke ſchlug ich aus, die mir der Kaiſer both.
Ihr Feind', ihr müſſet ſelbſt beſtändig von mir zeugen,
Daſs ich durch Hinderniſs bin nie gemachet roth.
Ich zwar bin nur ein Weib, doch war ich ſo beherzet,
Als wohl kein Mann nicht iſt: Denn auſser der Geſtalt,
War ſonſten weibiſch nichts. Wenn man zu Felde ſcherzet,
Hielt' ich mich, wie man weis, und ſiegte mannigfalt.
Rom, und ihr Julius, der doch zu Sklaven machte
Ihm alles Volk und Land, die büſsten öfters ein,
Als ich ſie unter mich durch meine Mannheit brachte:
Doch wollte Varus noch ein beſsrer Ritter ſeyn.
Er rächte Cajus Spott; er zog mit viel Verlangen
Auf meinen Bogen zu. Ich furchte mich nicht ſehr,
Ich ſchickt Arminius, der nahm den Prinz gefangen,
Und triebe vor ſich her ſein dreygedoppelt Heer.
Der güldnen Freyheit Lieb' und deutſches Lob zu mehren,
Das war mein ſteter Zweck, drauf zielt ich jeder Friſt.
Drum hatt ich ſolche Furcht: das gilt mir auch zu Ehren,
Daſs meine deutſche Treu' ein Sprüchwort worden iſt.
Was hilfts mich aber nun, nun mich ſo hart geſtürzet
Durch einen jähen Fall das leichte Glückesrad?
Mein himmelbreites Lob wird nunmehr ſo verkürzet,
Daſs auch der Feinde Volk ein Beyleid mit mir hat.
Ich konnte länger nicht in meinen Schlöſſern bleiben.
Wie konnt ich ferner hin das Elend ſchauen an?
Wie mir mein freyes Volk die fremden Herrſcher treiben,
Wie vor mir täglich weint mein armer Unterthan.
Itzt kam der Schleſier und wollte Hülfe haben,
Itzt mein vertriebner Sachſs'; itzt klagte mir ihr Leid
Die gar entblöſste Mark. Sie kamen ſich zu laben
Mit ſtiller Ruh' an mir, da mich doch friſt der Streit.
Ach wie viel Bäche ſind ſo blutroth hingeſchoſſen,
Wie manches Kriegers Blut färbt manchen groſsen Fluſs!

Wie

Digitized by Google

Wie hat ihr grünes Kleid die Erde so begossen,
Daß mancher Acker noch besudelt weinen muß.
Die Erde war nicht gnug, die Todten zu versenken,
Sie sprach so gar die Fluth um ihren Beystand an.
Die Mulde weis es wohl, wenn sie es kann gedenken,
Wie viel sie ihr verschluckt. Wie manchen, manchen Mann
Soff unsre Saal hinein! wie manchen gab sie wieder,
Weil sie schon war zu satt. Dieß ist noch Kinderspiel.
Wie manche schöne Stadt reißt hier die Glut darnieder,
Es raucht noch mancher Ort, der erst ins Feuer fiel.
Der scheue Bauersmann darf sich nicht lassen blicken,
Verlässet Dorf und Haus, und läufet gar davon.
Es stehen ungehegt der Felder breite Rücken,
Die Aecker liegen brach, sind ganz verwildert schon.
Da vormals frische Lust, da grüne Gärten waren,
Da der und jener Ort voll bunter Rosen stund,
Ist itzt ein wilder Stock selbst von sich aufgefahren;
Der Dörner scharfer Neid reißt alle Zier in Grund.
So geht es meiner Welt. Ich bin zu diesem Ende,
Ich arme Königinn, vom Himmel längst versehn.
Wohin ich, müde Frau, die matten Augen wende.
Da ich seh meinen Tod. Es ist um mich geschehn!
Das Zeichen ist nicht gut, indem ich bin gebohren,
Weil Volk und Reich, und ich auf eins zu Trümmern gehn,
Es hat die Götterzunft zusammen sich verschworen,
Daß ich in solcher Angst so soll verlassen stehn.
Es war ein böser Fall, als von dem falschen Stiere
Die Mutter ward geraubt. (Und, wie sie oft erzählt;
War sie gleich mit mir schwer.) Daher ich, wie ich spüre,
Bin, eh ich ward gebohrn, zum Räuberpreis erwählt.
Hier stößt, dort hält man mich. Bald werd ich da gezupfet.
Ich bin der meinen Spiel. Gleich wie der Wolf das Schaf,
Der Geyer ein jung Huhn und Taube grimmig rupfet,
So fleischet mich die Welt. Ich bin in steter Straf,
Und doch ohn alle Schuld, ich wußte nichts vom dienen,
Als ich noch meine war; itzt bin ich mehr, als Magd.

Ich muß zu meinem Leid auch einen mir versühnen,
Der mich nicht Mutter heißt, der mich ohn Ende plagt:
So vieler Herren Grimm, so viel Uneinigkeiten,
Die tödten vollends mich, indem ich röchle schon.
Es ist kein trauen mehr: mich schmerzt auf allen Seiten
Der dreygespaltne Riß in der Religion.
Wie wird mich armes Weib man gnug beweinen können?
Mich, die so manches Kreuz und Noth betroffen hat;
Mich, der so mancher Stoß die weyland frischen Sinnen
So gar verzagt gemacht; mich, die ich bin so matt?
Wie ofte hab ich nur verwaiset werden müssen
Durch Pest und Sterbensnoth: da vielmahl eine Nacht
Der bösen Seuchen Gift von mir hat hingerissen,
Gar manchen nützen Mann, und auf die Bahre bracht.
So bin ich mir durch das, was Hungersnoth genommen,
Und eingeäschert hat, bey weitem mehr nicht gleich.
Ich bin um Haab und Gut, und allen Vorrath kommen,
Ich bin an weiter nichts, als nur am Mangel, reich.
Ich dacht, es wäre nun das Unglück überstanden,
Ich hofft auf Sonnenschein nach solcher rauhen Luft
So stößt mir, Gott erbarms! das größte noch zu handen,
Das mich in Harnisch jagt, und zu den Waffen rufft.
Da soll und muß ich dran, mich mit dem Feinde schlagen.
Und wollte, wollte Gott! es wäre nur der Feind,
Den ich noch nie gescheut: so muß allein ich klagen,
Daß ich an diese soll, die meine Kinder seynd.
Ich muß mich arme Frau noch selbst zum Stabe bringen,
Und selbst mein Scherge seyn, das nie kein Feind gethan.
Ich selbst, und durch mich selbst, muß mich an Eisen zwingen,
Und nur an meinen Hals die Koppeln legen an.
Nicht einig wollen seyn, das kann mich so beschämen.
Und wer nicht gläuben will, daß dieß die Zwietracht kann,
Und daß noch selbst die Welt so werd ihr Ende nehmen:
Der komm, und sehe dich! du armes Rom, nur an.
Das Glück ist mir so feind, daß mirs auch könnte gönnen,
Daß ich bis ans Gewölk und an die Sternen kam;

Auf daß es mich mit Fug hat tief gnug stürzen können,
Und zusehn, wie ich da mein elend Ende nahm.
Ich bin der Götter Spiel und Kurzweil, ihr Behagen,
Und lustiger Ballon, den immer Himmel an
Bald die, bald jene Faust, bald hin und her geschlagen,
Bis er wird athemlos, und nicht mehr steigen kann.
So hat die hohe Rach es über mich verhangen.
Den Zepter giebet Gott, und nimmt ihn, wenn er will.
Ist nicht sogar Athen auch endlich untergangen?
Wer weis nicht, daß durch Krieg das schöne Troja fiel,
Auch Syrien wird noch sich zu erinnern wissen,
Wie auch das Persien, und stolze Griechenland,
Wie vielmal Kron und Reich zu ihres Feindes Füssen
Sie haben hingelegt, der sie hat umgerannt.
Vielleicht wird nun die Reu und das Verhängniß kommen
Auf unser krankes Reich. Denn auch, was groß kann seyn,
Wie ich bisher gesagt, hat allzeit abgenommen,
Und ist durch seine Last auf sich gefallen ein.
Dieß Unglück ahnt mir auch. Mein Zepter muß sich beugen,
Die Kräfte nehmen ab, das Mark ist ganz dahin.
Ich muß, ich muß mich schon zum Untergange neigen,
Und trösten, daß ich auch sonst hoch gewesen bin.
Gewesen, und nicht seyn, das lehrt mich Speise lesen,
Mich reicherzogne Frau, wie sonst ein wildes Thier.
Wär ich so ewig auch, als mächtig, nur gewesen,
So wäre mir noch wohl! so läg ich nicht allhier.
So muste Babels Herr auch seine Sitze meiden,
Und in der Wüsteney zu früh und Abendszeit,
Wie ander wildes Vieh, im Wald und Grase weiden,
Und war sein weites Reich dort in der Einsamkeit.
In dieser wüsten Welt stimm ich auf tausend Weisen
Mein kläglich Weinen an, hier kann ich seyn allein;
Hier muß ich auf und ab durch wild Gesträuche reisen,
Hier kann ich heulen gnug, hier kann ich elend seyn.
Ach, ich bin so veracht, ja auch dem leichten Hasen
Sitz ich zu Hohn allhier. Die Elster spottet mein,

Will ich mich ſetzen denn auf einen dürren Raſen,
So weicht der wilde Baum, und zeucht den Schatten ein.
Ja freylich iſts ein Troſt, wenn einer in dem Weinen
Beweiner um ſich hat: ich lern es itzt an mir.
Wer weinet aber doch um mich? Ich ſehe keinen.
Ach! ach! von aller Welt ſteh ich verlaſſen hier;
Ja, auch vom Himmel ſelbſt. Doch läßt ſich noch erweichen
Der Menſchenfreund, Delphin, wenn ich am Ufer klag:
Er ſchwimmet zu mir zu, giebt manches Trauerzeichen,
Und wartet bey mir aus ſo manchen ganzen Tag.
Wie auch das Federvolk, das ſtets iſt vorn und hinden
Um mich verlaßnes Weib. Hier wird kein Vogel ſeyn,
Der nicht ſingt, was ich wein. Ich hab an allen Linden
Mein Leid mit eigner Hand bisher geſchnitten ein.
Wie war ich freudenreich, als ich noch ſtund im Glücke,
Itzt will mir ſelbſten nicht die Mutter ſpringen bey.
Der Schweſtern ganze Zunft tritt von mir ab zurücke:
Es jammert keine nicht mein kläglich Angſtgeſchrey.
Ja, Böhmen, Böhmen ſelbſt, die hat die erſten Funken
Auf mich, die Nachbarinn, unſchweſterlich geſpeyt:
Von ſo viel Jahren her bin ich in Brand geſunken,
Und niemand löſcht ihn mir; ich brenne noch zur Zeit.
Ach! warum war ich reich? ach! warum war ich ſchöne?
Ach! warum buhlte doch ſo mancher Fürſt um mich?
Ich bin zu Falle bracht: ob ich mich gleich nun ſehne
Nach meiner Mutter Troſt, ſo ſtößt ſie mich von ſich.
Und, warum gabſt du mir, Europä, Königs Ehren,
Da mir mein Königreich nicht ſollte länger ſtehn?
Ach ich, ich kranke Frau! wer wird mein Seufzen hören?
Wer ſpringt mir Armen bey, eh ich muß gar vergehn?
Hätt ich doch Friedrichen und meinen Moritz wieder,
Die mich ſo wohl geſchützt. Ach *Hector, wärſt du hier!
Und mein **Achilles, du, und ihr, ihr andern Glieder,
Durch welche mir mein Lob wird blühen für und für.

Und

* Albertus, Herzog zu Sachſen. ** Albertus, aus Brandenburg.

Digitized by Google

Und ihr, was macht ihr denn, ihr herzgeliebten Erben,
Die ich mit solcher Müh an dieses Licht gebracht?
Was thut, was macht ihr denn? könnt ihr denn sehn so quälen
Die, die euch Söhne heißt? was schlaft ihr Tag und Nacht?
Durch den Gott bitt ich euch, der mir mein Recht bescheret,
Euch bitt ich durch mein Reich, das stets gewesen frey!
Durch mein natürlich Recht, da ihr mich Mutter ehret,
Durch unsern Landesbrauch und alte deutsche Treu,
An der hat niemals uns ein Fremdling falsch befunden,
Laßt mich, ein Landeskind itzt spüren diese Treu:
Ach, springt der Mutter bey! Ich lieg in letzten Stunden,
Ich rufe noch einmal: Ach springt der Mutter bey!
Und warum wollt ihr nicht? Ich hab euch ja gegeben
Nicht minder, als vorhin, ein wohlbeherztes Herz.
Aus Sachsen sind ihr viel, die noch im Lobe schweben,
Die mir so manchesmal erleichtert meinen Schmerz.
Das hohe Brandenburg, das muß ich ewig preisen,
Wie auch die schöne Pfalz, von wegen ihrer Treu;
An Hessen hab ich Trost; die tapfern Thaten weisen,
Was Lüneburg verdient, was Anhalt würdig sey.
Das frische Meklenburg, das weitbelobte Baden,
Das theure Würtenberg, sind alten Lobes voll.
Ach, folgt den Ahnen nach! wo euch der Mutter Schaden,
Wo eurer Freyheit Tod euch leid seyn kann und soll.
Ach Meine! seht doch an die starken Niederländer,
Ihr obwohl kleines Land beschämt die ganze Welt:
Sie führen Thaten aus durch ihrer Bündniß Bänder,
Die über Hoffen sind. Der Spanier der fällt,
Muß lassen Schiff und Schätz. Es brechen solche Mauren,
Die manchen Feind verhöhnt, durch ihre kluge Macht.
Die Bürger freuen sich an statt, daß andre trauren,
Daß sie ein solcher Prinz in sein Gebiethe bracht.
Auf euch, allein auf euch, muß sich mein Hoffen steifen,
Ihr meine liebsten Söhn, ihr seyd ihr Grund und Stein.
Ihr deutschen Herzen müßt der Deutschen Wohlfahrt greifen
Selbst unter ihren Arm, soll sie erhalten seyn.

Ja soll für meinem End ich noch zum Porte länden,
Und meine Kinder sehn, so müßt ihr alle stehn
Mit Räuch und Opferwerk, und aufgehabnen Händen,
Und eurer Seufzer Brunst von Herzen lassen gehn.
Schreyt Gott und Himmel an. Klagt auch von meinetwegen
Mein großes Herzeleid dem hohen Ferdinand;
Als dem ich anvertraut mein liebes Volk zu pflegen,
Ja, der beschützen soll mich, Zepter, Kron und Land.
Sagt ihm, er wolle doch nur dieß bey ihm gedenken,
Wie ich ohn alle Schuld ersterb in solcher Pein,
Er woll ihm doch durch euch das Herze lassen lenken,
Und als ein treuer Sohn mir Mutter, gnädig seyn.
Nun diese Klageschrift hab ich zu eignen Händen
Euch, o ihr liebsten Söhn, und meiner Zierde Zier,
Aus meiner Wüsteney und Drängniß müssen senden,
Ihr wollet ja durchsehn, was ich begehre hier.
Viel hundert Mutterküß auf dieser Büchnen Rinden,
Mit Thränen wohl genetzt, die werdt ihr, als ein Pfand
Der mütterlichen Treu und festen Hoffnung finden,
Ob euch schon meine Faust was deuchtet unbekannt.
Die Zährenbach, die ich hierüber ausgegossen,
Die ließe mir nicht zu der Sätze Zierlichkeit:
So ist die Schrift auch selbst zusammen ganz geflossen,
Daß man kein Ordnung sieht, vor großer Angst und Leid.
Was die mir vorgesagt, das hab ich nachgeschrieben,
Ohn aller Worte Wahl, die billig seyn sonst soll.
Viel ist mir auch vor Schmerz und Grämen außen blieben,
Daß ich es nicht gesetzt. Doch werdet ihr gar wohl
Mein übermaßtes Leid und Noth hieraus verstehen,
Drum bitt ich, ihr wollt doch, wo man noch helfen kann,
Euch mein und eure Noth zu Herzen lassen gehen,
Und euch der Sachen selbst aufs beste nehmen an.
Helft! Helft! und laßt mich ja nicht hier zu Tode hoffen,
Es muß kein Säumniß seyn, ihr müßt beysammen stehn!
Soll ich nicht in der Angst, die mich so sehr getroffen,
Und nieder hat gedruckt, zu Grund und Scheitern gehn!

Ich

Ich hoff hier unterdeß den Ausgang meiner Sachen,
Die Hoffnung iſt mein Troſt und Kummerwenderinn:
Die wird mein Elend auch in etwas leichter machen,
Die ich doch ſonſten nichts als lauter Elend bin.

* *

Canitz, Glückwunſch-Schreiben
an ſeinen Herzens-Freund,
Herrn
Euſebius von Brand,
Als ſolcher den 18 September 1695. zum wirklichen geheimen Staats-Rathe erkläret ward.

Vergönne mir mein Freund, daß ich dir etwas ſtifte,
Das länger dauren ſoll, als Erz und Marmelſtein;
Mich freut dein Wohlergehn, drum fahr ich durch die Klüfte,
Die zwiſchen mir und dir nunmehr befeſtigt ſeyn.
Du wirſt des Fürſten Rath im allerhöchſten Orden,
Da dieſer Name ſich bey mir im Schatten weiſt,
Und biſt im rechten Ernſt, zur Excellenz geworden,
Da mich mein Bauer kaum; Geſtrenger Junker! heißt.
Getroſt! ein gleicher Blick wird auch auf dieſe Zeilen
Und meine Niedrigkeit von deinem Gipfel gehn;
Als du dich nicht geſchämt, den Briefen zu ertheilen,
Die dir, von Wort zu Wort, noch im Gedächtniß ſtehn.
Du haſt dich nimmer nicht, noch andre, ſo vergeſſen,
Daß man Veränderung an dir befürchten kann;
Noch, nach der Aemter Maaß, die Freundſchaft abgemeſſen,
Du ſahſt die Redlichkeit, und nicht den Purpur, an.
So iſt ein jeder froh, daß Friedrich dich erhoben,
Daß endlich dich das Glück erwiſchet bey der Hand,
Und, gleichſam mit Gewalt, auf einen Ort geſchoben,
Den dir Verdienſt und Wunſch ſchon lange zuerkannt.

Dann mit der Muttermilch hast du den Trieb gesogen,
Den deines Bruders Zucht vollkommener gemacht;
Des Bruders, dessen Lob Europa durchgeflogen,
Der euren Siebenstern zum Vorschein hat gebracht.
Wie rühmlich du die Zeit auf Schulen angeleget,
Das gab uns zu verstehn das tiefgelehrte Blatt,
Dadurch Arminius ward in der Gruft beweget,
So bald der muntre Brand nur auf den Lehrstuhl trat;
Hernach nahmst du den Weg nach weitentlegnen Orten,
Und ludest da dein Schiff mit solchem Zeuge voll,
Das dir den Grund gelegt zu einer Ehrenpforten,
An der die späte Welt dein Denkmaal lesen soll.
Die Seine mit der Thems zusammt der Norden Kronen,
Die sahen so entzückt dich edlen Märker an,
Als der, so erst gesehn, daß Moskau die Melonen,
So gut und besser noch, als Welschland, zeugen kann.
Bald wurdest du entdeckt von Friedrich Wilhelms Blicken,
Du hörtest sein Geheiß, das eine Prüfung war,
Wie du zu seinem Dienst dich künftig würdest schicken,
Und legst ein Meisterstück, an statt der Probe, dar.
Sarmatien zürnt noch, weil jenen Hauptrebellen
Dein Arm aus seinem Schutz und seinem Schooße riß,
Nachdem du ihm gewußt so künstlich nachzustellen,
Daß er als wie ein Hecht, an deine Darge biß.
Es würde sich mein Kiel auf halbem Weg ermüden.
Wenn er mit gleichem Schritt verfolgte deinen Lauf;
Wie du ihn fortgesetzt in Waffen und im Frieden,
Das alles zeichnen schon die Tagebücher auf.
Uns ist ja deine Müh und Wachen unverborgen,
Als du ein Kriegesheer genährt mit Ueberfluß;
Und wie du für die Pracht des Fürsten konntest sorgen,
Bezeigt dein Marschallsstab bey jenem Friedensschluß.
Zuletzt hast du den Staat zwo theurer Prinzeßinnen
Von vielen Jahren her zu deinem Ruhm geführt;
Davon die erste schon der Sternen hohe Zinnen,
Die andre noch die Welt, als wie ein Wunder, ziert.

Dein

Dein Churfürſt, welchem ſie der Himmel auserleſen,
Stellt dich zum Oberhaupt bey ihrem Hofe vor,
Der einem Helikon ſo lange gleich geweſen,
Als du Apollo warſt in unſerm Muſenchor.
Weil auch die holde Schaar noch deiner Hut vertrauet,
Dazu ſo viel Geduld als viel Verſtand gehört:
So haſt du ſie mit Lehr' und Leben ſo erbauet,
Daß auch kein Fehltritt nie dein hohes Amt entehrt.
Der Argus konnte dort nicht eine Kuh bewachen,
Als ihm des Kupplers Lied die hundert Augen ſchloß,
Hier aber konnte nichts dein Aufſehn irre machen,
Dir war auch eine Zahl von zwölfen nicht zu groß.
Ihr Schönen, laſſet euch dieß Gleichniß nicht verdrießen,
Ein Anblick ſolcher Kuh hat Herzen angeſteckt;
Es warf ſich ſolcher Kuh ein Jupiter zu Füſſen,
Es lag in ſolcher Kuh ein himmliſch Bild verdeckt.
Doch wird auch dieſer Kreis dir mit der Zeit zu enge;
Der Landesvater ſinnt auf deiner Tugend Lohn,
Und rufft dich, mit Bedacht, aus ſeiner Diener Menge;
Du ſollſt mit weiſem Rath nun ſtützen ſeinen Thron.
Mit was Beſcheidenheit ſehn wir dein Antlitz glänzen,
Als man dir den Beruf zur neuen Würde bringt?
Und wie ſchallt dieſe Poſt ſo bald durch fremde Grenzen,
Weil Namurs Uebergab zu gleicher Zeit erklingt.
Zu Cotbus höret man halb undeutſch von dir ſprechen;
Hihr Leute wißth hir wol, was hunſer Optmann iſt?
Und dieſes Wendenvolk hälts für ein Amtsverbrechen,
Wann es an deiner Schrift nicht Hand und Siegel küßt.
Doch das Vergnügen bleibt nicht nur bey den Barbaren;
Wie als geheimen Rath dein Guſtgen dich umfaßt,
Mag ein Geheimniß ſeyn, das du allein erfahren,
Auch wie du dein Geſchlecht dureh dich erbauet haſt.
Mehr als ein großes Land bejauchzet dein Erhöhen,
Inſonderheit die Mark hat Urſach ſtolz zu ſeyn;
Und ſchnitzt zu Hermensdorf an den berühmten Seen,
Was du geworden biſt, in allen Eichen ein.

Die wohlgetroffne Wahl hat allen deinen Freunden
Ein unverhofftes Fest der Freude zugericht;
Wobey der blasse Neid sich schämt, dich anzufeinden,
Und keinen Nesselstrauch in deine Kränze flicht.
Indessen glaube mir, daß, da ich dieses dichte,
Ein ungewohnter Zug mir selber mich entreißt,
Der, nach Prophetenart, dir ewiges Gerüchte
Ein hohes Alterthum und stetes Glück verheißt.
Ich seh, als im Gesicht, was andre von dir hoffen,
Da die Gelegenheit dich zu was seltnem treibt;
Dir steht ein neues Feld zu neuen Thaten offen,
Dran mancher Puffendorf sich noch zu Tode schreibt.

Digitized by Google

* *

Das V. Capitel.

Von poetischen Sendschreiben oder Briefen.

1. §.

So gut andere Leute in ungebundner Rede an einander schreiben können; so leicht kann ein Poet solches in gebundner Schreibart thun. Wie es aber dort eine besondre Kunst ist, ein schönes Schreiben abzufassen: so ist es auch nicht eines jeden Werk, einen guten poetischen Brief zu machen; ja in gewisser Absicht ist dieses noch schwerer. In prosaischen Briefen macht man zuweilen lauter Complimenten und unnütze Umschweife in Worten, die durch die Höflichkeit eingeführet worden. Man schreibt auch oft von nöthigen Angelegenheiten und Hausgeschäfften, die sonst niemand wissen mag oder soll, als den sie angehen. In der Poesie aber würde es lächerlich seyn, solche Briefe zu schreiben. Sie müssen allezeit gewisse Materien betreffen, die allerley Lesern nützlich und angenehm seyn können. Sie complimentiren daher nicht viel; sondern gehen gerade zu: daher es denn auch kömmt, daß man in Versen alle Titel und Ehrenworte der vornehmsten Personen zu vermeiden pflegt. Die Poeten haben auch überaus wohlgethan, daß sie, in den Anreden an die vornehmsten Leute, sich, nach alter Art, das edle **Du** vorbehalten haben, welches die prosaischen Scribenten gar nicht mehr brauchen dörfen.

2. §. Die alten Römer und Griechen haben uns sehr schöne Muster solcher Briefe hinterlassen. Einen guten Theil davon haben wir schon im vorigen Capitel, unter den Elegien betrachtet: es ist aber noch eine andere Art übrig, die eine besondere Abhandlung verdient. Dort herrschte, nach dem Character der Elegie, ein zärtliches und trauriges Wesen;

sen: hier ist der Innhalt geruhig und ernsthaft, zuweilen scherzhaft, auch wohl moralisch und satirisch. Wie nun in jener Art Ovidius sonderlich ein Meister gewesen, so haben wir in dieser Gattung den Horaz zum Muster. Unter den Franzosen ist Boileau unvergleichlich darinnen. Wer des Französischen nicht mächtig ist, kann meine Uebersetzung von dem Schreiben desselben an den König, in meinen von Herrn M. Schwaben ans Licht gestellten Gedichten nachlesen, auch Neukirchs Arbeit dargegen halten, die in den Hofmannswaldauischen Gedichten befindlich ist, und alsdann sehen, wem es besser gelungen ist. Unter unsern Landsleuten, hat Opitz uns den Weg in poetischen Briefen gebahnet. Sonderlich haben mir allezeit die an Zinkgräfen, und Nüßlern, nebst verschiedenen andern gefallen. Flemming ist nicht minder glücklich darinn gewesen: auch Tscherning, nebst Franken haben sich mit gutem Fortgange auf diese Art gelegt. Doch Canitz, Neukirch und Günther behalten wohl vor allen den Preis. Ihre Briefe sind den besten römischen und französischen oft gleich zu schätzen, ja zuweilen gar vorzuziehen. Und nach den Exempeln dieser großen Meister, will ich die Regeln dieser Art von Gedichten abzufassen bemüht seyn.

3. §. Horaz hat in seinen Briefen durchgehends, die alexandrinischen Verse gebraucht; niemals aber fünffüßige darunter gemischet. Die Ursache mag wohl diese gewesen seyn, weil man sich in Elegien gar zu sehr binden muß. Der Verstand muß sich daselbst allezeit bey der andern Zeile schließen, damit der Wohlklang nicht gehindert werde: Horaz aber liebte die Freyheit in seinen Briefen, wie auch ihr Character solches erforderte. Er nahm daher lieber die alexandrinischen Verse dazu, wo man die Erlaubniß hat, den Verstand zuweilen in die dritte, vierte, ja fünfte Zeile hinauszuziehen. Wäre in den heutigen Sprachen dieses Sylbenmaaß auch eingeführet; so dörften wir dem Römer nur hierinn nachfolgen: nun aber müssen wir uns nach unserer Art eine Gattung von Versen nehmen, da uns eben der Vortheil

zu

zu statten kömmt. Das sind nun die sogenannten heroischen Verse, nämlich die sechsfüßigen jambischen, mit ungetrennten Reimen. Boileau hat sich derselben auch bedient, und unsre Poeten haben sie einhällig dazu angewandt. Z. E. Opitz schreibt an den Kaiser Ferdinand:

Du Zier und Trost der Zeit, du edles Haupt der Erden,
Dem Himmel, Luft und See und Land zu Dienste werden,
O großer Ferdinand, nächst allem, was dich ehrt,
Und deiner Macht Geboth mit treuem Herzen hört,
Kömmt auch der Musen Schaar, die deutschen Pierinnen,
Kniet frölich vor dir hin, und sagt mit freyen Sinnen:
Daß sie, o Lust der Welt, hinfort bestehen kann,
Der fremden Sprachen Trutz, das hast du auch gethan. ꝛc.

4. §. Nach ihrem Inhalte kann man diese Briefe in ernsthafte, lustige und satirische abtheilen. Die erstern finden statt, wenn man an höhere, oder doch an solche Personen schreibt, denen man einige Ehrerbiethung schuldig ist. Imgleichen lassen sie sich bey Trauerfällen, als Leichengedichte, an die Leidtragenden richten; denen man gewiß in solchem Falle nichts Scherzhaftes sagen würde, wenn sie gleich unsere vertrautesten Freunde wären. Sie sind also hauptsächlich entweder Lob- oder Trauerschreiben; es wäre denn, daß sie ganz moralisch abgefaßt wären, da sie aber mehrentheils auf die Satire zu verfallen pflegen. Ein solcher lobender Brief ist der obige von Opitzen, nebst vielen andern von diesem Poeten. Einen traurigen will ich aus Flemmings IIItem Buche der Poetischen Wälder anführen, der an einen Wittwer, nach dem Ableben seiner Ehegattinn abgelassen ist,, und sich so anhebt:

Wenn, Edler, unser Geist auch mit dem Leibe stürbe,
Und wenn er sich verschleißt, die Seele mit verdürbe,
So wär es zweymal recht, daß ihr, und wer euch ehrt,
Als den es billig kränkt, was Leid euch widerfährt,
Bey dieser bösen Post euch zweymal mehr betrübtet.
Sie, ach! sie ist dahin, die ihr so innig liebtet,
Das treue fromme Weib! Sie, ach! sie ist vorbey,
Was ist es, das man hat, das mehr zu klagen sey?

Eben

Eben dergleichen wird man in Tschernings Frühling auf der 85. S. antreffen. Ich will aber aus diesem Poeten eins von der dritten, moralischen Gattung, zur Probe geben: wiewohl dasjenige, was Flemming an den Olearius geschrieben, und auf der 93. Seite seines II. B. steht, ganz fürtrefflich ist. Es steht auf der 345. S. und ist an Rötteln, ein Breßlauisches Rathsglied, abgelassen:

Ich habe niemals recht des Phöbus Brunn berühret,
Noch einen Traum dabey, dem Wunsche nach, gespüret,
Wie oft ich bis anher den Helikon bemüht,
Der Musen Vaterland, aus Eifer auf ein Lied,
Das lesenswürdig sey. Mein Sinn war, nach der Reihen,
Die Gaben, die ihr führt, Herr Rötel auszuschreyen,
Als Herold mit der Faust. ꝛc.

Wenn ich aber diese Exempel anführe, so thue ichs nicht deswegen, als ob sie so rar wären; sondern bloß zu zeigen, daß unsere ersten Poeten schon eben diese Begriffe davon gehabt haben. In Canitzen und Günthern stehen sehr viele von eben der Gattung, die auch ohne dieß in jedermanns Händen sind.

5. §. Die andre Art solcher Briefe, das waren die lustigen oder scherzhaften, und davon giebt es eben so viel Exempel in unsern Poeten, als von den obigen. Sie werden sonderlich unter vertrauten Freunden, bey Hochzeiten, auch in andern Glückwünschen bey frölichen Zufällen, gar häufig gebraucht. Exempel mag ich nicht anführen, theils, weil sie überall vorkommen, theils weil dem einen oft etwas scherzhaft oder lustig zu seyn bedünket, welches dem andern ganz gleichgültig vorkömmt. Wie sich aber das Scherzen nur unter seines gleichen schickt; so sieht man wohl, daß diese Art von Briefen sich an Standespersonen und Leute, die uns an Jahren weit übertreffen, nicht wird brauchen lassen. Ja, weil auch Scherz und Scherz sehr unterschieden ist; so muß man sich auf lauter ehrbare und erlaubte Scherzreden befleißen. Alle Grobheit, alle Zoten, alles Niederträchtige muß hier verbannet werden: Gute Einfälle dörfen deswegen

keine

Digitized by Google

keine Unflätereyen ſeyn, die zwar dem Pöbel gemeiniglich ein Gelächter erwecken, bey Klugen aber Abſcheu und Ekel verurſachen. Wie man nun dergleichen Einfälle bekomme, das können, meines Erachtens, keine Regeln lehren. Das Naturell, der eigne Witz und Geiſt des Poeten bringen ſie von ſich ſelbſt hervor, nachdem die Materien und Umſtände es veranlaſſen. Wer luſtige Bücher lieſt, und aufgeweckter Leute Geſellſchaften beſucht, der wird auch bey einer mäßigen natürlichen Fähigkeit, bald geſchickt werden, bey gegebener Gelegenheit, einen luſtigen Einfall nach dem andern anzubringen. Davon ſchreibt Rachel in ſeiner oft angezogenen Satire, der Poet genannt:

Wahr iſts, daß Phöbus Volk faſt luſtig iſt von Herzen,
Und meiſtentheils geſcheidt, doch höflich auch im Scherzen.
Bevorab, wo ſie nur in etwas ſind getränkt,
Mit dem berühmten Saft, den uns Lyäus ſchenkt.
Da wiſſen ſie bald eins und andres vorzubringen,
Zur angenehmen Luſt, jedoch von ſolchen Dingen,
Die nicht verdrüßlich ſind. Iſt da der rechte Mann,
Sie hängen ihm wohl eins, jedoch nur höflich an.
Ihr Stich der blutet nicht. So, hab ich wohl geleſen,
Soll aller Franken Ruhm, der Taubmann ſeyn geweſen;
So war auch Buchanan, Minervens liebſtes Kind,
Dem weder Römer, Griech noch Deutſcher abgewinnt;
So war der Venuſin, den ſelbſt Auguſtus ehrte,
Der nach des Pindars Kunſt, die Römer ſpielen lehrte,
Zum Lachen, wie gebohrn, im Scherzen ausgeübt,
Wie ſein berühmtes Buch noch heute Zeugniß giebt. ꝛc.

6. §. Die dritte Gattung der Briefe war endlich die ſatiriſche. Dieſe recht abzuhandeln und zu erklären, das gehört eigentlich ins folgende Capitel, wo davon ausführlich gehandelt werden ſoll. In der That ſind viele Satiren der Alten und neuern Poeten nichts, als Briefe; und viele Briefe derſelben nichts als Satiren. Wir wollen hier zum voraus ſetzen, daß man ſchon von der ſatiriſchen Schreibart einen klaren Begriff habe, wie er denn leicht von den obigen Gattungen zu unterſcheiden iſt. Sie ſpotten entweder über

die

Digitized by Google

die Thorheiten der Welt; und alsdann kömmt sie der lustigen Schreibart nahe: oder sie eifert und zürnet auf die einreißenden Laster; und alsdann wird sie der ernsthaften moralischen ähnlich, nur daß sie mehr Galle und Lebhaftigkeit bey sich führet. Des Horaz Briefe sind fast alle von der Art, und Boileau ist ihm, wie allenthalben, also auch darinn gefolget. Opitz, Canitz und Günther sind ebenfalls in ihren Briefen sehr beißend und scharf; wie ein jeder selbst leicht wird wahrnehmen können. Ich bemerke nur, daß diese satirische Schreibart sich so gar an die Großen der Welt brauchen läßt. Horaz hat an den Kaiser August, Boileau an Ludewig den Großen, Neukirch an Friedrich den Weisen, und Günther an den König August die schärfsten Stellen mit einfließen lassen. Dieser letztere bedient sich einmal der Worte:

Sieh, Herr! wie wenig ich der Thoren schonen kann,
Ich greife sie so gar vor deinen Augen an ꝛc.

Und in des Boileau Briefe an den französischen König, steht unter andern folgende Stelle:

Grand Roi, c'eſt mon defaut, je ne ſaurois flatter,
Je ne ſai point au Ciel placer un ridicule;
D'un Nain faire un Atlas, ou d'un Lache un Hercule.

7. §. Diese Art von Briefen nun läßt sich bey allerley Gelegenheiten brauchen: denn wo findet man nicht Anlaß, über die Sitten der Menschen seine Gedanken auszuschütten? Bey Hochzeiten, Geburts- und Namenstagen; ja so gar bey Leichengedichten, lassen sich oft satirische Briefe schreiben, oder doch dergleichen Stellen einmischen. Wenn auch solches nur mit der gehörigen Behutsamkeit und Bescheidenheit gegen den, an welchen man schreibt, geschieht: so hat ein jeder solche Briefe lieber, als leere Umschweife von unendlichen Wünschen oder Wortgepränge, die in der That nichts heißen. Einen schönen Brief von der Art hat Günther an den Herrn von Nickisch geschrieben; und von Neukirchen

fällt

fällt mir das Schreiben, an einen Herrn von Stosch, bey Gelegenheit eines neuerbauten Pallasts, ein. Beyde können Anfängern zu Mustern dienen, wiewohl beyde noch mehrere von der Art verfertiget haben.

8. §. Fraget man überhaupt nach den äußerlichen Eigenschaften eines solchen Briefes: so ist erstlich dieses zu merken, daß er im Anfange denjenigen anreden muß, an den er gerichtet ist: Es sey nun, daß es gleich in der ersten Zeile geschieht, oder doch bald hernach kömmet. So fängt Neukirch z. E. einmal an:

Mein König, zürne nicht, daß mich dein Glanz bewegt ꝛc.

Dieses ist, so zu reden, das eigentliche Merkmaal eines Briefes von dieser Art: denn was ist ein Brief überhaupt anders, als eine geschriebene Anrede an einen Abwesenden? In der Mitte kann dieselbe zuweilen wiederholt werden; doch allemal ohne große Titel, als die nur die Zeilen füllen und nichts sagen. **Großmächtigster Monarch**, heißt nichts mehr, als **König**: Und **durchlauchter Fürst und Herr**, bedeutet nur eben so viel, als: **mein Prinz, mein Herzog**, oder schlecht weg, **Herr**. Doch wollte ich bey diesem letztern Worte wohl rathen, es nicht auf einen jeden Dorfedelmann zu verschwenden; geschweige denn, bey bürgerlichen Personen zu brauchen. Es steckt so was großes darinn, daß es billig nur regierenden Häuptern zukommen kann, die viel zu befehlen haben. Diese Anmerkung ist nöthig, da es allmählig einreißen will, einem jeden halbigten Patron, der oft keinen Diener zu beherrschen hat, ein so prächtiges **Herr** zuzuruffen. Am Schlusse der Briefe muß man gleichfalls nicht viel complimentiren, sondern nach Art der Alten lieber kurz abbrechen. Aber das Jahr und den Tag mit in die Verse hineinzukünsteln, das ist was kindisches, ohngeachtet es einige neuere haben aufbringen wollen. Seinen Namen in den Reim zu zwingen, ist noch abgeschmackter; denn das Muster dazu hat Hans Sachs gegeben, der kein Gedicht anders, als damit zu beschließen pflegt.

9. §. An eine besondere künstliche Disposition bindet sich ein Poet in seinen Briefen nicht; vielweniger wird er die weisischen Handgriffe per Antecedens und Consequens nöthig haben. Die Vernunft weis ihm schon, ohne solche Gängelwägen, eine natürliche Ordnung der Gedanken an die Hand zu geben. Es muß ohnedem in Briefen was freyes und ungezwungenes seyn: und die Einfälle hängen gemeiniglich so am besten zusammen, wie sie hinter einander entstanden sind. Meynt man aber Schülern, durch Regeln, die Verfertigung solcher Briefe zu erleichtern, so kann man es zwar geschehen lassen: nur glaube man nicht, daß solche schwache Geister, die noch gegängelt werden müssen, etwas besonders hervorbringen werden. Wer noch nicht einen Vorrath von Gedanken und Einfällen hat, der muß sich mit prosaischen Briefen behelfen.

10. §. Die Schreibart der Briefe ist nicht allemal gleich. In lobenden kann sie prächtig, scharfsinnig und pathetisch, aber doch nicht schwülstig seyn. Hier pflegt es Amthor leicht zu versehen; wie dieses sein Gedichte an Friedrich den III. König in Dännemark zeigen kann. Aber ein Muster von einer vernünftigen Hoheit der Schreibart giebt hier Neukirch in seinen Schreiben an den König, Friedrich den I. Hier herrschen lauter gesunde Gedanken, die durch keine Schminke des Ausdrucks überfirnißt worden. Auch Heräus hat diese Schreibart wohl erreicht: ob er sie gleich mehrentheils in andern Arten der Gedichte angebracht hat. Doch kann ich nicht umhin, bey dieser Gelegenheit dieses großen Mannes eigene Worte, von der erhabenen Schreibart hier anzupreisen, die ich lieber schon im I. Theile, wo ausdrücklich davon die Rede war, angebracht hätte. Sie stehn in der Vorrede zu seinen Werken, auf der 27. Seite, und können dienen, die neuen Kunstrichter, die uns die Hoheit in Worten lehren wollen, vollends zu beschämen. Auch Pietsch ist in dieser Schreibart vortrefflich gewesen. In lustigen Briefen ist sie natürlich und gemein, doch nicht niederträchtig. Hierinn habens viel neuere Poeten versehen, die aus Begierde, natürlich zu schreiben,

Digitized by Google

ben, gar die Sprache des Pöbels in ihren Briefen gebraucht haben: und selbst Günther ist hier oftmals zu tadeln, daß er sich bis in die tiefste Niedrigkeit herab gelassen hat. In satirischen Briefen muß sie feurig und scharfsinnig, größtentheils aber natürlich seyn. Denn das ist zu merken, daß selten nur einerley Schreibart in einem Gedichte allein herrschet. Die Veränderung der Sachen und Gedanken fordert allezeit einen andern Ausdruck, wie man in den Exempeln der besten Poeten überall finden wird.

11. §. Schlüßlich erinnere ich noch, daß man nicht nur in eigenem, oder anderer lebendiger Leute Namen; sondern auch im Namen gewisser eingebildeter oder fabelhafter Personen, Briefe an jemanden schreiben könne. Dieses giebt nun einem Poeten viel schöne Erfindungen an die Hand, und ist eine Quelle vortrefflicher Gedanken. Man lasse z. E. die Wahrheit an jemanden ein Schreiben abfassen, dergleichen im I. Stücke der Belustigungen des Verstandes und Witzes eins vorkömmt; oder man schreibe im Namen der Vernunft, der Weltweisheit, der Tugend, der Freyheit, oder andrer solcher allegorischen Personen: so wird man sehen, zu was für schönen Einfällen dieses Anleitung geben wird. Nur muß man freylich allemal die Wahrscheinlichkeit beobachten, und seine Personen nichts sagen lassen, als was sich für ihren Character schicket. So hat Neukirch die Aurora an den König in Preußen schreiben lassen, und ein rechtes Meisterstück daran gemacht. Ja, man kann durch die Prosopopöie auch leblosen Dingen Briefe andichten, wenn es zu gewissen Absichten dienlich seyn könnte. Nun folgen etliche Exempel von unsern alten Poeten.

* *

Opitz, an Seine Kaiserliche Majestät.

Du Zier und Trost der Zeit, du edles Haupt der Erden,
Dem Himmel, Luft und See und Land zu Dienste werden,
O großer Ferdinand, nechst allem was dich ehrt,
Und deiner Macht Geboth mit treuem Herzen hört,
Kömmt auch der Musen Schaar, die deutschen Pierinnen,
Kniet frölich vor dir hin, und sagt mit freyen Sinnen:
Daß sie, o Lust der Welt, hinfort bestehen kann
Der fremden Sprachen Trutz, das hast du auch gethan.
Es fällt dir nicht allein in deine Gnadenarmen
Was du mit Waffen wohl, mehr beugest mit Erbarmen,
Mit Lieb' und Gütigkeit: auch selbst die Zungen gar
Empfinden solche Kraft, und werden itzt gewahr,
Daß sich zu deiner Zeit dieß alles lasse zwingen,
Was außer Zaume lief; daß dir sich muß verjüngen
Der Alten Thaten Lob; daß deiner Macht, o Held,
Zu Dienste stehen muß der Lauf der ganzen Welt,

Die Seyne scheuet dich; du hast den Stolz der Elbe,
Den Rhein und Poo geschreckt. Das heilige Gewölbe
Der Sternen sieht bestürzt die Wunderthaten an:
Du hast des Glückes Gunst dir gleichsam unterthan
Mit aller Pflicht gemacht. Eh als dein Volk ist kommen,
Hat oft dein Name schon die Oerter eingenommen.
Unüberwindlich heist ein Kaiser für und für,
Du Halbgott bist es auch; der Himmel krieget dir.

Warum nun, (ach daß wir es bald erfahren können!)
Dein Deutschland seine Ruh wird wieder lieb gewinnen,
Wird treulich einig seyn; soll dein gerechtes Schwerdt
Dann werden Donau ab auf jenem zugekehrt,
Der itzt durch unsern Krieg fast sitzend hat gewonnen:
Sein Monden und Panier wird weichen deiner Sonnen;
Die Constantinerstadt, du neuer Constantin,
Wird von sich thun ihr Joch, und lernen wie vorhin

Der Chriſten Erbſchaft ſeyn. Olympus, wie vor Zeiten,
Und Oſſa ſollen ſehn, ein ſolches Volk beſtreiten,
Das außer Tugend lebt. Ich ſpüre gleich vor mir
Das Wiehern und Geſchrey, der hellen Waffen Zier,
Der ſtrengen Ritter Heer, die ihre Zelte pflanzen
Hin an den Helleſpont, und auf die Türkenlanzen
Mit vollen Sporen gehn. O daß der ſchöne Tag,
Daß doch die güldne Zeit mit Freuden kommen mag!
Wann dir dein greiſes Haar hernach bekränzt ſoll ſtehen,
Mit Palmen hergebracht vom heil'gen Idumeen,
Das frey gefochten iſt? Dann wird man nach der Zeit
Beyſammen wohnhaft ſeyn in ſtiller Einigkeit,
Wird Pflug und Friedenszeug nur ſchmieden aus den Waffen,
Wird ſicher und getroſt im Felde können ſchlafen,
Daß dir ſtets grünen ſoll; wird ſagen: zwar wie ſehr
Der Kaiſer Kaiſer iſt, ſo iſt er Vater mehr.

* *

Opitz, an Herrn Carl Annibal Burggrafen zu Dohna.

Genug, o Held, genug! wie lange willſt du reiſen
Faſt Tag und Nacht, durch Hitz' und Froſt, durch Eis u. Eiſen?
Wann nimmſt du deine Ruh? Iſt denn von Wiegen an,
Vom Lenzen deiner Zeit, noch nicht genug gethan?
Seit daß der Himmel dich der Erden hat gegeben
Als ſeiner Güte Pfand. Du fiengſt kaum an zu leben,
Da ließeſt du alsbald mit vollen Stralen aus
Die Gaben der Natur, die euer werthes Haus
Wie Erb und eigen hat. Du biſt ſtracks nachgegangen,
Des Vaters Löblichkeit, der nichts hat angefangen
Was zu vergeſſen iſt. Das Paleſtiner Land,
Des wahren Lebens Grab, hat ſeinen hohen Stand,
Viel höher noch geführt. Durch ſo viel wilde Heiden
Hat er den Ort geſucht, wo der hat wollen leiden,

Der uns nicht leiden läßt. Er hat sich hingemacht
Auf Sina Gottes Berg, und seines Schildes Pracht
Daselbst noch mehr geziert; ist zu dem Ritterorden
Der Rad und Degen führt mit Ruhm' erkohren worden.
Der Pohle hat in ihm den Kaiser selbst geehrt,
Und seiner Rede Macht bestürzet angehört.
Der große Moscowit hat seine prächtgen Ohren
Hin gegen ihm geneigt, und in sein Wort geschworen.
Dem bist du nun gefolgt, als wie ein junges Pferd,
Von adelicher Schlacht, das bald hinaus begehrt
In frische freye Luft; will nicht beschlossen liegen,
Springt, wiehert, schnaubt und schäumt, läßt seine Haare fliegen
Um beyde Schultern her, und zeigt schon damals an
Wie schnell es werde seyn, wann ihm die Ritterbahn
Wird sollen nach der Zeit den Dank im Rennen geben.
Man sahe nicht um dich die faule Wollust schweben,
Die Mörderinn der Zeit, der Jugend ärgste Pest,
So guten Samen nie zur Blüte kommen läßt.
Du hast es dir für Spott und Schande nicht geschätzet,
Den Büchern hold zu seyn; hast deinen Sinn ergetzet
Mit dem worüber oft ein Aeltern-edler lacht;
Doch das den Edlen ziert, und einen edel macht,
Der sonst nicht edel ist: dann Schilde sind das minste
Von dem was Tugend heißt. Du hast der Musen Künste
Aus ihrem Grund' erlernt, so gar genau und wohl
Als mancher der den Bauch damit ernähren soll,
Und seine Lebenszeit sonst nichts als dieses treiben?
Wer ist wie du beredt? Wer kann so zierlich schreiben?
Dein Römisch kömmt der Zeit des großen Cäsars zu;
Der minste Theil von uns versteht es so wie du.
Dieß war dein Tockenwerk, dein Kinderspiel und Scherzen,
Bis daß was anders dir in deinem großen Herzen
Und im Gesichte lag. Du wußtest daß die Welt,
Was Nereus weit und breit in seinen Armen hält,
So um das Erdreich gehn, weit von der Sonnen Wiegen,
Bis wo nach Mitternacht die finstern Länder liegen,

Der

Der Tugend Schranken ſey. Den Zweck, dieß lange Ziel
Hat die Natur geſteckt dem, der nicht faulen will,
In ſeiner Mutter Schooß, und hinterm Ofen alten.
So ließ der Theſeus ſich ſein Trezen auch nicht halten,
Achilles Pelion, und Ajax Salamin:
Ein Geiſt, der Ehre ſucht, muß etwas weiter ziehn,
Als, wo der Grenzſtein liegt. Drum biſt du ausgeriſſen
Als wie ein junger Löw, im Fall er an den Füſſen
Die Klauen wachſen ſieht, und um den Hals die Mähn,
Die Zähn im Maule merkt; er will nun ferner gehn
Aus ſeiner Hölen Loch, in der er iſt erzogen:
Und wie ein Adler thut, der nicht läßt ungeflogen,
Wiewohl er kümmerlich erſt itzt hat ausgekielt,
Und noch der Nordwind nicht mit ſeinen Federn ſpielt:
Er macht ſich in die Luft, und ſchwingt mit freyem Zügel
Bis zum Gewölke hin, die wenig ſtarken Flügel.
Alsbald er etwas dann erblickt in einer Bach,
So ſtürzet er herab, und ſetzt den Enten nach,
Die großen Schreckens voll ſich vor ihm untertauchen.
Wie jener, der gewünſcht, er möchte nur ſehn rauchen
Die Schorſtein' Ithace: ſo haſt du manches Land,
Sein' Art und Eigenſchaft, viel Stadt' und Leut erkannt;
Haſt nicht nur überhin die Mauren angeſchauet,
Als wie am Niluſsſtrand' ein Hund thut, der nicht trauet,
Säuft ſchnell' und macht ſich fort. Was Frankreich gutes hat,
Der Sitten Meiſterinn; was ſeine ſchöne Stadt
Paris, der Erden Zier, die Mutter aller Tugend
Und Klugheit, weis und kann; das haſt du deiner Jugend
Gemein und recht gemacht. Franzöſiſch ſteht dir an,
Als wie das Deutſche mir; dem ich die erſte Bahn
Zur Poeſie gezeigt, die nicht bald ein wird gehen.
Ein Welſcher muß vor dir imgleichen ſchamroth ſtehen,
Muß weichen, kömmt er ſchon vom alten Sena her;
Du redeſt beſſer noch und reiner, weder er.
Rom hat dich nicht erkannt vor ſeinen eignen Söhnen,
Und dein Neapolis die Tochter der Sirenen.

Dich hat auch ſtreiten ſehn die ſchwarze Barbarey:
So daß man wiſſen mag wie nichts zu ferne ſey,
Dem Menſchen der auf Ruhm, auf Lob und Ehren gehet,
Der wie der Himmel ſelbſt kein mal nicht ſtille ſtehet,
Und meidet Müſſiggang, den alle Tugend haßt.
Daſelbſt haſt du den Feind zu Waſſer angefaßt,
Und kräftig ihm gezeigt, daß in Europens Landen
Ein Volk ſo deutſch redt ſey, das Africa beſtanden,
Von welchem Theil es will, und mit ihm fechten kann.
Nachdem dein hoher Sinn nun hatte ganz gethan
Was in der Fremde dient, und heimwärts wareſt kommen,
Wie haſt du da gelebt? was haſt du vorgenommen?
Haſt du der Welt gezeigt, daß deiner Reiſen Zeit
Auf nichts beſtanden ſey, als bloß auf Eitelkeit,
Auf Künſten ohne Kunſt? biſt müßig ſitzen blieben,
Und haſt die faule Luſt dir laſſen ſtets belieben,
Im Schatten falſcher Raſt? O nein! dein Heldenſinn,
Der keine Mühe ſcheut, trug dich nach Hofe hin,
Zum Kaiſer, welchem du nur einig wollteſt dienen.
Hier hat dein Glanz, du Licht der Zeiten, mehr geſchienen,
Als wann ſich Heſperus macht an des Himmels Dach,
Und zeucht der Sternen Heer ihm ſämmtlich hinten nach.
Was dich bedünket hat, iſt recht und wohl gerathen,
Und was du haſt gemacht, das gleicht ſich mit den Thaten,
Der Helden, derer Lob in unſern Büchern ſteht,
Und ſchwerlich mit der Welt auch ſelbſten untergeht,
Die ſterblich iſt, wie wir. Der Ausſchlag dieſer Zeiten
Sieht dich an, als weil du kanſt Chur und Fürſten leiten
Auf deines Kaiſers Theil, und dich zu lieben pflegt
Der ſo des Reiches Schwerdt, und der das Zepter trägt,
Der Fürſten edles Paar. Mit der gelehrten Zungen
Hat itzt dein Adler faſt die Herzen mehr gezwungen
Als mit der Waffen Kraft; er ſchickt dich hin und her,
Und legt mit deiner Luſt die müde Landbeſchwer,
Dir, andrer Atlas, auf. Wann du im Schlafe liegeſt,
Und nur ein wenig Ruh von deiner Arbeit kriegeſt,

Digitized by Google

Die für uns alle wacht, ſo wird dein edler Muth
Doch nie nicht eingeſchläft, der mehr im Scherze thut,
Als wann ein andrer ſchwitzt nach vielerley Geſchäfften.
Wormit erquickſt du dann die fortmehr müden Kräften?
Mit Krieg und rauer Schlacht: alſo machſt du dich frey
Von deines Kummers Laſt. Der Landsknecht ihr Geſchrey,
Der Küraß' heller Glanz, das Donnern der Cartaunen,
Der kühnen Fahnen Flug, die Stimme der Poſaunen,
Der Pferde grimmer Schaum, dieß, dieß iſt deine Luſt,
Dein' Unmuthwenderinn, die itzt dich macht bewußt;
So weit ſich das Geſchrey vom unſerm Krieg erſtrecket,
Der vielen Helden Ruhm, und Faulen Schmach erwecket,
Die ihnen folgen muß. Hat erſtlich dich genährt
Der große Jupiter: ſo giebt dir Mars das Schwerdt,
Das dich noch höher hebt. Ich ſollte weiter ſagen
Von deiner Tugend Zier; ich müßte Sorge tragen,
Es ſey mein armes Schiff, das übrig weit nicht her,
Zu gar ſehr leicht und ſchwach, auf deiner Gaben Meer.
Ich bin kein Hofmann nicht, ich kann nicht Rauch verkaufen,
Nicht küſſen fremde Knie, nicht unterthänig laufen
Nach Gunſt, die gläſern iſt: mein Weſen, Gut und Zier
Iſt Luſt zur Wiſſenſchaft, iſt Feder und Papier.
Dieß ſey dir ganz geſchenkt, an ſtatt der vielen Gnaden,
Mit welchen du mich haſt bisher ſo ſehr beladen:
Daß ich, ohn daß mein Herz iſt treuer Dienſte voll,
Undankbar leben muß, und auch ſo ſterben ſoll.
Du hebſt mich über mich, du willſt mich ganz befreyen
Von deiner Waffen Laſt; willſt mich den Muſen leihen,
Die meine Freude ſind, und mir in ihrer Schooß
Entbinden meinen Geiſt, der nachmals frey und los
In tauſend Bücher geht: du läſſeſt mich mir machen
Ein Neſt der ſtillen Ruh, aus dem ich kann verlachen,
Kann werfen unter mich Neid, Hochmuth, Geld und Welt;
Kan ſchaffen, was nach Gott und dir mir ſelbſt gefällt.
Nun Clio windet dir für dieß den Kranz der Ehren,
Den keines Regens Macht noch Hagel kann verſehren,

Der auch im Winter grünt; sie schreibt dich dahin an,
Wo dich ein jeder Mensch von ferne lesen kann,
Und immer lesen wird. Viel große Männer haben
Die Welt mit Sieg erfüllt, doch liegen sie begraben,
Und ihre Thaten auch, in einer langen Nacht:
Weil kein Gelehrter sie nicht hat bekannt gemacht
Durch eine weise Faust. Du aber wirst bekleiben
Mit unverlöschter Zier, so lange man nur schreiben
Und Thaten merken kann; wirst stehen jederzeit
Geschrieben in das Buch der greisen Ewigkeit.
Hier wird man mit Begier und großer Wollust lesen,
O ritterlicher Held! dich, und dein ganzes Wesen,
Das nichts vom Tode weis: dieß laß die Hoffnung seyn
Von meiner Dankbarkeit, als welch ich nur allein
Anitzt versprechen kann; an statt der Gnad und Güte,
Damit du mich erhälst. Ein herrliches Gemüthe
Wird von den Sterblichen und auch von Gott geliebt,
Und thut weit mehr, als der, so viel, und fälschlich giebt.

* *

Opitz, an Zinckgräfen.

Recht also, liebster Freund; du lässest dich die Zeiten,
Die Sitten, diesen Grimm der Kriege nicht bestreiten:
Und da das Vaterland Verfolgung leiden muß,
Bringst du es wiederum durch Schreiben auf den Fuß;
Sagst was dieß edle Volk für schöne Geister trage,
Suchst nach ihr kluges Wort auf eine kluge Frage:
Daß künftig keiner nicht, wie etwa Welschland thut,
Sich überreden darf, daß gar zu kaltes Blut
Bey unsern Knochen sey, und etwa ein Gestirne
Vom neuen Zembla her uns härte das Gehirne,
Damit es weiter nicht gedenke, als es sieht.
Mars, wüte wie du kannst, die güldne Sprache blüht
Bey deinem Eisen auf. Ich weis viel edle Sinnen,
(Dich Zinckgräf, sonderlich) die besser schreiben können,

Als Länder die bisher ihr Volk hinausgeſandt,
Zu fechten wider uns: dem wohl die deutſche Hand
Wo Gott will und die Zeit, den Lohn ſoll wieder geben.
Du höreſt niemals auf beherzt zu widerſtreben,
Der wilden Barbarey, und läſſeſt ungefragt
Was dieſer oder der für Vortheil von uns ſagt,
Dem ein gelehrtes Buch ein Dorn iſt in den Augen.
Soll mir der Harm das Blut aus allen Adern ſaugen,
Wann mancher Eſelskopf, der nichts verſteht noch kennt,
Und alle Tugend haßt, mich den Poeten nennt,
Und ſchimpft mich, wie er meynt? Ich wollte, daß ichs wäre;
Weil ich nun nicht ſeyn kann, was ich zu ſeyn begehre,
So kränkt mich's, daß ich nicht des Lobes würdig bin,
Das jemand mir zum Spott gedenket anzuziehn.
Es iſt hier nicht genug, die arme Rede zwingen,
Die Sinnen über Hals und Kopf in Reime bringen,
Der Wörter Henker ſeyn: wer nicht den Himmel fühlt,
Nicht ſcharf und geiſtig iſt, nicht auf die Alten zielt,
Nicht ihre Schriften kennt, der Griechen und Lateiner,
Als ſeine Finger ſelbſt, und ſchaut daß ihm kaum einer
Von ihnen außen bleibt; wer die gemeine Bahn,
Nicht zu verlaſſen weis, iſt zwar ein guter Mann,
Doch nicht auch ein Poet. Es iſt ja zu beſorgen,
Weil allbereit bey uns faſt alle neue Morgen
Ein neuer Dichter wächſt, daß dieſe Schreibeſucht
Der Sprache Zierlichkeit wird wieder in die Flucht,
Verjagen als zuvor. Es ſagt mirs kein Prophete,
Hier ſeh ichs zu Paris, da Ronſard nicht Poete
Mehr heißet, wie vorhin; da Bellay betteln geht,
Da Bartas unklar iſt, da Marot nicht verſteht,
Was recht Franzöſiſch ſey; da Jodel, da Baif
Nicht alſo reine ſind, wie itzt der neue Griff,
Und Hofemuſter will. Heißt dieſes nicht, entlaufen
Dem Waſſer, wo es quillt, und aus der Pfütze ſaufen?
Wer nie geſegelt hat, will nicht beym Ruder ſeyn,
Wer keinen Arzt abgiebt, der giebt auch keinem ein,

Wer

Wer nicht zu ſpielen weis, der läßt den Ball doch liegen,
Er nimmt den Degen nicht, wer nicht vermeynt zu ſiegen:
Hier ſchreibt, wer Hände hat. Weis einer ſonſt nichts mehr,
Es muß der Deutſche her, der ſäuft ihm gar zu ſehr;
Iſt nüchtern nicht ein Narr. Wird endlich doch der Menge
Der Reime ſchon die Pfalz, der weite Bau zu enge!
Es ſind von ſolcher Laſt die beyden Brücken ſchwer:
Der große Heinrich ſelbſt ſieht zornig überher,
Und denkt, ſoll dieſer Schwarm noch mehr im Schwange gehen:
So werd ich länger kaum darzwiſchen ſicher ſtehen.
Du Auszug der Natur! du Stadt, der Erden Licht!
Der Weisheit Säugerinn! ich meine gänzlich nicht
Die hochberühmte Schaar, die an der Seyne Strande
Ihr die gelehrte Welt macht mit der Weisheit Pfande
Zu einer Schuldnerinn; die theils zwar ſelber ſchreibt,
Und theils auch ämſig ſchaut, daß nichts dahinden bleibt
Von Büchern, die vorher im Finſtern mit den Schaben
Und Motten Krieg geführt, und nie geſehen haben
Von tauſend Jahren her, den angenehmen Tag.
Ich halte mir es hoch, daß ich mich letzen mag
Mit ihrer Gegenwart. Mein rechter Eifer brennet
Nur wider dieſes Volk, das die Poeten nennet,
Bey dir, und auch bey uns, an welchen um und an
Ja nichts poetiſch iſt, als daß es lügen kann.
Doch läßt uns dieſe Peſt der Sprachen unvertrieben:
Kein Vers vom Bavius und Mävius iſt blieben:
Der Venuſiner Schwan, der Preis von Mantua,
Und Naſo und Catull, die ſind noch alle da.
Laß du, o Zinckgräf, auch den guten Zweck nicht liegen,
Zu helfen, wie du thuſt das Finſterniß beſiegen,
Das deutſcher Reden Zier bisher umhüllet hat.
Kriegt gleich ein Neſſelſtrauch bey Roſen eine Statt,
So blühen ſie gleichwohl. Wir wollen nicht bedenken,
Daß träge Hummeln ſich an dieſen Bienſtock henken.
Ein Körper bleibet doch, obgleich des Schattens Schein
Sich größer macht, als er: die Zeit ſoll Richter ſeyn.

Opitz,

Digitized by Google

* *

Opitz, an Johann Seußius, Churfürſtlichen Sächßiſchen Secretär.

In dieſer ſchweren Zeit, in dieſem großen Brande,
Der Leut und Städte frißt, der meinem Vaterlande,
Dem armen Vaterland! itzt auch ſein Theil erſt giebt,
Und mich, (wie denket ihr, die ich ſo ſehr geliebt,
Ihr Muſen, meine Luſt?) mich in das Lager führet,
Darein den Eurigen zu gehn, ſonſt nicht gebühret:
Was ſchaff ich, weil das Volk in fremden Häuſern ſitzt,
Und mit nichts Gutesthun die güldne Zeit vernützt?
Wie kann ich brünſtig ſeyn, ein Weibesvolk zu lieben?
Da tauſend Schmerzen mir den kranken Muth betrüben,
Und ädern meinen Geiſt. Ach Herz, ach wende mich
Von dem, was andern iſt, und wirf weit unter dich
Ein unglückhaftes Glück, ein Gut ohn alle Güte,
Ein Werk, durch deſſen Nutz ſich abnützt das Gemüthe,
Das Leib und Sinnen ſchwächt, das uns zu Alten macht,
Eh, als die Jugend noch recht halb iſt weggebracht,
Die ſtinkend arge Luſt, wenn ihre ſchnöde Früchte,
Am beſten wohl uns thun, macht laß, und wird zu nichte;
Die füllt bald und verbringt mit Ekel ihren Lauf,
Und ehe ſie recht kömmt, ſo hört ſie wieder auf.
O Liebe! ſey mir gram! Soll ich mich aber letzen,
Durch leichtes Kartenſpiel? ſoll ich Ducaten ſetzen,
Die von dem Blute roth, und bleich von Thränen ſind?
Wohl dieſem! welcher nicht verſpielet noch gewinnt,
Was Armer Hände Schweiß ſo ſauer muß erwerben.
Wer alſo reicher wird, ſoll endlich Hungers ſterben,
Sein Samen betteln gehn; das ungerechte Geld
Soll freſſen das gerecht, und führen aus der Welt.
Wozu dient dann der Wein? der Gläſerkrieg? das Saufen?
Der ungekaufte Rauſch? Wie, wann der Feinde Haufen,
Von welchen uns gar kaum dieß kleine Waſſer trennt,
Das ſo viel Päſſe hat, käm auf uns zu gerennt,

Mit seiner stärkern Kraft, und hieb uns trunken nieder?
Wacht auf, ihr Augen! wacht! das Leben kömmt nicht wieder,
Ists einmal schon hinweg. Durch freche Sicherheit
Der Unsrigen gewinnt das Gegentheil die Zeit,
Und auch den Sieg dazu. Die wir mit stolzer Nasen
Verspotten, meynt ihr wohl, sind sie gehelmte Hasen,
Und kommen Fersengeld zu geben in den Krieg?
Ein Feind, den man verlacht, der hat schon halben Sieg.
Wacht auf! sie schlafen nicht. Was soll denn ich nun machen:
Ich will der falschen Welt mit leichten Versen lachen,
Ein deutscher Juvenal. Ich will die Eitelkeit
Des Volkes, daß nun lebt, die Sitten dieser Zeit,
So ganz verderbet sind, der künftigen vermelden.
Wir singen von der Treu beherzter werther Helden
Die mehr ihr Vaterland als ihre Haut geliebt,
Und mit Beständigkeit sich haben ausgeübt,
Die itzt höchstnöthig ist. Werd' ich gleich müssen bleiben,
Durch Mittel, die Gott weis: so wird doch das bekleiben
Was meine Feder zeigt. Ein Geist den Phöbus liebt,
Dem Jupiter die Lust und Art zu schreiben giebt,
Kann mit der grauen Welt als um die Wette leben.
Mein Opitz! sorge nicht, wie sehr sie widerstreben
Die Feinde deiner Ruh: du sollst in Ehren stehn,
Wenn ihr Gedächtniß wird mit ihnen untergehn.
Hüll in dich selbst dich ein! sey du dir dein Gewissen,
Ein Zeuge, der nicht treugt: tritt alles das mit Füssen,
Was gut heißt, und nicht ist; lauf ferner auf der Bahn,
Wie bis anher geschehn, die niemand finden kann,
Als der, so Weisheit liebt; der des Gemüthes Gaben
So oft er soll und will, kann in Bereitschaft haben.
Der schreibt ein solches Buch, das nach dem Himmel schmeckt,
Und bleibet, wenn man uns mit frischem Sande deckt.
So thut dein Seußius, der Vater der Poeten,
Der Musen liebster Sohn. Er schaut den Kriegesnöthen,
Den Zeiten, die itzt sind, mit freyen Sinnen zu,
Und findet in sich selbst des Lebens wahre Ruh,

Digitized by Google

Die am Gemüthe liegt; verhöhnt des Glückes Scherzen,
Friſcht auf ſein greiſes Haar mit einem jungen Herzen,
Das alte Weisheit trägt; hemmt ſeiner Jahre Flucht,
Mit der gelehrten Hand; pflanzt Bäume, derer Frucht
Ein andre Zeit nach uns ergetzen ſoll und ſpeiſen.
Wird ſolches nicht ſein Buch, ſein edles Buch erweiſen?
Das nunmehr brechen will den Traum der finſtern Nacht?
Apollo freuet ſich, die ſchnelle Fama wacht,
Und will das ſchöne Werk auf ihrem lichten Wagen,
Bis in das Schlafgemach der rothen Sonnen tragen,
Vom hellen Morgen an. Ihr Helden! denen hier
Ihr Lob geprieſen wird, erkennet eure Zier!
Lacht eure Gräber aus. Ihr deutſchen Pierinnen,
Mein allererſter Ruhm, ſchaut was für hohe Sinnen
Um euch bemühet ſind; ſeyd ſicher nach der Zeit,
Ihr ſteht wann alles fällt, ihr bleibt in Ewigkeit;
Wo Kunſt und Menſchenwitz nur ewig ſteht und bleibet.
Doch ja, was Seußius uns giebet, das bekleibet,
Und überlebt die Welt; dieweil es Gott erhebt,
Und den der Tod iſt lobt, und den lehrt, der noch lebt.

* *

Neukirchs Schreiben der Aurora, an Seine Königliche Majeſtät in Preußen, Friedrich I.

Ich ſchreibe, König, hier, was man bey Hofe klagt,
Was meinen Ruhm verletzt, was faſt ein jeder ſagt:
Ach zürne nicht zu früh! Denn unſers Geiſtes Triebe
Sind zwar voll Eiferſucht, allein auch voller Liebe.
Es iſt nichts Grauſames womit du uns beſchwerſt:
Wir klagen, daß du dich für andre ſelbſt verzehrſt,
Daß du ein König biſt, und doch in deinen Landen
Kein Diener je gelebt, der früher aufgeſtanden.
Die Hirten ſind erſtaunt, die Muſen ſchämen ſich:
Denn beyde finden ſchon, ſo bald ſie wachen, dich.

Mein Phöbus, der dir doch so herzlich wünscht zu dienen,
Ist selber, wie du weist, stets viel zu spät erschienen;
Und fuhr mich heute noch mit rauhen Worten an,
Daß ich der Wolken Flor nicht eher abgethan.
Was Phöbus an mir straft, geb ich mit gleichem Blicke,
Der Ordnung dieser Welt, und der Natur, zurücke.
Was, sprech ich ostermals, nutzt mir der Flügelschein,
Wenn Helden flüchtiger, als Licht und Flügel, seyn?
Allein was die Natur mich läßt zur Antwort hören,
Ist dieß; ich möchte doch nicht ihr Gesetze stören.
Ach! wenn denn die Natur so stark gebunden ist,
Wenn sie ihr eignes Thun nach alten Regeln mißt:
Wie kömmt es denn, o Held, daß du sie übersteigest,
Und dich, zu gleicher Zeit, als Herr und Diener zeigest?
Ist es denn nicht zenug, daß du dein Haus erhöht,
Daß dein geübtes Heer schon an der Spitze steht;
Daß du bey Tage pflegst an Heil und Recht zu denken,
Mußt du dem Reiche denn auch noch die Nächte schenken?
Must du der letzte stets, der fremde Sorgen trägt,
Und auch der erste seyn, der sich im Bette regt?
Weil sich mein nasses Haupt noch in der See verweilet,
Hast du dem Hofe schon Befehl und Rath ertheilet.
Tret' ich denn in die Höh, so seh ich mit Verdruß,
Wie ich den Deinigen mit Schimpfe dienen muß.
Das Licht ist, sprechen sie, nicht in Aurorens Wangen:
Wenn unser König wacht, kömmt auch der Tag gegangen.
Jedoch, so hurtig sie dein muntres Auge macht,
So sind sie doch bisher, nicht ehr, als du, erwacht.
Sie lassen dir die Müh, und schlafen ohne Sorgen:
So lange du nicht rufst, so ist es noch nicht Morgen.
Der treue Wartenberg, der doch, nach aller Sinn,
Dir eben dieses ist, was ich der Sonne bin,
Klagt selbst, wenn er sein Amt zu thun sich vorgenommen,
Daß du ihm ostermals, o Held! zuvor gekommen.
Wo will es endlich hin? rührt Phöbus sich in dir:
Wie? oder schreibt dein Glanz mir neue Stunden für?

Doch

Digitized by Google

Doch wenn du Phöbus biſt, wer hemmet mir den Zügel?
Und biſt du etwas mehr, warum ſind meine Flügel,
Nicht deinen Kräften gleich? Halt inne, großer Held!
Du haſt genug gethan, daß du der ganzen Welt
Ein neues Reich geſchenkt. Laß andre ſich entkräften,
Die an ihr Wapen nichts, als leere Titel heften.
Europa brauchet dich noch länger, als du denkſt.
Wenn du die Augen früh auf ſeine Wunden lenkſt,
So weint ſein Herz um dich: aus Furcht, daß du der Erden
Durch allzu große Laſt, bald möchtſt entzogen werden.
Dein Land kann ſich ja wohl, wie Spanien, erfreun,
Und hat, o Herr, an dir faſt ſteten Sonnenſchein:
Allein es wollte doch ein jeder lieber ſterben,
Als eine Stunde nur an deiner Ruh verderben.
Jedoch, du höreſt nicht. Der Unterthanen Flor,
Europens Fried und Glück geht allem Schlafe vor:
Du liebeſt ſie, nicht dich, und ſucheſt dein Vergnügen,
Allein in ihrer Ruh, ihr Heil in deinen Siegen.
Wenn ein Bedrängter dir viel Bogen überreicht,
So denkſt du, daß der Thron ſich Roſengärten gleicht,
Die zwar voll Mühe ſind, doch auch viel Blumen tragen.
Ein Centner Arbeit giebt dir zehnmal mehr Behagen,
Als andern ſo viel Gold. Was red ich dir denn zu?
Was man Beſchwerniß heißt, das nennſt du Luſt und Ruh.
Dein Wachen, treuer Hirt, iſt dir ein ſüſſes Schlafen;
Dein Schlaf ein ſüſſer Traum, von ſo viel tauſend Schafen,
Die dir vertrauet ſeyn. Drum geb ich mich beſiegt,
Ich ſehe, daß dir mehr, als mir, zu thun obliegt.
Ich muß die Finſterniß, du Noth und Krieg zerſtreuen,
Ich darf das Auge nur, du muſt das Herz erfreuen.
Doch eines bitt' ich noch: weil doch kein Fürſt regiert,
Der täglich, ſo, wie du, mich aus dem Lager führt;
So laß doch, großer Held, es einmal nur geſchehen,
Daß ich, als König dich, darf in dem Bette ſehen.

* *

Neukirchs Schreiben, an Herrn Graf Stosch.

Wo jemals Phöbus mir die Feder hat geführt,
Wo jemals meinen Sinn ein rechter Trieb gerührt:
So ist es dieser Tag, da du bey deinem Bauen,
Uns endlich, großer Stosch! läßt Maaß und Ende schauen.
Die Eitelkeit der Welt ist ja genug bekannt.
Man baut oft in ein Schloß mehr, als ein halbes Land.
So oft ein Ziegel steigt, so steigen auch die Sorgen,
Mit denen wir das Geld zu unsrer Wollust borgen:
Doch wenn man ausgebaut, so schreyen Kalk und Stein,
Daß sie der Bürger Blut, der Witwen Thränen seyn.

Wie glücklich ist ein Herr, der auch in solchen Dingen,
Wie du, o Tugendfreund! kann seine Regung zwingen;
Der alles, was er thut, mit guter Art beginnt,
Ehr auf der Bürger Heil, als auf Palläste sinnt,
Und seinen hohen Geist, wenn ihn das Glücke kirret,
In enge Schranken setzt. So oft ein Armer irret,
So irrt er nur für sich: allein ein großer Mann,
Ist wie ein schneller Strom, der vielen schaden kann;
Und der, wofern sein Lauf sich einmal nur verrücket,
Stadt, Dörfer, Volk und Land in das Verderben schicket.

Hochwohlgebohrner Herr! du bist hievon befreyt.
Dein süßes Herrschen weis von keiner Strengigkeit:
Die Bürger lieben dich, nicht, weil sie dir geschworen;
Nein, sondern weil du sie zu Kindern dir erkohren,
Und nicht sowohl ihr Herr, als ihr Versorger bist.
Dein Schloß ist aufgeführt: wer ist, der was vermißt?
Wo spricht ein Unterthan, daß du sein Geld verschwendet?
Wer klagt, daß du den Bau nicht eher hast vollendet?
Er fieng zu vieler Schmerz sich allzu langsam an,
Und ist zu vieler Gram zu zeitlich abgethan.

Digitized by Google

Es dachte mancher noch ſein Schäfgen hier zu weiden.
Allein ein Kluger baut, und weis auch abzuſchneiden.
Du haſt kein Capitol, kein Louvre angezielt:
Du thuſt zwar, was dein Stand, doch auch Vernunft befiehlt,
Und haſt der Ahnen Sitz nur herrlicher verneuet.
So denkt ein andrer nicht, den jeder Wahn erfreuet,
Der oft ein ſchönes Haus mit Müh in Stücken ſchlägt;
Warum? dieweil es noch der Vater angelegt.
Ein ſolcher Commodus meynt, daß ein ſittlich Leben
Nur für die Schulen ſey. Er will ſich höher heben,
Als Gott und Tugend gehn, giebt beyden gute Nacht,
Nimmt, was man ihm verſagt, mit ungezähmter Macht,
Und ſucht das höchſte Gut in ſeinem ſtolzen Willen.
Kein Tyger iſt ſo ſchwer in ſeiner Wuth zu ſtillen,
Als ſo ein blinder Mann, der den Verſtand verpacht,
Und wirklich einen Gott aus ſeiner Thorheit macht.
Er baut, als wollt er hier auf Erden ewig wohnen,
Er lebt, als hofft er noch auf ſieben Kaiſerkronen.

Indeſſen klopfet man an ſeine Kammerthür,
Und fordert Lohn und Geld. Was? ſpricht er zornig, wir?
Wir! eine ſolche Poſt? hier iſt noch abzuziehen.
Der arme Bürger ſchwert! Ihr dürft euch nicht bemühen,
Fährt jener raſend fort, und ſchlägt die Thüre zu.
Die Sonne leget ſich, die Menſchen gehn zur Ruh:
Er aber ſitzt und wacht, und ſinnt bey fremden Schätzen,
In was für Ordnung er will Dach und Schorſtein ſetzen,
Wie weit das Vorgemach vom Tafelzimmer ſtehn,
Durch wie viel Kammern man zu der Gemahlinn gehn,
Wo man die Kinder ſoll, und wo die Diener finden.
Die Nacht muß endlich auch, ſo wie der Tag, verſchwinden;
Doch unſer Commodus hält ſchon von neuem Rath,
Und merkt nun allererſt, was er vergeſſen hat.

Reißt ein! reißt ein! ſchreyt er, werft Maur u. Dach zur Erden!
Toſcaniſch iſt zu ſchlecht, es muß Corinthiſch werden.

Geld! ruft der Zimmermann, Geld! spricht auch Commodus.
Die Bürger zittern schon. Gleich aber dringt ein Fluß
Dem Ritter durch den Kopf in die erfrohrnen Glieder,
Und legt mit ihm zugleich viel Centner Gram darnieder.

Du lachest, großer Stosch! daß meine Feder sich
So aus dem Wege lenkt. Allein indem man dich,
Indem man andre sieht, die nichts nach Tugend fragen,
So muß man auch dein Lob und ihre Schande sagen.
Das schöne Grottenwerk, der Garten, den es ziert,
Das Schloß, das dein Befehl in kurzem aufgeführt,
Sind Dinge, welche zwar viel Großes in sich fassen;
Doch würden sie vielleicht nicht so gar kostbar lassen,
Hättst du sie nicht erbaut. Ein ander wird geehrt,
Weil ihm ein reiches Haus mit Dienern zugehört;
Du giebst dem Hause Glanz, und deine Diener nehmen
Ihr Ansehn bloß an dir. Wenn ihrer viel sich schämen,
Daß sie hier nicht vielmehr, als Mäurer, ausgericht:
So stiftst du einen Bau, den keine Zeit zerbricht;
Der an die Wolken steigt, und deines Namens Würde
Auf Erden ewig macht. Ich meyne, Herr! die Bürde
So vieler Seufzenden, die du gutwillig trägst.
Die Armen, die du schützt, die Waisen, die du pflegst,
Und endlich Kirch und Schul, die mehr von dir empfangen,
Als aller Bau betrifft. Mit göldnen Zimmern prangen,
Ist etwas, das man auch bey rohen Heyden sieht:
Wer aber sich für Gott nur einen Tritt bemüht,
Dem ist ein größer Licht der Ehren angezündet,
Als hätt er Babylon, als hätt er Rom gegründet.

Wie sollte nun dein Haus nicht voller Freude seyn?
Vernunft hat es gebaut, und Tugend weyht es ein.
Die Bürger sehen es, und haben nichts zu klagen,
Als daß uns die Natur, die alles beygetragen,
Was dich unsterblich macht, nicht auch dein Bild gegönnt.
Doch der hat ja dein Bild, der deine Thaten kennt.

Lebst

Lebſt du in Kindern nicht, ſo lebſt du doch in Seelen,
Die, was du Gutes pflanzſt, zu keiner Zeit verhölen,
Und dich im Herzen längſt als Vater aufgeſtellt.
Wer ſolche Zeugen hat, der ſtirbt nicht in der Welt.

Laßt andre ihren Ruhm in große Bücher bringen:
Das iſt das beſte Lob, das auch die Kinder ſingen,
Das von ſich ſelbſt gefällt, und keiner Kunſt bedarf.
Ach! wäre, Theurer Stoſch! gleich mein Verſtand ſo ſcharf,
Als dein Verdienſt erheiſcht: wie könnt ich anders ſchreiben?
Wer That und Wahrheit ſchreibt, muß bey der Einfalt bleiben!
Denn ſtolze Farben ſind für reine Tugend nicht.
Ich ſage, was die Stadt, was jeder Bürger ſpricht:
Was mir das Herz gerührt, hat auch den Kiel getrieben.
Stoſch ſey nur ſo beglückt, als ich hier wahr geſchrieben!

* *

Das VI. Capitel.

Von Satiren oder Strafgedichten.

1. §.

Wie die Poesie überhaupt von der Musik und den ersten Liedern ihren Ursprung hat, so ist es auch mit der satirischen beschaffen. Man hat lange vor dem Homer spöttische und schimpfliche Gesänge gemacht, und abgesungen; folglich ist diese Art von Gedichten eben so neu nicht. Aristoteles, der uns dieses im vierten Capitel seiner Dichtkunst erzählet, setzet hinzu: daß diese Lieder sehr unflätig und garstig gewesen, und daß Homerus sie zuerst von dieser Unart gesaubert, da er in jambischen Versen auf den Margites eine Satire gemacht. Dieser Margites, wie schon bey anderer Gelegenheit gedacht worden, mochte ein Müßiggänger gewesen seyn, der weder einen Schäfer, noch einen Ackermann, noch einen Winzer abgeben wollte; und also nach der damaligen Art ein unnützes Glied der menschlichen Gesellschaft war. Auf diesen machte nun Homer ein Strafgedichte, welches er von den oben erwähnten Fehlern der Grobheit und Schandbarkeit befreyete; und gab uns also, nach Aristotels Urtheile, die erste Idee von einer guten Satire, wie er uns vom Heldengedichte das erste gute Muster gemacht. Da aber dieses seinen Nachfolgern Gelegenheit gegeben, die Tragödie zu erfinden; so hat auch jene, nämlich die Satire, zur Erfindung der Comödie Anlaß gegeben.

2. §. In eben dem Capitel erwähnt Aristoteles, daß man noch bis auf seine Zeiten, in vielen Städten satirische Lieder voller Zoten gesungen, ja daß sie so gar durch öffentliche Gesetze eingeführet gewesen. Indessen fielen doch die besten Poeten, die zur Satire ein Naturell hatten, auf die Comödie, die anfänglich durch den Archilochus, Eupolis, Cratinus,

nus,

Digitized by Google

mus, und Aristophanes in den Schwang, durch den Menander aber zur Vollkommenheit gebracht wurde. Denn so beschreibt sie Horaz in seiner IV. Sat. des I. B.

Eupolis atque Cratinus, Aristophanesque Poetae,
Atque alii, quorum Comoedia prisca virorum est,
Si quis erat dignus describi, quod malus, aut fur;
Quod moechus foret, aut sicarius, aut alioqui
Famosus; multa cum libertate notabant.

Dieses zeigt uns nun sattsam, was das innere Wesen ihrer Satiren gewesen. Sie waren Abschilderungen lasterhafter oder thörichter Leute, die sich durch ihre Bosheit und närrische Lebensart schon selbst bekannt gemacht hatten. In freyen Republiken, dergleichen in Griechenland überall waren, stund dieses einem Poeten frey. Und da es zwischen den Vornehmen und Geringern allezeit Mishälligkeiten gab, so sah es das Volk gern, wenn auch die obrigkeitlichen Personen, ja die Fürsten ganzer Städte wacker herumgenommen wurden. Als aber die Großen das Ruder des gemeinen Wesens in die Hände bekamen, so wurde diese poetische Freyheit sehr eingeschränket; wie unten in der Comödie mit mehrerm vorkommen soll. Man sehe hievon des Casaubonus gelehrten Tractat de Poesi Satyrica Graecorum nach, wo man eine ausführliche Nachricht davon finden wird.

3. §. Bey den Lateinern sind auch schon in alten Zeiten die fescenninischen Lieder und Stachelgesänge Mode gewesen. Das Landvolk belustigte sich an den Festtagen noch zu Augusts Zeiten daran; und diese mögen wohl dem Lucilius die erste Veranlassung zur Erfindung der lateinischen Satire gegeben haben. Diese ist nun von der griechischen in der Art von Versen ganz unterschieden. Denn da jene sich der jambischen bedienet hatten, so schrieb sie Lucilius in alexandrinischen Versen; und zwar mit solchem Erfolge, daß alle seine Nachfolger, Horaz, Juvenal und Persius auch dabey geblieben. Diese drey haben auch in satirischen Gedichten die höchste Vollkommenheit erreicht, und wir müssen sie uns zu Mu-

ſtern nehmen, wenn wir darinn was rechtes thun wollen. Denn ob ſich wohl auch nach ihren Zeiten Lucianus auf die ſatiriſche Schreibart mit gutem Erfolge gelegt, ſo hat er doch nur in ungebundener Rede geſchrieben. Auch unter den Neuern haben Erasmus, Agrippa, Henrich Morus, und viele andere, ſatiriſche Schriften genug verfertiget: allein wiederum nicht in Verſen, ſo daß wir ſie hieher nicht rechnen können. Und ungeachtet es auch an poetiſchen Satiren in lateiniſcher Sprache bey Welſchen, Deutſchen und Franzoſen nicht gefehlet: ſo iſt es doch allemal beſſer, bey den alten Muſtern zu bleiben; dagegen die neuern Lateiner nur allemal Copiſten und Stümper bleiben.

4. §. Unter den heutigen Völkern, hat ſich faſt jede Nation darinn hervorgethan. Regnier und Boileau ſind unter den Franzoſen die größten Satirenſchreiber geweſen. Unter den Italienern hat ſich Aretin, ſo wie in England der Graf Rocheſter, durch ſeine Satiren einen Namen gemacht; unzähliger andern, die nicht ſo berühmt ſind, zu geſchweigen. Bey uns Deutſchen hat zwar Opitz in ſeinen Gedichten hier und da viel ſatiriſche Stellen mit einfließen laſſen: aber ich finde kein einziges Stücke von ihm, das er eine Satire geheißen hätte. Rachel war der erſte, der ſich durch zehn Satiren ans Licht wagte: und ſich gleichſam dadurch, als unſern Lucilius erwies. Er verdient dieſen Namen, nicht nur wegen ſeiner ſehr heftigen und beißenden Schreibart, ſondern auch wegen der unreinen und harten Verſe, die Horaz jenem römiſchen vorgerücket. Er verdient indeſſen noch geleſen zu werden: weil er überall eine geſunde Vernunft, eine gute Moral, und einen ziemlichen Geſchmack zeiget; wie aus ſo vielen Stellen, die ich ſchon aus ihm angeführet, zur Gnüge erhellen kann. Allein, weit reiner und artiger ſind Canitzens Satiren gerathen: und das war kein Wunder, da er bey dem artigſten Hofe lebte, und ſonſt in viel beſſern Umſtänden war, als jener.

5. §. Wenn wir alſo an dieſem einen deutſchen Horaz aufzuweiſen haben, ſo iſt Benjamin Neukirch unſer Juvenal zu nennen. Seine männlichen und recht feurigen Satiren,

die

die in den hankischen Gedichten stehen, erwerben ihm diesen Namen mit allem Rechte: zumal, da er nicht mit Scherzen und Lachen, sondern im Ernste und mit brennendem Eifer die bittersten Wahrheiten heraus sagt. Menantes hat uns zwar satirische Gedichte geliefert, allein, sie sind mehrentheils zu matt, und zu wässerig gerathen: Günther aber ist zu jung in das Strafamt getreten, daher seine Satiren nur Rhapsodien heißen können, die ihm eine ausschweifende Jugendhitze eingegeben. Er denket ohne Ordnung und Regel, und fällt von einem aufs andre, das sich zu keiner Hauptabsicht zusammen reimet. Ja oft scheinen gar die Reime seine Verse gemacht zu haben; weil die Sachen sich nicht besser zusammen schicken, als ob er sie zusammen gewürfelt hätte. Von unserm Persius könnte ich auch wohl etwas sagen, indem es uns an diesem auch nicht fehlt. Doch weil er noch lebt, so läuft es wider die Regel, die ich mir gemacht habe. Ein jeder, der den lateinischen Dichter kennt, wird schon wissen, wen ich im Deutschen meyne.

6. §. Nach dieser kurzen Historie der Satire, wird es leicht seyn, eine Beschreibung derselben zu geben. Sie ist nämlich ein moralisches Strafgedichte über einreißende Laster, darinn entweder das Lächerliche derselben entdecket, oder das abscheuliche Wesen der Bosheit, mit lebhaften Farben abgeschildert wird. Man sehe das obenangezogene vierte Capitel der Poetik Aristotels nach, so wird man eben dergleichen Beschreibungen davon antreffen. Man kann also sagen, die Satire sey eine Abschilderung lasterhafter Handlungen, oder das Gegentheil von den Lobgedichten, welche nur die guten und löblichen Thaten der Menschen abschildern und erheben. Man könnte sie auch den Schäfergedichten entgegen setzen, welche den unschuldigen Zustand des güldenen Weltalters abschildern. Man kann sie aber auch in zwo Hauptgattungen eintheilen, nämlich in die lustige oder scherzhafte, und in die ernsthafte oder beißende Satire. In jener ist Horaz, und bey uns Canitz; in dieser aber sind Juvenal und bey uns Neukirch Meister gewesen.

7. §. Dacier in seinem Tractate von der Satire, hält dafür, man müsse den Grund der Satiren in der christlichen Lehre von der brüderlichen Bestrafung suchen. Allein vergebens. Diese hat vieler Behutsamkeit vonnöthen, und man müßte erst allerley Stufen durchgehen, ehe man bis zu einer so öffentlichen Beschreibung des Lasters fortschreiten könnte. Einen ordentlichen Beruf, die Sittenlehre zu predigen, und das Böse zu strafen, hat ein Poet auch nicht: und daher glauben viele, es stünde den geistlichen Lehrern allein zu, wider die öffentlichen Laster zu eifern. Allein, auch diese irren, wenn sie meynen, daß man zu Beförderung des Guten und zu Ausrottung des Bösen im gemeinen Wesen einen besondern Beruf haben müsse. Ist nicht ein jeder rechtschaffener Bürger verbunden, für sich selbst, zur Aufnahme und Wohlfahrt der Republik so viel beyzutragen, als er kann? Und was bedarf er also einer neuen Bestallung, seine Einsicht in moralischen Dingen, zur gemeinen Besserung in Schriften zu zeigen? Hierzu kömmt noch die Liebe zur Tugend, und der heftige Abscheu vor den herrschenden Lastern, der einen ehrlichen Juvenal so lange innerlich quälet, bis er endlich losbricht:

Difficile est Satyram non scribere. Nam quis iniquae
Tam patiens vrbis, tam ferreus, vt teneat se?

Und bald darauf, in eben der ersten Satire:

Quid referam, quanta siccum iecur ardeat ira,
Cum populum gregibus comitum premat, hic spoliator
Pupilli prostantis?

So lange es also recht seyn wird, das Böse zu hassen, so lange werden auch die Satirenschreiber keiner weitern Vertheidigung nöthig haben: wenn sie sich nur nicht an unschuldige Leute machen, und Dinge für Laster ausschreyen, die keine sind. Denn in solchem Falle werden sie Lästerer und Pasquillanten. Man sehe hiervon nach, was in der vernünftigen Tadl. II. Th. XXX. St. von dem Unterschiede der wahren

ren Satire und ehrenrühriger Pasquille ausführlicher gesaget worden.

8. §. Und in der That muß man sich wundern, warum man denen, die in gebundner Schreibart wider die Laster eifern, das Handwerk, so zu reden, legen wollen: da man doch den Philosophen, solches in ungebundner Rede zu thun, niemals untersaget hat. Wer lobt nicht die Schriften eines Theophrasts, des Seneca und andrer Moralisten von der Art? Wer weis aber nicht, daß sie sich sehr oft einer weit schärfern satirischen Schreibart bedienet haben, als die heftigsten Poeten? Soll es nun prosaisch nicht schädlich seyn, die Auslachenswürdigkeit und Abscheulichkeit der Laster und ihrer Sklaven abzuschildern, warum soll es nur poetischen Geistern nicht frey stehen? Einmal sind beyde Moralisten; beyde Liebhaber der Tugend, und Feinde der Bosheit; beyde Vertheidiger der Gesetze, und redliche Bürger. Das Sylbenmaaß und die Reime können zum höchsten nichts mehr bey der Sache ändern, als daß die Strafpredigten der Poeten lieber gelesen und wohl gar auswendig gelernet werden: welches aber nur ihre Nutzbarkeit vergrößert, und ihnen einen desto größern Vorzug vor allen andern Sittenschriften einräumet.

9. §. Wie man leicht sieht, so setze ich hier zum voraus, daß ein Satirenschreiber ein Weltweiser sey, und die Lehren der Sitten gründlich eingesehen habe. Diese Eigenschaft desselben ist leicht zu erkennen, wenn man nur zehn oder zwanzig Zeilen einer solchen Satire liest. Es gehört aber auch sonst ein reifes Urtheil und eine gute Einsicht in alles, was wohl, oder übel steht, für einen satirischen Dichter. Denn nicht nur das moralische Böse; sondern auch alle Ungereimtheiten in den Wissenschaften, freyen Künsten, Schriften, Gewohnheiten und Verrichtungen der Menschen, laufen in die Satire. Eine gesunde Vernunft und ein guter Geschmack ist also demjenigen unentbehrlich, der andre strafen will; damit sich nicht ein Blinder zum Führer des andern aufwerfe. Man sieht aber hieraus, auch ohne mein Erinnern

nern schon, daß unschuldige natürliche Fehler nicht unter die Satire fallen. Z. E. Ein Höckerichter, Lahmer, Einäugigter, u. d. g. müssen von keinem rechtschaffenen Poeten, ihrer Gebrechen halber, verspottet werden: es wäre denn, daß sich ein solcher Mensch für einen Adonis hielte. Noch thörichter wäre es, jemanden seine lange oder kurze Person vorzurücken: gerade, als ob es in eines Menschen Vermögen stünde, seiner Länge etwas zuzusetzen oder abzunehmen. Ja, wenn ein kleiner Kerl sich gar zu hohe Absätze machte, oder desto höhere Perrücken trüge, um größer zu scheinen, als er ist; oder wenn ein langer Mensch krumm und gebückt einher gienge, um kleiner auszusehen: so wäre beydes werth, ausgelacht zu werden.

10. §. Es erhellet auch aus dem obigen, daß derjenige nicht den Namen eines satirischen Poeten verdienet; der, bloß aus Neid, Rachgier oder andern Gemüthsbewegungen angetrieben, jemanden in Schriften angreifet. Solche Niederträchtigkeit widerspricht dem Begriffe, den wir von einem Weltweisen haben: und wo dieser aufhört, da hört auch der Satiricus auf; oder da wird er vielmehr zum Lästerer. Es ist also eine thörichte Sache, wenn man fraget: was doch dieser oder jener dem Poeten gethan haben müsse, dadurch er bewogen worden, ihn abzuschildern? Die Antwort ist leicht. Je weniger er dem Poeten zuwider gethan, desto mehr ist derselbe zu loben: weil er ihn ohne Rachgier und ohne Parteylichkeit, bloß seiner Laster halber, zum Abscheue und Gelächter gemacht. Die Satire würde ihren ganzen Werth verlieren, wenn sie nur eine Vergeltung der ihrem Verfasser widerfahrnen Beleidigungen wäre. Und ich würde den gewiß für einen Pasquillanten halten, der auf seinen Feind ein Spottgedichte schriebe; gesetzt, daß er das größte Recht dazu hätte. Günther scheint mir in diesem Stücke tadelhaft zu seyn, weil er den Crispin so grausam gestriegelt, der ihm vorher so manches mochte in den Weg gelegt haben. Eben so dünkt mich Neukirchs Asinius nicht den Namen einer Satire zu verdienen. Auch Pietschens Abschilderung eines ob-

wohl

Digitized by Google

wohl häßlichen Vorbildes, scheint eher ein Pasquill, als eine Satire zu seyn, da sie nicht herrschende Laster, sondern einen einzigen Menschen zum Gegenstande hat. Hingegen Claudians Ruffinus, den jener nachgeahmet hat, dünkt mir eine weit bessere Satire zu seyn: weil ich keine Spur darinn finde, daß der Verfasser sich an demselben habe rächen wollen.

11. §. Noch eins wird man fragen, ob es nämlich auch erlaubt sey, die Personen mit Namen zu nennen? Ich antworte: die Alten haben es ohne Scheu gethan, und Boileau ist ihnen darinn gefolget, hat sich auch in seinem Discours über die Satiren deswegen verantwortet. In der That zieht solches zwar viel Gutes, aber auch viel Böses nach sich. 1) Hindert der Poet dadurch, daß man seine Verse nicht auf die unrechten Personen deute; welches sonst gemeiniglich geschieht. Zum 2) fürchten sich die Lasterhaften desto mehr: denn

Ense velut stricto, quoties Lucilius ardens
Infremuit, rubet auditor, cui frigida mens est
Criminibus; tacita sudant praecordia culpa.
Inde irae, et lacrimae.

Zum 3) aber ist es für den Poeten mehrentheils gar zu gefährlich, sonderlich, wenn es vornehme Leute sind. Nun hat man zwar einen Kunstgriff erfunden, unter erdichteten Namen, die kein Mensch hat, das Laster zu beschreiben. Wiewohl diesem gedachten Uebel vorzubeugen, ist auch dann kein Mittel, wenn man gleich erdichtete Namen braucht. Je größer nämlich die Personen sind, desto bekannter sind auch ihre Fehler, und man erkennet also die Abbildung derselben, auch ohne Namen schon. Die Engländer bedienen sich der Art, den ersten und letzten Buchstaben, ja wohl ganze Sylben davon auszudrucken, und den Zwischenraum mit ein paar Strichen auszufüllen. Denn nach ihren Gesetzen sind sie nicht eher straffällig, als bis sie den ganzen Namen dessen, den sie durchziehen, hingesetzet haben. Man mag es aber

aber machen, wie man will; so ist der Unwillen der Getroffenen nicht zu vermeiden: und wer diesen nicht erdulden kann, der muß sich entweder mit keiner Satire ans Licht wagen; oder doch nur solche Laster beschreiben, die kein Mensch begeht, das heißt, eine vergebliche Arbeit thun.

12. §. Die Art von Versen, die man zu Satiren brauchet, ist bey uns die lange jambische, mit ungetrennten Reimen. Diese kömmt den griechischen Jamben näher, als die lateinischen alexandrinischen Verse. Wir haben auch nur den einzigen Harpax von Canitzen, und irgend ein Paar von Günthers Satiren, die in verschränkten Reimen, nach Art der Elegien gemacht sind. Die satirische Schreibart aber, welche die natürlichste und ungezwungenste von der Welt seyn muß, wie Horaz vielmals erinnert hat, erfordert eine gewisse Freyheit, die sich für jene Art am allerbesten, für diese aber gar nicht schicket. Nun haben zwar einige auch satirische Oden gemacht, deren verschiedene in den hofmannswaldauischen Gedichten, und in der Poesie der Niedersachsen stehen. Allein, ein Handwerk daraus zu machen, will ich keinem rathen.

13. §. Ich kann nicht umhin, auch hier, wie schon etlichemal geschehen, des Boileau Gedanken von der Satire anzuführen: dem so wohl der Herr von Valincourt, in einer Rede, so er nach dessen Tode in der französischen Akademie gehalten; als der Herr Maizeau in der Lebensbeschreibung desselben das Zeugniß gegeben, daß ihn sein rechtschaffenes tugendhaftes und ehrliebendes Gemüthe zum Satirico gemacht habe. Er beschreibt uns auch die Satire nicht anders:

Die Begierde, sich sehen zu lassen, und nicht zu lästern, bewaffnete die Wahrheit mit den satirischen Versen. Lucil war der erste, der sich erkühnte, sie zu zeigen. Er hielte den Lastern der Römer einen Spiegel vor, und rächete die demüthige Tugend an dem stolzen Laster; den ehrlichen Mann zu Fuße, an dem Gecken in der Sänfte. Horaz mischte in diese Bitterkeit sein lustiges Wesen. Keiner konnte mehr ungestraft ein Thor oder ein Narr seyn; und wehe jedem Namen, welcher, da er eines Tadels fähig war, sich in den Vers schickte, ohne das Sylbenmaaß zu stören.

Und

Und nachdem er dergestalt noch den Persius, Juvenal und Regnier beschrieben, bezeigt er seinen Ekel und Abscheu vor den unzüchtigen Ausdrückungen und groben Unflätereyen derselben:

Wie gut wäre es für ihn (den Regnier) wenn seine Reden, die ein keuscher Leser scheuet, nicht nach den Oertern röchen, die der Urheber besuchte; und wenn er durch seine cynischen Reime, schamhafte Ohren nicht so oft beunruhigen möchte.

Das Latein trotzet mit seinen Redensarten, aller Ehrbarkeit; allein heute zu Tage will ein Leser damit geschonet werden. Die allergeringste Unreinigkeit verletzet ihn mit ihrer Frechheit, wenn nicht die Schamhaftigkeit in Worten, die Vorstellungen mildert. Ich fordre in der Satire einen aufrichtigen Schriftsteller, und fliehe einen Unverschämten, der mir die Schamhaftigkeit predigt.

Diesen Text kann man bey uns auch Racheln, und sonderlich Günthern lesen, die sich ebenfalls bescheidener hätten verhalten sollen; und denen man also nicht darinn zu folgen, befugt ist. Wer andern ein Sittenlehrer seyn will, der muß selbst nicht durch seine Schreibart zu verstehen geben, daß er lasterhaft ist: sonst wird man von ihm urtheilen, wie Quintilian vom Afranius schreibt: Togatis excelluit Afranius; vtinamque non inquinasset argumenta, puerorum foedis amoribus, mores suos fassus! Lib. X, c. 1. Anstatt meiner Exempel habe ich hier aus Racheln, Canitzen und Neukirchen diejenigen erborgen wollen, darinn sie von der Poesie gehandelt haben, die also hier einen doppelten Nutzen haben werden. Von andern Materien muß man ihre Schriften selbst nachschlagen.

* *

Opitzens Satire, bey einer Hochzeit.

Ihr, welche Tag und Nacht mit Hoffnung Furcht, und Zagen,
Der strenge Wüterich, die Liebe pflegt zu plagen,
Ihr, die ihr ganz und gar der schnöden Eitelkeit,
Den Lüsten ohne Lust zu Dienst ergeben seyd:
Seht an die lieben Zwey, die weit von allem Schmerzen,
In dem ihr euch befindt, mit unzertrenntem Herzen
Nun werden inniglich verknüpft seyn in ein Band,
Das durch den bleichen Tod auch selbst nicht wird zertrannt.
Denkt eurem Stande nach, erweget euer Leben,
Und das, in welches sie sich wollen itzt begeben:
Wie selig sind sie doch! Ihr aber schifft ein Meer,
Das keinen Hafen hat, da Anmuth und Beschwer
Anstatt der Segel sind; da Klippen, Wind und Wellen
Der rasenden Begier sich euch entgegen stellen
Mit stürmender Gewalt; da gar kein Steuermann
Nicht angetroffen wird, auf den man fussen kann.
Die Liebe, die euch rührt, ist durch den Wahn gebohren,
Der nie sein Meister wird; sie ist ein Witz der Thoren,
Der Weisen Unvernunft, ein angenehme Noth,
Ein wohlgeschmacktes Gifft, ein eigenwillger Tod,
Und süsse Bitterkeit; ein Henker der Gewissen,
Dem Jupiter selb selbst auch hat bekennen müssen.
Wie edel, wie gelehrt wir immer mögen seyn,
Jedoch bethört sie uns mit ihrer süssen Pein.
Wir lassen ohne Scheu Papier und Waffen liegen,
Vergessen unser selbst, beginnen uns zu schmiegen
Vor einer, die nicht groß nach unsern Künsten fragt,
Und der viel ander Thun, als Lob und Ruhm behagt.
Wir irren noch mit Lust, und hören auch die Schande
Mit großen Freuden an, die uns und unserm Stande
Hieraus entstehen muß; und sagen oftmals auch,
Was nie geschehen ist: (welch schändlicher Gebrauch,

In

Indem wir mancher so den guten Namen stehlen,
Und was sie nie gedenkt, geschweige thut, erzählen,
Nicht recht und redlich ist.) Man ist nur bloß bedacht
Der Buhlschaft lieb zu seyn; erfindet neue Tracht,
Und zeucht mit Kleidern auf, die doch bey dem nichts können,
Darauf ein geiles Weib die ungezähmten Sinnen
Allein zu richten pflegt. Wir lernen leise gehn,
Zu mehrer Sicherung, und auf die Seiten stehn;
Die Thüren fein gemach mit stiller Hand aufmachen,
Nicht gleiten bey der Nacht, zu rechter Zeit erwachen.
Wir reden ohne Mund, mit Augen, mit der Hand;
Mit Griffen an ein Ohr, und was sonst mehr bekannt.
Will uns ein frommes Mensch nicht bald zu Willen leben,
So wissen wir gar fein bey ihr dann vorzugeben:
Wie ihrer Tugend Licht und großen Schönheit Pracht
Uns haben ganz und gar ihr unterthan gemacht.
So nehmen wir sie ein durch Dienst und stetes Ehren,
Indem sie von Natur sich gerne rühmen hören,
Und lieben, wer sie lobt. Wir geben Heirath vor,
Und wann die Zeit fast kömmt, so suchen wir das Thor.
Wir schicken Bothschaft aus, erdenken kluge Ränke,
Wie beyzukommen sey; verschwenden viel Geschenke,
Vernichten heimlich die, so vor am Brete seyn,
Und schleichen unvermerkt in ihre Stellen ein.
Viel tausend Künste mehr sind hier, sich einzudringen:
Durch Tanzen, durch den Wein, durch Seytenspiel und Singen,
Und was man sonsten noch für schnöde Sachen übt,
In welche dieses Volk gar leichtlich sich verliebt.
Hergegen, wer will doch die tiefe List der Frauen,
Wie wohl beredt er sey, zu sagen sich getrauen?
Ihr ganzes Leben ist gleich einer Zauberey.
(Die Keuschen meyn ich nicht, das ferne von mir sey!)
Begehrt man ihrer sehr, so soll man immer harren;
Fragt man nach ihnen nicht, so heißen sie uns Narren:
Ist einer gar zu jach, so kömmt er ganz nicht ein:
Läßt er sie von sich selbst, so muß er furchtsam seyn:

Ich weis nicht, was man thut. Die Männer anzuhetzen,
Sind sie behender noch, als mancher, der mit Netzen
Den armen Vögeln stellt. Wie mancherley Manier
Ist für den schnöden Leib von theurer Pracht und Zier?
Sie spotten der Natur, und mahlen sich mit Sachen,
So nur die Haut, und nicht das Herze schöner machen;
Vermehren ihren Glanz mit Wassern vielerhand:
Ja für ihr Antlitz wird auch Kühmist ausgebrannt.
Viel riechen nach Zibeth; ihr ehrliches Gerüchte,
Dem kein Geruch nicht gleicht, hergegen wird zunichte.
Das Muster bleich zu seyn, wird itzt auch aufgebracht:
Drum essen sie nicht satt, verwachen sich bey Nacht,
Ja pflegen ostermals auch Kreide, Kohlen, Aschen,
Kalk, Eßig, und so fort, wie fast mit Lust zu naschen.
Ich meyne weil die Scham bey ihnen nicht mehr gilt,
Daß auch die Röthe nun, der Spiegel und das Bild
Der Scham, verächtlich sey. Ihr Trachten, Sinn und Dichten
Ist einig und allein, uns ihnen zu verpflichten.
In ihren Herzen ist fast niemals kein Bestand,
Und sind gleich wie ein Ball, der bald in diese Hand,
Bald dann in jene kömmt. Viel pflegen sich zu stellen,
Sie wären noch so fromm; sind niemals bey Gesellen;
Gehn kaum bisweilen auf, gehn selten vor die Thür:
Kömmt man zu ihnen heim, so lassen sie nicht für.
Läßt man dann ihnen was durch stille Botschaft sagen,
So ist die Antwort schlecht. Wann wir von Liebe klagen,
So lachen sie uns aus. Kein Seufzen hilft da nicht,
Kein Gruß, kein Hutabziehn, kein schriftlicher Bericht,
Und was man sonsten braucht. So muß die schöne Tugend
Der Schande Mantel seyn: in dem die blinde Jugend
Durch solchen Schein gereizt vor Liebe kaum nicht stirbt,
Und in der ersten Blüth, als ein jung Baum verdirbt.

Die aber, welche gleich auch ihren Willen büssen,
Und allzeit ohne Scheu der falschen Lust genießen,
Was bringen sie davon? zu späte Reu und Leid,
Schmach, Unglimpf, Hohn und Spott, Verlust der theuren Zeit,

Die

Digitized by Google

Die Gicht, Geschwulst, Verderb der Augen, Nierenplagen,
Das Zittern, Seitenweh, den Schwindel, bösen Magen:
Und jenes, welches man bey uns nach Frankreich heißt,
Weil man sich sonderlich daselbst darauf befleißt.
Das kann die grimme Brunst! verkehrt uns die Gedanken,
Macht von Gesunden krank, Gesunde von den Kranken,
Von Starken krumm und lahm, die Jungen werden alt,
Die Alten wieder jung, die Schönen ungestalt.
Kein Glück und Fortgang ist in allem, was wir machen,
Wir sind den Büchern feind, und andern guten Sachen;
Die Kräfte gehen ab, die Schulden nehmen zu,
Ja das Gewissen selbst verlieret seine Ruh.
Wann einer dann ein Weib ihm nimmt heut oder morgen;
So zahlt er doppelt aus, das, was er vor gieng borgen:
Und, das, mit welchem er so kostfrey pflag zu seyn,
Das bringt man wiederum bey seiner Frauen ein.
Am ärgsten aber ists, daß, welcher schon sein Leben
Einmal nur eigentlich der Venus hat ergeben,
So leichtlich nicht entkömmt. Schau alle Mittel an,
Durch welcher Brauch ein Mensch zurechte kommen kann,
Wie nichtig sind sie doch? Sie heißen uns zwar fliehen
Der Liebsten Gegenwart, und weit von hinnen ziehen;
Je weiter aber sie davon gereiset sind,
Je mehr die Flamme sich vermehret und entzündt.
Der Leib ist von ihr weg, die Liebe steckt im Herzen,
Die folget allzeit nach: kein Brunnen löscht den Schmerzen,
Kein Fluß, kein grünes Thal, kein Berg noch dicker Wald.
Wir zweifeln, wie uns sey: itzt ist uns heiß, itzt kalt;
Und wissen nicht wohin. Im Fall wir dann studieren,
Da ist fast gar kein Buch, darinnen nicht zu spüren
Die Lust der Liebespein. Was ein Poete sagt,
Ist Venus, und ihr Sohn, der uns so heftig plagt.
In welcher Sprache sind nicht fast wie hohe Schulen
Geschrieben, da man lernt den rechten Griff zu buhlen,
Der auch sein Vortheil hat? Ja mache, was du willt,
So wird doch immerzu der Allerliebsten Bild

Vor deinen Augen stehn; so, daß ich auf der Erden
Kein einzig Mittel weis, des Uebels los zu werden.
Denn niemand folget dem, was Crates hat gesagt:
Wann Hunger und die Zeit die Liebe nicht verjagt,
So sey der beste Trost, sich nur bald selber henken.
Mag also der da liebt, hieraus bey sich gedenken,
In was für Noth er sey. Ihr aber, die ihr nu,
Weit von der bösen Lust, ergreift die wahre Ruh,
Wie wohl seyd ihr daran? Ihr werdet ohne Sorgen
Itzt liegen sicherlich bis an den hellen Morgen:
Wann sich in vieler Pracht der güldnen Sonnen Schein
Mit seinen Stralen dringt zu beyden Fenstern ein.
Nun gute Nacht! schlaft wohl! und wann ihr werdet geben
Und nehmen diese Lust, nach der wir alle streben:
So sinnet ihm doch nach, wie der doch sey daran,
Der allzeit lieben muß, und nie genießen kann.

* *

Rachelii, achte Satire.

Der Poet.

So soll ich nicht einmal empfindlich mich erzeigen,
Und wie ein stummer Fisch dem Midasbruder schweigen?
Wer hat denn eben ihn zu schmähen nur vergunt,
Und mir zur Noth und Schutz verschlossen meinen Mund?
Ist ein Poet ein Narr? Verläumder? kahler Lauser?
Wie theur der hundert eins? ein guter Brockenmauser?
Ich sage billig Dank der allzu hohen Ehr:
Der Reußen Großfürst hat, fast kaum den Titel mehr.
Mein Tscherning, höchster Freund, ihr Meister in dem Dichten,
Der ihr ein trefflich Werk selbst machen könnt und richten,
Den die gelehrte Kunst hat Welt berühmt gemacht,
Und hoch bey Königen und Fürsten aufgebracht.
Wie, Lieber, kommt doch dieß, daß solche Himmels Gaben,
Die niemand als von Gott und seinem Geist kann haben,

Die

Die nicht zu kaufen stehn um Waaren oder Geld,
Ja die mit Ehren krönt, das höchste Häupt der Welt,
Von manchen Rückemaul so schimpflich wird verlachet,
So liederlich geschmäht, so hönisch ausgemachet?
Was unter Funfzigen kaum Fünfen wohl geglückt,
Das wird zum Schabernack itzunder aufgerückt.
Ich der geringste nur, und würdig nicht zu schätzen,
Den man in dieser Zahl soll neben andre setzen,
Muß, nur zu lauter Schmach, auch solches Namens seyn,
Sonst ließ ich mich gar nicht zu dieser Antwort ein.
Wie aber geht es zu? Wer kann es doch errathen,
Daß dieser Ruhm nun stinkt als wie ein Schneidebraten?
Ich wette, wo du wilt, und setz ein gutes Pfand,
Der Ursprung dieses Hohns sey Neid und Unverstand.
Der schlaue Reinke Fuchs war einmal ausgerissen,
Und hatte seinen Schwanz zur Beute lassen müssen:
Der Schimpf verdroß ihn sehr, dorft kaum sich lassen sehn;
Damit er aber möcht dem Spott entgegen gehn,
Verlachet er zuvor ganz hönisch seine Brüder:
Was traget ihr, sprach er, das häßlichst aller Glieder?
Wozu dient das Geschlepp? Was bringt der Wedel ein?
Als daß wir so viel ehr der Jäger Beute seyn.
So gar kann alle Ding der Neid zu nichte machen;
So kann mein Theon auch die Poesie verlachen,
Weil er zu dieser Kunst so gar gerecht ist schier,
Als eine Sau zur Leyr, der Esel zum Clavier.
Daß aber man so gar das Gute darf beschmeißen,
Daß ein Poet ein Narr, ein Narr Poet muß heißen!
Das thut der Unverstand: weil mancher Büffel zwar
Hat einen großen Kopf doch Bregen nicht ein Haar;
Sieht Kupfer an für Gold; die Rüben für Granaten;
Die Gans für einen Schwan; die Kötel für Muscaten;
Weis keinen Unterscheid; hat keiner Dinge Wahl:
Den Kukuk preiset er für eine Nachtigall.
Wahr ist, daß Phöbus Volk fast lustig ist von Herzen,
Und meistentheils gescheidt, doch höflich auch im Scherzen:

Bevorab wo sie nur in etwas sich getränkt
Mit dem berühmten Saft, den uns Lyäus schenkt.
Da wissen sie bald eins und anders vorzubringen
Zur angenehmen Lust; jedoch von solchen Dingen,
Die nicht verdrießlich sind. Ist das der rechte Mann,
Sie hengen ihm wohl eins, jedoch gar höflich an.
Ihr Stich der blutet nicht. So (hab ich wohl gelesen)
Soll aller Franken Ruhm, der Taubmann seyn gewesen:
So auch der Buchanan, Minervens liebstes Kind,
Dem weder Römer, Griech, noch Deutscher abgewinnt.
So war der Venusin, den selbst Augustus ehrte,
Der nach des Pindars Kunst, die Römer spielen lehrte,
Zum Lachen wie gebohrn, im Schmerzen ausgeübt;
Wie sein berühmtes Buch noch heute Zeugniß giebt.

Wenn nun ein grobes Holz, ein Eulenspiegels gleichen
Läßt einen, Pfuy dich an! mit gutem Willen streichen,
Bringt kahle Zoten vor, verschluckt ein ganzes Ey,
Und rülzet ins Gelach, und schmatzet in den Brey;
Wenn er sich lustig macht mit solchen Bubenpossen,
Die auch kein Hurenwirth sollt hören unverdrossen:
Da lacht die Unvernunft, daß ihr die Luft entgeht,
Und spricht wohl: Hey! das ist ein lustiger Poet.
O! allzu theurer Nam für solche grobe Hachen,
Kann dann ein fauler Stank so bald Poeten machen;
Ein unverschämtes Wort? O! weit vom Ziel gefehlt:
Es muß ein ander seyn, der mit will seyn gezählt
In diese werthe Zunft. Die keuschen Pierinnen
Sind keinem Unflath hold, sie hassen grobe Sinnen.
Wer ein Poet will seyn, der sey ein solcher Mann
Der mehr, als Worte nur und Reime machen kann;
Der aus den Römern weis, den Griechen hat gesehen,
Was für gelehrt, beredt, und sinnreich kann bestehen;
Der nicht die Zunge nur nach seinem Willen rührt;
Der Vorrath im Gehirn, und Salz im Munde führt;
Der durch den bleichen Fleiß aus Schriften hat erfahren,
Was merklichs ist geschehn vor vielmal hundert Jahren:

Der guten Wissenschaft mit Fleiß hat nachgedacht,
Mehr Oel als Wein verzehrt, bemüht zu Mitternacht;
Der endlich aus sich selbst was vorzubringen waget.
Das kein Mensch hat gedacht, kein Mund zuvor gesaget;
Folgt zwar dem Besten nach, doch außer Dieberey,
Daß er dem Höchsten gleich, doch selber Meister sey;
Dazu gemeines Ding und kahle Fratzen meidet,
Und die Erfindung auch mit schönen Worten kleidet;
Der keinen lahmen Vers läßt untern Haufen gehn,
Viel lieber zwanzig würgt, die nicht für gut bestehn.
Nun wer sich solch ein Mann mit Recht will lassen nennen,
Der muß kein Narr nicht seyn; so wohl was gutes können,
Als unser Tadelgern, der neugebohrne Held,
Der nicht geringen Muth und Titel hat für Geld.
Geh, wie Diogenes des Tages bey den Flammen,
Und bringe dieser Art, so viel du kanst, zusammen;
Setz gute Brillen auf, für eine zweymal drey:
Komm dann, und sage mir, wie theur das hundert sey!
Es werden kaum so viel sich finden aller Orten,
Als Nilus Thüren hat, und Thebe schöne Pforten:
So viel du Finger hast, die Daumen ungezählt,
Im Fall dir einer noch vom ganzen Haufen fehlt.
Zwar tausend werden sich und vielmal tausend finden,
Die abgezählte Wort in Reime können binden.
Des Zeuges ist so viel, als Fliegen in der Welt,
Wann aus der heißen Luft kein Schnee noch Hagel fällt.
Auf einem Hochzeitmahl da kommen oft geflogen
Des künstlichen Papiers bey vier und zwanzig Bogen.
Ein schöner Vorrath, traun! bevorab zu der Zeit,
Wann etwa Heu und Stroh nicht allzuwohl gedeyt.
Kein Kindlein wird gebohrn, es müssen Verse fließen,
Die oft so richtig gehn, und treten auf den Füssen,
Als wie das Kindlein selbst; die (wie es ist bekannt)
Auch haben gleichen Witz, und kindischen Verstand.
Stirbt jemand, so muß auch des Druckers Arbeit sterben;
Wiewohl den Drucker nicht so schädlich, als den Erben.

Bald kömmt der Dichter selbst, erwartet bey der Thür,
Des Halses süssen Trost, der Faust und Kunst Gebühr.
Nun eben diese sinds, die guten Ruhm beschmeißen,
Dieß Lumpenvölklein will (mit Gunst) Poeten heißen;
Das nie was guts gelernt; das niemals den Verstand
Hat auf was wichtiges und redliches gewandt;
Die nichts, denn Worte nur zu Markte können tragen;
Zur Hochzeit faulen Scherz, bey Leichen lauter Klagen,
Bey Herren eiteln Ruhm, dran keiner Weisheit Spuhr,
Kein Salz noch Eßig ist, als bloß der Fuchsschwanz nur.
Drum dürfen sich auch wohl in diesen Orden stecken,
Die niemals was gethan, als nur die Feder lecken.
Ein Schriftling, der kein Buch, als Deutsch, hat durchgesehn,
Will doch als ein Poet, und für gelahrt bestehn.
Es thut ihm eben sanft, wenn solche Titel fallen.
Warum nicht? der im Huy, ja zwischen Feur und Knallen
Hat einen Vers gemacht? In zweyer Tage Zeit
Hat er ein ganzes Buch fünf Finger dick bereit!
O Meister Hämmerling! leg ab die Leimenstangen,
Geschwindigkeit taugt nichts, als Flöhe nur zu fangen.
Was mit der langen Zeit soll wachsen und bestehn,
Das muß nicht hokes poks, wie aus der Taschen gehn.
Sieh des Mäcenas Freund, im Setzen wohl erfahren,
Giebt guten Versen Zeit, von zwey und sieben Jahren.
Zwölfmal hat Cynthius durchrennt sein rundes Pfad,
Eh des Aeneas Lob das Licht gesehen hat.
Itzund, wenn einer nur kann einen Reim herschwatzen:
Die Leber ist vom Huhn, und nicht von einer Katzen;
Da heißt er ein Poet. Komm, edler Palatin!
Leg deinen Lorberkranz zu seinen Füßen hin.
Was mag doch Griechenland Homerus Werke loben,
Und Welschland den Virgil? O! dieser Dreck schwebt oben!
So gar sticht Deutschland nun die andern Völker aus,
Greift einen Opitz ehr, als Codrus eine Laus.
Ja endlich haben wir erlebt die güldnen Jahren,
Daß auch das Weibervolk läßt Spul und Haspel fahren,

Und

Und macht ein Kunſtgedicht. Sie wenden klüglich für,
Sind nicht die Muſen all, auch Jungfern gleich wie wir?
Iſt nicht Minerva ſelbſt, die Fürſtinn kluger Sinnen,
In beydem gleich geübt, im ſchreiben, wie im ſpinnen?
War Sappho nicht ein Weib? Iſt irgendswo ein Mann
Der einer Schurmannin ſich gleich erweiſen kann?
Ihr ſchlechten Tauben ihr! wo ſonderliche Gaben
Faſt wider die Natur, ſich eingefunden haben:
Was geht euch ſolches an? Um aller Welt Gewinn
Bringt ihr mir nimmermehr noch eine Schurmanninn.
Was von Minerva wird geſchrieben und geleſen,
Iſt niemals in der That geſchehen noch geweſen:
Sie hat ſo wenig Fleiß an Büchern je verlohrn,
Als ſie aus dem Gehirn des Vaters iſt gebohrn.
Dieß Bild will mit Verſtand alſo ſeyn angenommen,
Daß Kunſt und Weisheit nur vom Himmel müſſen kommen.
Die Muſen alle neun ſind Wiſſenſchaften nur,
Die uns ſind abgemahlt in weiblicher Figur.
Was Sappho nun betrifft, ſo wirſt du ihre Sitten,
Sammt aller ihrer Kunſt nicht wünſchen oder bitten:
Ein ehrlich Weibesbild, ein fromm gewöhntes Kind
Wird nimmermehr alſo, wie Sappho ſeyn geſinnt.
Die Schriften ſind fürwahr Gezeugen unſrer Herzen:
Die keuſch iſt von Natur, die wird nicht unkeuſch ſcherzen.
Das bild ich mir gewiß und ohne Zweifel ein:
Die ſo wie Thais ſpricht, die wird auch Thais ſeyn.
Wär aber irgendwo ein Weib, das geil von Munde
Und in der Feder wär; jedoch ſich keuſch befunde:
Die wäre wehrt daß ſie vor allen ſchau geführt
Und nackend ſollte ſtehn mit Purpur ausgeziert.
Man ſollte billig ſie und andre ihres gleichen,
(Wo ſonſten andre ſind) mit güldnen Ruthen ſtreichen.
Wo aber findet man ſolch Kleinod in der Welt?
Da weiße Raben ſind, und ſchwarzer Hagel fällt.
Drum wünſche nicht daß die, ſo vorſteht deinem Hauſe,
Mit Verſen ſich bemüh, und in Poeten mauſe.

Der Weiber Vorwitz iſt ſchon aller Welt bekannt:
Sie nähme wohl ſo bald den Daphnis in die Hand,
Als Riſten himmliſch Buch. Gelegenheit lehrt ſtehlen.
Sie möchte wohl dadurch ihr einen Daphnis wählen,
Indem du ſüße ſchläfſt, der lieber wär als du,
Und ſchreiben den Vertrag ihm in den Verſen zu.
Auch, ſetz ich, daß ein Weib geübt in ſolchen Sachen,
(Wie etwa möglich iſt) was trefflichs könnte machen:
Woher die liebe Zeit? (Mein Urtheil rühret nicht,
Als nur gemeines Volk: ob ſchon ein himmliſch Licht
Heldinnen tüchtig macht, was köſtliches zu ſchreiben;
Zu ſetzen ein Gedicht an ſtatt der Klapperſcheiben,
Das gehet euch nicht an) Ein Weib die Flachs und Woll,
Haus, Keller, Küchen, Magd und Kind beſchicken ſoll,
Hat mehr denn allzuviel in allen beyden Händen;
Weis den Verſtand und Zeit viel beſſer anzuwenden.
Zuletzt, kein Männerwitz hat bey den Weibern Art:
Den Männern nur gehört die Feder und der Bart.
Nun hola wo hinaus? laßt uns zurücke kehren:
Huy, Blinder, hie geh' her, ſprach Hans zu ſeiner Mähren.
Wir laſſen nun hinfort die weißen Schürzen gehn,
Und ſorgen wie uns ſelbſt die Hoſen recht anſtehn.
Noch ſag ich, ein Poet muß ſeyn von ſolchen Gaben,
Die nicht ein jeder Mann, geſchweig ein Weib kann haben.
Kunſt, Uebung, ſteter Fleiß, die machen einen Mann,
Der endlich ein Poet mit Ehren heißen kann:
Ja wer nicht von Natur hiezu iſt wie gebohren,
Bey dem iſt Kunſt und Fleiß, und Uebung auch verlohren.
Hör, was der Römer ſpricht: die Stadt giebt jährlich zwar
Der Bürgemeiſter zween: jedoch nicht alle Jahr
Kömmt ein Poet hervor. So viel hat das zu ſagen,
Wenn jemand will mit Recht das Lorbeerkränzlein tragen.
Doch dieß gilt dahin nicht, daß dieſe Schwierigkeit
Dich läßig machen ſoll. Der Gaben Unterſcheid
Der hebt nicht alles auf. Kannſt du den Uebereichen,
An ſeinem großen Schatz und Vorrath nicht wohl gleichen;

So

So iſt nur wenig gnug: ſpann alle Sinnen an;
Wer weis was nicht dein Fleiß dir mehr erwerben kann?
Schreib wenig, wo nicht viel; daß nach der Arbeit ſchmecket:
Ein kleines Werklein hat oft großen Ruhm erwecket.
Zwo Zeilen oder drey von Buchnern aufgeſetzt,
Sind billig mehr als dieß mein ganzes Buch geſchätzt.
Nur eine Fliege wohl und nach der Kunſt gemahlet
Iſt ihres Lobes werth, und wird ſowohl bezahlet;
Als nach des Lebens Maaß ein großer Elephant,
Den nur ein Sudler hat geſchlagen von der Hand.
Kannſt du kein Opitz ſeyn, kein theurer Flemming werden;
O! es iſt Raum genug vom Himmel bis zur Erden.
Iſt ſchon der Eymer nicht bis an den Henkel voll,
Was denn? die ſüße Milch ſchmeckt darum eben wohl.
Hat Holland Heinſ' und Catz? es finden ſich wo minder.
Iſt Rouſard Frankreichs Sohn? es hat wohl ſchlechtre Kinder.
Ob ſchon die Fichte ſcheint die Wolken anzugehn,
Noch darf ein Roſenbuſch ſich auch wohl laſſen ſehn.
Allein vermeng dich nicht mit den vermeßnen Thieren,
Die alles ohn Bedacht fort in das Buch hinſchmieren;
Auch ſieh dich eben vor, daß deine Arbeit nicht
Sey allzuſehr genau, und ſorglich eingericht,
Nach Hirſenpfriemers Art, wenn er alſo darf ſetzen:
Der Erzgott Jupiter, der hatte, ſich zu letzen,
Ein Gaſtmahl angeſtellt; die Weidinn gab das Wild,
Der Glutfang den Toback, der Saal ward angefüllt.
Die Obſtinn trug zu Tiſch in einer vollen Schüſſel,
Die Freye ſaß und ſpielt mit einem Herzensſchlüſſel,
Der kleine Liebreiz ſang ein Dichtling auf den Schmauß,
Der trunkne Heldreich ſchlug die Tageleuchter aus,
Die Feurinn kam dazu aus ihrem Jungfern-Zwinger
Mit Schnäbeln angethan; Apollo ließ die Finger
Friſch durch die Seiten gehn; des Heldreichs Waldhauptmann
Fing luſtig einen Tanz mit den Holdinnen an.
Je daß dich! je, ſo ſchreib! Dieß Elend iſt entſprungen
Vom guten Vorſatz her: weil man mit fremden Zungen

Die

Die edle Mutterſprach zu ſchänden aufgehört,
Und unſre Deutſchen hat das reine Deutſch gelehrt.
Es war ein neu Geſpräch allmählich aufgekommen,
Und hatte mit der Zeit ganz überhand genommen;
Daß eine Zunge nur, ein deutſcher Mann allein,
Aus nüchtern Munde ſprach Franzöſiſch, Welſch, Latein.
Und daß der ſpäten Welt die Art nicht mag gebrechen:
So hört doch, wie ich ſelbſt hab einen hören ſprechen.
Ein braver Capitein, ein alter Freyersmann
Hub ſeinen Mängelmus mit dieſen Worten an:
ça Maiſtre mache mir, en façon der Franzoſen,
Für gut contentement ein paar geraumer Hoſen:
Ich ſelber bin mir gram, mir knort der ganze Leib,
Daß ich jusq' à preſent muß leben ohne Weib.
Was hab ich nicht gethan? was hab ich nicht erlitten,
O Cloris, dein amour und Schönheit zu erbitten,
Weil dein éclat ſo weit die andern übergeht.
Als wenn ein Diamant bey einem Kieſel ſteht.
Soleil de noſtre temps, o Auszug aller Tugend!
O himmliſcher treſor! o Krone dieſer Jugend!
Was hab ich nicht gewagt, daß ſich dein nobler Sinn,
Zu meiner Baſſeteé doch möchte lenken hin?
Und endlich möcht ich wohl von einer Dame wiſſen,
Warum man mich nicht will wie andre Kerle küſſen?
Hab ich nicht Mauls genug? verhindert ſie der Bart?
Hab ich der baiſemains und meines Huts geſpart?
Wie manche Gaſſe bin ich dir zu Dienſt gegangen,
Wenn man des Abends pflegt die Flädermaus zu fangen?
Wie oftmals hab ich dir bey ſpäter Mitternacht,
Auf meiner Cornemuſe ein Dudeldey gebracht!
Und gleichwohl kann ich nicht, ſollt ich darüber ſterben,
Ein freundliches Regard von einer auch erwerben.
Du läſſeſt mir zu Schimpf den jungen Lecker ein,
Ich muß vieilard le gris, und ſchwarzer Michel ſeyn.
Und was iſt denn an dir ſo ſonderlichs zu freſſen?
Farouche, Rabenaas! daß du ſo gar vermeſſen

Auf mich noch höhniſch thuſt? Bin ich gleich ziemlich alt;
Doch iſt mir weder Herz, noch Hand, noch Finger kalt.
Der Magen däuet wohl: denn geht es an ein Schwärmen,
Kann ich ein Nöſſel Wein, ſechs, ſieben, acht erwärmen:
Die Zähn, aſſurez vous! ſind alle noch geſund,
Verſuchs, und ſtecke mir den Daumen in den Mund.
Ich habe manches Land und Herrſchaft durch gereiſet,
Und mich mit Augenluſt und Schönheit nur geſpeiſet.
Das war mein ordinair mit Damen umzugehn,
Da war ich par ma foy, was beſſer anzuſehn,
Da war ich hochberühmt im Fechten, Spielen, Tanzen,
Bracht maſqueraden an, und friſche Mummenſchanzen.
Ich redte ſpaniſch, welſch, krabatiſch und latein:
Paris und Orleans ließ mich für Bürger ein.
Iſt irgend ein Banquet, da man mich ruft zu Tiſche,
So ſchneid ich trefflich wohl, Geflügel oder Fiſche,
Chapons, perdris, levreaux. Man zeige mir den Mann,
Der ſo genau, als ich, den Gecken ſtechen kann.
Und eben hier ſoll ich mich laſſen cujoniren,
Und meine Renomeé auf einmal ganz verlieren?
Bey einer ſchwarzen Haut, die kaum des Odems werth,
Der ſolchem Cavallier aus ſeinem Hintern fährt?
Viel lieber will ich gar verſetzen mein Verlangen,
Und meine pucellage an einen Nagel hangen:
Wie manche Dame thut, wenn ihrs zu lange fällt,
Die Speck und Mäuſefall umſonſt hat aufgeſtellt.
Dieß war die güldne Kunſt zu reden und zu ſchreiben;
Nun denk ihm einer nach, wann dieß noch ſollte bleiben,
Als wie der Anfang war, bey jedermann gemein:
Welch eine Sprache ſolt in Deutſchland endlich ſeyn?
So hat die Barbarey auch das Latein zerſtücket,
Und Gothiſch, Wendiſch, Deutſch mit Macht hinein geflicket.
Dadurch kam allererſt der Miſchmaſch auf die Welt,
Den Frankreich, Welſchland ſelbſt, und Spanien noch behält.
Der Gentelman hat auch ſein Theil davon bekommen,
Ein Wörtlein hier und da, von allem was genommen:

Und eben dieſes wär dem Deutſchen auch geſchehn:
Wenn nicht mit allem Ernſt da wäre zugeſehn;
Der Lapperey gewehrt, das reine Deutſch erzwungen,
Das nichts erbetteln darf von fremder Sprach und Zungen.
Es kömmt mir eben vor, als wenn man ein Geſicht,
Dem keiner Schönheit Zier noch Lieblichkeit gebricht,
Nach geiler Weiber Art noch will mit Pflaſtern ſchmücken,
Die künſtlich ſind geſchnitzt, als Käfer oder Mücken.
O unbeſonnen Werk! was hat die ſtolze Pracht
Nicht wider die Natur gewirkt und ausgedacht!
Käm irgend auf die Welt ein Kind mit ſolchen Flecken,
Wie ſorglich ſollte man die Misgeburt verdecken!
Wann öffentlich Hans Wurſt will ausgelachet ſeyn,
So fleckt er das Geſicht, wie euch nun iſt gemein.
Nun ſolch ein Narr iſt auch, und würdig ſeiner Kappen,
Der unſer ſchönes Deutſch, mit der Franzoſen Lappen
Noch beſſer machen will. Vor vielen Jahren ſchon
Sprach auch ein geiſtlich Mann aus einem hohen Ton:
Monſieur, ich bin nicht werth, daß ihr zu meiner Thüren,
Und in mein ſchlecht Logis ſollt mit mir hin marchiren,
Un mot! ſprecht nur ein Wort: ich weis, zu dieſer Stund,
Et tout incontinent ſo wird mein Knecht geſund.
Zwar ich bin nur ein Menſch, und daß ichs gern geſtehe,
Ein ſchlechter Cavallier: Doch wenn ich einen ſehe
Von meiner Compagnie, und ruf ihn zu mir her!
ça Garçon? er iſt prompt, verrichtet ſeyn devoir.
Der gute Redner wollt des Hauptmanns Wort ausſprechen,
Der zu dem Herren kam in Nöthen und Gebrechen,
Wie ſonſten iſt bekannt. Nun aber, Dank ſey Gott!
Iſt dieſe Mummerey den Deutſchen nur ein Spott.
Hergegen andre ſind, (wie vor geſagt) zu finden,
Die allzu gar genau uns ſuchen einzubinden.
Sie haltens einen Mord, wenn etwa dem Latein
Ein Wörtlein ohngefähr nur ähnlich ſollte ſeyn.
Ein ſolcher Klügling wird nicht leiden, daß man ſage,
Wie er an ſeinem Kopf auch Naſ' und Ohren trage.

Denn

Denn beydes iſt Latein. Der Fuß ſieht griechiſch aus;
Der Spiegel iſt nicht Deutſch, noch minder Katz und Maus.
Nun lieber, laßt uns auch was Gutes doch erdenken,
Und nach der neuen Kunſt die Zunge klüglich lenken:
Was wird man ſeltſam Werk, was wird man Wunder ſehn!
Ey, Liebſte! laſſet doch den grauen Murmur gehn.
Nehmt mich in euren Schooß. Der fahle Häckſelmenger
Frißt die gedruckte Milch. Neigt eure Lüftleinsfänger
Doch meiner Rede zu. Geht zu dem Gleicher hin,
Der Schnauber iſt euch ſchwarz: ſonſt ſeyd ihr meinem Sinn
Und gutem Urtheil nach, mit allen Schönheitswaaren
Vollkömmlich ausgeputzt, von Scheitel und den Haaren,
Bis auf die Trittung zu. Wenn euer Pflanzherr wollt,
Und eure Seuge mir ſo zugethan und hold
Noch heute könnte ſeyn, daß ſie mein liebſtes Leben,
Euch mir zum Eigenthum beſitzlich wollten geben:
So flög ich voller Glück bis an das blau Gezelt,
Wo Phöbus prächtig ſteht, der Süchtling aller Welt.
Wer hat das Zipperlein ſo ſchwer an Händ und Füſſen,
Der dieſes Narrenwerks nicht ſollte lachen müſſen?
Wer ſo unſichtbar geht, führt ſolche Räthſel ein,
Der wird in Wahrheit auch den Deutſchen undeutſch ſeyn?
Wer wollte nicht viel ehr des Wälſchen Wort verſtehen:
Paur, hale mir die Pferd, laßt ju der Schuch beſehen,
Allegro, macht ju fort; Bezahlt die Pinkebank,
Geh Moder in die Stall, der Kuh ſein Kind iſt kranck.
Zum letzten iſt noch viel den wahren Ruhm zu ſchmähen,
Weil man nicht ohne Zorn und Lachen zu muß ſehen:
Wie um ſo ſchlechte Kunſt, doch um ein ziemlich Lohn
Auf alle Köpfe paſt die grüne Daphniskron.
So leicht ein Roſcius Muſcaten her kann machen,
Sybill ein Kind von Stroh, Criſpinus in den Rachen
Ein halbes Stübchen geußt; ſo leicht ein Gauckelsmann
Aus einem Baurenrock Ducaten ſchütteln kann;
So leichtlich als ein Held von etwa ſechzehn Jahren,
Mit einer rothen Mütz nach Hauſe kömmt gefahren;

So leicht ein Mörſelknecht, ein junger Kräuterkoch,
Mit einem Doctor kreucht aus einem Schorſteinsloch;
So leichtlich als die Katz ein Mäuslein kann erwiſchen,
Thraſyllus aus der Luft ein Dutzend Lügen fiſchen;
So leichtlich als ein Ey iſt in den Sack gebracht:
So leichtlich iſt ein Schock Poeten weggemacht.
Was Teuſcherey iſt das? Mag doch kein Schiffer heißen,
Der keinen Wind verſteht. Wer keinen Fiſch kann reißen,
Der kann kein Koch nicht ſeyn. Wer keinen Pechdrat kennt,
Der mag mit Wahrheit ja kein Schuſter ſeyn genennt.
O, daß ihr mit dem Kranz auch plötzlich daheyneben,
Ihr Herren von der Pfalz Gelahrtheit könntet geben:
Ich hätt euch all mein Gut, ich hätt euch all mein Geld,
(Ihr wißt noch nicht, wie viel?) vorlängſt ſchon zugeſtellt.
Mag aber das nicht ſeyn, iſt ſonſten nichts zu fangen,
Als mit den Titeln nur und großen Briefen prangen:
So taugt der Handel nichts. Man giebt in Zeit der Noth
Kein Speck und Fleiſch dafür, kein Butter oder Brodt:
Doch hievon mehr, als gnug. Was ſoll ich aber machen
Mit denen, die ſo gern den Bettelſack belachen?
Wo ein Poete wohnt, da iſt ein ledig Haus,
Da hängt (ſpricht Güldengreif) ein armer Teufel aus.
Geduld, was will man thun? Man muß es zwar geſtehen,
Wer zu dem Reichthum eilt, muß anders was erſehen,
Als Verſemacherkunſt? Wer plötzlich reich will ſeyn,
Der löſt um wenig Geld geſtohlne Waaren ein,
Der biethe Zungen feil, bediene faule Sachen;
Doch, daß er beyde Theil ihm kann zu Freunden machen:
Geb einen Schreiber ab, und ſuche ſein Gewinn;
Was nicht ins Käſtlein fällt, das fällt darneben hin.
Wer plötzlich reich will ſeyn, muß große Renten heben,
Und zahlen wenig aus: das kann ihm Beute geben.
Bedient er Vormundſchaft: er muß auf ſich auch ſehn;
Und ſollten gleich darnach die Mündlein barfuß gehn.
Wem dieſes nicht gefällt, der mag ein Kaufmann werden,
So lang es halten will mit Kutſchen und mit Pferden:

Zum

Zum Prunk sich lassen sehn; bald gar unsichtbar seyn,
Und stellen mit Vertrag sich endlich wieder ein.
Ist das nicht seines Thuns, so kann er Leder stehlen,
Und lassen doppelt theur ihm für die Stiefeln zählen.
Der Künste seyn so viel, als wie des Ufers Sand,
Den Meistern doppelt mehr, als mir, Gott Lob! bekannt.
Nun aber ein Poet weis nichts von solchen Sachen,
Es soll die gute Kunst auch keinen Schinder machen:
Sie dient zu guter Lust, sie dient zu guter Lehr;
Sie dient Verständigen, und Gott zu seiner Ehr.
Wer Brod erwerben will, und Mittel zu dem Leben,
Der muß auf anders was hauptsächlich sich begeben,
Das Küch und Keller füllt. Wer so die Sach angeht,
Der hat, was er bedarf, und bleibt doch ein Poet.
Nach abgelegter Pflicht so mag er sich ergetzen,
Und einen guten Vers hin zu dem andern setzen,
Der Wechsel machet oft, daß uns kein Werk verdreust,
Wo sonst die Dinte gern und ungezwungen fleußt.
Kömmt denn zu rechter Zeit ein guter Freund gegangen,
So läßt er wohl einmal ein kühles Trünklein langen,
Sticht wo ein Gläschen ab, versucht die kalte Schal:
Ein halber Gülden macht ihm doch kein Capital.
Indem er also sitzt, bedenket er mit Lachen,
Wie oft das große Gut den Reichen arm kann machen:
Je mehr dem Geizigen trägt sein Vermögen ein,
Je mehr muß er bescharrt und wohl behungert seyn.
So oft er einmal trinkt, so muß er überschlagen,
Ob seine Zinsen auch die Kosten mag ertragen?
Der Hauptstuhl ist sein Gott, den tastet er nicht an:
Greift lieber hinter sich, als nach der vollen Kann.
Hergegen mein Poet sagt, daß der Sonntagsbraten,
Und sein Gerichtlein Fisch nicht übel mag gerathen;
Singt seinem lieben Gott, so freudig, als er mag,
Der weiter für ihn sorgt, als für den andern Tag.
Zuweilen sitzet er, hält der Vernunft entgegen,
Die Laster seiner Zeit, die irgend sich erregen,

Schont aller Menschen zwar, doch keiner Thorheit nicht:
Und ob sein Urtheil selbst ihm ins Gewissen spricht,
So schweigt er mit Geduld beseufzt die bösen Thaten,
So kann die Wahrheit ihm zum höchsten Heil gerathen.
Ist dieser Eßig scharf, er ist dennoch gesund,
Und beißt das faule Fleisch heraus bis auf den Grund.
Gleichwie Machaon brennt und heilt mit klugen Händen:
So mag doch ein Poet zwar strafen, doch nicht schänden,
Und wer dann solchen Mann zu den Verläumdern schreibt,
Der wisse, daß ihn selbst der Erzverläumder treibt.
Es ist Poeten Werk, mit fremden Namen spielen,
Und also mit Gelimpf auf wahre Laster zielen:
Nimmt aber jemand selbst sich solcher Laster an,
Wer ist in aller Welt, der solches ändern kann?
Hat jemand Codrus Art, der mag den Namen erben;
Wer Hirsenpfriemer heißt, mag Hirsenpfriemer sterben.
Wenn beym Horatius also geschrieben steht:
Gorgon stinkt wie ein Bock, Ruffin reucht nach Ziebeth:
Da kann es ja gleichviel dem guten Dichter gelten,
Wer will, mag sich Gorgon, wer will, Ruffinus schelten.
Ein Frommer eifert nicht, sein Herz das spricht ihn los,
Wer schuldig ist, der schreyt und giebt sich selber bloß.
Wen sein Gewissen beißt, mag seine Thorheit hassen,
Hab ich den Geck erzürnt, ich kann es noch nicht lassen:
Ich biete rechten Trotz, dem, der mir solches wehrt;
Wer Laster straft, der hat die Tugend recht gelehrt.

* *

Canitzens dritte Satire, von der Poesie.

Auf! säume nicht, mein Sinn, ein gutes Werk zu wagen,
Und aller Dichterey auf ewig abzusagen;
Gieb weiter kein Gehör, wenn die Sirene singt,
Und such ein ander Spiel, das bessern Nutzen bringt.
Wie? sprichst du, soll ich schon den Zeitvertreib verschwören,
Dadurch ich bin gewohnt die Grillen abzukehren,

Der

Der mir in Sicherheit, bishor die Stunden kürzt?
Anstatt, daß mancher sich aus Lust, in Unlust stürzt,
Der, weil ein schwarzer Punkt im Würfeln ausgeblieben,
Zuletzt aus dem Besitz der Güter wird getrieben.
Ich thu mir schon Gewalt, wenn ich viel Thorheit seh,
Die ich bescheidentlich mit Schweigen übergeh.
Das aber ding ich aus, nicht zu des Nächsten Schaden:
Nein, sondern nur mein Herz der Bürde zu entladen,
Daß ich durch einen Reim, was ich den ganzen Tag
Geduldig angemerkt, mir selbst vertrauen mag.
Da schenk ichs keinem nicht, kein Ort ist, den ich schone,
Von schlechten Hütten an, bis zu des Königs Throne.
Ein bärtiger Heyduck, der, wie ein Cherubim,
Die Streitaxt in der Hand, die Augen voller Grimm,
Der Auserwählten Sitz verschleußt vor meines gleichen,
Muß, wie ein schüchtern Reh, von seiner Wacht entweichen;
Wenn mein gerechter Zorn erst anzubrennen fängt,
Und sich bis in den Schooß des blinden Glückes drängt,
Die Larve von Gesicht des Lasters wegzureißen.
Weh dem, der thöricht ist, und dennoch klug will heißen!
Denn wo sein Name nur sich in die Verse schickt,
So wird er alsofort dem Mayer beygerückt.
In meinem Schülerstand auf den bestäubten Bänken
Hub sich die Kurzweil an. Sollt ich auf Sprüche denken,
Die man gezwungen lernt, und länger nicht bewahrt,
Als bis der kluge Sohn, nach Papageyenart,
Sie zu der Aeltern Trost, dem Lehrer nachgesprochen:
So ward mir aller Fleiß durch Reimen unterbrochen.
Da mahlt ich ungeübt, in meiner Einfalt, ab,
Wenn Meister und Gesell mir was zu lachen gab.
Bis, nach und nach, die Zeit den Vorhang weggeschoben,
Und mir, was scheltens werth; hingegen was zu loben,
Was Hof und Kirch und Land, und Stadt für Wunder hegt
Und was mir selber fehlt, getreulich ausgelegt.
Das mach ich mir zu nutz, und durch des Himmels Güte,
Werd ich je mehr und mehr bestärkt, daß ein Gemüthe,

Wenn es der Tyranney des Wahnes obgesiegt,
Und seine Freyheit kennt, ganz Peru überwiegt.
Das ists, was oft mein Kiel schreibt in gebundnen Sätzen.
Was mich nun dergestalt in Unschuld kann ergetzen,
Wozu mich die Natur = = = Halt ein, verführter Sinn!
Drum straf ich eben dich, weil ich besorget bin,
Es möchte, was itzund noch leicht ist zu verwehren,
Sich endlich unvermerkt, in die Natur verkehren.
Wo hat Justinian das strenge Recht erdacht,
Durch welches ein Phantast wird Vogelfrey gemacht?
Und, da ein weiser Mann dieß für was großes schätzet,
Daß man noch keinen Zoll auf die Gedanken setzet;
Ist wohl der beste Rath, man seh und schweige still,
Und stelle jedem frey, zu schwärmen, wie er will:
Indem es fast so schwer, die rohe Welt zu zwingen,
Als mancher Priesterschaft das Beichtgeld abzubringen.
Ein Spiegel weiset uns der Narben Häßlichkeit,
Doch wird er oftermals deswegen angespeyt.
Du meynst zwar, was du schreibst, soll nie das Licht erblicken,
Wie bald kann aber dieß auch dir eins misgelücken?
Von deinem schönen Zeug entdeck, ich wie mich deucht,
Schon manch geheimes Blatt, das durch die Zechen fleucht.
So wirst du ein Poet, wie sehr du es verneinest;
Wer weis, ob du nicht bald im offnen Druck erscheinest?
Vielleicht wird dein Gedicht, des Müßigganges Frucht,
Noch bey der späten Welt einmal hervor gesucht;
Und mit dem Juvenal in einem Pack gefunden,
Wenn man ihn ungefähr in Löschpapier gewunden.
Schreibt dir dein bester Freund, der deinen Rath begehrt,
So scheints, als hieltest du ihn keiner Antwort werth.
Bringt jemand ein Gewerb, das auf dein Wohlergehen,
Auf Ehr und Vortheil zielt; du läßt ihn draußen stehen.
Triffst du Gesellschaft an, die ein Gespräch ergetzt,
Wo der Bekümmertste sein Leid beyseite setzt:
So runzelst du die Stirn in so viel hundert Falten,
Daß du oft für ein Bild des Cato wirst gehalten.

Ein

Ein jeder wollte gern erfahren, was dich quält?
Indeſſen ſchleichſt du fort, weiſt ſelbſt kaum was dir fehlt.
Dein Haus wird zugeſperrt, die Schlöſſer abgeſpannet,
Wie es ein Zaubrer macht, wenn er die Geiſter bannet;
Und da die halbe Welt, von aller Arbeit ruht,
Weckſt du den Nachbar auf, den des Camines Glut
Und ſpäte Lampe ſchreckt, die dich im Fenſter zeigen,
Als wollſt du Thurm und Dach, aus Mondſucht, überſteigen.
Warum? Was ficht dich an? Was iſts? Was macht dich toll?
Ein Wort. Was für ein Wort? Das hinten reimen ſoll.
Verdammte Poeſie! Mein Sinn laß dich bedeuten,
Eh ich die Nieſewurz darf laſſen zubereiten.
Greif erſt die Fehler an, die du ſelbſt an dir ſiehſt;
Eh du der andern Thun durch deine Hechel ziehſt:
Denn, ſollt ich hier die Müh, dich zu erforſchen, nehmen,
Wir müßten, iſts nicht wahr? uns vor einander ſchämen.
Kurz: Wer das Richteramt auf ſeine Schultern nimmt,
Der ſeh, ob ſein Geſetz mit ſeinem Wandel ſtimmt.
Wird doch die Kanzel roth, wenn ein erhitzter Mäyer
Der geilen Heerde ſchwatzt, von Sodom, Rach und Feuer,
In Chloris Gegenwart; die noch verwichnen Tag
In dem verliebten Arm des treuen Hirten lag.
Iſts möglich? kann dir noch die Dichterkunſt gefallen?
Gib Achtung, bitt ich dich, wie unſre Lieder ſchallen,
Und was für eine Brut man allenthalben heckt,
So weit ſich das Gebieth des deutſchens Boden ſtreckt.
Durch Opitz ſtillen Bach gehn wir mit trocknen Füſſen,
Wo ſieht man Hofmanns Brunn, und Lohnſteins Ströhme fließen?
Und, nehm ich Beſſern aus, wem iſts wohl mehr vergönnt,
Daß er den wahren Quell der Hippokrene kennt?
Wer itzt aus Pfützen trinkt, tritt zum Poeten-Orden,
So, daß der Helikon ein Blocksberg iſt geworden;
Auf welchem das Geheul des wilden Pans ertönt,
Der ſeine Sängerzunft mit Haſenpappeln krönt.
Vor Alters, wo mir recht, ward nie ein Held beſungen,
Wenn er nicht, durch Verdienſt, ſich in die Höh geſchwungen;

Und eine Redensart, die göttlich sollte seyn,
Ward zu derselben Zeit den Sklaven nicht gemein.
Wo lebt itzt ein Poet, der dieß Geheimniß schonet?
So bald er einen merkt, der ihm die Arbeit lohnet,
Wird seinem Pegasus der Sattel aufgelegt,
Der ein erkauftes Lob bis an den Himmel trägt;
Den wir mit solcher Post so oft zum Zorne reizen,
Und öfter noch vielleicht, als sich die Sterne schneuzen.
Daß großentheils die Welt in träger Lust verdirbt,
Und sich, um wahren Ruhm, so selten mehr bewirbt,
Ist der Poeten Schuld. Der Weihrauch wird verschwendet,
Und manchem Leib und Seel, um die Gebühr, verpfändet:
Daß die Unsterblichkeit ihm nimmer fehlen kann,
Der, wie ein Erdenschwamm sich kaum hervorgethan;
Und den doch anders nichts vom Pöbel unterscheidet,
Als daß ein blöder Fürst ihn an der Seite leidet;
Da er für jedes Loth, das ihm an Tugend fehlt,
Ein Pfund des eitlen Glücks und schnöden Goldes zählt.
Man denkt und schreibt nicht mehr, was sich zur Sache schicket,
Es wird nach der Vernunft, kein Einfall ausgedrücket,
Der Bogen ist gefüllt, eh man an sie gedacht,
Was groß ist, das wird klein, was klein ist, groß gemacht:
Da doch ein jeder weis, daß in den Schildereyen
Allein die Aehnlichkeit das Auge kann erfreuen,
Und eines Zwerges Bild die Artigkeit verliert,
Wenn er wird in Gestalt des Riesen aufgeführt.
Wir lesen ja mit Lust Aeneas Abentheuer.
Warum? stößt ihm zur Hand ein grimmig Ungeheuer,
So hat es sein Virgil so glücklich vorgestellt;
Daß uns, ich weis nicht wie, ein Schrecken überfällt:
Und hör' ich, Dido, dich von Lieb und Undank sprechen,
So möcht ich deinen Hohn an den Trojanern rächen.
So künstlich trifft itzund kein Dichter die Natur:
Sie ist ihm viel zu schlecht, er sucht sich neue Spur;
Geußt solche Thränen aus, die lachenswürdig scheinen,
Und wenn er lachen will, so möchten andre weinen.

Ein

Ein Deutscher ist gelehrt, wenn er solch Deutsch versteht.
Kein Wort kömmt an den Tag, das nicht auf Stelzen geht.
Fällt das geringste vor in diesen Kriegeszeiten,
So dünkt mich, hör ich schon die Wetterglocke läuten:
Ein flammenschwangrer Dampf beschwärzt das Luftrevier,
Der stralbeschwänzte Blitz bricht überall herfür,
Der grause Donner brüllt, und spielt mit Schwefelkeilen.
Der Leser wird betrübt, beginnet fortzueilen,
Bis er ins Trockne kömmt; weil doch ein Wolkenguß
Auf solchen starken Knall nothwendig folgen muß,
Und läßt den armen Tropf, der Welt zur Strafe, reimen,
Wie ein Besetzner pflegt, in seiner Angst, zu schäumen.
Geht wo ein Schulregent in einem Flecken ab,
Mein Gott! wie rasen nicht die Dichter um sein Grab.
Der Tod wird ausgefilzt, daß er dem theuren Leben
Nicht eine längre Frist, als achtzig Jahr, gegeben.
Die Erde wird bewegt, im Himmel Lerm gemacht.
Minerva, wenn sie gleich in ihrem Herzen lacht,
Auch Phöbus und sein Chor, die müssen, wider Willen,
Sich traurig, ohne Trost, in Flor und Boy verhüllen;
Mehr Götter sieht man oft auf solchem Zettel stehn,
Als Bürger in der That mit zu der Leiche gehn.
Ein andrer, von dem Pfeil des Liebens angeschossen,
Eröffnet seinen Schmerz mit hundert Gaukelpossen:
Daß man gesundern Witz bey jenem Tänzer spürt,
Den die Tarantula mit ihrem Stich berührt.
Was er, von Kindheit an, aus Büchern abgeschrieben,
Das wird, mit Müh und Zwang, in einen Vers getrieben.
Die Seufzer, wie er meynt, erweichen Kieselstein,
Die voll Gelehrsamkeit, und wohl belesen, seyn.
Des Aetna Feuerkluft muß seiner Liebe gleichen,
Und aller Alpen Eis der Liebsten Kälte weichen.
Indessen aber wird das arme Kind bethört,
Und weis nicht, was sie fühlt, wenn sie dergleichen hört;
Ja, wenn ihr Corydon, gebückt vor ihren Füssen,
Der Klage Bitterkeit ein wenig zu versüssen,

Nichts anders als Zibeth und Ambra von sich haucht,
Und sie kein Bibergeil zum Gegenmittel braucht:
So mag des Mörders Hand, was ihm von seinem Dichten
Noch etwan übrig bleibt, auf ihre Grabschrift richten.

* *

Neukirchs siebente Satire, auf unverständige Poeten.

Laß doch Lysander ab, mit Reimen dich zu plagen,
Und einer Bettelkunst halb rasend nachzujagen,
Die zwar die Phantasey durch süße Träume rührt,
Dich aber auf den Weg der Hungerwiesen führt;
Und endlich, wo du dich läßt ihre Grillen treiben,
Mit Meistersängern wird in eine Rolle schreiben.
Dieß eben ist das Gift, das, wie die Missethat,
Gleich mit der Muttermilch mir ins Geblüte trat.
Wie glücklich wär ich doch, wenn mich zu rechter Stunden,
Ein kluger Arzt davon durch Kräutersaft entbunden;
Und alles, was ich nur von Versen angeblickt,
Durch hebend Antimon hätt in die Luft geschickt:
So dürft ich nicht wie itzt in Kummerwinkeln sitzen,
Und bey geborgter Lust von langen Sorgen schwitzen.
So hätt ich auch vielleicht den Wuchergriff erlernt,
Wie man durch Ränke sich von der Natur entfernt;
Den Trieb der Redlichkeit mit Silberzäumen lenket;
Den Geist der Gottesfurcht in klugen Schlaf versenket;
Ein reiches Lasterweib zu seinem Willen beugt;
Durch höflichen Betrug auf Ehrenbänke steigt,
Und endlich, wenn die Kraft der Jugend uns verlassen.
Bey voller Tafel kann von fremden Gute prassen.
So hab ich manchen Tag und manche Nacht verreimt,
Und oft ein großes Lied von Zwergen hergeträumt;
Verliebten ihre Lust in Zucker zugemessen;
Betrüger reich gemacht, mich aber gar vergessen.

Und ob mich endlich gleich mit der verjährten Zeit,
Ein kurzer Sonnenblick bey Hofe noch erfreut;
Und Preußens Salomo, den ich mit Recht gepriesen,
Mir zu der Ehrenburg den Vorhof angewiesen:
Ward doch durch seinen Tod, der alles umgekehrt,
Mein Glück und auch zugleich mein ganzer Ruhm verzehrt.
Nun lacht die Wucherschaar bey ihren Judengriffen,
Daß ich der Tugend Lob auf Hoffnung hergepfiffen;
Die Zungendrescherey den Musen nachgesetzt,
Und wahre Weisheit mehr, als Geld und Gut geschätzt;
Und daß ich, da der Hof zum Laufen mich gezwungen,
Nicht noch zu rechter Zeit in Schulenstaub gesprungen,
Die matte Dürftigkeit im Mantel eingehüllt,
Mit leerer Wissenschaft die Jugend angefüllt;
Die Kinder gegen Lohn den Todten vorgetrieben,
Und wochentlich ein Lied für Thaler hingeschrieben.
Hiebey verbleibt es nicht. Die schwärmende Vernunft
Der von der Hungersucht bethörten Dichterzunft,
Die sich durch falsche Kunst auf den Parnaß geschlichen,
Von der gesetzten Bahn der Alten abgewichen,
Mit frecher Hurtigkeit gefüllte Bogen schmiert,
Und alle Messen fast ein todtes Werk gebiehrt,
Wird so verwegen schon, daß sie Gesetze stellet,
Der Griechen Zärtlichkeit das Todesurtheil fället,
Des Maro klugen Witz in Kinderclassen weist,
Horazens Dichterkunst verrauchte Grillen heißt,
Und alles, was sich nur nach alter Kraft beweget,
Auf lüsternem Papier mit Dinte niederschläget.
Da nun dieß Wespenheer von Tag zu Tage wächst,
Und jeder Knabe schon nach Narrenwasser lechzt:
Was Wunder ist es denn, wenn Ruhm und Ehre stirbet,
Die Kunst zu Grabe geht und Tugend gar verdirbet?
Es ist nicht mehr die Zeit, da noch Augustus Hand
Die Nebenstunden selbst zum Dichten angewandt,
Da Kaiser und Poet an einer Tafel saßen,
Und beyde doch dabey nicht ihre Pflicht vergaßen;

Die Tage sind vorbey, da Barbarossens Hof
Bey vollen Gläsern noch nicht den Verstand versoff;
Da kluge Damen noch auf Tugendlieder hörten,
Und halbe Reimer oft mit großen Preisen ehrten.
Wir sind nicht zu Paris, wo man nicht Tag aus Nacht,
Und gleich Abgötterey aus jedem Wurme macht;
Wo man, was Scudery, was Chapelain gewesen,
Ohn alle Farben kann in Stachelschriften lesen.
Viel Große lieben wohl noch Alexanders Schwerdt,
Nicht aber auch die Kost, die seinen Geist ernährt.
Sie jauchzen wohl mit ihm, wenn ihre Trommel klinget;
Nicht aber, wenn Homer von weisen Sitten singet.
Das Frauenzimmer haßt, was ihr Gewissen schreckt,
Und das Geblüte nicht zu steter Lust erweckt;
Und wer den Thoren itzt die Wahrheit wollte sagen,
Der müßte jeden vor um seine Meynung fragen.
So viel als Reimer sind, so viel und mancherley
Wirkt in der Poesie nun auch die Phantasey.
Ein halb mit Pickelscherz vermengtes Operettchen,
Ein stinkender Roman vom rasenden Chrysettchen,
Ein geiles Myrthenlied, und ein nach dem Adon
Des üppigen Marins erbauter Venusthron,
Der der Geliebten Schooß bis auf den Grund entdecket,
Und Büsch und Brunnen draus, und Vogelnester hecket;
Ein lügenvolles Lob, das uns ins Angesicht
Dem lastervollen Ruf der Todten widerspricht;
Ein rohes Trauerspiel, in dem die Regeln fehlen,
Und so viel Schnitzer fast, als Sylben sind, zu zählen;
Ein Brief, den Adam schon der Eva zugesandt,
Da beyde dazumal doch keine Schrift gekannt;
Ein kreißendes Sonnet, das mit dem Tode ringet,
Und der Gedanken Rad, so, wie die Reime zwinget;
Und ein nach Pöbelart gepriesner Buhlerblick,
Ist oft bey dieser Zeit das größte Meisterstück.
So lang ich meinen Vers nach gleicher Art gewogen,
Dem Bilde der Natur die Schminke vorgezogen.

Der Reime dürren Leib mit Purpur ausgeschmückt,
Und abgeborgte Kraft den Wörtern angeflickt:
So war ich auch ein Mann von hohen Dichtergaben.
Allein, so bald ich nur den Spuren nachgegraben,
Darauf man zur Vernunft beschämt zurücke kreucht,
Und endlich nach und nach nur den Parnaß erreicht,
So ist es aus mit mir: so kommt von seinem Suschen
Ein mit Ebräerwitz gespicktes Philomuschen;
Klaubt ihm ein Jugendwort in meinen Schriften aus,
Und untergräbt damit mein ganzes Ehrenhaus.
Was soll ich Aermster thun? soll ich noch einmal rasen,
Und durch mein Haberrohr zum Federsturme blasen?
Nein! nein Lysander, nein! ich will zurücke stehn,
Und der erlauchten Schaar nur aus den Augen gehn:
Sonst wirft der Schwindelgeist der klugen Weistaner
Mich endlich auf die Bank der reimenden Quintaner;
Und jagt mich, ob ich gleich halb notenmäßig bin,
Ins Re-mi-fa-sol-la der Hübneristen hin;
Die sich doch ohnedem an Odermusen reiben,
Sudetenzungen nur zu Mammelucken schreiben,
Und alles, was durch Kunst der Pleiße nicht geschehn,
Vor Eigenliebe kaum mit halben Augen sehn.
Zwar weich ich darum nicht, als ob ich, wenn es brennte,
Nicht auch ein Jammerlied im Tanze drechseln könnte;
Und ob der Tripeltact der leichten Reimerey
In Wedekindes Schooß allein zu Hause sey.
Mir ist ja wohl bekannt, wie man den Schedel seifen,
Und solche Spötter kann mit Lauge wieder täufen;
Wie mancher ohne Bart in Phöbus Auen springt,
Und wie ein kollernd Pferd sich auf dem Pindus schwingt.
Allein ich hab einmal die Thorheit aufgegeben,
Es reime wer da will, ich will im Frieden leben.
Hast du, Lysander, Witz, so folge meinem Rath:
Der ist der klügste Mann, der nichts geschrieben hat.
Laß einen Kirchenschwan, Bär, Schaf und Rinder reimen,
Laß einen Bavius von Heldenthaten träumen,

Vertrag im Madrigal hirschfeldischen Verstand,
Erheb den Schäferton von Kärndt und Bayerland:
Und wenn ein Nordenhals mit rauher Kehle knastert,
So sprich: daß er den Weg zum Musenberge pflastert;
Und daß er doch dabey mehr süsse Lieblichkeit,
Als Hofmannswaldau kaum und Opitz ausgestreut.
Gieb alles willig zu, und laß die blinden Schützen
Um ihren Lorberkranz mit eignem Lobe blitzen;
Inzwischen tröste dich bey deiner klugen Pein,
Mit griechischer Vernunft, und sittlichem Latein;
Und trachte den Verstand der Alten zu ergründen,
So wirst du, was du suchst, und was uns mangelt, finden.
Dann geh, und werde klug, und setze dich zur Ruh,
Und sieh der Kinderlust mit Männeraugen zu;
So hast du, wenn du willst, bey täglich neuen Sachen,
Papiere zum Toback, und Zeug genug zum Lachen.
Doch wo das Dichtersalz dich in den Adern jückt,
Und dich ein böser Geist aus deinem Zirkel rückt,
Der dich im Sprunge will zum Flötenritter schlagen:
So fang es endlich an mit halber Furcht zu wagen.
Versammle, wo du kannst, der Jugend alten Graus,
Und pflanze Stück auf Stück, und mach ein Buch daraus;
Dann stirb, so glaubt die Welt, daß mehr mit dir verdorben,
Als am Homer Athen, Rom am Virgil gestorben.
Schau! dieses ist der Weg, der dir bisher gefehlt,
Und dennoch deinen Geist auch nicht zu Tode quält.
Schieb andern Müh und Schweiß in ihren Jammerbusen:
Ein ausgeführtes Werk ist nur für Bettelmusen;
Und der hat wahrlich mehr, als mancher Fürst gethan.
Der seinen Unverstand mit Kunst verbergen kann,

* *

Das VII. Capitel.

Von Sinn- und Scherzgedichten.

1. §.

Sehr viel Verwandschaft mit den Satiren, haben ohne Zweifel die Sinn und Scherzgedichte; daher können dieselben füglich in diesem Capitel ihren Platz finden. Einige Arten derselben sind alt, die meisten aber von neuer Erfindung. Die Gelehrten haben uns ganze Sammlungen griechischer Sinngedichte herausgegeben, die aber nicht alle von gleicher Güte sind: Ja vielmal herrscht eine gewisse Einfalt darinnen, die in einem heutigen Gedichte für matt und kalt gehalten werden würden. Catull und Martial haben sich in Rom vor andern hervorgethan, und unter den Neuern ist ihnen Owenus gefolget. Unter uns Deutschen haben uns Opitz und Flemming viele Proben davon gewiesen. In den hofmannswaldauischen Gedichten steht eine große Menge, darunter einige, sonderlich die neukirchischen, recht hübsch sind. Logau hat eine kleine Sammlung sinnreicher Ueberschriften und Grabschriften unter dem Titel: Von Golaus auferweckter Gedichte, herausgegeben; darinn auch sehr viel artige vorkommen. Unzähliger altfränkischer kleiner Sammlungen zu geschweigen, die wir von dieser Art haben, die aber größtentheils ins Vergessen gerathen sind.

2. §. Kurz zu sagen, eine Ueberschrift, ist der poetische kurzgefaßte Ausdruck eines guten scharfsinnigen Einfalles, der entweder jemanden zum Lobe, oder zum Tadel gereichet. So beschreibt sie Boileau im II. Gesange seiner Art. Poet.

L'Epigramme plus libre, en son tour plus borné,
N'est souvent quu'n bon mot de deux rimes orné.

Ich

Ich nehme das Wort scharfsinnig im ordentlichen Verstande, für die Wahrnehmnng eines Umstandes an einer Sache, den nicht ein jeder würde gesehen haben. Zu dieser Scharfsinnigkeit kömmt vielmals auch der Witz, der zwischen einem solchen Umstande und etwas anderm, eine Aehnlichkeit findet, selbiges entweder zu erheben oder zu verkleinern. Dieser Gedanke aber muß kurz gefasset werden, damit er in dem Verstande des Lesers eine plötzliche und unvermuthete Wirkung thue. Die Weitläuftigkeit des Ausdruckes würde nur machen, daß man durch die Umschweife schon von weitem zu rathen anfinge, was nachkommen würde: wodurch aber das Vergnügen über denselben um ein vieles gemindert werden, ja gar verschwinden würde.

3. §. Die besten Exempel scharfsinniger Sinngedichte, werden bestätigen, was ich davon gesagt habe. Virgil hat an den Pallast des Kaisers Augusts, folgende Zeilen angeschrieben; wodurch er zuerst bekannt worden:

Nocte pluit tota, redeunt spectacula mane;
Diuisum imperium cum Ioue Caesar habet.

Es stürmt die ganze Nacht, der Morgen bringt uns Lust,
So herrscht zwar Jupiter, doch neben ihm August.

Woher entsteht hier das Sinnreiche? Erstlich daher, das Virgil an einem Tage etwas wahrgenommen, darauf andere nicht Acht gegeben: daß nämlich auf eine regnichte Nacht mancherley Lustbarkeiten in Rom angestellet worden. Zweytens darinn, daß er den August mit dem Jupiter vergleichet, und das Regiment der Welt unter sie eintheilet. Die berühmte Grabschrift Martials auf die Dido wird eben das zeigen:

Infelix Dido nulli bene nupta marito:
Hoc pereunte fugit, hoc fugiente perit.

Die Männer wirken dir, o Dido, lauter Noth;
Des einen Tod die Flucht; des andern Flucht den Tod.

Hier

Hier bemerkt der Poet abermal, daß Dido ohne ihre Ehemänner würde glücklich gewesen seyn, woran nicht gleich ein jeder denket. Hernach vergleicht er die beyden Trübsalen mit einander, und findet selbst in dem Gegensatze der Flucht und des Todes, eine gewisse Aehnlichkeit, die noch keinem eingekommen war.

4. §. Außer diesen wahren Scharfsinnigkeiten, da der Witz mit den Sachen beschäfftiget ist, giebt es noch viel andre, die in bloßen Wortspielen bestehen. Z. E. Ein Schüler der Jesuiten in Frankreich, hat seinen Lehrern zu Ehren, folgendes gemacht. Man muß aber wissen, daß ihre beyde berühmteste Schulen zu Dole und la Fleche sind, davon jene einen Bogen, und diese einen Pfeil im Wapen führt.

Arcum Dola dedit Patribus: dedit alma sagittam
Flexia. Quis funem, quem meruere, dabit?

Hier will man dem Scheine nach sagen: Bogen und Pfeile hätten die Jesuiten schon an ihren zwo berühmten Schulen; nun fehle ihnen nichts mehr, als die Sehne zum Bogen, das ist die dritte Schule. Weil aber das Wort Funis zweydeutig ist: so kann es auch heißen, wer wird ihnen zu dem längstverdienten Stricke, das ist, an den Galgen verhelfen? Hier ist die Absicht boshaft genug, aber der ganze Witz kömmt nur auf die Worte, und nicht auf die Sache an. Dergleichen Wortspiele nun, wird man im Martial und Owenus unzählige antreffen, ja auch die Welschen und Franzosen haben sich mehr darauf zu gute gethan, als die Vernunft, und ein feiner Geschmack von rechtswegen erlauben sollten.

5. §. Ob nun wohl der gute Geschmack den Spitzfindigkeiten überhaupt zuwider ist: so hat mans doch in solchen Sinngedichten nicht eben so genau nehmen wollen. So gar Boileau hat dieses verstattet, wenn er schreibt:

La Raison outragée enfin ouvrit les yeux,
La (*Pointe*) chassa pour jamais des discours serieux,

Et

Et dans tous les ecrits la declarant infame,
Par grace lui laiſſa l' entrée en l' Epigramme:
Pourvû que ſa fineſſe eclatant à propos,
Roula ſur la penſée et non pas ſur les mots.

Man ſieht aber wohl, daß er auch die Spitzfindigkeiten in den Gedanken, nicht aber in den Worten allein geſucht haben will: denn gleich darauf ſchimpft er auf die Pritſchmeiſter, die noch bey Hofe geblieben, und nennt ſie abgeſchmackte Luſtigmacher, unglückliche Stocknarren, verjährte Verfechter grober Wortſpiele,

Inſipides Plaiſans, Bouffons infortunez,
D'un jeu de mot groſſier partiſans ſurannez.

Will man Exempel von ſolchem elenden Zeuge haben, ſo leſe man das XL. Stück im II. Theile der vern. Tadlerinnen, wo etliche von der Gattung beurtheilet worden, die gewiß recht kindiſch und lächerlich ſind. Von ſolchen aber, die erträglich ſind, fallen mir ein Paar ein, davon eins auf den Noſtradamus, das andere auf den Erasmus gemacht war. Jenes hub an: Noſtra damus, dum falſa damus etc. Das andre ſagte, den Erasmus hätte der Tod uns zwar rauben können, und ſchloß: Sed Deſiderium tollere non potuit. Doch wenn die ganze Welt nach meinem Sinne urtheilete, ſo würde man auch dieſe Art für thöricht erklären.

6. §. Man braucht, dieſe Sinngedichte zu Unter- oder Ueberſchriften bey Gemälden, zu Grabſchriften, zu Erleuchtungen, Ehrenpforten, oder wo man ſonſt will. Gemeiniglich loben oder tadeln ſie etwas; zuweilen aber iſt der Gedanke auch nur wegen ſeines Nachdruckes, oder der Neuigkeit halber angenehm. Ein lobendes, war jenes auf des Königs in Frankreich Reſidenzſchloß:

Par vrbi domus eſt, vrbs orbi, neutra triumphis,
Et belli et pacis par, Ludouice, tuis.

Dein Haus kann man der Stadt, die Stadt der Welt vergleichen,
Doch beydes, Ludewig, muß deinen Siegen weichen.

Ein

Ein tadelndes mag folgendes abgeben:

In mare cornutos laciendos, Pontius inquit.
Pontia reſpondet: diſce natare prius.

Erſäuft, was Hörner trägt! ſchreyt Mops mit lauter Stimmen:
Ach Schatz! verſetzt ſein Weib; ſo lernt bey zeiten ſchwimmen.

Von der dritten Art darf man die Exempel nur in Catons moraliſchen Lehrverſen ſuchen; davon Opitz viele ſehr rein und glücklich ins Deutſche überſetzt hat. Ueberhaupt kann man auch Tſchernings Frühling, Flemmings Gedichte, und inſonderheit des von Golau geſammlete Sinngedichte nachſehen; wo viel artiges, theils neues, theils überſetztes vorkömmt. Deutſche Exempel ſollen am Ende des Capitels folgen.

7. §. Aus dieſen wenigen angeführten Exempeln, da ich von lateiniſchen Sinngedichten lauter zweyzeilige Ueberſetzungen gegeben habe, wird man leicht ſehen, daß unſre Sprache nicht eben ſo ungeſchickt zu einem kurzgefaßten und ſcharfſinnigen Ausdrucke ſey, als wohl einige denken. Ja man könnte vielmehr einem Lateiner zu thun machen, eine jede urſprünglich deutſch abgefaßte Ueberſchrift, in eben ſo vielen und gleichlangen Zeilen zu geben. Man hat aber in dieſer Art hauptſächlich auf die Kürze zu ſehen, in ſoweit dieſelbe mit der Verſtändlichkeit und Richtigkeit des Ausdruckes beſtehen kann. Denn die Weitläuftigkeit verderbet alles: es wäre denn, daß die letzte Zeile einen ganz unvermutheten Gedanken in ſich hielte, den man gar nicht vorher ſehen, oder nur errathen können. Ich ſchließe indeſſen dieſe Abhandlung der Sinngedichte durch ein Exempel, welches die Natur derſelben kurz in ſich ſchließt; wie ich dieſelbe ſchon von andern, wiewohl nur proſaiſch beſchrieben gefunden:

Machſt du ein Sinngedicht: ſo laß es neu und klein,
Fein ſtachlicht, honigſüß; kurz, eine Biene ſeyn.

8. §. Bey Gelegenheit der Sinngedichte muß ich auch ein Wort von den ſogenannten Sinnbildern gedenken, die

ohne Zweifel auch in die Poesie gehören. Was zwar die Bilder anlanget, darinn man auf eine räthselhafte Art etwas zu verstehen geben wollen: so sind dieselben schon sehr alt. Es ist bekannt, daß die Aegyptier viel auf ihre hieroglyphische Figuren gehalten. Auch die Jüden hatten in ihrem Gottesdienste viel solche symbolische Vorstellungen, die viel bedeuteten. Selbst die Griechen haben in den ältesten Zeiten solche redende Gemälde gehabt. Joseph, der jüdische Geschichtschreiber erzählt, daß Arrius, König in Sparta, ein Petschaft gehabt, darinn ein Adler, der eine Schlange hielte, gestanden. Und Plutarchus meldet, daß in Athen Alcibiades einen Cupido, der Donnerkeile in der Hand trug, in seinem Schilde geführet; wodurch er seine eigene Gemüthsart abzuschildern gesucht. Endlich haben unter den Römern, Pompejus einen Löwen, der ein bloßes Schwerdt in der Tatze hatte, Augustus aber einen Sphinx, in ihren Siegeln geführet.

9. §. Allein von solchen Bildern ohne Ueberschrift reden wir nicht. Diese sind nur für todte Körper, ohne Seelen anzusehen: dahingegen ein bloßes Sinngedichte, davon wir bisher gehandelt haben, oder ein Wahlspruch, gleichsam ein Geist ohne Leib zunennen ist. Ein Sinnbild aber muß nicht nur eins, sondern beydes haben. Wir verstehen nämlich dadurch ein ansehnliches Gemälde, dessen Bedeutung mit einer sehr kurzgefaßten Ueberschrift zu verstehen gegeben wird. Es sind aber dieselben zweyerley, theils sogenannte Devisen, theils die bekannten Emblemata. Wenn die Kunst erfunden worden, solche Devisen und Emblemata zu machen, das ist eben so ungewiß, als wer ihr erster Urheber gewesen. Die Italiäner streiten mit den Franzosen um die Ehre der Erfindung: ja einige wollen gar die Ritter von der runden Tafel in England für die Erfinder ausgeben. Doch so viel ist gewiß, daß die barbarischen Zeiten der Unwissenheit zu dieser an sich schönen Sache Gelegenheit gegeben haben. Die Turniere sind ohne Zweifel damals in Deutschland und Frankreich aufgekommen, und die Ritter, so darinnen ihre

Tapfer-

Digitized by Google

Tapferkeit zeigen wollten, suchten ihre Unternehmungen und edle Gemüthsneigungen, auf ihren Schildern, durch solche Bilder mit Ueberschriften, an den Tag zu legen. Dieses zeiget der italienische Name der Devisen, imprese, der aus dem alten französischen emprise oder entreprise seinen Ursprung genommen hat; wie der berühmte Pater le Moine in seinem ausführlichen Werke, von der Kunst, Devisen zu machen, darthut. Folglich wird man wohl Frankreich für das Vaterland der Sinnbilder halten müssen, und aus dieser ersten Erfindung wird man leicht die wahre Natur derselben abnehmen können.

10. §. Es ist also ein Sinnbild eine metaphorische Vorstellung dessen, was jemand für eine Neigung, Absicht, oder Meynung bey seinem Vornehmen hat, die theils durch ein Bild, theils durch eine kurze Ueberschrift geschieht. Daß dieses so sey, lehrt uns die alte Redensart, da man spricht, **etwas im Schilde führen**: denn das heißt so viel, als eine gewisse Absicht, ein Vorhaben oder eine Neigung haben. Man hat nämlich so wohl in Deutschland als auch in Frankreich die Sinnbilder in die Schilde der Helden oder Ritter gemalt. Daraus fließen nun folgende Regeln der Sinnbilder: 1) Muß das Bild eine Sache vorstellen, die sich leicht malen, und auch von weitem gut erkennen läßt. 2) Muß ein solches Bild mit derjenigen Absicht, die es vorstellen soll, eine gewisse Aehnlichkeit haben; so, daß man sagen kann: Gleichwie dieses sich so und so verhält, also ist es auch mit der Absicht, Neigung oder Unternehmung dessen, der das Sinnbild hat, beschaffen. Z. E. Ein Liebhaber erwählt sich den Vogel Phönix, der sich verbrennet, mit der Ueberschrift: Sine pari. Da heißt die Erklärung: Gleichwie der Phönix seines gleichen nicht hat: so hat auch die Person, die ich liebe, ihres gleichen nicht. 3) Muß die Ueberschrift das so genannte Tertium comparationis in sich halten, oder die Aehnlichkeit des Bildes mit der Absicht dessen, der es führet, anzeigen. Und daher kömmt es, daß ein und dasselbe Bild zu verschiedenen Absichten gebraucht werden kann: wie dieses

ſes unter vielen andern der gelehrte Herr Wachter in ſeinen Sinnbildern über die berliniſche Aloe erwieſen hat.

11. §. Aus dieſen Hauptregeln kann man nun leicht ſchlieſſen, daß es noch beſondere Nebenregeln giebt, die zur Schönheit eines guten Sinnbildes etwas beytragen. Erſtlich muß das Bild ſo einfach ſeyn, als es möglich iſt: denn ſehr vielfache Figuren ſind nicht wohl zu unterſcheiden. So war das Sinnbild, welches bey der Krönung des hochſeeligen Königs in Preußen erfunden worden, beſchaffen, da man einen Granatapfel malete, und die Ueberſchrift dazu ſetzte: Ex me mea nata corona. So hat ſich auch der vorige König in Preußen Friedrich Wilhelm ſchon als Kronprinz den Adler, der nach der Sonne fliegt, mit der Ueberſchrift: Nec Soli cedit, zum Sinnbilde gewählt; anzudeuten, daß der preußiſche Adler, auch der franzöſiſchen Sonne, nicht weichen dörfe. Hernach muß ein Sinnbild weder in der Figur, noch in den Worten etwas überflüßiges haben. Als wenn ich oben bey dem Phönix noch die Sonne malen wollte, die das Neſt deſſelben anzündete, ſo wäre es ganz überflüßig. Oder wenn ich bey dieſen beyden ſcharf gehen wollte: ſo würde das Soli und Corona überflüßig ſeyn; indem man ſchon aus dem Bilde ſieht, daß eine Sonne und eine Krone, da iſt. Die Ueberſchriften könnten alſo kürzer geworden ſeyn, wenn ſie geheißen hätten: Ex me ipſo nata, u. Cedere neſcit. Ferner iſt es hübſch, wenn die Ueberſchrift bey ihrer Kürze auch wohl klingt: welches im Lateiniſchen geſchieht, wenn man ein Stück vom Verſe dazu nimmt; oder doch ſonſt einen Wohllaut beobachtet. So hätte z. Exempel die Ueberſchrift einer Gluckhenne die auf ihren Eyern ſitzet, die ich irgendwo geſehen habe: Quies mea non eſt otioſa, beſſer alſo heißen können: Non otioſa quies. Und der Bär, der ſich die Pfoten ſauget, den der Herr Verleger dieſes Buches zum Sinnbilde hat; hat eine gute Beyſchrift: Ipſe alimenta mihi. Im Deutſchen pflegt man auch wohl Verſe dazu zu machen: Allein man muß die Erklärung des Sinnbildes von der Ueberſchrift deſſelben unterſcheiden; wie dieſes die Mitglieder der fruchtbringenden

Geſell-

Gesellschaft, u. a. m. wohl beobachtet: ob sie gleich sonst viel Lächerliches dabey begangen haben, das den obigen Regeln zuwider läuft.

12. §. Noch eine Hauptregel haben die Kunstverständigen von guten Devisen gefodert. Sie wollen nämlich, daß keine menschliche Figur jemals zum Körper der Sinnbilder gemacht werden solle. Denn sagen sie, der Mensch ist viel zu edel dazu, daß er durch sich selbst erst die Absichten, die er hat, entdecken und vorstellen sollte. Sonst steht ihm aber die ganze Natur zu Diensten. Er kann vom Himmel die Sonne, den Mond und die Sterne, ja die Cometen dazu brauchen. Er kann aus der Luft die Wolken, den Regenbogen, den Hof um die himmlischen Lichter, die Blitze, und die Vögel von allerley Art dazu nehmen, wenn man sie nur an ihren Bildern erkennen kann. Er kann sich von der Erde die Thiere, Bäume, Pflanzen und Blumen erwählen. Er kann auch aus der See sich alles dessen bedienen, was sich deutlich und kenntlich malen läßt. Er kann ferner von menschlichen Kunstwerken, als Thürmen, Schlössern, Pyramiden, Schiffen, Pfeilen, Ringen, und tausend solchen Dingen mehr, seine Sinnbilder hernehmen: so, daß man ein recht großes Feld vor sich hat, solche Erfindungen zu machen. Es kömmt nur auf einen witzigen Kopf an, der die Aehnlichkeit, die in solchen Dingen stecket, herauszusuchen, und in kurzen Worten auszudrücken weis.

13. §. Wer nun nach solchen Regeln die gemeinen Sinnbilder, die so häufig, zumal bey Erleuchtungen großer Städte, auch wohl in eigenen Büchern, die den Malern zu gut, oder sonst zur Belustigung der Liebhaber erfunden worden, beurtheilen will: der wird leicht sehen, daß die wenigsten was taugen. Zwar ein einziges kann noch dienen, viele unrichtige Sinnbilder zu entschuldigen, wenn mann nämlich sagt, es wären nicht eben Devisen, die gleichsam die Stellen der Wahlsprüche vertreten sollten; sondern nur Emblemata, die nützliche Wahrheiten vorstellen, und auf eine sinnreiche Art abbilden sollten. Denn das Emblema ist freylich so kützlich nicht. Es kann sich aller Arten der Bilder bedienen, und

so wohl die Gestalt eingebildeter, als natürlicher Dinge, so wohl die ungereimten, als die ordentlichen leiden. Es kann auch viele auf einmal, oder gar nur halbe und verstümmelte brauchen, ja selbige gar auf unerhörte Art zusammen setzen. Es darf auch nicht eben gewissen Personen eigen seyn, sondern stellt allgemeine Lehrsätze vor: nur soll es allezeit eine gute Lebensregel in sich halten; die, wenn sie in einem Bilde vorgestellet wird, eine bessere Wirkung thut, als wenn man sie mit Beweisen und Vernunftschlüssen begleitet hätte. Hiermit hat nun die Devise nichts zu thun: als welche nur Ausdrückungen der Tapferkeit, der Hochachtung und Liebe, kurze Lobsprüche und kurze Klagen in sich fasset. Hernach braucht auch ein Emblema eben kein Gleichniß in sich zu halten, und wenn es geschieht: so ist es Ueberfluß.

14. §. Doch wird auch ein jeder sehen, daß selbst unter diesem Titel die wenigsten Bilder mit Ueberschriften stehen können: zumal diejenigen nicht, wo man allemal ganze weitläuftige Erklärungen hinzusetzen muß, ehe man sichs getraut, daß der Leser das Bild und die Ueberschrift recht verstehen werde. Wenn ein solch Bild nicht selbst redet, und wenigstens von einem etwas witzigen Kopfe, der es betrachtet, verstanden werden kann: so taugt es nicht. Denn für die Einfältigen muß es ein Räthsel seyn und bleiben, bis es ihnen von einem Klügern erkläret wird. So ein Gemälde ist die Tafel des Cebes bey den Alten gewesen: solche Bilder sind auch bey des berühmten Grafen Schaftsbury gesammleten Werken in Menge zu finden. Ja überhaupt sollen alle Titelkupfer bey unsern Büchern, die keine Bilder ihrer Urheber sind, solche emblematische Gemälde vorstellen. Dergleichen ist das Kupfer vor dieser Dichtkunst und das vor meiner deutschen Schaubühne, welche sich ohne eine weitläuftige Erklärung verstehen lassen. Doch will ich damit nicht behaupten, als ob man nicht auch Devisen vor Bücher setzen könnte. Nein, viele haben dieses mit gutem Bedachte gethan, unter andern Herr Wolf, vor seinen philosophischen Schriften, die auch mehrentheils sehr wohl gerathen sind. Wer ausführlichere

chere Nachricht von allem haben will, der muß das vollständige Werk des Pater le Moine de l'Art des Deviſes davon nachleſen, der alles, was Paul Jovius, l'Arezzi, Cortile und le Ferro, imgleichen Hercules Taſſo davon geſchrieben, in einen Zuſammenhang und ins reine gebracht hat.

15. §. Den Franzoſen zu Ehren muß ich noch eine ſeltſame Art von redenden Bildern erwähnen, die ſie erfunden haben, und darinn ſie keine geringe Art der Scharfſinnigkeit zu zeigen meynen. Sie malen Bilder, die theils ohne alle Wörter, theils mit einer Sylbe, oder einem Worte zuſammen genommen, etwas bedeuten. Z. E. Ein altes Weib hat ein Buch auf dem Schooße liegen, als ob ſie darinn läſe; darauf ſteht aber tul, tul, tul. Was heißt nun das? Es heißt Tertullianus. Denn Ter heißt (dreymal) tul, (welches auf dem Buche ſteht.) lit (lieſt) anus, (das alte Weib). Dieſe vortreffliche Erfindung nun heißt ein Rebus. Noch ein ſchöneres Beyſpiel giebt mir der in ſolchen Einfällen berühmte Des Accords, deſſen auch Bayle in ſeinem Wörterbuche gedenkt. Er malt einen todten Abt auf einer Wieſe liegend, und ſtecket ihm, auf eine, der franzöſiſchen Höflichkeit der Sitten gemäße Art, eine Lilge in den entblößten Hintern. Was ſoll nun dieſes ſinnreiche Gemälde ſagen? Es bedeutet die vortreffliche Sittenlehre! Habe den Tod allezeit vor Augen. Will man begreifen, wie es heraus kömmt: ſo muß muß man fürs erſte die Regel lateiniſch machen: Habe mortem prae oculis; und hernach dieſes Latein auf gut Franzöſiſch ausſprechen, ſo wird heraus kommen: Abbé mort en pré, au cul lis! Iſt das nicht ein vortrefflicher, wunderwürdiger Witz, womit ſich der franzöſiſche Eſprit createur allen heutigen und vormaligen Völkern ſo überlegen erweiſt. Riſum teneatis amici! Solche ungereimte Dinge hat doch noch kein deutſcher Kopf ausgehecket!

16. §. Da die Sinngedichte der alten Lateiner nicht allezeit ſo kurz gerathen waren; ſondern zuweilen aus vier, ſechs, acht, ja wohl in 15 bis 20 Zeilen beſtunden: ſo haben die neuen Italiener, als die ihre Poeſie zuerſt ins

Geſchicke gebracht, verſchiedene Arten vielzeiliger Sinngedichte auf die Bahn gebracht. Dahin gehört denn gleich anfangs das Madrigal. Boileau zwar giebt davon die Regel:

Le Madrigal plus ſimple & plus noble dans ſon tour,
Reſpire la douceur, la tendreſſe & l'amour.

Allein man pflegt ſonſt insgemein allerley ſcharfſinnige Einfälle darinnen vorzutragen, die mehr ſatiriſch, als zärtlich oder verliebt ſind. Ziegler hat bey uns ein eigen Tractätchen davon geſchrieben, und gar feine Exempel von eigener Erfindung dazu gegeben. Man giebt die Vorſchrift, ein Madrigal ſolle aus ungleichlangen, aber mehr kurzen, als langen Verſen von ungerader Zahl, beſtehen, und im Schluſſe allezeit einen ſcharfſinnigen Einfall, oder unvermutheten Gedanken haben. Man ſieht wohl, daß die Freyheit in dieſer Art ſehr groß iſt, zumal, da man die Reime nach Belieben durch einander miſchen, und bald 5, bald 7, bald 9, bald 11, bald 13 Zeilen dazu brauchen darf. Ich will ein Exempel aus Zieglern geben:

Ich frage nichts nach allen Läſterkatzen.
Sie ſpeyen auf mich los.
Und dichten was ſie wollen:
Ich werde dennoch groß.
Ihr Geifer kann nicht haften,
Die Unſchuld bleibt in ihren Eigenſchaften,
Sie ſollen mich in ſolcher Blüthe ſehn,
Daß ihnen noch die Augen wäſſern ſollen:
Und das ſoll bald geſchehn!
Denn wenn mich erſt die Läſterzungen ſtechen,
So fang ich erſtlich an, mich recht hervorzubrechen.

17. §. Hier ſehen wir, daß gar eine Zeile ungereimt geblieben: und das ſteht überall frey, muß auch bey den ungeraden Zeilen nothwendig geſchehen; wo man nicht drey auf einander reimen will, welches aber auch unverbothen iſt. So leicht aber ein ſolch Madrigal zu ſeyn ſcheint: ſo ſehr muß

muß man ſich ſonſt bemühen, den Inhalt deſto nachdrücklicher und artiger zu machen. Bey der Gelegenheit kann ich nicht umhin, ein luſtiges Exempel einzurücken, ſo der ſelige M. Rabener, der ältere, nach Art des in Leipzig und Sachſen ſehr bekannten Reimſchmiedes Raniſii, deſſen in Philanders Unterredung von der Poeſie gedacht wird, verfertiget und mir dieſer Tage in die Hände gefallen. Es heißt:

Schlußreimconfect.

Affaires a Vous Sageſſe,
Apollo iſt nicht bös,
Ars liegt nicht an der Gröſſ,
Schweig Lud'r erwirbeſt Stöß.
Don Ami deine Würd wohlgelingen,
Kirch-Saul Schul ſon bon davon bringen,
Prob-Silber, Kopf-Riß, Hauf-Getümmel?
Tobies Troſt, ſans façon, behüt euch Himmel!

Leipzig alldar den vierten Frebruar.
Hornungs-Monat.

Mithin gewünſcht zu haben
A. B. C. X. Y. Z,
P. L.

18. §. Ich komme auf das Sonnet, welches unter den Sinngedichten keinen geringen Platz verdienet, weil es ſo ſchwer zu machen iſt. Es iſt in der That gerade das Widerſpiel des Madrigals. Alles, was dort frey war, iſt hier gebunden; die Zahl und Länge der Zeilen, die Anzahl und Verwechſelung der Reime, die Stellen, wo ſich der Verſtand allezeit ſchließen muß, u. ſ. w. Es muß gerade aus vierzehn Zeilen beſtehen, die alle von einer Länge ſind, und nach dem Verſtande in vier Abſchnitte abgetheilet ſeyn. Zuerſt müſſen vier und vier, hernach aber drey und drey Zeilen zuſammen einen Sinn haben. In den beyden erſten Stücken müſſen vier männliche und vier weibliche Reime von einerley Art ſo vermiſcht werden, daß die erſte, die vierte, die fünfte und

achte Zeile, und hergegen die andre und dritte und sechste und siebente Zeile sich wiederum untereinander reimen. Der Schluß davon muß auch etwas sonderbares in sich fassen. Unsere alten Poeten, als Opitz, Flemming, Schoch u. a.m. haben sehr viel auf diese Art der Gedichte gehalten, und deren eine große Menge gemacht. Ich will ein paar Exempel aus unserm Flemming hersetzen, von dem wir ganzer vier Bücher Sonnette aufzuweisen haben. Das erste fängt männlich an, und steht auf der 651. Seite seiner Gedichte; es ist an ein Frauenzimmer, die er Svavia nennt, gerichtet:

Sonnet.

Ich that es, Svavia, ich wartete nach dir,
Die ganze halbe Nacht, so wie du mir versprochen,
Wie kams denn, daß du mir die Treue so gebrochen?
Immittelst starb ich fast für schmerzlicher Begier.

Zuletzte ließ ich dir noch einen Kuß allhier,
Vor dem hast du dich auch aus Uebermuth verkrochen,
Wie sehr er dich gesucht bey einer halben Wochen.
Itzt kommt er wieder matt und ohne Trost zu mir.

Die Ursach, hör ich itzt; dir sey zu Ohren kommen,
Als hätt ich Amnien in meine Gunst genommen.
Mein Licht! nein, glaub es nicht. Es leugt sich itzo viel.

Wie oft wird mir gesagt, du meynest mehr als einen?
Ich höre, was ich muß, und glaube, was ich will,
Du wirst es nimmermehr, ja nicht so böse meynen.

Das andere hebt mit einem weiblichen Reime an, und steht auf der 576sten Seite.

An sich selbst.

Sey dennoch unverzagt; gieb dennoch unverlohren;
Weich keinem Glücke nicht; steh höher, als der Neid;
Vergnüge dich an dir und acht es für kein Leid,
Hat sich gleich wider dich Glück, Zeit und Ort verschworen.

Was dich betrübt und labt, halt alles für erkohren.
Nimm dein Verhängniß an, laß alles unbereut:
Thu, was gethan muß seyn, und eh man dirs gebeut,
Was du noch bessern kannst, das wird noch stets gebohren.

Was

Was klagt, was lobt man dich? Sein Unglück und sein Glücke
Ist ihm ein jeder selbst. Schau alle Sachen an:
Dieß alles ist in dir, laß deinen eiteln Wahn,
Und eh du förder gehst, so geh in dich zurücke.
Wer sein selbst Meister ist und sich beherrschen kann,
Dem ist die weite Welt und alles unterthan.

19. §. So wie diese Muster aussehen, so müssen sie alle aussehen; außer daß die Zeilen auch aus fünf- ja vierfüßigen Versen bestehen können. Allein zehn oder eilfzeilichte Gedichte von beliebiger Abwechselung der Zeilen, Sonnette zu heißen, das ist ungereimt, und wenn es der größte Poet thäte. Boileau dichtet dieser vielen Schwierigkeiten halber, Apollo habe diese Regeln des Sonnets den Dichtern zur Strafe ausgesonnen.

On dit à ce propos qu'un jour ce Dieu bizarre
Voulant pousser à bout tous les Rimeurs François,
Inventa du Sonnet les rigoureuses Loix;
Voulût qu'en deux Quatrains, de mesure pareille,
La Rime avec deux sons frappât huitfoits l'oreille,
Et qu'ensuite six Vers artistement rangez,
Fussent en deux Tercets par le sens partagez.
Sur tout de ce Poeme il bannit la Licence,
Lui même en mesura le nombre & la Cadence,
Defendit qu'un Vers foible y pût jamais entrer.
Ni qu'un mot deja mis osoit s'y remontrer.
Du reste il l'enrichit d'une beauté supreme.

Meinestheils glaube ich, daß eher ein eigensinniger Reimschmidt, als Apollo, die Regeln des Sonnets ausgedacht: weil diesem gewiß an solchem gezwungenen Schellenklange nichts gelegen ist. Am wenigsten glaube ichs, was Boileau hinzugesetzt.

Un sonnet sans defaut vaut seul un long Poeme.

Es ist bald so, als wenn ich sagte, ein künstlich gebautes Kartenhaus wäre eben so viel werth, als ein großer Pallast.

Doch

Doch man kann hier jedem Liebhaber seinen Geschmack lassen. Wenn Horaz einen Poeten mit einem Seiltänzer vergleicht, so kann man die Meister der Sonnette mit einem solchen vergleichen, der mit geschlossenen Beinen tanzet. Es ist wahr, daß dieses künstlicher ist; wenn er gleichwohl Sprünge genug machet, und keine Fehltritte thut. Aber verlohnt sichs wohl der Mühe, der gesunden Vernunft solche Fessel anzulegen, und um eines einzigen guten Sonnets halber, welches von ungefähr einem Dichter geräth, viel hundert schlechte geduldig durchzulesen?

20. §. Hieraus ist leicht zu sehen, was meine Gedanken von den Ringelgedichten, Sechstinnen, Endreimen, oder bouts-rimez, Buchstabenwechseln, Irr- Ketten- und Bildereimen, Jahrzahlen und Namenversen, und wie sie ferner heißen mögen, seyn werden. Dieses ist poetischer Unrath, damit sich die Musen nichts zu schaffen machen, und welchen sie den kleinen Geistern, die auch gern auf den Parnaß wollten, entgegen schütten; damit sie sich nur unten am Berge verweilen, und niemals hinauf kommen mögen. Wer die Regeln davon wissen will, der darf nur des Menantes galante Poesie nachschlagen. Nach vernünftiger Ueberlegung aber wird man finden, daß die ganze Kunst aufs Reimen ankömmt, und daß alles nach willkührlichen Gesetzen eines schwärmenden Grillenfängers ersonnen worden. Wer ein Belieben findet, sehr gezwungen zu seyn, der kann sich täglich neue Zwangsregeln ersinnen; ja endlich, der gesunden Vernunft zu Trotz, den ganzen Hübner zusammen reimen. Günther hat sich über dergleichen Künste sehr fein ausgelassen, wenn er in dem Gedichte an den König August schreibt:

Der stopft sein Madrigal mit Spruch und Ziffern voll,
Und prophezeiht, wie lang dein Leben dauren soll;
Als legte, blinder Wahn! die Vorsicht der Gestirne,
Den Schlüssel ihres Raths den Narren ins Gehirne.
Dort kreißt ein schwangrer Berg, was bringt er? eine Maus.
Er beißt die Nägel wund, versetzt, flickt ein, stößt aus,
Und macht mit seiner Müh die Titel hoher Namen,
Als Anagrammatist zu Krüppeln und zu Lahmen.

21. §.

Digitized by Google

21. §. Und dieſes iſt von Günthern deſtomehr zu loben, da er von ſich ſelbſt geſteht, daß er auch in ſeiner Jugend

So mancher Magdalis mit ausſtudirten Griffen
Aus Amors Contrapunct ein Ständchen vorgepfiffen.
Da drechſelt ich mit Fleiß auf einer hohen Spur,
Wort Sylben und Verſtand auch wider die Natur ꝛc.
Ich flocht, wie itzt noch viel, die Namen vor die Lieder,
Und gieng oft um ein A drey Stunden auf und nieder.
Auch ſchifft ich oftermals auf Dielen über Meer,
Und holt ein Gleichnißwort aus Miſſiſippi her,
Beſtahl den Lohenſtein, wie andre Schulmonarchen,
Und fehlte mir ein Reim, ſo flickt ich ihn von Parchen ꝛc. ꝛc.
Das that ich, als mein Witz noch gar zu unreif hieß,
Und als ein ſiedend Fett den Schaum voran verſtieß.
Itzt lern ich allgemach mich und die Wahrheit kennen,
Und lache, wenn mich viel noch einen Dichter nennen.

Man ſchlage auch nach, was im engliſchen Spectator, den wir nunmehro auch Deutſch leſen können, hier und da für vernünftige Beurtheilungen von dieſen poetiſchen Lapalien vorkommen; und bemerke nur, daß es hauptſächlich unſrer deutſchen Nation als ein Schandfleck vorgerücket wird, daß ſie ſolche kindiſche Spielwerke und Alfanzereyen liebet. Wem dieſes noch nicht genug iſt, dem ſoll ein martialiſcher Machtſpruch den völligen Ausſchlag geben, der allein zulänglich wäre, alle dieſe Lappereyen auf einmal vom Parnaſſe zu verbannen. Er ſteht Lib. II. Ep. 86.

Nec retrolege, Sotade, Cinaedum,
Nusquam praecula quod recantat Echo.
Turpe eſt difficiles habere nugas,
Et ſtultus labor eſt ineptiarum.

22. §. Und hier erinnere ich mich, daß ich das Echo oben zu erzählen vergeſſen habe, welches ich aber hiemit eingerücket haben will. Ich weis wohl, daß auch Opitz zuweilen dieſes Spielwerk verſuchet, und daß viel andre große Poeten bisweilen dergleichen Kindereyen nachgemachet haben. Z. E. Neukirch hat in dem ſchönen Gedichte, auf die andere Vermählung

mählung des hochseligen Königes in Preußen, folgendes läppische Echo eingerückt.

Ich liebe mehr, als Witz, mehr, als Philosophie.
Sophie, rief Echo nach; schmerzhaftes Angedenken!
Versetzte Friederich: kannst du sie wieder schenken?
Charlotte ist erblaßt, die schöne Königinn,
Mit ihr starb auch Sophie, Sophie ist, schwer ich, hin.
Schwerin, erklang der Wald. Soll sie Schwerin mir geben,
Wohlan, so laß uns denn hin nach Schwerin erheben.

Ich gestehe es, daß ich hier nichts schönes finden kann, und mich sehr wundre, wie sich der große Neukirch so gar habe vergessen können. Allein ich habe es entdecket, was ihn verführet hat. Es ist Besser, der so hochgerühmte Besser, gewesen, der ihm mit einem so abgeschmackten Exempel vorgegangen ist. So können sich auch die besten Köpfe durch böse Vorgänger verführen lassen, wenn sie nicht durch feste Regeln verwahret sind.

23. §. Nichts ist übrig, als von einigen Arten der Scherzgedichte zu handeln. Dahin rechne ich die Ueberreime und Gesundheitsverse, die man in Gesellschaften zur Lust zu brauchen pflegt. Es ist nicht viel Wesens daraus zu machen: Indessen wenn sie nur keine Zoten in sich halten, und oft wohl gar aus dem Stegreife gemacht werden: so giebt es doch eine Lust, und man kann sie schon dulden. Hätte ich mein Tage solche Kleinigkeiten aufgeschrieben; so wollte ich ein paar Proben geben. Doch man weis schon, was sie bedeuten, und wie sie aussehen. Eben dahin rechne ich die Räthsel, die sich zuweilen bey Hochzeiten brauchen lassen. Sie entstehen aus vielerley an einander hangenden Metaphoren, wie Aristoteles im XXIII. Capitel seiner Poetik angemerket hat. Daraus entsteht nämlich eine Rede, die den Worten nach unmöglich, in der Sache selbst aber ganz möglich ist. Er giebt dieß Exempel: **Ich sah einen Mann, der ein Stück Metall an einen lebendigen Menschen mit Feuer anklebete.** Es ist leicht zu errathen, daß hier vom Schröpfen die Rede sey: man muß aber auch die Liebhaber

der

der Räthsel vor Unfläthereyen warnen. Nichts ist gemeiner, als daß schmutzige Versmacher ihre Leser für ihres gleichen ansehen, uud ihnen alle die Zoten zu lesen geben, die sie selbst gern haben. Allein, wenn sie nicht anders, als durch solche unanständige Zweydeutigkeiten zu scherzen wissen: so mögen sie sich mit ihren Scherzgedichten entweder in eine Dorfschenke machen; oder gar damit zu Hause bleiben.

24. §. Man pflegt zum Scherze auch Knittelverse zu machen, das ist, solche altfränkische, achtsylbige, gestümpelte Reime, als man vor Opitzens Zeiten gemacht hat. Die Schönheit dieser Verse besteht darinn, daß sie wohl nachgeahmet sind. Wer also dergleichen machen will, der muß den Theuerdank, Hanns Sachsen, Froschmäuseler und Reineke Fuchs fleißig lesen; und sich bemühen, die altfränkischen Wörter, Reime und Redensarten, imgleichen eine gewisse ungekünstelte natürliche Einfalt der Gedanken, nebst der vormaligen Rechtschreibung der Alten recht nachzuahmen. Ich habe es ein paarmal versucht, aber das erste ist mir ohne Zweifel so gut nicht gerathen, als das andre, weil es noch zu neumodisch ist. Canitzens Schreiben an einen guten Freund, Mein lieber Bruder, zürne nicht ꝛc. ist auch meines Erachtens zu zierlich und gekünstelt; ob es gleich sehr viel schönes an sich hat.

25. §. Endlich kömmt auch die Reihe ans Quodlibet. Dieses ist nichts anders, als ein Mischmasch von einer Menge kleiner Satiren, die ohne Ordnung und Zusammenhang auf einander folgen. Man nimmt dazu gemeiniglich eine ungleich lange Art von Versen, die man madrigalische, recitativische, oder die Poesie der Faulen nennen könnte. Diese ist der ungemessenen Freyheit der Gedanken, die in Quodlibeten herrschet, am bequemsten. Wollte man aber ein Quodlibet zum Singen machen: so müßte mans wohl in Strophen abtheilen, die einander gleich wären, und sich zu einer gewissen Melodie schickten. Viele meynen, ein Quodlibet müsse nur ein Haufen ungereimter Einfälle, ohne Sinn und

Ver-

Verstand; eine Vermischung der widrigsten Dinge, mit einem Worte, die Geburt eines rasenden Gehirnes seyn. Allein wenn das wäre, so müßte man die Meister der Quodlibete in den Tollhäusern suchen. Und was sollen auch Einfälle ohne Absicht und Verstand? Wenn eine Zeile nur deswegen da steht, daß sie abgeschmackt seyn soll, so kann sie ein jeder Vernünftiger leicht entbehren. Es muß kein Wort vergebens darinnen seyn, sondern eine kleine Satire in sich schließen: gesetzt, daß sie bisweilen nur von wenigen Personen, die um die Sache wissen, verstanden würde.

* *

Opitz, auf den Wolfsbrunnen bey Heidelberg.

Sonnet.

Du edler Brunnen du! mit Ruh und Lust umgeben,
Mit Bergen hier und da als eine Burg umringt,
Prinz aller schönen Quell! aus welchem Wasser dringt,
Anmuthiger den Milch und köstlicher den Reben:
Da unsers Landes Kron und Haupt, mit seinem Leben,
Der werthen Nymph! oft selbst die lange Zeit verbringt;
Da das Geflügel, ihr zu Ehren, lieblich singt,
Da nur Ergetzlichkeit und keusche Wollust schweben.
Vergeblich bist du nicht in diesem grünen Thal
Beschlossen vom Gebürg und Klippen überall:
Die künstliche Natur hat darum dich umfangen
Mit Felsen und Gebüsch, auf daß man wissen soll:
Daß alle Fröhlichkeit sey Müh und arbeitvoll,
Und daß auch nichts so schön; es sey schwer zu erlangen.

Opitz

* *

Opitz, an die Tyndaris.

Sonnet.

Du schöne Tyndaris! wer findet deines gleichen,
Und wollt er hin und her das ganze Land durchziehn?
Die Augen trotzen ja dem edelsten Rubin;
Und vor den Lippen muß ein Türkis fast verbleichen:
Die Zähne kann kein Gold an hoher Farb erreichen;
Der Mund ist himmelweit; der Hals sticht Agtstein hin.
Wo ich mein Urtheil nur zu fällen würdig bin,
So wird Alekto dir des Haares wegen weichen.

Der Venus Ehgemahl geht so gerade nicht,
Und auch der Venus Sohn hat kein so scharf Gesicht;
Nichts mag, in Summa, dir verglichen werden können.

Weil man um denen auch die uns gleich nicht sind wohl,
(Geht es schon sauer ein) doch Gutes gönnen soll:
So wünsch ich, daß mein Feind dich möge lieb gewinnen.

* *

Opitz, auf sich selbst.

Ihr Götter? soll mich denn des schönen Glückes Neid
Nicht lassen? muß ich mich begeben in den Streit!
Doch nein; laßt mich nur hier! der Krieg wird nicht vonnöthen!
Laßt mich der Liebsten nur: die kann mich besser tödten.

* *

Opitz, an Asterien.

Ob du gleich, edles Kind! die Schönste bist auf Erden;
Obgleich dir alle Zier und Gaben unterthan;
Wünsch ich, Asterie, mir doch nicht, du zu werden:
Weil ich kein steinern Herz im Leibe tragen kann.

* *

Opitz, auf einen falschen Kahlkopf.

Nichts gutes ist an dir. Doch daß du in der Jugend
Schon anfängst kahl zu seyn, ist deine beste Tugend.
Dein Herze rühm ich nicht; man weis schon daß es treugt;
Die Augen sehen falsch; das lose Maul das leugt;
Die Stirn ist unverschämt; die Henkerhände stehlen,
Und deine Laster sind unmöglich zu erzählen.
Du Erzdieb, der du bist! dein Haar beliebt doch mir;
Es fällt bald ab, wie du, und fliehet selbst vor dir.

* *

Flemming, an den Herrn von dem Werder.

Sonnet.

Es sagts Jerusalem; es sagt es Krieg und Sieg,
Und hundert anders mehr, was, werther Held, dein Dichten
Und deine Thaten sind. Du giebst ja den Geschichten
Ihr Leben durch dein Thun; machst, daß dein Sieg und Krieg

Sich kriegt und übersiegt, den sonst die Zeit verschwieg
In einer langen Nacht. Du kannst dich dir verpflichten,
Daß dich, und deinen Ruhm kein Tod nicht mag vernichten;
Weil ritterliche Kunst ihn sieghaft überstieg.

Ich lobe diese Faust, die Leib und Namen schützt
Selbst schreibt, was sie selbst thut, an Kraft und Kunst ihr eigen;
In beyderley gelehrt, was beyder Seiten nützt.

Ihr Römer! tretet auf! ihr Griechen, seyd hier Zeugen!
Wird Agamemnon hier selbst sein Homerus nicht?
Aeneas sein Virgil? Wer ists, der widerspricht?

* *

Flemming, auf seiner Geliebten Geburtstag.

Sonnet.

Du bist der siebzigste, nach fünfmal hundert Tagen,
Und sechsmal tausenden, da meines Lichtes Licht,
Das Licht der großen Welt nahm in ihr Angesicht
Und hört ihr frohes Haus von junger Freude sagen.
Sey mir doch itzt gegrüßt, du Ende meiner Klagen,
Du Anfang meiner Lust, von dem mein Herze spricht!
Ein angenehmer Tag ist mir erschienen nicht,
So lange Phöbus noch sein Rad herumgetragen.
Die Blume, welche mir, von süßer Liebe wegen,
Die Liebste selbst gesandt, die send ich dir entgegen,
Um daß du spüren magst, wie lieb du mir brichst an:
Was könnt ich schöners dir, als etwas solches, senden,
Das hergekommen war von der Geliebten Händen,
Ohn die mir nichts behagt was lieblich heißen kann?

* *

Flemming, auf seiner Geliebten Bildniß.

Sonnet.

Und darf ein frecher Kiel sich dieses unterfangen?
Daß er die ganze Zier die an der Liebsten scheint,
In ein so enges Tuch zu zeichnen, keck vermeynt?
Wahr ist es, dieses Haar, die Stirne, diese Wangen
Sind denen gänzlich gleich, die an derselben prangen.
Die Augen seh ich da, um die ich oft geweint;
Und dieß hier, ist der Mund der meinen nennet Freund.
Dieß alles ist ganz das, nach dem ich muß verlangen.
Die Zucht, dieß Freundlichsehn, die Sitten, diese Tracht,
Und alles steht vor mir, was sie so trefflich macht;
Nur daß er sich nicht regt, und nicht will Antwort geben:
Drum, sey doch nicht so stolz, du kühner Pinsel du!
Das Schönste, das man wünscht, gehöret noch hierzu:
Entwirfst du ihren Leib; so mahl ihr auch das Leben!

* *

Neukirch, auf das Bildniß des Herrn von Dankelmann.

Schaut Bürger! dieses ist der treue Dankelmann.
Dieß Bild zeigt sein Gesicht und seine Minen an,
Das Wapen, seine Treu, sein unverdroßnes Wachen!
Wer aber malet uns den wundergroßen Geist?
Das kannst du Friederich: denn du alleine weist,
Wie man der Tugend soll ihr wahres Bildniß machen.

* *

Neukirch, als der König in Frankreich Straßburg wegnahm.

Ihr Deutschen! sagt doch ja zu euern Nachbarn nicht,
Daß Frankreichs Ludewig mit euch den Frieden bricht,
Indem er Straßburg nimmt: er spricht: Es ist erlogen!
Ich hab euch nicht bekriegt; ich hab euch nur betrogen.

* *

Neukirch, auf des Königs in Frankreich Bündniß mit den Türken.

Die Welt verwundert sich, warum der Saracen,
Der Franzen Bündniß sucht, und Frankreich es beliebet?
Noch mehr! daß Ludewig ihm selber Lehren giebet,
Wie er den Christen recht soll in die Flanken gehn?
Verwundert euch doch nicht! und lebet ohne Sorgen:
Ihr wißt, daß Ludewig will eine Sonne seyn,
Die Türken sind der Mond; drum trifft es billig ein:
Der Mond muß ja sein Licht wohl von der Sonne borgen.

* *

Neukirch, auf des Königs von Frankreich Bildniß, um welches Lampen brennten.

Es sah einst ein Soldat des Königs Bildniß an,
Auf dem die Schmeichler ihn so hoch hinausgestrichen.
Er merkts, und schalt zugleich den thorheitsvollen Wahn,
Daß Ludwig durch und durch der Sonne ward verglichen.
Und endlich sah er auch der Lampen hellen Schein,
Die um die Seule stehn. Ha! sprach er, voller Lachen,
Wenn unser König ja will eine Sonne seyn:
Was soll die Sonne denn bey den Laternen machen?

* *

Neukirch, ob Ludewig größer sey, als Alexander?

Man spricht, daß du so groß als Alexander bist;
Und manche meynen gar, daß dieser kleiner ist.
Nun ist es zwar gewiß, ihr habet gleiche Gaben,
Die Ehrsucht trifft bey dir, wie bey dem Griechen, ein:
Doch Alexander muß nothwendig größer seyn;
Denn jener hatte schon, was du erst suchst zu haben.

* *

Neukirch, auf die Krönung des röm. Königes Josephs.

Europa zankte sich, und wollte gerne wissen,
Wer in Germanien denn sollte König seyn?
Der stolze Ludewig war eifersvoll beflissen,
Wie er das deutsche Reich möcht auseinander streun?
Drum spart er weder Geld, noch Müh, noch Schmeicheleyen,
Und both sein eignes Kind zu einem Kaiser an.
Wer, sprach er, wird euch mehr als dieser Prinz erfreuen?
Der so wie ich, die Kunst, sich zu vergrößern, kann.

Allein der Himmel rief: Behalte deine Gaben!
Ich will ein Josephsherz und keinen Nero haben.

* *

Neukirch, auf die preußische Souverainität von Neufchatel.

Es ist des Adlers Art sein Recht und Nest zu schützen,
Er läßt den stolzen Hahn an seinem Orte sitzen,
Und acht nicht sein Geschrey. Pocht er mit Ludewig;
So zeigt des Adlers Brust, sein Schild sey Friederich.

* *

Pietsch, als die Aerzte einem Kranken den Wein verbothen.

Soll mir ein alter Aberglauben
Die beste Kraft des Lebens rauben?
Wer untersagt mir Lust und Wein?
Umschränkt ein Arzt mich mit Gesetzen,
Die sie doch täglich selbst verletzen?
Nein! nein!
Fort! ich verlasse sie; weil ihnen
Die Kräfte beßrer Medicinen
Verhaßt und unbegreiflich seyn.
Was sie gebiethen, schlägt mich nieder;
Was sie verbiethen, hilft mir wieder;
Weg Tropfen! weicht dem edlen Wein!
So weichen Unlust und Beschwerden.
Mein Antlitz wird bald röther werden,
Wer schenkt mir rothen Nectar ein?

Digitized by Google

* *

Menantes, Quodlibet.

Hört an, ein neues Quodlibet,
Doch wo die alte liebe Wahrheit steht.
Ein Quodlibet, ein Quidlibet,
Weil alles in der Welt bunt durch einander geht.
Der Ochse wird zur Nachtigal.
Der Fuchs darf in den Gänsestall.
Der Esel geht auf Rosen.
Der Stockfisch reist ins warme Bad,
Der Mann muß an das Spinnerad,
Die Frau trägt seine Hosen.
Die Tugend mußte betteln gehn,
Und kam zum Frauenzimmer.
Sie bath das um ein Nachtquartier.
Dieß aber sprach: Was willst du hier?
Fort! packe dich von meiner Thür!
Und komm mir nun und nimmermehr,
Du garstig Bild, vors Angesicht.
Pfuy! stinkts nicht, was du bey dir trägst!
Geh, daß du Hals und Beine brächst.
Drauf hat sie ihren Weg betrübt zurück genommen.
Kein Weib noch Jungfer weis nun nicht,
Wo sie ist hingekommen.
Hört an ein neues Wunderding,
Das sich begeben hat.
Als einst ein frommer Advocat
Zum Zeitvertreib spazieren gieng,
Fand er ein gut Gewissen,
Er sah es für ein Schnupftuch an,
Das man von hinten brauchen kann,
Drum hat ers stracks zerrissen.
Gleich und gleich gesellt sich gern;
Große Küchen, große Heerde.
Große Sättel, große Pferde.

Große Schiffe, große Seegel,
Große Dreſcher, große Flegel.
Große Hüte, große Köpfe.
Große Stürzen, große Töpfe.
Große Wappen, große Helme.
Große Bauren, große Schelme.
Gleich und gleich geſellt ſich gern.
Ey das kann wohl ſchwerlich ſeyn.
Auch ſo trifft es oftmal ein:
Schöne Kleider, garſtge Leiber.
Fromme Jungfern, böſe Weiber.
Wenig Bücher, viel Studenten.
Wenig Treu, viel Complimenten.
Faule Mägde, gute Knechte.
Fette Richter, magre Rechte.
Neue Fäſſer, alte Tonnen.
Junge Huren, alte Nonnen.
Ein Schneider dort zu Jüterbock
Wollt auf den Jahrmark laufen,
Und einen Spiegel kaufen.
Doch aber ohngefehr
Sprang ſeine Katze her,
Und ſatzte ſich ins Fenſter hin vor ihn.
Er ſah ſie an und ſprach: Was ſoll ich mich bemühn,
Und erſt nach einem Spiegel gehen?
Hier ſeh ich ihn ſchon vor mir ſtehen.
Und fang ich einen Raben;
So kann ich ihrer zwey zugleich im Hauſe haben.
Die Katze mauſt, der Rabe ſtiehlt,
Das iſts, was auch ein Schneider ſpielt.
Es ſtund ein reicher Bauersmann
Bey zwenen Advocaten.
Doch ſah ich ihn für einen fetten Hahn,
Sie aber für zwey Köche an.
Denn einer rupfet ihn, der andre will ihn braten.

Ob gleich der Müller ehrlich mühlt,
Stielt er doch aus den Säcken.
Und wenn der Schäfer Wolle stiehlt,
So treibt er in die Hecken.
Ein Bürgermeister ist in Rath
Gar schlecht und arm gekommen:
Itzt führt er einen großen Staat.
Wo hat ers hergenommen?
Krieg, Pestilenz und theure Zeit,
Das sind drey Landesplagen.
Setzt noch die Advocaten dran,
So kann man ohne falschen Wahn
Von ihrer vieren sagen.
Das machen unsre Sünden!
Ein Mensch, der Weisheit sucht, wirdsie gewißlich finden:
Doch bildet er sich ein darbey,
Daß sie von ihm gefunden sey,
So bald wird sie verschwinden;
Und er behält wohl lebenslang,
Wo Narren sind, den ersten Rang.
Doch, ässen die Narren kein Brod,
Was hätt es für Noth?
Das Getreyde würde heuer,
Und auch nimmermehr nicht theuer.
Bleibe klein,
Halte dich rein,
Mache dich nicht zu gemein.
Dieses soll dein Paßport seyn,
Und auch dein Reisegeld
Damit lauf durch die Welt.
Wie die Dörfer, so die Bauren,
Wie die Städte, so die Mauren,
Wie die Zeiten, so die Jahre,
Wie die Krämer, so die Waare,
Wie die Sahne, so die Butter:
So die Tochter, wie die Mutter.

Noch eins? Der Teufel hielt ein Gaſtgebot.
Doch fehlten ihm die Braten.
Er nahm geſchwind in ſolcher Noth
Ein Paar gewiſſer Advocaten.
Mit lauter Sportuln ſpickt er ſie,
Und von Expenſen war die Brüh.
Sie ſchmeckten ihm vortrefflich gut,
Und allen ſeinen Gäſten.
Sie bathen ihn, er ſollte doch
Mehr Advocaten noch
Mit armer Leute Schweiß und Blut
Fein fett und dicke mäſten.
Wer Vögel fängt, darf nicht mit Prügeln in ſie ſchlagen.
Und wer die Wahrheit redt, der muß ſie lachend ſagen.

* *

Canitz, Scherzſchreiben, an Herrn C. H. von Willnitz.

Mein lieber Bruder, zürne nicht,
Daß, wann mir Zeit und Luſt gebricht,
Ich nicht ans Schreiben denke;
Du weiſt, daß ich dein Diener bin,
Und unterdeſſen meinen Sinn
Auf dich, nach Deſſau lenke.

Seit dem du weggereiſet biſt,
Spricht man allhier, ohn arge Liſt,
Von vielen neuen Dingen;
Davon ich, nach der Meiſterart,
Und zwar in Knittelverſen zart,
Dir etwas vor will ſingen.

Merkt, Chriſten, was der Teufel thut!
Den Morian, das gute Blut,
Hat Bolßwing todt geſtochen;

Digitized by Google

So gehts, wenn uns der Wein erhitzt,
Doch meynt man, der gefangen sitzt,
Kann werden loß gesprochen.

Der Prinz J*** Lobesan,
Kam hier vergangnen Sonntag an,
Da er die Post gefahren
Von Danzig an, bis nach Bernau,
Und will sich, lieber Leser, schau!
Mit einer Wittwe paaren.

So oft er den Magnet ansieht,
Der ihn so kräftig an sich zieht,
Macht er verliebte Minen,
Und singt in dulci Jubilo;
Sonst hält er sich incognito,
Und läßt sich nicht bedienen.

Farjole, welcher manche Nacht
Mit dem Bassette zugebracht,
Hat Land und Bank verlassen,
Und ward von der Trabanten Schaar
Nach Sachsen, glaube mir fürwahr!
Begleitet auf der Strassen.

Des Rebenacs seinem Secret-
Ario es nicht besser geht
In Züchten und in Ehren,
So bald der Churfürst sprach ein Wort,
Zog er in wenig Stunden fort:
Warum? die Zeit wirds lehren.

Der Churfürst und was Fürstlich heist,
Haben jüngst beym Raule gespeist,
Mittags zu Rosenfelde;
Allwo man hat, versteh mich recht,
Kostbar gegessen und gezecht,
Gespielet mit dem Gelde.

Die Churfürstinn trägt ihren Bauch
Gesund nach löblichem Gebrauch,
Und lernet sich drein schicken,
Daß sie, Gott geb es! ohne Scheu
Mit einem Prinzen oder zwey
Uns jährlich woll beglücken.

Ihr Kammerjunker Hahn zuletzt
Starb, und ward zierlich beygesetzt,
Dazu viel Volk gebethen.
Der Tod von diesem armen Hahn,
Hat mancher Henne Leid gethan,
Die er noch sollte treten.

Eins muß ich melden zum Beschluß,
Du findest einen schönen Gruß,
Allhier von meiner Frauen.
Das Fräulein Rackniz in Gebühr
Verlanget ebenfalls dich hier
Bald wieder anzuschauen.

Datum Berlin, den zwölften Tag
Des Monats, da man erndten mag,
Im Jahre, da man schreibet
Tausend sechshundert achtzig acht,
Leb wohl! der sey zum Schelm gemacht,
Der nicht getreu verbleibet.

Das VIII. Capitel.

Von dogmatischen, heroischen und andern größern Poesien.

1. §.

Wir finden, daß Empedokles, ein sicilianischer Philosoph, eine Naturlehre, und Aratus, ein Sternkündiger, eine Astronomie in Versen geschrieben. Lucretius hat unter den Römern die ganze epikurische Physik in seinen Büchern von der Natur aller Dinge, und Virgil den ganzen Feldbau in vier Büchern beschrieben. Ovidius hat sowohl die Kunst zu lieben, als die Mittel wider die Liebe auf eben diese Art in Versen abgehandelt. Horaz und Boileau haben uns von der Poesie selbst in Versen einen Unterricht gegeben: und der Abt Genest hat die ganze neuere Weltweisheit in einem eigenen poetischen Werke abhandeln wollen. Der Engeländer Philipps hat gleichfalls von der Kunst, Obstbäume zu pflanzen, oder von dem Gartenbau ein ausführliches Gedicht, und Pope von der Critik eine Abhandlung in Versen geschrieben. Opitz hat uns den Berg Vesuv und das schlesische Vielgut, imgleichen von der Ruhe des Gemüths, und endlich vier Bücher Trostgedichte in Widerwärtigkeit des Krieges in poetischer Schreibart abgefasset. Auch in der deutschen Gesellschaft eigenen Schriften ist eine solche Abhandlung von der Dichtkunst von dem Herrn von Brück befindlich. Alle diese und andere dergleichen Gedichte begreife ich unter dem Namen dogmatischer Poesien, oder Lehrschriften.

2. §. Daß es angehe, dergleichen philosophische, theils natürliche, theils sittliche Materien in Versen abzuhandeln, lehrt der Augenschein selbst: und daß es nicht uneben sey, zeigen die Exempel der größesten Männer. Das fragt sich nur, ob man diese und dergleichen Schriften Gedichte nennen

können?

könne? Nach der oben fest gestellten Beschreibung der Poesie überhaupt, kann man ihnen diesen Namen nicht einräumen. Alle diese großen und weitläuftigen Werke sind zwar in Versen geschrieben; in der That aber keine Gedichte: weil sie nichts gedichtetes, das ist, keine Fabeln sind. Aristoteles hat daher in dem ersten Capitel seiner Poetik, dem Empedokles, den Titel eines Poeten abgesprochen, und ihm nur den Namen eines Naturkündigers zugestanden: ob er wohl wußte, daß die Unverständigen ihn, seiner alexandrinischen Verse halber, mit dem Homer in eine Classe zu setzen pflegten. Was er von dem Empedokles geurtheilet hat, das müssen wir von allen übrigen oberwähnten Büchern und Schriften sagen. Es sind philosophische Abhandlungen gewisser Materien, Vernunftschlüsse, Untersuchungen, Muthmaßungen der Weltweisen, Ermahnungen zur Tugend, Trostreden im Unglücke; aber keine Gedichte, keine Nachahmungen der Natur. Also würden denn wohl alle diese Stücke gar nicht in die Poesie laufen, wenn sie in ungebundner Schreibart abgefasset wären: da hingegen die Heldengedichte, Romane, Trauerspiele, Comödien, Schäferspiele, und überhaupt alle Fabeln, dennoch Gedichte bleiben und in die Poesie gehören; wenn sie gleich nur in ungebundener Rede abgefaßt werden. Indessen, da wir gleichwohl Oden, Elegien und Briefe, bloß wegen der poetischen Schreibart, darinn sie abgefaßt werden, zur Poeterey rechnen; obgleich selten eine Fabel darinn vorkömmt: so können wir auch diesen größern Arten poetisch abgefaßter Schriften hier die Stelle nicht versagen. Der Auspuß, die Zierrathe, der geistreiche und angenehme Vortrag der allerernsthaftesten Lehren, macht, daß sie Poesien werden: da sie sonst in ihrem gehörigen philosophischen Habite ein sehr mageres und oft verdrüßliches Ansehen haben würden.

3. §. Es fragt sich hier, ob es rathsam sey, dergleichen dogmatische Sachen, insonderheit aber Künste und Wissenschaften, poetisch abzuhandeln. Vor einigen Jahren kamen in Holland die Lettres Antipoetiques von der Jungfer

Houg-

Hooghard heraus, darinn des Boileau Art Poetique mit großer Heftigkeit, und nicht geringer Gründlichkeit angegriffen wurde. Dieses gelehrte Frauenzimmer, welches noch wirklich in Amsterdam leben soll, will es durchaus nicht zugeben, daß man vollständige Künste, dergleichen die Dichtkunst ist, in einer poetischen Schreibart vortragen solle: weil sie der Meynung ist, die Regeln des Sylbenmaaßes und der Reime, insonderheit aber das Feuer der Poeten, wäre einer systematischen Ordnung und rechten Verbindung der Lehren schnurstraks zuwider. Sie untersucht auch in der That den guten Boileau nach den Regeln ihrer lieben Logik, wie sie selbst schreibt, mit so vieler Einsicht und Scharfsinnigkeit; daß man ihr größtentheils Recht geben muß. Und endlich vergleicht sie den ersten Gesang seiner Dichtkunst mit einem zerdrümmerten Tempel Apollons, wo hier ein schöner Pfeiler, da ein prächtiger Altar, dort ein treffliches Gemälde, hier wieder ein köstliches Marmorbild u. s. f. ohne Ordnung und Verbindung, über und durch einander geworfen, läge. Ja, sie macht selbst eine ganz neue Einrichtung dieses zerschlagenen Gebäudes. Sie ordnet seine Materien ganz anders; und zeigt, daß hier und da manche Lücke auszufüllen, anderwärts aber viel Ueberflüßiges wegzuwerfen wäre. Und was dieselbe, von diesem Meisterstücke des berühmten Despreaux mit so gutem Grunde behauptet, das ließe sich freylich von allen übrigen dogmatischen Poesien ebenfalls darthun, wenn man sie so genau auf die Probe stellen wollte.

4. §. Ich gebe es also zu, daß man eine Wissenschaft mit völliger Gründlichkeit, weder synthetisch, noch analytisch in Poesien abhandeln könne. Wer ein Freund einer so strengen Lehrart ist, wo man nichts unerklärt und unerwiesen annimmt; der muß solche poetische Abhandlungen nicht lesen. Die Poeten bescheiden sichs auch gar leicht, daß sie keine geometrische Methode in Ausführung ihrer Materien beobachten. Das würde sehr trockne Verse und einen schläfrigen Vortrag geben. Die tiefsinnigsten philosophischen Geister mögen sich also nur an ihre ordentliche prosaische Schreibart halten.

halten. Wenn sich die Poeten in ihre Wissenschaften mengen, so thun sie es bloß, den mittelmäßigen Köpfen zu gefallen, die nur einigermaßen etwas davon wissen wollen; und sich um den höchsten Grad der Gründlichkeit nicht bekümmern. Diese machen allezeit den größten Theil des menschlichen Geschlechts aus: und da ist es genug, wenn man ihnen nur nichts Falsches sagt; die Wahrheit in solcher Ordnung vorträgt, daß man sie ziemlich verstehen und ihren Zusammenhang wenigstens klar einsehen könne; dabey aber alles mit Zierrathen einer poetischen Schreibart so lebhaft und sinnreich ausbildet, daß man es mit Lust und Vergnügen lesen könne. Da nun auch die bittersten Wahrheiten, sonderlich in moralischen Sachen, auf solche Art gleichsam verzuckert und übergüldet werden: so sieht man wohl, daß es nicht undienlich sey, dergleichen Schriften zu verfertigen; und also Erkenntniß und Tugend der Welt gleichsam spielend beyzubringen.

5. §. Es versteht sich aber von sich selbst, daß ein solch dogmatisches Gedichte entweder den ganzen Inbegriff einer Kunst oder Wissenschaft, oder nur einzelne dahin gehörige Materien abhandeln könne. Jenes haben die meisten obberührten Alten; dieses aber hat unser Opitz gethan. In beyden Fällen setzet man zum Grunde, daß der Poet die Sache wohl verstehe, und sich nicht unterfange, etwas auszuführen, dem er nicht gewachsen ist. Denn hier gilt auch insonderheit, was Horaz von allen Poeten fordert.

> Sumite materiam, vestris qui scribitis aequam
> Viribus, et versate diu, quid ferre recusent,
> Quid valeant humeri.

Denn sich in Dingen, die man nicht versteht, zum Lehrer aufzuwerfen, das würde in der Poesie eben so schädlich seyn, als anderwärts. Die Wahrheit und Tugend muß, wie allezeit, also auch hier, der einzige Augenmerk eines Poeten seyn: und es wäre zu wünschen, daß Ovidius philosophisch genug gesinnet gewesen wäre, so würde er seine Kunst zu lieben

ben nicht geſchrieben haben. Dieſe ſeine Schrift gehört ſonſt auch hieher, und er hat ſich darinn bemüht, eine ohnedem gar zu liebliche Sache durch ſeine angenehme Schreibart noch beliebter zu machen; das iſt, ein ſchädliches Gift zu überzuckern. Er ſcheint, ſolches nach der Zeit ſelbſt bereuet zu haben, da er auf eben die Art remedia amoris geſchrieben, die gewiß mit ſo vielem Nutzen, als Vergnügen geleſen werden können.

6. §. Viel vernünftiger hat unſer Opitz in ſeinen dogmatiſchen Poeſien gehandelt. Er zeiget überall eine philoſophiſche Stärke der Vernunft, einen großen Eifer für alles Gute, ein geſetztes männliches Herz, das die Eitelkeit der menſchlichen Dinge verachtet, und den hohen Adel der Weisheit und Tugend allein hochſchätzet. Sonderlich wären ſein Vielgut, Zlatna und die vier Bücher der Troſtgedichte werth, daß ſie der Jugend beyzeiten in die Hände gegeben, erkläret, und von derſelben von Wort zu Wort auswendig gelernet würden. Dieſes würde derſelben mehr edle Grundſätze der Tugend und Sittenlehre geben, als die lateiniſchen Sprüchelchen, die ſie mehrentheils ohne Verſtand herbethen lernt,

Und länger nicht bewahrt,
Als bis der kluge Sohn nach Papageyen Art,
Sie, zu der Eltern Troſt, dem Lehrer nachgeſprochen.

Die alten Griechen hieltens mit ihrem Homer ſo; und ich weis nicht, warum wir gegen den Vater unſrer Poeten noch ſo undankbar ſind: da doch ſeine oberwähnten Gedichte mehr güldene Lehren in ſich faſſen, als die ganze Ilias und Odyſſee.

7. §. Ob man in dieſer Gattung von Gedichten die Muſen, oder ſonſt eine Gottheit, um ihren Beyſtand anrufen könne, das iſt im V. Capitel des I. Theils bereits gewieſen worden. Vom Lucretius iſt bekannt, daß er die Venus angerufen, weil ſie der Erzeugung der Dinge vorſteht. Virgil, in ſeinen Büchern vom Feldbaue, ruft ein ganzes Dutzend Götter an, die beym Feldbaue was zu thun haben. Opitz

ruft in seinem Vesuvius die Natur an, weil er von natürlichen Wundern schreiben will:

Natur, von deren Kraft Luft, Welt und Himmel sind,
Des höchsten Meisterrecht, und erstgebohrnes Kind,
Du Schwester aller Zeit, du Mutter aller Dinge,
O Göttinn, gönne mir, daß mein Gemüthe dringe
In deiner Werke Reich, und etwas sagen mag,
Davon kein deutscher Mund noch bis auf diesen Tag
Poetisch hat geredt.

Hätte er es nun dabey bewenden lassen, so wäre es gut gewesen: aber er fährt fort, und ruft auch den Apollo nebst allen Musen herbey, die doch bey dieser Materie vom Vesuvius nichts zu sagen haben:

Ich will mit Wahrheit schreiben,
Warum Vesuvius kann Steine von sich treiben,
Woher sein Brennen rührt, und was es etwa sey,
Davon die Glut sich nährt. Apollo komm herbey
Mit deiner Musenschaar; laß ihre Hand mich leiten
Auf dieser neuen Bahn, so will ich sicher schreiten,
Wohin mein Geist mich trägt.

Indessen wenn man ihn entschuldigen will, so darf man nur sagen, daß gleichwohl die Form des ganzen Werkes poetisch sey, und also des Beystandes der Musen nicht entbehren könne. In seinem Vielgut macht er seine Anrufung gerade zu Gott selbst:

So komm, o höchstes Gut, du Ursprung guter Sachen,
Des Bösen ärgster Feind, erwecke mir Verstand;
Verleihe kecken Muth, und schärfe meine Hand,
Zu dringen durch den Neid des Volkes auf der Erden,
Das sonst mit seiner Schaar mein Meister möchte werden,
Und Wahrheit kaum verträgt.

Eben das hat er in den Büchern der Trostgedichte gethan, wo er sich den heiligen Geist, als den höchsten Trost der Welt zum Helfer und Beystande erbittet. Wie nun hieran nichts auszusetzen ist: also ist es auch nicht allzeit nöthig, dergleichen Anrufung zu machen. Horaz und Boileau haben in

ihrer

ihrer Dichtkunſt keine gemacht. Opitz in ſeinem Buche von der Ruhe des Gemüths, thut es auch nicht; ob es gleich eben ſo groß iſt, als eins von den vorhergehenden.

8. §. Was für Verſe man zu ſolchen dogmatiſchen Gedichten brauchen ſolle, das können die Exempel der Alten und Neuern lehren. Jene haben die alexandriniſchen für geſchickt dazu gehalten, und Opitz hat die langen jambiſchen dazu bequem gefunden. Und in der That ſchicken ſich zu einem langen Lehrbuche keine kurze Verſe. Corneille hat dieſes wohl gewußt, daher hat er den Thomas von Kempis durchgehends in einerley zwölf- und dreyzehnſylbigte Verſe, nicht aber in andre Arten derſelben gebracht. Auch Philander von der Linde hat das lange geiſtliche Gedichte Sam. Slaters, welches ein Geſpräche der Seele mit dem Glauben vorſtellt, in keine andere Art von Verſen überſetzt. Und es wäre zu wünſchen, daß man ſolches in der deutſchen Ueberſetzung des Thomas von Kempis auch gethan hätte: da hingegen die eine, die wir davon haben, bald aus Elegien, bald aus heroiſchen, bald aus trochäiſchen Verſen beſteht; die andre aber, die nicht längſt heraus gekommen, gar wie ein Geſangbuch ausſieht. Wenn jemand Zeit und Luſt hätte, ein ſolches dogmatiſches Werk in unſre Sprache zu überſetzen, der dürfte nur den Palingenius dazu wählen, welcher in dieſer Claſſe gewiß eins von den ſchönſten und erbaulichſten Büchern iſt, die ich je geleſen habe.

9. §. Nichts iſt übrig, als daß ich noch ein Wort von großen Lobſchriften beyfüge. Von dieſen gilt faſt alles, was von den obigen geſagt worden. Opitz hat auf den König in Polen und Schweden, imgleichen auf den Herzog zu Hollſtein dergleichen gemacht, die uns zu Muſtern dienen können. Seine Lobgeſänge auf den Mars und Bachus, imgleichen auf die Geburt Chriſti u. d. gl. ſind auch bekannt, wiewohl ſie zum theil Ueberſetzungen ſind. Was ſind nicht unter ſeinen und ſeiner Nachfolger, Flemmings, Dachs, Tſchernings, Frankens, Beſſers, Neukirchs, Amthors, Günthers und Pietſchens Schriften, für eine Menge ſolcher Poeſien, darinn ſie ausführliche Lobredner ihrer Helden abgeben. Alle dieſe poe-

tische Stücke sind nicht dem Inhalte, sondern nur der äußerlichen Form nach poetisch: es wäre denn, daß sie auch in eine Fabel eingekleidet wären, oder hie und da durch poetische Zierrathe sehr ausstaffiret würden. Was dabey überhaupt zu beobachten ist, das kann man mit wenig Worten sagen.

10. §. Zuförderst muß der, so jemanden loben will, wissen, was für Eigenschaften eigentlich ein wahres Lob verdienen: denn sonst läuft er Gefahr, auch scheinbare Laster als große Tugenden heraus zu streichen, und dadurch bey den Verständigen zum Gelächter zu werden; bey Unverständigen aber viel Schaden zu stiften. Zweytens muß man den Character derjenigen Person wohl kennen, die man loben will; damit man ihr nicht unrechte Eigenschaften beylege. Denn aus den allgemeinen Quellen der Lobsprüche solche Schmeicheleyen zu schöpfen, die sich auf hundert andere eben so wohl schicken, als auf den, welchen man nennet; das heißt kein rechtes Lob, sondern eine niederträchtige Lobesucht,

Da keiner Weisheit Spur,
Kein Salz noch Eßig ist, als bloß der Fuchsschwanz nur.

wie Rachel sie beschreibt. Eine rechte Lobschrift muß sich ganz sonderbar auf denjenigen Helden schicken, den man lobt, und auf keinen andern gebraucht werden können. Es ist gratulantenmäßig, wenn man auf alle seine Gönner gleichsam einerley Verse macht, und ihre Gottesfurcht, Wohlthätigkeit ꝛc. mit großem Geschreye erhebt. Eben so verächtlich ist der Kunstgriff, in dem Lobe eines neuern allemal einen alten Helden herunter zu machen. Venus muß nicht mehr schön, Alexander kein Held, Plato kein Philosoph und Cicero kein Redner mehr seyn, wenn der Poet es so haben will. Oder man schmelzt alle große Leute des Alterthums zusammen, um einen einzigen Neuern daraus zu gießen: der doch gemeiniglich kaum werth ist, dem geringsten von jenen die Schuhe aufzulösen. Ein rechtschaffener Poet schämet sich also dieser verächtlichen Schmeicheleyen, und lobet keinen, als von dem man was besonders zu sagen und zu rühmen weis.

11. §.

Digitized by Google

11. §. Doch da die Gewohnheit es eingeführet hat, auf viele Leute Verſe zu machen, wenn uns gleich keine ſolche ruhmwürdige Eigenſchaften von ihnen bekannt ſind: ſo bediene man ſich des Kunſtgriffes, den Pindar erſonnen hat, wenn er auf die Ueberwinder in den olympiſchen Spielen nicht viel zu ſagen wußte. Er lobte etwa einen andern griechiſchen Held oder Gott, oder handelte eine ganz andere Materie ab, die nützlich und angenehm war: zuletzt aber dachte er nur mit wenigen Worten an denjenigen, dem zu Ehren es verfertiget wurde. Dieſe Erfindung hilft uns zuweilen ganze Bogen füllen, ehe mans gewahr wird. Die Gedichte werden auch eben dadurch für andere Leſer erbaulicher, und kommen alſo eher bis auf die Nachwelt, als wenn ſie lauter kalte Lobſprüche in ſich halten. Zum wenigſten muß man hier und dar lehrreiche Ausſchweifungen zu machen bedacht ſeyn; um dem Ekel der Leſer zuvor zu kommen. Man ſehe nur zu, daß man nicht gar zu weit geſuchte Materien ausführe; die ſich auf keine andere Weiſe auf unſern Helden deuten laſſen, als wenn man ſagt: Doch wo gerath ich hin?

12. §. Die Schreibart aller dieſer Gedichte muß nach Beſchaffenheit der Sachen und Perſonen, davon ſie handeln, bald prächtig und erhaben, bald ſinnreich und nachdenklich; bald pathetiſch, bald auch natürlich werden. Hofrath Pietſch hat in ſeinen meiſten Gedichten eine ſo edle Art des Ausdruckes, und ſo erhabene Gedanken gebrauchet, daß er zu ſolchen Lobgedichten faſt allein gebohren zu ſeyn geſchienen: wie man unter andern aus ſeinem langen Geſange auf den Prinzen Eugen ſehen kann, der ſich anhebt: O feuriger Eugen! Die langen jambiſchen Verſe mit ungetrennten Reimen, ſchicken ſich am beſten dazu: man mag ſie nun entweder in einem hinter einander fortlaufen laſſen, und nur zuweilen an bequemen Orten einen Abſatz machen; oder auch acht bis zehnzeiligte Strophen machen, wie Neukirch in vielen Gedichten gethan hat. Dieſe muß man ſich aber dem Inhalte und der Schreibart nach nicht zum Muſter nehmen; weil es Werke ſeiner hitzigen Jugend ſind, da er noch dem lohenſteiniſchen Geſchmacke gefol-

get ist. Und so viel auch von dieser Gattung. Folgende Exempel sollen zur Probe dienen.

13. §. Doch ehe ich dieses Capitel schließe, muß ich noch etwas erinnern, was zu diesem und allen vorhergehenden Capiteln dieses andern Theils gehöret. Es betrifft die Titel die man zu seinen Gedichten machen soll. Hier fragt sichs nun, wie man dieselben einzurichten habe? Viele Leute lieben die gekünstelten oder hochtrabenden, das ist, die metaphorischen oder allegorischen Titel: und diese pflegen ihre vornehmste Erfindungskraft schon auf der Ueberschrift zu verschwenden. Neidhard hat eine Cantata gemacht, deren Titel dieser war: die mit blauen Adlersflügeln gen Himmel geflogenen güldnen Sonnen. Die Erfindung war aus dem Wappen desjenigen Grafen genommen, bey dessen Leiche dieses Stücke zur Trauermusik dienete. Wer sieht aber nicht, wie ungereimt die Phantasie des Poeten gewesen, der die blauen Flügel an die Sonnen zu setzen das Herz gehabt, um sie damit gen Himmel fliegen zu lassen? In andern Gedichten findet man eben solche Ausschweifungen: ja in ganzen Büchern der Poeten ist es nichts seltsames, daß man poetische Trichter, Helikons, Parnasse, Tempel, Altäre, Rosenblätter, Rosengepüsche, Cedern- Lorbern- Myrten- und Cypressen-Häyne, Posaunen, Harfen, Glocken, Cymbeln, und warum nicht auch Schellen? von ihnen zu sehen bekömmt.

14. §. Allein wenn ich die Wahrheit davon gestehen soll; so machen alle diese metaphorische Titel einem Buche kein sonderliches Ansehen. Die Alten haben ihren größten und besten Gedichten sehr einfache und schlechte Namen gegeben: Die Ilias und Aeneis, nebst allen Trauerspielen der Griechen können genugsam davon zeugen. Andere kleine Werke, hießen auch schlechtweg, Ode, Ekloge, Satire, Elegie, Schreiben, Sinngedichte u. s. w. ohne ein großes Geprale von dem wunderwürdigen Inhalte solcher Stücke zu machen. Und in den neuern Zeiten haben auch die besten Dichter sich solcher hochtrabenden Titel enthalten. Man sieht wohl, daß Opitz, Flemming, Canitz, Besser, Philander und Günther

sich

Digitized by Google

ſich aller dieſer weitgeſuchten Ueberſchriften ſowohl in einzelnen Stücken, als in ganzen Sammlungen enthalten haben. Bey denen aber, die ſich auf eine praleriſche Art mit ſeltſamen Ueberſchriften breit gemacht haben, hat es mehrentheils geheißen:

Quid tanto dignum feret hic promiſſor hiatu?
Parturiunt montes, naſcetur ridiculus mus.

Man bleibe alſo bey einer ungezwungenen natürlichen Kürze in den Titeln ſeiner Gedichte; und halte feſt dafür, daß es weit beſſer ſey: wenn hernach im Gedichte oder im Buche mehr enthalten iſt, als man aus dem Titel vermuthet hätte; als wenn auf dem Titel mehr wäre verſprochen worden, als der Poete im Werke ſelbſt haben gewollt oder gekonnt.

* *

Opitzens Lobgedichte, an ſeine Königliche Majeſtät in Pohlen und Schweden.

Der Höchſte lebet ja, es wallet ſein Gemüthe,
Noch vor Barmherzigkeit und väterlicher Güte;
Er lenket deinen Sinn, dem ſeiner günſtig iſt,
Daß er, o Vladislav, für Krieg die Ruh erkieſt,
Und Langmuth für Geduld. Die falſchen Herzen klagen,
Die guten freuen ſich, daß du nicht ausgeſchlagen,
Der Waffen Stilleſtand, und daß dein Sinn, o Held!
Den Frieden höher ſchätzt, als etwas in der Welt,
Das mit der Welt vergeht. Die ſo vorhin durch Kriegen
Nach Ewigkeit geſtrebt, und längſt begraben liegen,
Sind ſelbſt vermuthlich froh, daß itzund durch Verſtand
Und Glimpf erworben wird, was ihre ſtrenge Hand
Zu ſchaffen, nie vermocht. Herr! dieſes thun die Gaben,
Damit dich die Natur und Gott bereichert haben.
O du, des Himmels Wunſch, der Völker Troſt und Zier!
Du ſcheueſt keinen Streit, doch nimmſt du itzt dafür,

Was auf den Streit erfolgt. Sonſt biſt du zwar gebohren
Zu aller Tapferkeit, zum Strengeſeyn erkohren,
Zu kämpfen angewöhnt. Du kömmſt von Leuten her,
Die häufig vor der Zeit durch ihr ſo kaltes Meer
Mit heißer Brunſt geſetzt, und Rom, den Zaum der Erden,
Der Völker Königinn, gezwungen, zahm zu werden,
Zu tragen fremdes Joch; von Leuten, derer Macht
Noch bis auf dieſe Zeit in ihren Gliedern wacht.
Die nach der Ehre mehr, als nach dem Leben fragen,
Und trotzen, wer ſie ſcherzt; von welchen dann zu ſagen,
Hier weder Fug noch Recht. Du würdeſt König ſeyn,
Und wäre nichts um dich, als dein Verdienſt allein.
Du biſt von Jugend auf dem Lobe nachgegangen;
Es hört ſo keiner auf, als du haſt angefangen:
Was ſonſt in langer Zeit kein Herr verrichten kann,
Das haſt du oftermals auf einen Tag gethan.
Das Glücke dienet dir. Dein Vater hat nicht wollen
Ohn dich zu Felde ſeyn, ohn dich nicht ſiegen ſollen;
Der große Siegismund, der nicht ſo zeitlich ſich
Von dieſer Welt gemacht, woferne er durch dich
Nicht ſeine Statt erſetzt. Nachdem die Moſcowiten
Ihn alſo angereizt, daß er ſie hat beſtritten,
Ihr großes Heer verfolgt, das weite Land beſiegt,
Bis zur Hirkaner See, die Hauptſtadt eingekriegt;
Den Fürſten in Triumph nach Warſchau hingeführet:
Da hat dir ſchon dieß Theil von Aſien gebühret
Durch ihre freye Wahl; wenn nicht ihr Unverſtand,
Was? wenn ihr Meyneid nicht ſich von dir abgewandt.
Haſt du den Schimpf verſchmerzt? nein! deine werthe Sinnen,
Die außer Löblichkeit nichts denken noch beginnen,
Wann ſich Aurora zeigt, und wann der Tag gebricht,
Die fragten ferner nun nach deiner Jugend nicht,
Und riſſen dich nur fort. Wer hat nicht angeſehen,
Verwundert und beſtürzt, wie da das ſcharfe Wehen
Der unbewohnten Luft, des rauhen Himmels Art,
Die ungebähnte Bahn, der wilden Thiere Fahrt,

Digitized by Google

Und was das grimme Land für Uebel mehr noch heget,
Dir deinen großen Muth im mindſten nicht geleget?
Dieß thut ein edler Geiſt, der nicht zu zagen weis;
Er wählt für Ruh Gefahr, für Kälte Thau und Eis,
Und Eiſen noch darzu. Die Sonne muß ſtets gehen,
Der Himmel wälzet ſich, die See kann nimmer ſtehen;
So, König, biſt du auch. Dein Sinn iſt himmelweit,
Iſt als die Sonne klar, iſt als die Meere breit,
Und denkt nicht einmal nach, in was Gefahr er rennet.
Als wie ein kühner Löw, indem ſein Herze brennet
Für Gunſt, zu ſeiner Zucht, der ſorget ſtets und wacht,
Schleicht über allen Froſt und Schnee bey ſtiller Nacht;
Sein Haar iſt ihm bereift, es hangen an den Ohren
Die Zapfen von Cryſtall, die Klauen ſind befrohren,
Noch ſchaut er keine Müh und Laſt des Wetters an,
Damit er nur vergnügt nach Hauſe kommen kann.
Du haſt auch damals ſchon Beſcheid zu geben wiſſen,
Wo recht zu lagern ſey, wo Städte zu umſchließen,
Was eine Schlacht erheiſcht, wo Sturm und Anlauf gut,
Wo Hinterhalt muß ſtehn, wo Wacht von nöthen thut,
Und was der Sachen mehr. Du ſelbſt biſt angegangen,
Beherzt und ungebückt, haſt nie entfärbt die Wangen,
Die Augen nie verkehrt; zwar durch Verſtand und Rath
Ein Feldherr, aber auch durch Fechten ein Soldat.
So hat dein reifer Witz des Feindes Liſt bezwungen,
Dein Degen ſeine Kraft. Du haſt ihm abgedrungen,
Was der Tyrann vielleicht im Traume nie gedacht,
Haſt ihn dir Severin, ein Land von ſolcher Macht,
Ingleichen Czernichow, ſammt zweymal dreyßig Städten,
Und zehen faſt darzu, genöthigt abzutreten.
Und alſo, da man dich für Jüngling noch geſchätzt,
Den grünen Lorberkranz auf deinen Kopf geſetzt,
Der itzund Kronen trägt. Hier möchte man gedenken,
Das Glücke hätte dir Ergetzung ſollen ſchenken,
Und Raſt nach ſolcher Müh. Es ſaget aber, nein!
Der Kaiſer von Byzanz muß auch geſchlagen ſeyn.

Digitized by Google

Wie? wann ein kalter Sturm den Schloß, den er gebieret,
Hoch aus den Wolken her durch Thal und Wälder führet,
Und auf die Saaten wirft, daß sich der Ackersmann
Zur Erndte keinen Trost noch Hoffnung machen kann:
So kam der Heyden Volk weit von dem Nilusstrande,
Von Taurus Klippen her, dem heißen Mederstande,
Dem wilden Thracien, dem schweifenden Euphrat,
Und was der Bluthund mehr für große Länder hat,
Die kaum zu zählen sind: zu denen sich noch schlugen
Die Tartarn, welche Lust zu einem Feuer trugen,
Das ihnen selbst gehört, Pokuz war leer gemacht,
Podolien verheert, Wolhyna durchgebracht,
Pr:mislau ausgebrannt: viel Menschen wurden Beute,
Und kläglich weggeführt. Viel gute Rittersleute,
Die hatten bey Czeczor ihr Leben aufgesetzt,
Und in der Wallachey das arme Feld genetzt.
Das Land stund Schreckens voll, man sahe furchtsam ziehen
Die Dörfer in die Stadt, die Stadt mit ihnen fliehen,
Und alles war verzagt. Du warest der allein,
Der die Gemüther nicht ließ sonder Hoffnung seyn,
Das Land nicht sonder Schutz. Mit kläglich thun, mit Zähren,
Mit Zittern, fiengst du an, ist dem nicht abzuwehren,
Der mit dem Säbel kömmt. Wenn Wind und Wellen gehn,
Kan niemand mit Geschrey dem Wetter widerstehn.
Das Wasser hat kein Ohr, man muß das Ruder fassen,
Muß schöpfen, wache seyn, die Segel fallen lassen;
Den Mastbaum in das Schiff, des Ankers Last darvon,
Und in den Grundsand thun, und eilends den Patron
Vernehmen, wenn er rufft. Kommt, laßt dem Feinde zeigen,
Er soll uns nimmer sehn vor seinen Monden neigen;
Er habe darum sich an Leuten stark gemacht,
Daß ihrer mehr durch uns auch würden umgebracht.
Soll er der Meister seyn, du edeles Geblüte!
Er, der beschnitten ist an Leib und an Gemüthe,
An Art und Sinnen weich? Das wolle der ja nicht,
Den dieser Hund verhöhnt. Der, welchem Muth gebricht,

Dem

Dem Hand und Herze ſinkt, mag nur von dannen reiſen!
Ihr, die ihr Ehre liebt, kommt, laſſet uns erweiſen,
Was Gott und Recht erheiſcht, und rettet durch den Streit
Zwar, Pohlen, doch zugleich die ganze Chriſtenheit.
So haſt du fortgeſetzt, und alle Welt gelehret,
Daß ein beherzter Sinn, der ſeinen Höchſten ehret,
Und liebt ſein Vaterland, und auf kein andres Ziel,
Als Schutz und Rettung geht, zu thun hat, was er will,
Und ſelbſt die Hölle trotzt. Es konnten ſo viel Schaaren
Nur nicht dein Antlitz ſehn. Die frechen Janitzaren,
Der Türken rechte Gard, erwürgten ihren Gott,
Das wilde Thier, Osmann, und trugen vieler Tod
Hierdurch an ſeinem aus vor Ungeduld und Schmerzen.
Nun lauf du tolles Heer, und lerne ferner ſcherzen
Den Sinn, der Ehre ſucht, den Lob und Ruhm ergetzt,
Und der ſein Leben nicht für Ruh der Völker, ſetzt.
Der Tag, als Crakau dir, Triumph! o Licht der Erden,
Triumph! gerufen hat, ſoll ſtets erhoben werden,
Soll hoch und heilig ſeyn: dein ſchöner Preis, o Held!
Soll allzeit wären mit, dein Lohn auch nach der Welt.
Man wird nicht minder auch mit vollem Munde ſagen:
Wie Moſcau neulich noch des Bundes Pflicht verſchlagen,
Und dich gereizet hat, gewaffnet hinzuziehn,
Bis zum Boryſthenes. Was war doch ihr Gewinn
Der ſtolzen Nation, des Volkes ohn Gewiſſen?
Man ſah ſie freylich wohl Smolensko hart umſchließen:
Doch du umſchleußeſt ſie und bringſt den Feind ſo weit,
Daß er, wie ſchwer es fällt, für Sieg Genade! ſchreyt.
Er kreucht zum Kreuze hin, giebt auch was ſein iſt, wieder;
Legt ſeine Hoffarth dir mit Wehr und Waffen nieder,
Und lernt gehorſam ſeyn. Er hat daſelbſt bekannt:
Du hätteſt ſeinen Hals und Ehr in deiner Hand.
Doch du, o König haſt im Herzen noch mehr Güte.
Erſt zwingeſt du den Feind, und itzund dein Gemüthe,
Führſt ſelbſt dich im Triumph: ihr Leben ſteht bey dir,
Das giebſt du ihnen hin, und nimmſt allein dafür

Das Lob der Gütigkeit. O eine werthe Tugend!
Doch derer nur ein Zweig, die dich von erſter Jugend,
Von Wiegen an geziert. Zwar Gott, das Reich, dein Stand
Und Würde haben dir das Zepter zugewandt,
Dein edles Haupt gekrönt, dich hochgeſetzt auf Erden:
Du willſt durch Niedrigkeit doch gleichwohl höher werden.
Wer dich im Kriege ſieht, der legt die Waffen bey:
Wer dich im Frieden ſchaut, iſt aller Furchten frey,
Behält die Lieb allein; läßt Scheu und Schrecken ſchwinden,
Spricht einen König an, und pfleget mehr zu finden,
Als einen Vater ſelbſt. Hierdurch haſt du gemacht,
Daß nichts ſo ſehr für dich, als Treu der Leute wacht,
Die deine Demuth ſehn. Das Stehen der Trabanten,
Die Warnung vor Gefahr, die Aufſicht der Bekannten,
Gewehr und Waffen, Herr, die ſind für ein Gemach,
Da ein Tyranne ſitzt, nur oftermals zu ſchwach.
Der kann nicht ſicher ſeyn, vor dem nichts ſicher bleibet,
Der Blut zur Loſung hat, Blut redet, und Blut ſchreibet,
Und ſäuft es in den Hals. Er fürchtet, die er kränkt,
Traut auch dem Degen nicht, der ihm zur Seiten henkt,
Und haßt, und wird gehaßt. Gunſt will nicht ſeyn getrieben:
Ein Herr, der Liebe ſucht, der muß zum erſten lieben;
Ohn dieß iſt jenes nie. Der gründet nur auf Sand,
Der nicht auf Liebe baut, die als ein feſtes Band,
Auch die Natur verknüpft, was hält den Weltkreis wieder?
Warum geht das Geſtirn in Ordnung auf und nieder?
Wie weis der Wind ſein Ziel, der Monde ſeine Zeit,
Das Waſſer ſeinen Strand? dieß thut die Einigkeit,
Die Liebe, die wir auch in deinen Augen ſehen,
Den Zeugen deiner Treu. Wer darf wohl vor dir flehen?
Wer ſagt, du habeſt ihm einmal zu kurz gethan?
Du ſprichſt ſchon oftmals ja, eh als man bitten kann:
So freundlich iſt dein Sinn! Wie auch die klaren Stralen
Der Sonnen nicht nur bloß Gefild und Berge malen,
Nicht nur an einen Ort erſtrecken ihren Schein;
So biſt du gleichfalls auch. Dich dünkt zu wenig ſeyn,

Für

Für deine Gütigkeit; das Volk, das du regiereſt,
Das dich mit Treuen meynt, und du mit Wohlfahrt ziereſt:
Du biſt ein großer Troſt, ein Schirm und Zuverſicht,
Für einen jeglichen der dich um Schutz anſpricht,
Und ſonſt bedränget iſt. Die fremde zu dir kommen,
Gehn fremde nicht hinweg: ſie werden aufgenommen,
Geſetzt in Sicherheit, in Ruh und ſolchen Stand,
Daß ſie bedünkt, dein Reich das wär ihr Vaterland.
Hier mag auch jedermann im Gottesdienſte leben,
Wie ſein Gewiſſen weis; mag ſeine Hände heben
Zu dem, der euch nicht mehr vertrauet, als die Welt,
Und ſeiner Ehre Recht für ſich allein behält;
Zu dem, der lieber uns will ſonder Glauben wiſſen,
Als daß man ſeine Furcht aus Furchten ein ſoll ſchließen,
Und nach dem Winde gehn; zu dem, der Heucheley
So ſehr beſtrafen wird, als Mord, als Tyranney,
Als Blutſchuld, Sodomie, als alle ſolche Sünden,
Dadurch man ihn vermag in Eifer zu entzünden;
Zu dem, der ewiglich mit dem nicht ſtimmen kann,
Der mit dem Himmel ſcherzt, und ſieht die Menſchen an.
Du hegeſt ſolchen Sinn, wenn dich dein Volk ſo ehret,
Dir treu iſt, wie es ſoll, und thut, was ſich gehöret,
So ſey es recht und gut: und dieſes kömmt bey dir
Von der Gerechtigkeit, die deine beſte Zier
Von allen Gaben iſt; die dich dahin erhebet,
Bey deinem Leben ſchon, wornach ein König ſtrebet,
Der dort auch herrſchen will. Wo bleibt Beſcheidenheit?
Dein Anſehn? dein Verſtand? ja wo die Mäßigkeit,
Die ganz dein eigen iſt? dein weiſer Sinn im Rathen,
Der Rede Witz und Zier, die Wachſamkeit in Thaten,
Die Langmuth? Der Bezwang des Zornes, der allein
Genug ſonſt Laſters iſt, kömmt dir vom Nüchternſeyn.
Was kann ein ſolcher Herr für kluge Sinnen haben,
Dem allzeit die Vernunft im Becher liegt begraben,
Und auf dem Glaſe ſchwimmt? Wer nichts für Leut und Land
Als Wein vergoſſen hat, der macht ſich zwar bekannt,

Doch

Doch nicht durch Tapferkeit; muß böſen Menſchen trauen,
Die ihn, und ſich, und mich oft zu verkaufen ſchauen;
Iſt ſeiner Diener Knecht, und trinket durch den Wein,
(Wie theuer Waſſer doch!) viel tauſend Thränen ein.
Wer ſieht an Rache dich, o Held! die Augen weiden?
Wie bald vergiebeſt du, wer weis ſich zu beſcheiden
Nur einer grimmen That? dein Herze heiſcht kein Blut
Von dem, der Gnade ſucht, der Reu und Buße thut;
Viel minder, welcher nichts. Soll ich denn auch beſchreiben,
Wie du den Reſt der Zeit zuweilen wilſt vertreiben,
Und dich dir ſelber giebſt? Du biſt zwar bey der Ruh
Auch König: dennoch iſt nichts freundlichers, als du,
Nichts milders auf der Welt. Daheim iſt dein Ergetzen,
Ein Buch, das leſens werth; im Felde nimmt das Hetzen
Dir deine Sorgen hin. Es hatten den Gebrauch
Ulyſſes, Telamon, und der Achilles auch,
Der Thetis großer Sohn. Alcides hat im Jagen
Den Ernſt, mit welchem er die Rieſen todt geſchlagen,
Nicht minder angelegt. Doch kennſt du Maaße hier:
Denn wer nichts anders weis, wird endlich ſelbſt ein Thier,
Und lernet grauſam ſeyn. Du führeſt ſo dein Leben,
Daß du der Welt und Gott kannſt gute Rechnung geben,
Gott, auf den du: der Welt, die auf dich Achtung giebt.
Ihr, die ihr itzund nicht, als was vor euch iſt, liebt,
Ihr möcht verſichert ſeyn: es ſind viel kluge Seelen,
Viel Geiſter von Vernunft, die aus der tiefen Hölen
Der Wahrheit dieß hervor zu graben ſind bedacht,
Wodurch der grauen Zeit ſoll werden vorgebracht,
Was jener, der und die, und alleſammt beginnen;
Den Wankelmuth, den Neid, den Haß, die Weiberſinnen,
Dieß alles, was man ſcheut zu ſagen, und doch thut.
Du darfſt, o freyer Held, den Königlichen Hut
Nicht in die Augen ziehn: wohin man itzund ſiehet,
Da ſchaut man auch dein Lob. Daß Ruh und Friede blühet,
Daß Recht und Billigkeit in vollem Schwange geht,
Daß alles um und um in Luſt und Freuden ſteht,

Iſt

Iſt nebſt des Himmels Gunſt dir einig zuzumeſſen.
Man wird des Leides nun durch alles Land vergeſſen.
Es darf Boryſthenes nicht mehr die Wehre ſeyn,
Vor Moskau; das Geſchrey von dir thut dieß allein.
Man darf der Tartarey hier keine Mauren ſetzen,
Wie Sina ſich verwahrt; dein Ruhm iſt mehr zu ſchätzen:
Der Pruth, der Tyras hält den Türken nicht ſo an,
Als deines Namens Macht den Räuber ſtillen kann.
Ach! könnte doch ein Menſch auf einer Warte ſtehen,
Und über dieſes Reich die Augen laſſen gehen:
Was Schein, was Aenderung doch würde dieſe Zeit
Ihm zeigen gegen der, die erſt war weit und breit;
Da Krieg zu fürchten ſtund, und theils auch ſchon geweſen.
Die Städte freuen ſich, die Felder ſind geneſen.
Es lebet jedermann, (o Deutſchland! möchteſt du
Doch auch ſo ſelig ſeyn!) für ſich, in ſtiller Ruh.
Die reiche Weichſel kann zur See ohn Aufhalt fließen,
Die See ſich allerſeits frey an ihr Ufer gießen,
Das Ufer Waaren ſehn, und alles luſtig ſeyn.
Sollſt du, o Luſt der Zeit, o König, dann allein
Von dieſen Freuden nicht auch dein Theil reichlich haben?
Des Himmels treue Gunſt wird dich mit dem begaben,
Bey friſcher Lebenszeit, was dein Gemüthe liebt,
Und Gott nur nehmen kann, der dir es ſelber giebt.

* *

Opitz, Lob des Feldlebens.

O wohl! und mehr als wohl! dem, welcher weit vom Kriegen,
Von Sorgen, Müh und Angſt, ſein Vatergut kann pflügen;
Lebt ſicher und in Ruh noch wie die alte Welt
Zu Zeiten des Saturns, und pflügt ſein kleines Feld;
Spannt Roß und Ochſen vor, darf ſeinen Sinn nicht kränken,
Um armer Leute Schweiß, weis nichts von Wechſelbänken,
Von Wucher und Finanz; iſt alles Kummers frey,
Daß nicht ſein Haab und Gut im Meer ertrunken ſey;

Darf

Darf auf der wüſten See nicht immer furchtſam ſchweben,
Von Winden umgeführt, da zwiſchen Tod und Leben
Ein daumendickes Bret; giebt nicht aufs Bergwerk acht,
Da Stoll und Schach ſich oft verlieren über Nacht;
Erwacht nicht durch den Schall der ſtarken Heerpoſaunen,
Erſchrickt nicht vor dem Blitz und Donner der Karthaunen;
Wie zwar der Landsknecht lebt, der Tag und Nacht das Land,
Das doch dem Mäyer bleibt, ſchützt mit bewehrter Hand.
Er denkt nicht, wie er komm hoch an das Bret vor allen.
Und könne Königen und Herren wohlgefallen:
Tritt nie auf ſchlüpfrig Eis; giebt ſeine Freyheit nicht,
Um eine Hand voll Gunſt, die eh als Glas zerbricht.
Er läßt ſich auch nicht ein in fremder Leute Sachen,
Verurtheilt niemals falſch, hilft krumm nicht grade machen,
Steht nicht in Furcht und Angſt, hält vor der reichen Thür,
Sein Hütlein in der Hand, und kömmt doch ſelten für.
Das alles darf er nicht: er hat, was er begehret,
Sein Gut wird ihm von Gott, auch wenn er ſchläft, beſcheret;
Hat mehr, als der ſein Herz auf bloßen Reichthum ſtellt,
Beſitzt nicht, was er hat, iſt arm und hat viel Geld.
Er gehet fröhlich hin, führt itzt die ſüſſen Reben
An Ulmenbäumen auf, daß ſie beyſammmen kleben,
Als ehelich vermählt. Itzt weil die Schöſſe klein,
Bricht er, was wild iſt, ab, impft gute Sprößlein ein.
Nimmt bald die Schaufel her, macht Furchen, frey zu fließen
Dem Waſſer über Feld, die Wieſen zu begießen,
Die dürr und dürſtig ſtehn; ſpaziert bald in das Gras,
Das durch den Silberthau des Morgens noch iſt naß.
Bald ſtützt er einen Baum, der von der Frucht gebeuget,
Vor Laſt zerbrechen will, und ſich zur Erden neiget:
Und etwan ſieht er gehn dort um das grüne Thal
Die Schafe, Kälber, Küh, und Ochſen überall.
Schaut er denn über ſich, ſo ſieht er ſeine Geißen,
Das Laub von dem Geſtäud an einer Klippen reißen;
Dabey ihr Mann, der Bock, für Luſt und Freuden ſpringt:
Hört, wie der Hirte wohl von ſeiner Phyllis ſingt,

Die

Die hinter einen Baum ſich hatte nächſt verkrochen,
Als er ihr ſchönes Obſt und Blumen abgebrochen.
Hört, wie die braune Kuh im nächſten Thale brüllt,
Daß ihre rauhe Stimm hoch über Feld erſchüllt.
Bisweilen leert er aus den Honigmacherinnen
Ihr wächſern Königreich, das ſie mit klugen Sinnen
Sehr artig aufgebaut, nimmt auch zu rechter Zeit
Den feiſten Schafen ab ihr dickes Wollenkleid.
Kömmt denn, nachdem er hat den Sommernutz empfangen,
Der Obſt und Traubenmann, der reiche Herbſt gegangen:
Wie freut er ſich ſo ſehr, wenn er die Birnen ropft,
Vom Baume, den er ſelbſt vor dieſer Zeit gepfropft;
Und lieſet Aepfel auf, die ſelber abgefallen;
Nimmt ihm hernachmals vor die ſchönſten unter allen,
Beißt ungeſcheelet an; geht dann, beſieht den Wein,
Bricht reife Trauben ab, die Purpur ähnlich ſeyn.
Iſt er vom Gehen laß, ſo kann er ſich fein ſtrecken
Bald in den Schatten hin, wo ihn die Bäume decken,
Bald in das grüne Gras, an dem vorüber fleußt,
Das Waſſer und durchhin mit ſtillem Rauſchen ſcheußt:
Bey deſſen Rande denn die Feldheuſchrecken ſpringen,
Und mit dem langen Lied ihr Winterleid verſingen.

Der Vögel leichtes Volk macht ſeinen Lobgeſang,
Schreyt überlaut, und wünſcht den Sommer noch ſo lang.
Die ſchöne Nachtigal läßt ſonderlich ſich hören,
Schwingt ihre Stimme hoch dem Meyer wie zu ehren:
Die Fröſche machen auch ſich luſtig an der Bach,
Und ihr Coax, Coax, giebt keinem Vogel nach.
Nicht weit von dannen kömmt aus einem kühlen Brunnen
Ein Bächlein durch das Gras gleich wie Cryſtall gerunnen,
Draus ſchöpft er mit der Hand, eh er ſich ſchlafen legt,
Wozu des Bachs Geräuſch und Murmeln ihn bewegt.

Wenn aber mit dem Eis und rauhen ſcharfen Winden
Der graue Winter kömmt, ſo kann er doch was finden,
Auch mitten in dem Schnee, das nützet und ergetzt;
Indem er itzt ein Schwein mit ſeinen Hunden hetzt,

Und itzt ein ſchnelles Reh in dem Gehege fället,
Bald mit dem Garne dann den leichten Haſen ſtellet:
Kömmt auch, nachdem er hat vom Jagen umgekehrt,
Lockt das Geflügel an auf ſeinen Vogelheerd,
Fängt etwan einen Kranch, der in den Lüften irret,
Durch altes Zauberſpiel in ſeiner Flucht verwirret:
Das theure Haſelhuhn geht ihm nicht ſelten ein,
Rebhüner auch, die ſonſt die Zier der Tiſche ſeyn.
Verfüget er ſich heim, da hat er viel zu bauen,
Macht Planken in den Zaun, ſchnitzt Flegel, ſtielt die Hauen,
Ergänzt den Pferdezeug, verwahrt das Taubenhaus,
Strickt Netz und Jägergarn, putzt alles ſauber aus.
Schaut dann den Pfauen zu, ſieht, wie die ſtolzen Hahnen
Die Hüner übergehn, lockt zu ſich die Faſanen.
Die Tauben haben ſich gelagert um das Dach.
Die Ranze läuft der Magd mit ihren Ferkeln nach.
Wie wollt er dann nun wohl dieß freye Leben haſſen,
Und nicht der Städte Luſt für ſeine Wälder laſſen?
Vornehmlich auch wenn ihm ſein Weib entgegen kömmt,
Und ihren lieben Mann friſch in die Arme nimmt,
Hat keine Larven vor, iſt ſchwarzbraun von der Sonnen,
Ihr Antlitz iſt geſchminkt mit Waſſer aus den Brunnen,
Ihr Hut iſt Haberſtroh, ihr Kittel iſt parat
Von Seiden, die ſie ſelbſt zuvor geſponnen hat.
Sie macht ein Feuer auf, iſt mühſam und geſchwinde,
Läuft hin und melkt die Küh, ſo bald, als das Geſinde;
Ergreift den weiten Krug, bringt einen blanken Wein,
Der nicht muß allererſt mit Zucker ſüſſe ſeyn.
Denn decket ſie den Tiſch, und ſetzet auf die Speiſen,
Darnach man nicht erſt darf ſehr viel Meilweges reiſen,
Und die das wilde Meer hier an das Land gebracht;
Kauft keinen Stör, den nur die Würze theuer macht.
Kennt nicht, was Auſtern ſeyn, weis gar nicht von Lampreten,
Die erſt der weiſe Koch in Malvaſier muß tödten,
Artſchocken findet man in ſeinem Garten nicht,
Melonen ſind ihm auch nie kommen zu Geſicht.

Er

Er hält bey sich vielmehr auf einen guten Schinken,
Und eingesalztes Fleisch, das macht ihm Lust zu trinken.
Sein bestes Essen ist Milch, Eyer, Honig, Schmalz,
Für Spargel ißt er Kraut; anstatt der Würze, Salz.
Er lobt ein Lamm, das er dem Wolf erst abgejaget,
Ein frischer Kalbskopf ihm für Straußenhirn behaget,
Sticht selbst ein Ferklein ab, würgt einen feisten Hahn,
Der unwerth ist gemacht, und nicht mehr buhlen kann.
Die Aepfel schmecken ihm viel besser, als Zitronen,
Rapunze, Kresse, Lauch, Kohl, Rüben, Erbsen, Bohnen,
Saurampfer, Peterlin, Salat im frischen Oel,
Ist ihm mehr angenehm, als Safran und Kanel.
Bey dieser seiner Kost er viel gesunder bleibet,
Als der zu essen pflegt, eh ihn der Hunger treibet.
Was mancher theuer kauft, wird ihm umsonst gewährt:
Sein Vorrath ist das Feld, sein Holz kömmt auf den Heerd.
Indem er also ißt, hört er der Schafe Schellen,
Die von der Weide nun sich wieder heim gesellen.
Schaut, wie die stolze Geiß will vor dem Widder gehn,
Wie seine feiste Küh in vollen Eytern stehn.
Bald siehet er darauf die starken Rosse bringen,
Den umgestürzten Pflug, und noch für Geilheit springen;
Mit denen und zuvor sein mühsames Gesind,
Eins nach dem andern sich gemach nach Hause findt.
Auf dieß sie an den Tisch heißhungrig niedersitzen,
Und essen, daß sie mehr, als vor zu Felde, schwitzen.
Wenn nachmals jedermann gesättigt ist vollauf,
Schmeckt aus der großen Kann ein guter Trunk darauf.
Legt sich hernach zur Ruh, schläft frey von Angst und Sorgen,
Bis ihn und sein ganz Haus der Hahn weckt, wann am Morgen
Aurora sehen läßt ihr rosenrothes Haar,
Und mit dem klaren Schein umhüllt der Sternen Schaar.
Es stehe wer da will hoch an des Glückes Spitzen,
Ich schätze den für hoch, der hier kann unten sitzen,
Da keine Hoffarth ist, kein äußerlicher Schein,
Die nur die Augen füllt, und kann sein selber seyn;

Bleibt von des Neides Gift' und Eifer ganz verschonet,
Weis von der Sünde nicht die in den Städten wohnet,
Und in den Winkeln steckt; stellt da sein Leben an
Da seiner Unschuld selbst der Himmel zeugen kann,
Vertrauet Gott allein sein Wesen und Vermögen,
Sieht alles unter sich, lauft seinem Tod' entgegen,
Und scheut sein Stündlein nicht. Der ist gar sehr verblendt,
Der sonst zwar alles weis, doch sich nicht selber kennt.

* *

Bessers Lobgedicht,
Auf
Friedrich Wilhelms des Großen
erfochtene Warschausche Schlacht,
im Jahre 1656.

Der flüchtge Casimir, der ersten Furcht entstrickt,
War wieder in sein Reich aus Schlesien gerückt:
Indeß daß groß und klein, bis auf die Tartarhorden,
Für ihn und seinen Thron, war aufgebothen worden.
Mit diesen lag er erst bey Warschau an der Stadt;
Doch weil zu große Macht auch große Kühnheit hat:
War er den Weichselstrom diesseits herüber gangen,
Uns desto schleuniger im Anmarsch zu empfangen.
Fast hundert tausend Mann bedeckten das Feld:
Sie hielten gegen uns als eine halbe Welt.
Wie man die Kranche hört bey ihren Zügen girren,
Und in der Sommerszeit die reifen Saaten schwirren:
So rasselte der Klang von Pferden, Schild und Spieß,
Den diese große Schaar von weiten hören ließ.
Wie alles stäubt und bebt bey Ankunft einer Heerde:
So schwärzte sich die Luft und zitterte die Erde;
Als dieser Völker Trifft, und deren Hinterhalt,
Auf unsre Läger drang mit stürmischer Gewalt.

Digitized by Google

Sechs gegen einen Arm, ſo ſollten unſre kämpfen;
Ja was man hört und ſah, ſchien uns den Muth zu dämpfen.
Des Feindes Grauſamkeit; die ungeheure Tracht,
Von Häuten und von Filz in eine Form gebracht;
Die theils mit Gold und Stahl gepanzerten Huſaren:
Das große Feldgeſchrey und Lermen der Barbaren,
So ſie aus aller Macht aus Erz und Horn erweckt,
Hätt' auch die Tapferſten bey andern abgeſchreckt.
Allein dieß Heldenpaar von göttlichem Geblüte,
Bethörte kein Tumult, kein rauh und wilder Scythe.
Je mehr der Feinde ſind, je ſchwerer iſt der Krieg;
Und ſo viel größer war denn auch hernach der Sieg.
Sie giengen erſt zu Gott und ihrer Hütten Tempel,
Und munterten ſich auf mit eigenem Exempel:
Allhier ſoll, ſprachen ſie, noch heut vor Abendsſchein,
Des Feindes, oder auch ſelbſt unſre Grabſtatt ſeyn!
Nachdem ſie ſich gemach durch einen Wald gezogen,
Und das getheilte Heer in halben Mond gebogen;
Behielt zur Rechten Carl der Weichſel lang den Stand,
Und unſrer ſtellte ſich am Bruch zur linken Hand.
Drauf nahten ſie heran mit dem geringen Volke;
Und wurden überdeckt gleich als von einer Wolke.
Viel tauſend fuhren dort von fornen auf uns her,
Viel tauſend kreuzten hier, und fielen in die quer,
Viel ſchlugen ſich um uns, und dachten im Vermengen,
Uns wenigſtens getrennt, in eine Flucht zu drängen.
Wie aber, wenn im Herbſt ein Sturm das Meer erregt,
Es ſeine Tiefen dann auf Berge wälzt und trägt,
Brauſt, ſchäumet, wallt und tobt mit aufgethürmten Wellen,
Die aus dem innern Grund hin in die Lüfte ſchwellen;
Und dennoch, wie es raſt, mit aller ſeiner Wuth,
Die Klippen nicht verzehrt auch mitten in der Fluth;
Sie ſtehn, obgleich auf ſie, wie andre Klippen fallen,
Die nur in ihren Schlund geſchwächt zurücke prallen:
So hielt der kleine Trup auch den ergrimmten Lauf,
Das wellengleiche Heer ganz unbeweglich auf;

Und schleuderte den Feind zurück in seine Schanzen,
Mit allem dem Gerüst der Schilde, Pfeil und Lanzen.
Die Nacht entschied den Streit: So bald der Tag begann,
Fing sich zur linken Hand ein Hauptscharmützel an.
Der Churfürst, um das Feld der Feinde zu bestreichen,
Fand rathsam, an die Höh des Waldes anzuschleichen;
Er zog in stiller Eil sich über den Morast,
Und schlug die Pöhlen ab, die Stand darauf gefaßt.
Der Tartern ganzer Schwarm von so viel tausend Köpfen,
Warf sich auf ihn allein, in Meynung Luft zu schöpfen;
Und lerneten zu früh aus dem erfolgten Weh:
Daß in der linken Brust des Menschen Herze steh.
Er rannt die Stirn entzwey an unserm linken Flügel.
Als die Husaren auch von einem kleinen Hügel,
Fünftausend Mann verstärkt, zur Rechten angesetzt,
Und viel der Schwedischen getrennet und verletzt;
Ja zwey Geschwader durch in sie hereingebrochen:
Hat unser linkes Horn es ebenfalls gerochen.
Es brach, zur Seiten ab, den Treibern wieder ein,
Und stieß sie dergestalt, daß fast auch kein Gebein,
Zum minsten wenig nur, aus dem Gefecht entronnen;
Bis man den Tag darauf die ganze Schlacht gewonnen.

Daß doch, was diesen Tag dieß Heldenpaar vollbracht,
Und zwar wie unser Fürst zum Siege Raum gemacht,
Den Feind zuerst gejagt und ihn gewußt zu treiben,
Wir mit der Sieger Stahl vermöchten zu beschreiben!
Bishero hatte man einander nur gestreift;
Weil der unstete Feind stets hin und her geschweift.
Heut aber, da er sich in einen Wald geschwungen:
Ward er, im Vortheil selbst, zu einer Schlacht gedrungen.
Man gieng, so fest ihn auch noch eine Höh verschloß,
Auf seine Wagenburg in voller Ordnung los.
Der brandenburgsche Mars, weil es an seiner Seiten,
Begann zuerst den Wald und Hügel zu bestreiten;
Sein Sparr, der eine Zeit auf beyde schon gefeurt,
Und allem Ueberfall von hinten zu gesteurt,

Trieb,

Digitized by Google

Trieb, wie geſcheuchtes Wild, das Fußvolk aus dem Strauche;
Als eben unſer Held recht mitten in dem Schmauche
Die Weichenden empfieng, und ihren Weg verkürzt,
Sie, ſammt der Reuterey, den Berg herabgeſtürzt,
Und hinter drein geſetzt in die betäubten Haufen,
Noch ſchneller als ſie uns gedachten zu entlaufen.
So wie der Adler thut mit einer Geyerzucht,
Daß er ſie plötzlich ſtößt, und in der größten Flucht
Zu zwey und dreyen würgt, mit einem Griff und Biſſe:
So ſah man daß der Held auch in die Reihen riſſe.
Er nahm das Lager weg, und alles Feldgeſchütz,
Nicht ſcheuend deſſen Gluth, nicht den geſtählten Blitz.
Die Schlacht verkehrte ſich drauf in ein rechtes Schlachten;
Weil wir nun ingeſammt uns an die Horden machten.
Man traf uns Kanneberg, viel ſchoß man uns auch todt,
Wir ſchwebten oftermals ſchon in der letzten Noth.
Unfehlbar wären wir wie Halmen umgemähet;
Wenn nicht der Wind den Staub den Feinden zugewehet.
Da drungen wir im Qualm dem Wirbel freudig nach;
In welchem jeder Held durch ſeinen Flügel brach:
Nicht anders als ein Strom, wenn er ſich los gedämmet,
Alsdann zwey Arme macht und alles niederſchwemmet,
Was jedens Weg ergreift, vom Strudel übermannt.
Es fielen Pferd und Mann, es ward ein Jammerſtand,
Der Sterbenden Geheul, der Halberwürgten Schreyen,
Erhitzte Schwerdt und Muth. Hier konnte nichts befreyen.
Wir hatten für den Raub nicht Aerm' und Fäuſte gnug.
Als aber nun der Streit auch den Czarnetzky ſchlug:
Sah man die ganze Schaar, mit hochverwirrtem Flichen,
Vor unſerm Metzeln her, als dicke Nebel ziehen.
Dort röchelt erſt erſäuft ein Körper in dem Sumpf;
Hier überwarf ſich noch ein warmer Tartarrumpf:
Dort ſah man Seel und Blut aus Bruſt und Gurgel ſchießen;
Und hier verwickelten ſich viel in eignen Spießen.
Der Caſimir erſtarrt, daß alles flog und bog,
Daß ſolcher Menge Volks die Tugend überwog,

Lief sammt der Königinn, nach hin und wieder wenden,
Der Weichselbrücken zu, und aus der Sieger Händen;
Verließ die Königsburg, sowohl als sein Gezelt:
Und räumte noch den Tag, nebst Warschau, Sieg und Feld.

* *

Bessers,
Danksagung des befreyten Unterrheins,
An Friedrichen den Dritten.
Nach der Uebergabe von Bonn, 1689.

So recht, du deutsches Volck, ihr tapfern Alemannen,
Es kostet euch nur Ernst die Franzen zu verbannen.
So oft ihr euch am Rhein gerüstet lassen sehn,
Kann schon, von Alters her, kein Gallier bestehn.
Wo sind die Räuber hin? ein Zug hat sie zerstreuet,
Und mein beschwerter Strom ist wiederum befreyet.
Euch hab ich schon gedankt, Beschirmer um den Mayn;
Nun komm ich auch zu dir, Held! an den Unterrhein.
Jung und sieghafter Held, Ruhm des berühmten Brennen
Wie würdig wird man itzt dich seinen Folger nennen!
Fängt doch dein Regiment mit solchen Wundern an,
Die Friedrich Wilhelm selbst im Alter erst gethan.
Du treibst im ersten Jahr dein und der Welt Gewerbe,
Du bringest deinen Freund zu seinem Königserbe.
Der Vorschub deines Heers befördert diesen Schluß:
Daß er, so schwer es scheint, dennoch gelingen muß.
Du stärkst die Bataver, deckst dein und ihre Länder;
Du knüpfest in dem Reich die allerbesten Bänder.
Durch deinen klugen Rath hat Deutschland sich vereint,
Und schlägt nun insgesammt den allgemeinen Feind.
Ihr Helden, war dein Wort, die Fürsten zu erwecken:
Welch ungeheures Feur darf unsern Rhein erschrecken?
Ein Volk, dem vor der Zeit vor unserm Blick gegraut,
Hat eines Ueberfalls sich abermal getraut.

Woher

Woher rührt dieſer Muth? das ſind nicht ihre Werke;
Sie brauchen unſern Zwiſt zu ihrer Trägheit Stärke.
Bey unſrer Einigkeit hat Cäſar auch gezagt;
Da itzt ein Königreich ſich uns zu hönen wagt.
Seht doch den Frevel an! Uns Städt und Land verheeren:
Nennt Frankreich, zum Geſpött, des Reiches Ruh begehren.
Uns, die ſelbſt Könige, ſchreibt es Geſetz und Spruch;
Und, daß wir uns verwahrt, iſt ihm ein Friedensbruch.
Wie nun? ſoll Gallien die deutſchen Ufer drengen?
Genug Geduld gehabt, der Langmuth nachzuhängen!
Ihr Helden! wachet auf und ſammlet eure Macht;
Hier ſteht ganz Brandenburg für euch zuhauf gebracht.
Wir ſind, und heißen noch die ſtreitbaren Germanen.

Der Bund war kaum beliebt; ſo zogen deine Fahnen.
Dein Heer, zu welchem ſich mehr Völker zugeſellt,
Schlug gleich bey Ordingen die Dränger aus dem Feld:
Nahm Rheinberg durch Vergleich, wie ſie es eingenommen;
Und wovor ehmahls ſelbſt ihr König müſſen kommen.
Im Frühling, da man nun den größten Grimm befahrt,
Verſtärkteſt du den Zug mit deiner Gegenwart:
Als Hauptmann ſah man dich vor deinen Schaaren ziehen,
Und vor denſelben her die wachen Feinde fliehen.
Du zwangſt in einem Lauf das feſte Kaiſerswerth:
Du wandteſt dich nach Cölln, das deinen Schutz begehrt:
Erſtiegſt die Bonnerſchanz, und nach gelegten Brücken,
Befahlſt du, über mich, die Läger fortzurücken.

Hier ſtundſt du unbedeckt, beherzter Friederich.
Wo aber bleibeſt du, du großer Ludewig?
Auf zwanzig Meilen war kein Mann von dir zu ſpüren;
Ob gleich du im Triumph mich ſpöttlich dürfen führen.
Willſt du ein Sieger ſeyn, hier hätt' es ſich gehört;
Du aber ſiegeſt gern, wenn keiner dich verſtört.
Die Deutſchen hätten wohl zu ernſtlich mögen rechten.
Wo man dir widerſteht, verſchmäheſt du zu fechten.
Hingegen Zepterfürſt, du ſtelleſt dich vor Bonn;
Das Feld, bis Mont-Royal, erſchütterte davon.

Du liest auch dein Gemahl um deine Läger sitzen:
Durch dieser Pallas Blick die Kämpfer zu erhitzen.
Du hieltst, und wärtest lang, ob ein Entsatz zu sehn:
Allein sie kommen nicht, wenn wir bewaffnet stehn.
Dem Frieden Einbruch thun, beschleichen und verrathen:
Sind ihrer Taferkeit bequeme Wunderthaten.
Du grifst darauf den Platz mit Feuerwerken an;
Du machtest dir zugleich die Gegend unterthan,
Hiest aus dem Trierischen den regen Bousler jagen;
Da Bonn indeß zerfiel von deiner Mörsel Lagen.
Dein Weiler macht' auch hier die Feuersmacht bekannt;
Die ehmals schon Stettin und ganz Stralsund verbrannt.
Doch als auch dieß nicht half, so mußten deine Haufen
Mit einem vollen Sturm an diese Festung laufen.
Der Feind gestand es dir: daß er dergleichen Kampf
Noch nimmer nicht erlebt. Ihn würgte Streich und Dampf,
Ihm halfen weder Wehr, noch Burg, noch hohe Schanzen;
Du mußtest noch den Tag darauf die Piquen pflanzen,
So bald man zum Gefecht das frohe Zeichen gab;
Sprang dein erhitztes Volk von obenwärts hinab.
Du hattest nur bestimmt den Graben einzunehmen;
Umsonst, es mußt' auch sich das Ravelin bequemen.
Viel liefen ungezähmt gar auf den steilen Wall,
Da merkte Hazefeld den vorgesetzten Fall;
Er eilte den Vergleich, nach deinem Wunsch zu schließen,
Und dich, der ihn bezwang, als Siegesherrn zu grüßen.
Das heißt den Wetterstral glückselig ausgelegt,
Der deinen Namen strich, und nun die Franzen schlägt.
Der Himmel, der dein Haupt nach deinem Vater krönet,
Hat mit der Donnerkraft desselben dich belehnet.
Welch großes Meisterstück für einen jungen Held!
Du lagst, wie dein Soldat, im offenen Gezelt.
Dein erster Feind ist gleich der allerstolzste König;
Ein ander Gegenpart ward zum Versuch zu wenig.
Du rittest vor den Wall, und auch auf Kundschaft aus.
Wer redet nicht bestürzt vom Poppelsdorfschen Strauß?

Digitized by Google

Die Kugeln schneyten recht, die vor dir niederfielen;
Du lachtest der Gefahr, die auf dich schien zu zielen.
Du sahst den Werken zu, und munterest sie auf;
Du ordnetest den Sturm und seinen ganzen Lauf.
Und wie war überdieß dein Thun so unterschieden!
Du stürmetest vor Bonn, und schlost in Holstein Frieden.
O weiser Fürst und Held, du dritter Friederich!
Dein Vater lebt in dir; o wie verehr ich dich!
Welch unerschöpfter Rath muß deinen Staat beseelen.
Doch welch ein Löwenherz muß selbigen befehlen!
Kann mehr ein Feldzug thun? du schlägst der Franzen Kern;
Du bringst den Unterrhein an seinen rechten Herrn.
Erhälst das platte Land, und zwingst zur Uebergabe
Die stärksten Festungen, die ich am Ufer habe.
Hat sich Tiberius ein Denkmaal hergesetzt;
Hab ich viel billiger dich dessen werth geschätzt.
Die Nymphen singen schon in ihren Muschelgrotten
Von dir und deinem Stern, der freudigen Charlotten.
Weil mich dein Heldenarm dem Joche da entreißt,
Allwo mein Fluß, getheilt, sich in das Meer ergeust:
Will ich auch deinen Ruhm, durch alle beyde Thüren,
In den Welt Ocean, nebst deinem Namen, führen.
Erst sag' ichs Engeland, wo man dich gerne sieht:
Wo dein Oranjenstamm im dritten Wilhelm blüht.
Euch tastet Ludwig an, er hat sich viel vermessen,
Er dürfte sich den Tod an den Orangen essen.
Hernachmals mach' ich es in Frankreich selbst bekannt;
Sein König weis es zwar, doch nicht sein armes Land.
Die Deutschen haben dort stets unterliegen müssen;
Nun soll man auch daselbst von ihren Siegen wissen.
Allein, noch nicht genug: beharret in dem Streit.
Ermahne, wie du thust, das Reich zur Einigkeit.
Euch Fürsten ist der Rhein ein gar zu enger Schranken;
Ihr müsset nach Paris zu euren alten Franken.
Der Anfang scheinet schwer; doch nur im Anbeginn.
Fährst du so weiter fort, führst du sie selbst dahin.

Ihr Deutſchen habt ja Rom und deſſen Macht verſchlungen,
Daß vormals Gallien, euch aber nie bezwungen.
Zogt ihr die Meiſterinn, das Kaiſerthum zu euch;
Warum nicht die Provinz, der Franzen Königreich?
Dann wird, an meiner Statt, die ſtolze Seine beben,
Und lernen, daß annoch die Schreckgermanen leben.
Dann wird euch ingeſammt, ihr Helden, euer Rhein,
Und dir der Niedertheil auf ewig dankbar ſeyn!

* *

Neukirch, auf den Tod Sophien Charlotten, der Königinn in Preußen.

Ihr Muſen! die ihr mich, der Preußen Held zu ſingen,
Oft glücklich angefeurt, helft meine Feder zwingen,
Und führt ſie von der Höh' nach der ich lüſtern bin,
Von Friedrichs Siegesbahn zu ſeinen Thränen hin!
Sein unerſchöpfter Muth iſt weit genug erklungen,
Seit dem ihm Noth und Recht die Waffen abgedrungen.
Dem Franzen ſchüttert noch die kaum erlaufne Haut,
Wenn er auf Schwabens Feld betrübt zurücke ſchaut,
Und an den Tag gedenkt, da Ludwigs große Thaten
Mit Schrecken in die Nacht der Finſterniß gerathen,
Und auf einmal verlöſcht. Was Preußen da gethan,
Das zeigen, ſchweig ich gleich, viel andre beſſer an.
Dießmal betracht ich nicht, wie unſer König blitzet,
Wann ihm der Feinde Trotz, der Freunde Schmach erhitzet;
Nein! ſondern, wie er ſelbſt halb todt darnieder liegt;
Und dennoch über Tod und auch ſich ſelbſten ſiegt.
Charlott', ach! kann ich auch dieß große Wort noch ſprechen?
Charlotte liegt erblaſt: und unſre Augen brechen
Zugleich für kalter Angſt. Wir ſehen nichts, als Nacht:
Und gleichwohl ſehen wir Europens Zierd' und Pracht,
Des größten Helden Luſt, der Damen Preis und Krone,
Das mütterliche Haupt von einem Königsſohne,

Digitized by Google

Minervens Ebenbild, der keuſchen Liebe Sitz,
Und alles, was jemals, Natur, Verſtand und Witz
Nur herrliches gezeugt, nur ſchönes kann erdenken,
Ins Haus, ins ſchwarze Haus der bleichen Schaar verſenken.
Ach! leider! allzuviel! zuviel auf einen Schlag!
Wer iſt, der unſern Schmerz nur halb ergründen mag?
Und wer, der recht beſchreibt, was unſer König fühlet?
Wie dort, Euridice! dein Orpheus geſpielet,
Wenn er des Morgens ſchon mit ſeiner Zitter klang;
Wenn er des Abends noch von deiner Liebe ſang;
So ſieht man Friedrichen ſich um Charlotten quälen:
So hört man ſeinen Mund ihr reiches Lob erzählen.
Iſt, ſpricht er, in der Welt auch was Charlotten gleich?
An ihr allein hätt' ich ein ganzes Königreich.
Ihr Auge war geſchickt, auch Feinden zu gefallen!
Ihr holder Mund ein Sitz von tauſend Nachtigallen.
Und dennoch ſtirbet ſie: und dennoch muß ich thun,
Was ich von ihr gehofft, wenn ich einſt würde ruhn.
Iſts möglich? Hier verſchmacht das Wort ihm auf den Lippen:
Er ächzt, er ſtehnet nur. Wie, wenn an harten Klippen
Ein ſtarkes Schiff anſtößt, und zwar nicht ganz zerſchellt;
Doch aber mit Gewalt ins Meer zurücke prellt:
Alsdann der Steuermann die müde Hand läßt ſinken,
Das Ende ſeiner Pein, den bittern Tod zu trinken:
So ſcheinet es euch hier. Allein, ich ſag: es ſcheint;
Denn da der große Fürſt vor Angſt zu ſterben meynt,
So kommt die ſchnelle Poſt: Turin muß unterliegen,
Wo Friedrichs Truppen ihm nicht gleich zu Hülfe fliegen.
Alsbald ermuntert ſich ſein halb erloſchner Geiſt:
Der Held wacht wieder auf. Er hört, er winkt, er weiſt,
Und endlich bricht er los: Was? Will mein krankes Stehnen.
Da man um Ehre kämpft, mich an den Schlaf gewöhnen,
Und Frankreich Dienſte thun? Nein! nein! des Reiches Flor
Geht Leichen, geht Verluſt, geht meinen Schmerzen vor.
Eilt! Helden! die wir längſt zu dieſer That erwählet!
Theilt ſo viel Wunden aus, als man hier Seufzer zählet!

Ich lege meinen Schatz und viel mit ihr ins Grab,
Wischt durch der Feinde Schimpf mir meine Thränen ab!
Charlotte fordert es. Charlotte, die gelebet,
Itzt tod ist, aber doch in euren Herzen schwebet.
Gesagt, und auch geschehn. Die Truppen eilen fort,
Ich seh' von ferne schon den Ueberwindungsort.
Ihr Dichter! sinnet nur auf neue Jubellieder!
Savoyen ist erlöst, und Preußen jauchzet wieder.
Mein König! dieses ist, was ich schon oft gesagt,
Das nur ein Titus war, der jedermann behagt,
Und nur ein Friedrich lebt, den alle Welt itzt liebet.
Man schau dich, wie man will, froh oder auch betrübet;
So bist du allzeit groß. Ein ander weint ja wohl;
Allein er weis alsdann nicht wie er herrschen soll.
Du weinst und herrschest auch: und beyderley geschiehet
Von dir mit solcher Art, als man von keinem siehet,
Der doch nur eines thut. Der König stralt und bricht
Aus jeder That hervor: und wer ist, der ihn nicht
Bey deiner Trauer findt? Charlotte hatte Gaben,
Die wenig einzeln kaum, die meisten gar nicht haben:
Allein du führst sie auch mit solcher Pracht dahin,
Herr! als begrübest du der Erden Königinn.
Sie war allein geschickt, dein Auge zu ergetzen:
Du bist allein geschickt, sie in die Gruft zu setzen.
Jedoch, was sag ich Gruft? Du bist allein geschickt
Zu überwinden, Held! was andre niederdrückt.
Viel würden, hätten sie nur halb so viel besessen,
Bey solcher Aenderung, Pflicht und sich selbst vergessen:
Du bleibst stets, der du bist; und da dein Herze sich
Kaum für Betrübniß kennt, gehst du doch ordentlich
In allem deinen Thun, und läßt ein Grabmaal bauen,
Bey dessen Glanze man dich und zugleich kann schauen,
Wie viel du, Herr! begrabst. Eh' dieses kaum gethan,
So legt dein Eifer schon ein Haus der Tugend an;
Und zwar hier in Berlin, wo man nun alles lernet,
Was unsern Adel sonst reich nach Paris entfernet,

Und arm zurücke ſchickt: ja, wo an dir allein,
Held! mehr zu lernen iſt, als alle Künſte ſeyn.
Fürwahr das rechte Maaß in Lieb und Leid zu finden,
Im Felde ſchrecklich ſeyn, und hohe Schulen gründen,
Sind Dinge, die wohl nie auf einen Tag geſchehn.
Und hier geſchehn ſie doch. Wir können nichts mehr ſehn,
Was nicht auch ſeltſam iſt, und andern, die es hören,
Als eine Fabel klingt. Stadt, Land und Reich vermehren,
Und Nachbarn Hülfe thun, iſt viel; nicht aber hier:
Europa hoffet noch was gröſſeres von dir.
Und ach! was ſollte man von deiner Hand nicht hoffen,
Da, was kein Menſch gehofft, ſo herrlich eingetroffen?
Wie glücklich ſind wir denn, da uns der Himmel ſchlägt,
Daß er die gröſte Laſt auf deine Schulter legt,
Die mehr vermag, als wir! Daß er den Theil genommen,
Der zu verlieren uns zwar ſchmerzlich angekommen;
Doch dir am ſchwerſten fällt! Er ſtraft uns ja wohl ſehr;
Doch ſtund in ſeiner Hand noch mehr, und zehnmal mehr.
Denn hätt' er deinen Prinz, hätt' er ihm dich erkohren,
Hilf Gott! was hätten wir, was Kirch und Schul verlohren!
So leideſt du mit uns, was wir allein verſchuldt:
Du leideſt mehr als wir; doch alles mit Geduld.
Ja, wenn ichs ſagen ſoll, du thuſt es faſt mit Freuden,
Damit dein Land nur nicht was mehrers dürfe leiden.
O ungemeiner Held! wer will ſich unterſtehn,
Mit dir das Sittenfeld des Troſtes durchzugehn?
Quillt die Geduld aus Gott, wie ſie wahrhaftig quillet;
So ſieht man ja genug womit dein Herz erfüllet,
Und überſchüttet iſt. Der Jammer, der dich beugt,
Iſt nur ein Spiegel, Herr! der deine Gröſe zeigt.
Denn wer bewundert nicht das, was du jüngſt geſprochen?
Mein Kronprinz, war dein Wort, entſchloß vor wenig Wochen,
Nach Engelland zu gehn. Doch ſeht! er läßt es ſeyn:
Und ſeine Mutter zieht ins Land der Engel ein.
Genug zu deiner Ruh! gnug zu Charlottens Ehre!
Dein Herz hat obgeſiegt durch dieſe Glaubenslehre.

Ich ſelber werd entrückt, und weis nicht wo ich bin,
Ich ſehe noch einmal die große Königinn.
Ich ſeh die Majeſtät, die nie ein Kind betrübte;
Ich ſeh' den hohen Geiſt, der doch die Demuth liebte;
Die ſüße Freundlichkeit, die alle Welt durchdrang;
Mehr aber, Held! an dir, als aller Welt, bezwang:
Ich ſeh; allein weit mehr, als ich vor dem erblicket.
Ihr Kleid iſt um und um mit Sternen ausgeſchmücket:
Ihr Wohlſeyn lauter Licht, und ein, ich weis nicht, was,
Das Paulus zwar gehört, bald aber auch vergaß.
Aus dieſer Herrlichkeit, zu der man uns muß treiben,
Ruft ſie mir gütig zu: Schreib, wenn du ja willſt ſchreiben:
Hier liegt Charlottens Leib, an dem ſie nichts ergetzt,
Als daß ihn Friederich der Liebe werth geſchätzt,
Der Geiſt herrſcht allbereit auf einem höhern Throne;
Doch, willſt du ihn noch ſehn, ſo ſuch ihn in dem Sohne!

* *

Das IX. Capitel.

Von der Epopee oder dem Heldengedichte.

1. §.

Nunmehro kommen wir an das rechte Hauptwerk und Meisterstück der ganzen Poesie, ich meyne an die Epopee oder an das Heldengedichte. Homer ist der allererste, der dergleichen Werk unternommen, und mit solchem Glücke, oder vielmehr mit solcher Geschicklichkeit ausgeführet hat; daß er bis auf den heutigen Tag den Beyfall aller Verständigen verdienet hat, und allen seinen Nachfolgern zum Muster vorgeleget wird. So groß die Menge der Poeten unter Griechen und Lateinern, Italienern, Franzosen, Engelländern und Deutschen gewesen: so klein ist nichts destoweniger die Anzahl derer geblieben, die sich gewagt haben, ein solches Heldengedichte zu schreiben. Und unter zehn oder zwölfen, die etwa innerhalb drey tausend Jahren solches versuchet haben, ist es kaum fünfen oder sechsen damit gelungen: woraus denn die Schwierigkeit eines so wichtigen poetischen Werkes sattsam erhellen kann.

2. §. Homer ist also der Vater und der erste Erfinder dieses Gedichtes, und folglich ein recht großer Geist, ein Mann, von besonderer Fähigkeit gewesen. Seine Ilias und Odyssee haben sich nicht nur den Beyfall von ganz Griechenland, sondern auch die Hochachtung und Bewunderung des tiefsinnigsten unter allen Weltweisen, Aristotels, erworben. Dieses letztere ist bey mir von weit größerm Gewichte, als das erste: denn das scharfsichtige critische Auge eines kunstverständigen sieht auf das innerste Wesen einer Sache; da hergegen der unverständige Pöbel, die Helden, Gesetzgeber und Prinzen, ja auch die Menge der Halbgelehrten dergleichen Werk nur obenhin ansieht, und weder alle Schönheiten, noch

alle Fehler desselben wahrzunehmen, im Stande ist. Man hat sich also nicht an das Lob, oder an den Tadel eines jeden halbigten Richters zu kehren, wenn von den Verdiensten Homers die Frage ist. Viele haben ihn ohne Einsicht gepriesen, damit sie nur dafür angesehen würden, als ob sie ihn verstanden hätten: viele haben ihn auch ohne Grund getadelt, damit sie nur das Ansehen hätten, als verstünden sie besser, was zur Poesie gehört, als andre, die den Homer vertheidigten und lobten. In Frankreich hat man im Anfange dieses Jahrhunderts einen großen Federkrieg darüber gehabt, wo sich Perrault, Fontenelle und De la Motte für die Neuern: Boileau aber, Calliere, Racine, Fenelon, Furetiere und die Frau Dacier, nebst ihrem Manne, für die Alten erkläret, und sie in vielen Stücken verfochten haben. Man kann von diesem ganzen Streite mit Vergnügen nachlesen, was Furetiere in seiner Nouvelle allegorique, ou Histoire des dernieres Troubles arrivez au Royaume d'Eloquence, und Des Callieres, in seiner Histoire Poetique de la Guerre nouvellement declarée entre les Anciens & les Modernes, imgleichen Perrault selbst in seiner Parallele des Anciens & des Modernes davon geschrieben haben. Man sehe auch des Herrn Fontenelle Gedanken von den Alten und Neuern, und meine Anmerkungen darüber, die bey seinen Gesprächen von mehr als einer Welt, befindlich sind, so, wie sie Deutsch heraus gekommen sind.

3. §. Die Ilias Homers hat zu ihrer Hauptabsicht, den Zorn zu besingen, der zwischen dem Achilles, und dem Heerführer der ganzen griechischen Armee, Agamemnon, im Lager vor Troja vorgefallen; und so wohl für die Belagerer, als für die Belagerten sehr traurige Wirkungen nach sich gezogen. Der Poet sagt gleich im Anfange des Gedichtes, daß dieses sein Vorhaben sey: und da die Ausführung mit seinem Vortrage vollkommen übereinstimmt; so muß man sich wundern, daß die Kunstrichter noch lange an seiner Absicht haben zweifeln können. Es enthält also diese Ilias in vier und zwanzig Büchern eine Fabel, die etwa sieben und vierzig Tage

ge in ihrem Umfange begreift; und also nur ein sehr kleines Stück des zehnjährigen trojanischen Krieges ausmacht. Der Poet erzählt uns darinn auf eine sehr edle Art, was zu der Uneinigkeit des Achilles mit dem Agamemnon Gelegenheit gegeben; nämlich eine schöne Sklavinn, die Agamemnon dem Achilles mit Gewalt hätte wegnehmen lassen. Ferner, wie oft die Griechen zurück geschlagen worden, und wie viel wackere Helden sie darüber eingebüsset; als sie sich unterstanden, auch ohne den Achilles die Stadt anzugreifen. Endlich, wie Achilles selbst durch den Verlust seines liebsten Freundes Patroklus, welchen Hektor erschlagen hatte, dergestalt entrüstet worden, daß er, diesen Tod zu rächen, sich wieder mit den Seinen versöhnet, und den besten trojanischen Helden, den Hektor, in einem einzelnen Gefechte erlegt, seinem todten Freunde aber ein prächtiges Leichenbegängniß angestellet habe.

4. §. Diese ganze Fabel nun begreift nicht mehr, als eine Zeit von sieben und vierzig Tagen, oder anderthalb Monaten in sich, in welcher alles das vorgegangen, was zum Zorne des Helden, den der Poet besingen wollte, gehörete. Man sieht aber wohl, mit was für einer Geschicklichkeit Homer seine Fabel zum Lobe Achills eingerichtet hat. Seine Abwesenheit und Enthaltung aus der Armee macht das ganze griechische Heer ohnmächtig, und seine Wiederkunft bringt auch den Sieg wieder. Wenn er also gleich die größte Zeit müßig sitzet, und der Poet nichts von ihm erzählen kann: so gereichet doch alles, was geschieht, zu seinem Lobe; weil alles unglücklich geht, und die Ursache keine andere ist, als, weil er nicht mit fechten will. Die Uneinigkeit der griechischen Helden zieht also in ihrem Lager lauter Unglück nach sich; die Vereinigung aber, die zuletzt erfolgt, bringt einen erwünschten Erfolg, nämlich den Sieg über die Trojaner zuwege. Wer kann bey dem allen noch zweifeln, ob auch Homer in seinem ganzen Gedichte diese moralische Wahrheit habe zum Grunde legen wollen: **die Mishälligkeit ist verderblich; die Eintracht aber überaus zuträglich?** Und

dieſes iſt die Zergliederung des erſten homeriſchen Heldengedichtes; ſo wie ſie von den ſcharfſinnigſten Kunſtrichtern, nämlich dem Ariſtoteles, Pater le Boſſu und Dacier vorlängſt gemacht worden.

5. §. Aus der Odyſſee hat uns Ariſtoteles ſelbſt folgenden kurzen Auszug gemacht: Ulyſſes, der mit vor Troja geweſen, wird auf ſeiner Rückreiſe vom Neptun verfolget, welcher ihn durch Sturmwinde und Ungewitter aller ſeiner Gefährten beraubet, ſo, daß er endlich ganz allein in mancherley Gefährlichkeiten herum ſchweifen, und eine lange Zeit von Hauſe abweſend ſeyn muß. Indeſſen iſt in ſeinem Ithaka alles in Unordnung. Die Liebhaber ſeiner Gemahlinn verpraſſen alle ihr Vermögen, und ſtehen ſeinem Sohne Telemach ſelbſt nach dem Leben: bis er endlich in armſeliger Geſtalt nach Hauſe kömmt, etliche betrügt, ſeine Feinde ermordet, und ſein Reich wieder in Ordnung bringet. Dieſe Fabel begreift alſo das Lob des klugen und ſtandhaften Ulyſſes in ſich; wie abermal der Poet im Anfange ſelbſt angezeiget hat, wenn er nach Horazens Ueberſetzung, die Muſe ſo anruft:

Die mihi Muſa virum, captae poſt tempora Trojae,
Qui mores hominum multorum vidit & vrbes.

6. §. Die Odyſſee begreift eine Zeit von neun und funfzig Tagen oder beynahe zween Monathen in ſich, und dauret alſo etwas länger, als jene; weil der Zorn Achills, als ein Affect, unmöglich ſo lange dauren konnte, als eine Reiſe. Doch iſt die Abſicht des Poeten, nicht nur den Helden zu loben, ſondern eben unter dieſen Erzählungen ſeine moraliſche Lehren zu verſtecken. Er will den Griechen beybringen: **daß die Abweſenheit eines Hausvaters oder Regenten üble Folgen nach ſich ziehe; ſeine Gegenwart aber ſehr erſprießlich ſey.** Damit nun dieſe Abweſenheit nicht dem Ulyſſes zum Vorwurfe gereichen könnte: ſo hat er ihn in ſolche Umſtände geſetzt, daß er wider ſeinen Willen abweſend ſeyn muß. Er hatte, als das Haupt ſeiner Armee, vor Troja ziehen müſſen: und als er nach geendigtem

Krie-

Digitized by Google

Kriege eben zurücke wollte, so konnte er nicht; weil ihm Neptun zuwider war, und bald Circe, bald Calypso, bald der König Antinous ihn aufhielten, daß er nicht nach Hause konnte, so sehr ihn auch darnach verlangte. Indem aber der Poet theils den Helden, durch die lange Erfahrung zu einer vollkommenen Klugheit gelangen; theils seine Penelope und den jungen Telemach so viele Proben ihrer Tugend ausstehen; theils die Gefährten Ulyssens sowohl, als die Buhler der Königinn durch ihre eigene Schuld umkommen läßt: so wird sein Gedichte für hohe und niedrige erbaulich, und man kann mit Horazen sagen, Homer sey ein Scribent,

Qui, quid sit pulcrum, quid turpe, quid vtile, quid non,
Plenius & melius Chrysippo & Crantore dicit.

Lib. I. Ep. 2.

7. §. In Homers Fußtapfen haben zwar unter den Griechen verschiedene andre treten wollen: ihre Schriften aber sind, weil sie die Kunst nicht verstanden haben, alle verlohren gegangen. Aristoteles hat uns in seiner Dichtkunst das Andenken etlicher solcher Gedichte aufbehalten; indem er ihre Fehler angemerket, da wir sonst nichts von ihnen wissen würden. Unter andern gedenkt er einer kleinen Ilias, darinn jemand den ganzen trojanischen Krieg beschrieben; und die, ungeachtet dieses so weitläuftigen Vorhabens, doch gegen des Homers Gedichte, nur eine kleine Ilias genennet worden. Ohne Zweifel hat es diesem Verfasser an dem rechten Begriffe, von einer guten epischen, das ist, moralischallegorischen Fabel gefehlt: daher er sich denn gleich ein gar zu großes Werk unternommen, welches in einem einzigen Gedichte unmöglich nach Würden ausgeführt werden konnte. Die übrigen Fehler dieses, und andrer übel gerathenen griechischen Heldengedichte, muß man im Aristoteles selbst nachsuchen.

8. §. Unter den Römern hat Virgil das Herz gehabt, sich an die Epopee zu wagen; und die Geschicklichkeit besessen, dem Homer so vernünftig nachzuahmen, daß er ihn in vielen Stücken übertroffen hat. Seine Absicht mochte wohl

gewesen seyn, dem Augustus, als dem Stifter eines neuen Reichs, die Eigenschaften eines großen Helden und Regenten vorzubilden, und dadurch die grausame Gemüthsart ein wenig zu dämpfen, die der Kaiser in seinen ersten Jahren spüren ließ. Er nimmt also die gemeine Sage der Römer für bekannt an, daß Aeneas nach Italien gekommen sey, und bauet seine ganze Fabel darauf. Diesen konnte er nunmehr als den Stifter der römischen Monarchie vorstellig machen, und ihn so abschildern, wie er selbst wollte, damit er nur seine moralische Wahrheit dadurch ausführen könnte: **Ein Stifter neuer Reiche müsse gottesfürchtig, tugendhaft, sanftmüthig, standhaft und tapfer seyn.** So hat er uns nun seinen Aeneas auf der See, in Sicilien, Africa und in Italien abgebildet. Er ist überall ein frommer und gnädiger; aber dabey unerschrockener Held. Turnus ist gegen ihn ein trotziger Starrkopf; Mezentius aber ein gottloser ehrvergessener Bösewicht zu nennen. Will man also die Aeneis ein Lobgedicht des Aeneas nennen, so war es doch nur ein erdichteter Aeneas, der mehr zeigte, wie ein Regent seyn soll; als wie einer wirklich gewesen war: und dadurch wird seine Fabel moralisch und lehrreich; weil Augustus und alle übrige Großen der Welt ihre Pflichten daraus abnehmen konnten.

9. §. Unter den Römern haben sich noch Statius und Lucanus in der epischen Poesie versuchen wollen; aber mit sehr ungleichem Fortgange: und das zwar wiederum aus Unwissenheit der Regeln, die sie doch in Aristotels Poetik und im Homer und Virgil, als ihren Vorgängern, leichtlich hätten finden können. Statius nimmt sich nicht vor, eine moralische Fabel, sondern einen ganzen Lebenslauf des Achilles zu besingen; ohne eine weitere Absicht, als diese: daß er seinen Helden durch die Erzählung seiner Thaten loben will. Er sammlet derowegen aus den alten Scribenten alles zusammen, was von dem Achilles jemals gesagt worden, und ordnet es nach der Zeitrechnung; beschreibt es auch in einer so schwülstigen Schreibart, daß man erstaunet, wenn man seinen rasselnden Dunst gegen das gelinde Feuer Virgils hält.

Magna-

Digitized by Google

Magnanimum Aeacidam, formidatamque tonanti
Progeniem, et vetitam patrio ſuccedere coelo,
Diua refer: Quamquam acta viri multum inclyta cantu
Maeonio, ſed plura vacant. Nos ire per omnem,
Sic amor eſt, Heroa velis.

10. §. Es iſt alſo mit dem Innhalte dieſes vermeynten Heldengedichtes eben ſo beſchaffen; als wenn jemand einen Lebenslauf von der Maus ſchreiben wollte, der in den äſopiſchen Fabeln ſo oft gedacht wird. Dieſer könnte auch die Muſe anrufen, ihm alle die Thaten dieſes berühmten Thieres kund zu thun. Aeſopus hätte zwar hier und da etwas berühret; aber er hätte Luſt, alles aufs vollſtändigſte zu beſchreiben, und alſo etwas vollkommeners zu Stande zu bringen. Le Boſſu hat eine ſolche lange Kette von Fabeln zuſammen geſetzt, und den Helden derſelben, aus des Homeri Batrachomyomachie, Meridarpax genennet, welche man auf der 80. und folg. S. nachleſen kann. So wenig aber ein ſolch zuſammen geſtümpeltes Werk der Batrachomyomachie Homers oder unſerm Froſchmäuſeler, oder nur der geringſten äſopiſchen Fabel vorzuziehen ſeyn würde: Eben ſo wenig iſt Statius mit ſeiner Achilleis, dem Virgil oder Homer an die Seite zu ſetzen.

11. §. Ein gleiches kann man vom Lucan ſagen. Sein pharſaliſcher Krieg iſt eine wahrhafte Hiſtorie, von einer unlängſt vorgefallenen Schlacht, zwiſchen dem Cäſar und Pompejus. Er erzählt dieſelbe in der gehörigen Zeitordnung, und vertritt alſo die Stelle eines Geſchichtſchreibers, nicht aber eines Poeten. Hier iſt gar keine allgemeine moraliſche Fabel zum Grunde gelegt: folglich iſt auch ſeine Pharſale kein Gedichte, ſondern eine in hochtrabenden Verſen beſchriebene Hiſtorie; die zwar in der That viel ſchöne Gedanken in ſich hält, auch zuweilen in einigen Stellen die Natur gut genug nachahmet, z. E. wenn er den Cato in den lybiſchen Wüſteneyen vom Orakel Hammons reden läßt; allein überhaupt den Namen einer Epopee niemals wird behaupten können.

Eben das könnte auch von dem Silius Italicus, der den punischen Krieg in Versen beschrieben hat, gewiesen werden, wenn es der Mühe verlohnte, daß man sich dabey aufhielte.

12. §. Nachdem die Gelehrsamkeit in Europa, sonderlich im Occidente, unter die Bank gerathen war, und die Völker gegen das dreyzehende oder vierzehende Jahrhundert etwas zur Ruhe kamen, ward eine neue Art von Fabeln erfunden, die den Heldengedichten sehr nahe kam. Dieses waren die Ritterbücher, z. E. vom Amadis in Frankreich, vom großen Roland, vom Sonnenritter, von den vier Haymonskindern, von den Rittern von der runden Tafel, von den sieben weisen Meistern, vom Kaiser Pontianus, von der schönen Melusine, von der schönen Magellone u. a. m. deren Titel und Namen noch hier und da vorkommen. Die Gelegenheit dazu mögen wohl theils die alten Kriege Carls des Großen, theils die Kreuzzüge nach dem gelobten Lande gegeben haben, die damals mit so großem Eifer gegen die Saracenen unternommen wurden. Alle junge Prinzen, Grafen und Edle setzten sich auf, und zogen auf Abentheuer aus, schwärmeten etliche Jahre in der Welt herum, und wenn sie eine Weile ihre Lust gebüsset hatten, kamen sie nach Hause, und logen große Plätze von ihren Thaten her. Da hatten sie feurige Drachen, und dort große Riesen erlegt; hier ganze Länder, dort keusche Prinzeßinnen errettet u. s. w. Die Unverständigen hörten diesen so wohl versuchten Rittersleuten, als neuen Evangelisten zu; und die eine Gabe zum Schreiben hatten, kamen auf die Gedanken, ganze Bücher von solchen wunderlichen Abentheuren zu verfertigen. Da gieng es nun an ein Schwärmen. Räuber und Mörder, irrende Ritter, ungeheure Riesen, verkleidete Prinzeßinnen, Wüsteneyen, Wälder, Höhen, Berge, Mord und Todtschlag, Drachen, Teufel, Erscheinungen, Hexenmeister und Zauberschlösser; das alles, sage ich, kostete ihnen nichts: daher verschwendeten die Herren Poeten diese Zierrathe in ihren Gedichten ohne Maaß und Ziel; und wer seine Fabeln am besten damit ausstaffiren konnte, das war der beste Dichter.

13. §.

Digitized by Google

13. §. Es ist unnöthig zu sagen, daß auch in Deutschland dieser Geschmack der Ritterbücher eingerissen gewesen: denn ein jeder besinnt sich wenigstens auf den gehörnten Ritter Siegfried; des Herkules und Herkuliscus und Arminius itzo nicht zu gedenken, die vielleicht zu einer bessern Classe gehören. So viel ist gewiß, daß der Ritter Theuerdank ein solch Buch ist, welches Melchior Pfinzing, ein Probst zu St. Alban in Nürnberg, dem Kaiser Maximilian zu Ehren verfertiget hat. Die deutsche Gesellschaft besitzt davon die erste Ausgabe, die zu Nürnberg 1517. im größesten Formate von lauter geschnittenen Holztafeln abgedruckt worden, und Kaiser Carln dem V. als Könige von Spanien, zugeschrieben ist. Denn obwohl ein gelehrter Mann in Altdorf in diesem vor mehr als 200. Jahren geschriebenen Werke die Spuren von den Regeln eines Heldengedichtes finden wollen; wie aus seiner besondern Dissertation über dieses Buch erhellet: so sehe ich doch nicht ab, daß der gute Verfasser desselben dieses im Sinne gehabt; wie eben dieser geschickte Scribent bald darauf selber gesteht. Wir lassen also unsern Theuerdank unter der Zahl der Heldenbücher, die dem barbarischen Geschmacke unsrer Vorfahren; nicht aber den Regeln eines vernünftigen Heldengedichtes gemäß sind. In Spanien, ja in ganz Europa hat der berühmte Spanier Cervantes durch seinen Don Quixote, Ritter von Mancha, den irrenden Rittern einen gewaltigen Stoß gegeben. Und da sich also dieselben in Frankreich, durch des Herrn von Urfe Asträä, in eine Schäfergestalt verwandelten; da auch Scudery und andrere ihren Cyrus, ihre Clelia und unzählige andre von der Gattung, in so vielen Bänden ans Licht stelleten, darinnen sie alles mit verliebten Thorheiten erfüllten: so kam Boileau, und machte ein Gespräche, nach Art Lucians, darinn er das lächerliche Wesen dieser Romane entdeckete; wozu denn auch Corneille durch seinen Berger extravagant, den bey uns A. Gryphius übersetzt hat, das seine beytrug. Wir Deutschen haben auch etliche Fuder solcher Liebesfabeln aufzuweisen, die nicht ein Haar besser sind, als die der französische Satyricus ausgelachet hat: darunter denn

Arminius, Herkules, Octavia und Aramena die obersten Plätze verdienen. Man sehe hierüber den dritten Theil der Maler in dem Gespräche der Todten, das eines Theils nach dem obigen des Boileau, sehr artig nachgeahmet ist; imgleichen die critischen Beyträge in dem Artikel von der Banise.

14. §. Nichts ist bey dem allen mehr zu bewundern, als daß Tasso diesen gothischen Geschmack der Ritterbücher mit den griechischen Regeln eines Heldengedichtes zu verbinden gesucht. Sein befreytes Jerusalem ist in der That eine Vermischung zweyer so widriger Dinge; und es ist leicht zu begreifen, wie er darauf gefallen ist. Er beschreibt den siegreichen und glücklichen Kreuzzug der christlichen Armee im Oriente; die gleichsam ganz und gar aus lauter solchen irrenden Rittern bestanden. Da war es nun kein Wunder, daß auch alle die gewöhnlichen Zierrathe der Heldenbücher, kriegerische verkleidete Prinzeßinnen, Zauberschlösser, Hexenmeister, Liebesgeschichte und Abentheuer die Menge darinnen vorkamen. Indessen hat er die Fabel selbst, so ziemlich nach den Regeln Aristotels eingerichtet, weil er nichts als die Eroberung Jerusalems zur Haupthandlung hat, und alles, was dazu gehörte, ausführlich erzählet; den klugen und tapfern Gottfried aber zu gleicher Zeit sehr erhebt.

15. §. Nur mit der Moral sieht es ein wenig seltsam aus; und nichts ist wunderlicher, als wenn Tasso selbst in der Vorrede uns erklären will, was seine ganze Fabel für einen allegorischen Verstand habe. Sein ganzes Gedichte soll das menschliche Leben abbilden. Das ganze christliche Kriegsheer bedeutet den Menschen im männlichen Alter; und zwar die Heerführer die Seele, und die Soldaten den Leib. Die Stadt Jerusalem, die zwischen Bergen und Felsen liegt, und die so schwer zu erobern ist, soll die bürgerliche Glückseligkeit bedeuten, die auf dem hohen Gipfel der Tugend erstlich zu erlangen steht. Gottfried, der oberste Befehlshaber der Armee, stellet den Verstand des Menschen vor. Rinaldo und Tancredo bedeuten die untern Seelenkräfte. Die Uneinigkeiten unter den andern Helden bedeuten den Streit zwischen

den

den Begierden des Menschen: die Hexenmeister, Ismeno und Armida, die Versuchungen des Teufels, u. s. w. Solche Geheimnisse hätte nun wohl kein Mensch in dem befreyten Jerusalem gesuchet, wenn sie uns der Poet nicht selbst erkläret hätte. Das Wunderlichste dabey ist, daß der Poet sein Gedichte schon fertig gehabt, als er an diese künstliche Allegorie gedacht, und daß er sie also mehr hineingezwungen, als das Gedichte ihr zu gefallen gemacht hat. Allein, da dieses ein Ueberrest des übeln Geschmacks ist, der zu seiner Zeit unter vielen noch herrschete: so wollen wir diesen Fehler am Tasso übersehen; zumal seine Vorrede gerade das allerschlechteste ist, was an seinem ganzen Gedichte vorkömmt.

16. §. Meine Absicht und der Raum leiden es nicht, von den portugiesischen und spanischen Heldengedichten zu handeln. Voltaire hat dem Camoens die Ehre gethan, seine Lusiade, und dem Alonzo seine Araucana unter die Zahl der Heldengedichte zu zählen. Allein nach unserer Beschreibung und den Regeln der Kunstrichter schickt sich dieser Name für ihre Werke nicht: denn sie sind nur poetisch abgefaßte Historien; aber keine epische Fabeln, die unter den Allegorien einer Handlung moralische Wahrheiten lehren. Voltaire hat es indessen für gut befunden, zum Heldengedichte weiter nichts, als die poetische Erzählung einer merkwürdigen That oder Handlung zu erfordern: das übrige möchte aussehen wie es wollte. Vermuthlich hat ihn seine Henriade dazu verleitet, die er allem Ansehen nach eher geschrieben; als er die Regeln des Heldengedichtes recht inne gehabt. Denn sie ist auch nur die Erzählung einer wahren Historie, mit einigen darzu gedichteten und untermischten Fabeln. Wäre aber dieses zu einer Epopee genug, so sehe ich nicht, warum wir Deutschen nicht auch schon an Bergonens und Areteen Liebes- und Heldengeschichten, dergleichen aufzuweisen hätten, welche ein preußischer Edelmann, Otto Friedrich von der Gröben, im Jahr 1700. in einem starken Quartbande herausgegeben. Dieses lange Gedichte beschreibt des Verfassers eigene Reisen ins gelobte Land: so wie Alonzo seinen eigenen Feldzug wider ein amerikani-

Digitized by Google

kanisches Volk besungen hat. Es sind Fabeln genug darzwischen gedichtet, indem seine Aretee und ihr Bruder Sfortunian, dadurch er allegorisch die Tugend und das Unglück anzeigen wollen, eine sehr artige Verwirrung in der Geschichte machen. Und ich könnte dergestalt meinem Vaterlande die Ehre beylegen, daß ers den ersten epischen Dichter in Deutschland hervorgebracht hätte: wenn es nicht vernünftiger wäre, bey den Regeln und Mustern der Alten zu bleiben.

17. §. Ich übergehe hier auch mit Fleiß den Milton und Chapelain, davon jener in Engelland sein verlornes Paradieß besungen; dieser in Frankreich sein Mägdchen von Orleans in einem Heldengedichte beschrieben hat. Ohne Zweifel hat dieser letztere die Regeln der Epopee besser als jener beobachtet: gleichwohl aber ist er, wegen der schlechten Verse, die er gemacht, von ganz Frankreich, den Perrault ausgenommen, mit seiner so vieljährigen Arbeit nur ausgelacht worden. Man hat, wie bekannt ist, den Vers auf ihn gemacht:

Illa Capellani dudum exſpectata Puella,
Poſt tanta in lucem tempora prodit anus.

Mit weit besserm Rechte ist Fenelon mit seinem Telemach hieher zu rechnen, den Neukirch bey uns in Verse übersetzet hat. Man kann von uns Deutschen von dem habspurgischen Ottobert und von Postels Wittekind eben das sagen. Diese Fabeln an sich, oder die Gedichte selbst sind besser gerathen, als ihre rauhe und garstige Verse: daher sich sehr wenige überwinden können, solche verdrießliche Werke zu lesen. Siehe davon die critischen Beyträge nach. Milton hat hingegen in Engeland durch den Beyfall einiger Critikverständigen, als Roscomons, Addisons und Steeles, die Hochachtung seiner ganzen Nation erlanget, und ist noch neulich ins Französische übersetzt heraus gekommen. Wir haben ihn längst in unsrer Sprache, und zwar in eben solchen fünffüßigen, ungereimten Versen übersetzt gehabt, ob wohl sich diese Ausgabe schon etwas rar gemacht hat. Noch neulich hat man uns in der Schweiz eine neue deutsche Uebersetzung in ungebundner

bundner Rede davon geliefert; die aber von großer Härte ist, und ihrem Grundtexte keine völlige Gnüge thut, außer daß sie das ungeheure, rauhe und widrige des Originals in seiner völligen Größe ausdrückt. Man sehe hiervon den Auszug im I. B. der critischen Beyträge und das erste Stück des Dichterkrieges im I. Bande der Belustigungen des Verstandes und Witzes nach. Wir haben auch sonst von allen alten Gedichten, bis auf den Tasso, Ariost und Marin Uebersetzungen; die aber nach Beschaffenheit der Zeiten besser oder schlechter gerathen sind.

18. §. Es ist Zeit, von dem historischcritischen Theile dieses Hauptstückes auf den dogmatischen zu kommen, und demjenigen, der die innere Einrichtung der alten Heldengedichte recht einsehen, oder gar selbst ein neues verfertigen will, einige Anleitung dazu zu geben. Was Vollkommenes aber läßt sich von einem so großen Werke in wenigen Blättern nicht sagen. Man muß Aristotels Poetik mit Daciers Noten, und den Pater le Bossu selbst lesen, wenn man alles ausführlich wissen will. Ich werde mich begnügen, nur einen kurzen Auszug aus ihren Büchern zu machen.

19. §. Was eine epische Fabel sey, das ist in dem vierten Capitel des ersten Theils dieser Dichtkunst allbereit gewiesen, und bisher unvermerkt wiederholet worden. Ein Heldengedicht überhaupt beschreibt man: Es sey die poetische Nachahmung einer berühmten Handlung, die so wichtig ist, daß sie ein ganzes Volk, ja wo möglich, mehr als eins angeht. Diese Nachahmung geschieht in einer wohlklingenden poetischen Schreibart, darinn der Verfasser theils selbst erzählet, was vorgegangen; theils aber seine Helden, so oft es sich thun läßt, selbst redend einführet. Und die Absicht dieser ganzen Nachahmung ist die sinnliche Vorstellung einer wichtigen moralischen Wahrheit, die aus der ganzen Fabel auch mittelmäßigen Lesern in die Augen leuchtet. Daß es nun mit den drey obgedachten Heldengedichten der Alten diese Bewandniß habe, das ist aus dem obigen schon abzunehmen: ich will also nur stückweise diejenigen Hauptpuncte durchgehen, die bey einem

einem Heldengedichte zu beobachten sind. Es sind deren sechse; I. die Fabel, II. die Handlung, III. die Erzählung, IV. die Gemüthsbeschaffenheit der Personen, V. die Maschinen oder der Beystand der Gottheiten, VI. die Gedanken nebst der Schreibart.

20. §. Was die Fabel anlangt, so wissen wir bereits, daß selbige anfangs ganz allein erdacht werden muß, um eine moralische Wahrheit zu erläutern. Z. E. Ich wollte lehren, die Uneinigkeit sey sehr schädlich. Dieses auszuführen, dichte ich, daß etliche Personen sich mit einander verbunden gehabt, ein gemeinschaftliches Gut zu suchen; wegen einer vorgefallenen Mishälligkeit aber hätten sie sich getrennet, und hätten sich also ihrem Feinde selbst in die Hände geliefert, der sie einzeln gar leichtlich zu Grunde zu richten vermocht. Dieses ist die allgemeine Fabel, die der Natur nachahmet, allegorisch ist, und eine moralische Wahrheit in sich schließt. Homer, der ein Heldengedichte daraus zu machen willens war, that nichts mehr dabey, als daß er den Personen Namen gab, und zwar solche, die in Griechenland berühmt waren, und das ganze Land aufmerksam machen konnten. Denn er wollte nicht, wie ein Philosoph, in der Schule, von Tugenden und Lastern predigen; sondern seinem ganzen Vaterlande, allen seinen Mitbürgern, ein nützliches Buch in die Hände geben, daraus sie die Kunst lernen könnten, ihre gemeinschaftliche Wohlfahrt zu befördern. Die kleinen griechischen Staaten waren sehr uneins; und das rieb sie auf. Die nackte Wahrheit dorfte er ihnen nicht sagen; darum verkleidet er sie in eine Fabel. Der trojanische Krieg war noch in frischem Andenken, und hier fand er einen Agamemnon und Achilles, die miteinander uneins geworden: es sey nun, daß der Ruf solches bis auf seine Zeiten gebracht; oder, daß er es nur wahrscheinlicher Weise erdichtet hat. Er hebt an:

Singe mir, Göttinn, ein Lied vom Zorne des Helden Achilles,
Welcher dem griechischen Heere verderblich und schädlich geworden,
Und so viel Geister der Helden ins Reich des Pluto gestürzet.
Aber sie selbst den Hunden und Vögeln zur Speise gegeben.

So

So geschah Jupiters Rath, seit dem Agamemnon der König
Sich mit Achillen entzweyt. ꝛc.

21. §. Um nun diese Wahrheit, als seine Absicht, recht begreiflich zu machen, mußte er zeigen, daß alles vorgefallene Unglück aus der Zwietracht entstanden wäre: und dieses gieng nicht besser an, als wenn er alle griechische Bundsgenossen anfänglich in der Zertrennung als unglücklich: hernach aber in der Vereinigung als glücklich und sieghaft vorstellete. Dieses thut er nun, indem er erzählet, daß die Griechen, in Abwesenheit des erzürnten Achilles, allezeit mit Verlust von den Trojanern zurück geschlagen worden; nach der Versöhnung dieses Helden aber, große Vortheile über ihre belagerte Feinde befochten hätten. Aber auch das war noch nicht genug. Er mußte uns auch die Ursachen der Uneinigkeit, und die Ursachen der erfolgten Aussöhnung, auf eine verständliche und wahrscheinliche Art entdecken, und also seine Fabel vollständig machen. Daher erzählet er, wie der Zorn Achills über einer schönen Sklavin, die ihm Agamemnon mit Gewalt nehmen lassen, entstanden sey: und wie endlich der Tod des Patroklus den erzürnten Helden wieder bewogen habe, sich mit den Seinigen zu vereinigen, und dieses Blut seines Freundes an dem Hektor zu rächen. Nunmehro fehlet im Anfange nur die Ursache, warum doch Agamemnon den Achilles auf eine so empfindliche Art beleidiget? Er hatte nämlich die schöne Tochter des Priesters Apollons, die ihm zu theil geworden war, zurück geben müssen, weil die Pest im Lager auf keine andere Art zu stillen war; und darauf hätte er keine andere Beyschläferinn haben gewollt, als die dem Achilles zugehörete, weil dieser auf die Wiedergebung der Chryseis am heftigsten gedrungen hatte.

22. §. Das heißt nun eine vollständige oder ganze Fabel machen, die ihren Anfang, ihr Mittel und ihr Ende hat; so daß nichts daran fehlet. Es ist aber nichts Ueberflüssiges darinn. Homer hat nicht den Anfang des trojanischen Krieges, vielweniger die Entführung der Helena, und noch vielweniger die Geburt dieser Prinzeßinn aus den Eyern der Leda erzählet:

zählet: weswegen ihn Horaz mit Grunde gelobt hat. Dieſes alles gehörte nicht zum Zorne Achills; ob es gleich auch vorhergegangen war, und zum voraus geſetzt werden mußte. Der Poet ſieht dieſe Begebenheiten für was bekanntes an, wobey er ſich nicht aufzuhalten Urſache hat, und geht auf ſeinen Zweck zu. Nichts deſtoweniger hat er nicht unterlaſſen, ſeine Hauptfabel mit verſchiedenen kleinen Zwiſchenfabeln zu verlängern, die aber auch zum Verſtande der hauptſächlichſten nöthig waren. Alle dieſe haben wiederum ihre beſondere Nutzbarkeit, weil ſie neue moraliſche Wahrheiten in ſich faſſen; und dadurch den Leſer unterrichten. Z. E. Wenn Patroklus die Rüſtung des Achilles anzieht, und ſeine Waffen ergreift: ſo fliehen die Trojaner ſchon vor ihm; weil ſie glauben, es ſey der rechte Achilles. Patroklus ſollte damit zufrieden geweſen ſeyn; allein, er dringet gar zu ſcharf auf den Hektor ein, und nöthiget alſo denſelben, es gewahr zu werden, daß er nicht der wahrhafte Achilles ſey; bis er endlich gar das Leben darüber verlieret, und alſo die Strafe ſeines Trotzes empfindet.

23. §. Die Fabeln der Heldengedichte werden in pathetiſche und moraliſche eingetheilet. In jenen herrſchet ein Affect, wie in der Ilias, und alſo können ſie nicht ſo lange dauren. In der andern geht alles ruhiger her, alſo mögen ſie auch etwas länger währen, wie die Odyſſee und Aeneis. Denn die Dauer einer epiſchen Fabel hat keine ſo genau abgemeſſene Zeit als das Trauerſpiel. Das macht, ſie iſt nur eine Erzählung, und wird nicht vorgeſtellet, ſondern geleſen; welches alles in Schauſpielen weit anders iſt. Sonſt werden ſie auch in gemeine und verworrene getheilet. Von jenen giebt wiederum die Ilias ein Exempel, wo alles ohne Verſtellung und Entdeckung der Perſonen vorgeht; die Zwiſchenfabel vom Patroklus ausgenommen. Aber von einer Verwirrung giebt wiederum die Odyſſee ein Exempel, wo nicht nur eine Verſtellung mit dem Ulyſſes geſchieht, ſondern auch ein Glückswechſel ſowohl mit dem Ulyſſes, als mit den Buhlern ſeiner Gemahlinn vorgeht, indem ſeine Entdeckung zu

glei-

Digitized by Google

gleicher Zeit geſchieht, als man ihm den Bogen zu ſpannen giebt, und ein gewiſſes Merkmaal an ihm findet, daß er Ulyſſes ſey. Doch hiervon muß in dem Capitel von der Comödie weitläuftiger gehandelt werden. Nach dieſen Muſtern nun muß ein jeder Poet, der ein Heldengedichte machen will, ſeine Fabel auch einrichten: das iſt, er muß Wahrheit und Gedichte, Poeſie und Philoſophie, Nutzen und Luſt mit einander zu vermiſchen wiſſen.

24. §. Zum andern müſſen wir auch die Materie eines Heldengedichts, das iſt, die Handlung betrachten. Die Morale iſt nur die Abſicht des Poeten, die er ſeinen Leſer errathen läßt: das, was er deutlich heraus ſaget, iſt die Heldenthat, die er hat loben wollen: z. E. die Rache des Achilles, die Rückkunft des Ulyſſes, die Ankunft des Aeneas in Italien. Ariſtoteles ſagt ausdrücklich, es ſey Μιμησις πραξεως, eine Nachahmung einer Handlung, und Horaz ſpricht:

Res geſtae, Regumque Ducumque & triſtia bella,
Quo ſcribi poſſent numero, monſtrauit Homerus.

Eine Handlung ſetzt allezeit jemanden voraus, der ſie verrichtet: und das ſind hier ausdrücklich die Großen der Welt, Könige und Fürſten, Helden und Kriegsoberſten; ein Achilles und Agamemnon, ein Ulyſſes und Aeneas. Nach der obigen Regel, muß der Poet ſeine Handlung eher wiſſen, als den, der ſie gethan: denn jene muß allein ausgedacht, und nur unter einem bekannten und berühmten Namen verſteckt werden. Die Natur der Fabeln bringt ſolches mit ſich, wie im IV. Capitel von den dreyen Arten der poetiſchen Nachahmung gewieſen worden. Aeſopus ſagt uns viel vom Wolfe, vom Schafe, vom Hunde, u. ſ. w. Nicht, als wenn er uns die Hiſtorien dieſer Thiere bekannt machen wollte; ſondern weil er uns unter ihren Bildern und Namen, gewiſſe allegoriſche Handlungen erzählen, und dadurch unterrichten will. Alſo iſt denn die Handlung in einer Fabel wichtiger, als die Perſon, die ſie unternimmt und ausführet.

25. §. Daher hat man denn allezeit diejenigen Dichter mit Grunde verdammet, welche nicht eine Handlung, sondern eine Person zur Materie ihrer Gedichte genommen haben. Aristoteles tadelt diejenigen, die eine Theseis, Heracleis, und dergleichen gemacht, darinn sie den Theseus, Herkules, u. a. m. beschrieben hatten. Des Statius Achilleis gehört eben dahin, wie oben gedacht worden, weil er nicht eine Handlung des Achilles, sondern den ganzen Achilles darinn besungen hat. Wenn gleich die Odyssee vom Ulysses, und die Aeneis vom Aeneas den Namen hat: so zeigt doch der Inhalt zur Gnüge; daß es nicht Lebensläufe dieser Helden seyn sollen. Giebt doch auch Aesopus z. E. seiner Fabel den Namen: der Löwe und die Maus; ob er gleich nur eine einzige Handlung von diesen Thieren erzählt.

26. §. Es giebt aber diese Lehre von der Handlung auch diese Regel, was zu einem solchen Gedichte gehöret, und was nicht dazu gehöret. Alles, was nöthig ist, dieselbe recht zu begreifen, ihre Möglichkeit und ihre Wirkungen aus ihren Ursachen einzusehen, das muß mit in die Fabel kommen: alles übrige aber muß heraus bleiben. So bekömmt denn ein Gedicht seine gehörige Größe. Ein Stümper würde alles hineinflicken, was er im Vorrathe hätte, und demselben eine gewisse Schönheit zu geben schiene, wie Horaz sagt:

Purpureus late qui splendeat vnus & alter
Assuitur pannus.

Allein das thut kein Meister. Aesopus würde auslachenswürdig seyn, wenn er von dem Wolfe, der eine Heerde in währender Uneinigkeit ihrer Hirten zerstreute, erzählet hätte: daß er sich einmal einen Dorn in den Fuß getreten hätte, und nach vielen Schmerzen allererst geheilet worden wäre. Das gehörte ja gar nicht zu der Handlung des Wolfes. Aber wenn etwa der Wolf in der Fabel von den Hunden ergriffen werden sollte; und wegen eines lahmen Fußes ihnen nicht hätte entgehen können: alsdann hätte Aesopus dergleichen Umstand

ſtand gar wohl mit in die Fabel ziehen können. So hat es Homer mit dem Fuſſe des Ulyſſes gemacht, daran ihn ſeine Amme erkannt. Er erzählt, daß dieſer Held einmal auf dem Berge Parnaß daran verletzet worden: aber warum? weil eben die Narbe dazu diente, daß man ihn daran erkannte, nachdem er ſo lange abweſend geweſen war. Eben ſo verhält ſichs auch mit der verſtellten Narrheit des Ulyſſes; wie Ariſtoteles ſolches ſelbſt angemerkt und gebilliget hat.

27. §. Solche Kleinigkeiten nun, die von ohngefähr in einem Heldengedichte berühret werden, ſind nicht die Materie eines Heldengedichtes ſelbſt; ſondern nur Nebendinge: die aber ſehr genau mit etwas nothwendigem zuſammen hängen, ſo, daß aus dem einen das andre nothwendig erfolgen muß. Ganz anders iſt es mit den Zwiſchenfabeln beſchaffen: dieſe müſſen zwar mit der Hauptſache auch zuſammen hängen, aber nicht ſo nothwendiger Weiſe. Der Poet hätte ſie auch auslaſſen und andre an die Stelle ſetzen können. Z. E. die Fabel von der Circe oder Calypſo in der Odyſſee, hängt ſehr wohl mit dem ganzen Gedichte zuſammen; aber ſie waren beyde nicht unentbehrlich. Ueberhaupt mußte zwar Ulyſſes, in ſeiner Abweſenheit von Hauſe irgendwo ſeyn: aber deswegen nicht gerade bey der Circe. Voltaire hat in ſeiner Henriade ein ſolch Epiſodium gemacht, als er Heinrich den IV. nach Engelland reiſen läßt. Und im Virgil iſt die ganze Geſchicht von der Dido für nichts anders anzuſehen. Aber wie ſchon ſonſt gedacht worden, ſo iſt dieſes eine fehlerhafte Zwiſchenfabel: weil es ſo unmöglich iſt, daß dieſe beyde Perſonen einander hätten ſprechen können; als wenn Voltaire Henrich den IV. die Königinn Anna hätte beſuchen laſſen, die damals noch nicht gebohren war. Was von dem Knoten einer Fabel, und zwar theils von der Verwickelung, theils von der Auflöſung deſſelben zu ſagen iſt, das erſpare ich ins folgende Capitel von Tragödien: weil es ſich daſelbſt bequemer wird abhandeln laſſen; ungeachtet es auch in den Heldengedichten, eben ſo wohl als dort, ſtatt findet.

28. §. Das dritte, was wir an einem Heldengedichte zu betrachten haben, ist die Erzählung oder die Art, wie der Poet seine Fabel vorträgt. Man kann vergangene Sachen auf zweyerley Art zu verstehen geben. Einmal erzählt man schlechterdings mit eigenen Worten, was dieser und jener gethan oder gesagt, und begnügt sich, alles der Wahrheit gemäß, ordentlich deutlich und zierlich vorzutragen. Und so machen es die Historienschreiber. Die Poesie aber ist mit dieser einfältigen Erzählung nicht zufrieden. Man weis, daß eine gar zu einträchtige Rede endlich die Leute einschläfert: daher sucht sie ihren Vortrag lebhafter zu machen, und die Einbildung ihrer Leser zu erhitzen. Sie weckt derowegen die Verstorbenen gleichsam auf, malt sie so deutlich ab, als wenn sie uns noch vor Augen stünden, ja läßt sie reden und handeln, wie sie bey ihrem Leben würden gethan haben. Dieses ist nun die poetische Art zu erzählen, die sonderlich in epischen Gedichten statt findet. Man sehe, was Plato im dritten Buche von der Republik, den Sokrates davon hat sagen lassen: denn dieser hat die Kunst Homers in seinem Erzählen vollkommen eingesehen. Sie heißen aber gleichwohl epische Gedichte, ob sie der Poet gleich so dramatisch, das ist, so wirksam machet, als es ihm möglich ist: weil doch allezeit der Poet darzwischen erzählet, und nur zuweilen an die Stelle seiner Personen tritt, und in ihrem Namen alles sagt. Und dadurch wird das epische Gedichte vom dramatischen unterschieden, als wo der Poet in seinem eigenen Namen gar nichts sagt; sondern alles von den aufgeführten Personen sagen und handeln läßt.

29. §. Ehe der Poet aber seine Erzählung anfängt, gehen einige Stücke vorher, die man folglich auch muß kennen lernen. Das erste ist der Name des Gedichtes; das andre der Vortrag seines Hauptsatzes, davon es handeln soll; das dritte aber die Anruffung der Musen. Einige möchten zwar noch die Zueignung des Gedichtes an einen Mecänaten zum vierten Stücke machen wollen; weil etwa Boileau in seinem Lutrin,

Digitized by Google

Lutrin, Tasso in seinem Gottfried, und selbst Virgil in seinen Büchern vom Feldbaue dergleichen gethan. Allein Homer hat dergleichen nicht gemacht, Virgil in seiner Aeneis auch nicht: und also ist dieses kein unentbehrliches Stück eines Heldengedichtes. Wir wollen jene drey nach der Ordnung betrachten.

30. §. Weil das Heldengedichte eine Fabel ist; so taufet es ein Poet nicht anders, als Aesopus die Seinigen getaufet hat. Er nennet sie aber allezeit nach dem Namen der Thiere, die darinn vorkommen: z. E. der Wolf und das Schaaf; die Stadtmaus und Feldmaus u. d. gl. Eben so machte es Homer mit seiner Odyssee, und Virgil mit seiner Aeneis. Jene hat vom Ulysses, und diese vom Aeneas ihren Namen: der Unterscheid besteht nur darinn, daß dort zwey, auch wohl gar drey Namen, das ist, alle darinn vorkommende Personen genennet werden; hier aber nur eine einzige, und zwar die hauptsächlichste genennet wird. Das geht aber nicht anders an, weil dort so wenige, hierinn aber so viele vorkommen, die man unmöglich alle nennen konnte. Hat aber Homer seine Ilias nicht eine Achilleis von der Hauptperson, sondern eine Ilias von dem Orte genennt: so ist sonder Zweifel die Ursache, daß Achilles fast in dem ganzen Gedichte müßig ist; und also von ihm sehr wenig zu erzählen vorfällt. Es sind aber neben ihm der Helden, die ihm an Würde noch überlegen sind, und denen er von rechtswegen gehorchen sollte, so viele, daß man ihn fast darunter verlieren könnte. Nach seiner Aussöhnung wird er allererst wirksam und thätig; da aber das Gedichte bald zum Ende ist. Homer hat also mit Recht ein Bedenken getragen, den Namen eines Helden über sein Gedicht zu setzen, von dem am wenigsten darinn vorkömmt, und von dem nicht viel erzählet werden konnte: weil er nur dessen Zorn und Enthaltung vom Streite, nicht aber seine Tapferkeit besingen wollte. Tasso ist dem erstern Exempel gefolgt, weil er sein Gedicht nach dem Heerführer der Armee, Gottfried von Bouillon, Gottfried nennt. Voltaire hat es

auch so gemacht: denn da die erste Auflage la Ligue hieß, so hat er die andre lieber Henriade nennen wollen. Der Pucelle d'Orleans, und unsers Ottoberts und Wittekinds voritzo nicht zu gedenken.

31. §. Der Vortrag ist nichts anders, als eine kurzgefaßte Anzeigung von demjenigen, was der Poet zu erzählen, willens ist. Da nun die Handlung der Fabel dasjenige ist, was die Materie oder den Innhalt des Gedichtes ausmacht; so muß er auch dieselbe namhaft machen. So machts Homer: er sagt: ich besinge den Zorn Achills, der so verderblich für die Griechen gewesen. Nun scheint zwar der Zorn keine Handlung, sondern eine Leidenschaft gewesen zu seyn: allein Achilles zürnte aus Rachgier, weil er wohl wußte, daß man ohne ihn nichts ausrichten würde. Und also war seine Leidenschaft von so großer Wirkung, als die eifrigste Handlung. In der Odyssee sagt der Poet zwar, er wolle von einem Manne singen: allein er setzt gleich hinzu, daß es ein solcher sey, der sehr viel erlitten habe, als er in sein Land zurücke kehren wollen. Virgil hat es nicht viel anders gemacht, und also darf man sich dabey nicht aufhalten. Man merke nur, daß dieser Vortag auf keine praleriſche und hochtrabende Art geschehen muß. Horaz verbiethet solches ausdrücklich:

Nec sic incipies, vt scriptor cyclicus olim:
Fortunam Priami cantabo et nobile bellum!
Quid dignum tanto feret hic promissor hiatu?
Parturiunt montes, nascetur ridiculus mus.

Er lobt dagegen den Homer, daß er seinen Vortrag in der Odyssee so bescheiden gemacht, als es möglich gewesen. Lucan ist in diesem Stücke auch zu tadeln, weil er einen überaus schwülstigen Anfang zu seiner Pharsale gemacht hat. Und was würde Horaz gesagt haben, wenn er des Statius Achilleis hätte lesen sollen, deren Anfang schon im vorigen angeführet worden? Virgil hergegen ist in die Fußtapfen Homers getreten, und hat kein so großes Geschrey gemacht.

32. §.

Digitized by Google

32. §. Nun folgt endlich die Anrufung der Musen, oder sonst einer Gottheit. Homer hat dieselbe gleich mit seinem Vortrage vermischet, Virgil aber besonders gemacht. Jener sagt nicht, daß er die Thaten seiner Helden erzählen wolle; sondern er bittet die Muse, solches zu thun. Dieser verspricht es zwar für sich zu thun, bittet aber die Musen bald, ihn solches zu lehren. Dem sey nun, wie ihm wolle, die Anrufung muß nicht vergessen werden: weil in einem solchen Gedichte Dinge vorkommen, die der Dichter wahrscheinlicher Weise, ohne die Eingebung einer Gottheit, nicht wissen könnte. Er setzt sich auch dergestalt durch seine Gottesfurcht bey seinem Leser in ein gutes Ansehen; ja er bringt ihn in eine Verwunderung, und macht ihn begierig, dergleichen hohe Sachen zu vernehmen. Was für Fehler hiebey pflegen begangen zu werden, das ist im fünften Capitel des ersten Theils schon ausführlich erinnert worden. Ich eile zur Erzählung selbst.

33. §. Diese ist der eigentliche Körper des ganzen Gedichtes; und muß also ganz besondre Eigenschaften haben. Fürs erste muß die Erzählung einer epischen Fabel angenehm seyn: denn sie muß gleichsam den Zucker abgeben, der die vorkommenden Wahrheiten versüsset. Wir wissen, daß alles angenehm ist, was gewisse Schönheiten an sich hat: folglich muß die Erzählung eines Heldengedichts alle Schönheiten der poetischen Schreibart an sich haben, davon im ersten Theile schon gehandelt worden. Es können aber auch die Personen und Sachen angenehm seyn, von welchen man etwas erzählt: jene gefallen uns alsdann, wenn sie gewisse Charactere haben, und so zu reden leben. Alles muß in einem Heldengedichte Sitten haben, sagt Aristoteles; das ist, es muß eine gewisse Gemüthsart zeigen. Der Poet macht es wie die Maler, die ihren Figuren dadurch ein großes Leben zu ertheilen wissen. Die Sachen an sich müssen wunderbar und merkwürdig seyn; davon auch schon im fünften Capitel gehandelt worden. Eine Erzählung, der alle diese Stücke fehlen, ist kalt und verdrüßlich. II. Muß die Erzählung wahrscheinlich seyn. Oft

ist die Wahrheit selbst unwahrscheinlich; und oft ist hergegen die Unwahrheit, ja selbst das Unmögliche sehr wahrscheinlich. Der Poet will mit seiner Fabel Glauben finden: also muß er lieber wahrscheinliche Dinge erzählen, gesetzt, daß sie nicht wahr wären; als die Wahrheit sagen, wenn man sie nicht glauben würde. Doch auch davon habe ich schon im sechsten Capitel gehandelt. III. Muß die poetische Erzählung wunderbar seyn. Die allergemeinsten Sachen sind die wahrscheinlichsten; allein diese erwecken keine Bewunderung: das Außerordentliche und Ungewöhnliche thut es weit besser. Das Unmögliche hingegen, oder was wir zum wenigsten allezeit dafür gehalten haben, kann solches gar nicht thun; man mag es uns so schön erzählen, als man will. Es ist also eine große Kunst, das Wahrscheinliche mit dem Wunderbaren geschickt zu verbinden. IV. Muß die epische Erzählung auch beweglich seyn. Eine schläfrige Historie hat keine Anmuth: die lebhafte Schreibart des Poeten, voller Figuren und Affecten, die bezaubert und entzücket den Leser dergestalt; daß Horaz die Poeten, welche die Kunst verstehen, mit den Hexenmeistern vergleicht, die ihn erschrecken, besänftigen und aufbringen können. Und in der That wollen die menschlichen Affecten ohne Unterlaß gerührt seyn: denn eine angenehme Unruhe ist besser, als eine gar zu einträchtige Stille, worinn nichts veränderliches vorkömmt. Endlich muß V. die Erzählung auch dramatisch oder wirksam seyn; das ist, es müssen viel redende Personen eingeführt werden. So oft es dem Poeten möglich ist, muß er einen andern seine Rolle spielen lassen; und sich dadurch der Tragödie, so viel als ihm möglich ist, zu nähern suchen: wie dieses abermal Plato in der oben angezogenen Stelle sehr schön angemerket hat.

34. §. Es darf aber der Poet in seinen Erzählungen nicht immer der Zeitordnung folgen; sondern auch zuweilen mittten in einer Begebenheit etwas nachholen, was lange zuvor geschehen ist: wie es Virgil mit der Eroberung der Stadt Troja gemacht hat. Die Länge der Erzählung in einem Heldenge-

dengedichte kann nicht größer seyn, als ein halbes Jahr. Homers Ilias dauret nicht länger als 47. Tage, wie Aristoteles selbst angemerket hat. Seine Odyssee währet nur 58. Tage, wie der Pater le Bossu solches nachgezählet hat: und also bedörfen beyde Gedichte noch nicht einmal zwey Monate zu ihrer Dauer. Vom Virgil hat man sonst gemeiniglich dafür gehalten, sein Gedichte daurete ein Jahr und etliche Monate. Allein eben dieser geschickte Kunstrichter hat es sehr wahrscheinlich erwiesen, daß auch die Aeneis nur einen Sommer und einen Herbst in sich begreife; in welcher Zeit Aeneas aus Sicilien nach Africa, von da wieder zurück nach Sicilien, endlich aber nach Italien geschiffet, und durch den Sieg über den Turnus zur Ruhe gekommen. Man muß ihn selbst deswegen nachschlagen, um davon überführet zu werden.

35. §. Zum V. kommen wir auf die Charactere der Personen in einem Heldengedichte, die von den Alten die Sitten genennet werden. Man versteht aber nichts anders dadurch, als die ganze Gemüthsart eines Menschen, seine natürliche Neigungen, seine angenommene Gewohnheit, und alles, was daraus entsteht; das sind seine Unternehmungen und Handlungen. Man theilt diese Charactere in gute und schlimme ein; weil sie theils tugendhaft, theils lasterhaft sind: zuweilen scheinet es auch, als ob es eine gleichgültige oder mittlere Art derselben gäbe, die weder gut noch böse sind. Hier muß ein Poet die Morale verstehen, daß er die Tugend vom Laster, und wiederum die Scheintugend von der wahren zu unterscheiden wisse. Man muß hier auch die bloßen Eigenschaften der Menschen, z. E. die Wissenschaft, Klugheit, Erfahrung, Beredsamkeit, Stärke, Unerschrockenheit u. s. w. mit wahren Tugenden nicht vermischen. Jene kann sowohl ein Lasterhafter als ein Tugendhafter besitzen; denn sie ändern eigentlich das Herz nicht. Gewisse Tugenden oder Laster zeigen sich nur in gewissen Gelegenheiten; als z. E. die Gnade, das Mitleiden, die Liebe, die Rachgier: andere aber leuchten

überall hervor; wie des Achilles Gewaltthätigkeit, des Ulysses Verschlagenheit, des Aeneas Frömmigkeit. Und diese letztere Gemüthsarten sind eigentlich dasjenige, was man Characteres nennet.

36. §. Alles trägt zur Gemüthsart eines Menschen etwas bey; die Natur und ihr Urheber, das Land, da man gebohren ist, die Aeltern und Vorfahren, das Geschlecht und Alter, das Vermögen und der Stand, die Auferziehung, die Zeiten, darinn man lebt, die Glücks- und Unglücksfälle, die Personen, mit denen man umgeht, u. a. m. Dieses alles sage ich, hilft die Neigungen und Sitten der Menschen bilden. Wenn also ein Poet die Gemüthsart seiner Helden wahrscheinlich machen will: so muß er aus dergleichen Ursachen dem Leser begreiflich machen, wie und warum dieser oder jener Held diesen und keinen andern Character gehabt? So hat es Virgil mit dem Aeneas gemacht, wie Bossu nach der Länge erweiset. Wie aber dieses bey den Hauptpersonen nöthig ist; also versteht sichs, daß es nicht bey allen übrigen angeht, die gleichwohl auch ihre Charactere haben müssen: wie die Exempel der Dido, des Turnus, des Mezentius u. d. gl. erweisen. Wenn aber eine Person einmal diesen oder jenen Character bekommen hat, so muß sie dabey bleiben, und niemals dawider handeln.

37. §. Dieses ist nun die große Kunst, die uns Horaz so sorgfältig eingeschärfet hat:

Intererit multum, Dauusne loquatur an Heros,
Maturusne senex, an adhuc florente iuuenta
Feruidus; an matrona potens, an sedula nutrix;
Mercatorne vagus, cultorne virentis agelli;
Colchus an Assyrius; Thebis nutritus, an Argis.
Aut famam sequere, aut sibi conuenientia finge.

Und hernach lehrt er ausdrücklich, wie man einen Achilles, einen Ixion, einen Orestes, eine Medea, eine Ino und eine Io, characterisiren solle. Daher kann man denn aus dem ein-

Digitized by Google

einmal bekannten Charactere einer Person sogleich wissen, was sie in diesen oder jenen Umständen thun oder lassen werde. Z. E. Aeneas wird uns in dem ersten Buche als sehr gottesfürchtig vorgestellt: und hernach reizt ihn Dido, wider den Befehl Jupiters, in Africa zu bleiben. Hier denkt man nun gleich, daß der fromme Held solches nicht thun werde: und siehe, er thut es auch wirklich nicht; welches eben die Schönheit wohlbeobachteter Charactere ist. Ja dieser fromme Character herrschet im ganzen Gedichte, in allen Umständen, die ihm begegnen. Er selbst bequemet sich nie der Gemüthsart eines andern; sondern geht unverrückt seinen Weg fort: alle andere Personen hergegen müssen sich oft nach ihm richten, und dieses ist der Vorzug, den die Hauptperson einer Fabel vor allen andern Nebenpersonen haben muß; daß nämlich daß ganze Gedicht sich nach seiner Art richten, nicht aber hin und her ausschweifen müsse. Claudian in seinem Raptu Proserpinae hat diese Regel ganz und gar nicht beobachtet: weil er bald die schrecklichsten, bald die angenehmsten Dinge von der Welt, durcheinander gemischet hat.

38. §. Zum VI. kommen wir auf die Erscheinungen und den Beystand der Götter, welche Dinge man auf der Schaubühne Maschinen zu nennen pflegt. Weil in dem Heldengedichte alles wunderbar klingen soll, so müssen nicht nur gewöhnliche Personen; sondern auch ungewöhnliche darinnen aufgeführt werden. Dieses sind nun die Gottheiten und Geister, die der Poet allegorischer Weise dichten, und ihnen eben sowohl, als den Menschen, gewisse Charactere geben muß. So muß bey den Alten Jupiter die Allmacht, Minerva die Weisheit, das Verhängniß aber den unveränderlichen Willen Gottes vorstellen u. s. w. Im zehnten Buche der Aeneis stellt Virgil in einem Götterrathe auch die Juno, als die Gerechtigkeit, und die Venus, als die liebreiche Barmherzigkeit Gottes vor. Sind diese heidnische Gottheiten bisweilen einander zuwider; so bequemet sich hierinn der Poet unsern schwachen Begriffen, die sich auch die göttlichen Eigenschaften zuweilen als widerwärtig vorstellen.

Wol-

Wollen wir einen Beweis davon, so dörfen wir nur die Furien betrachten, die Jupiter dem Turnus zuschickt. Was glaubten nun die klugen Römer von den Furien? Cicero hat es in einer öffentlichen Rede wider den Piso gesagt: nämlich so viel als nichts. * Kann man nun die Götter Homers nicht allezeit auf diese allegorische Art, wegen ihrer Charactere entschuldigen: so kann man doch die Fehler die er begangen haben möchte, leicht auf die Grobheit seiner Zeiten schieben. Virgil hat schon gesundere Begriffe von der Gottheit haben können, und daher sind auch seine Charactere von den göttlichen Personen viel besser eingerichtet.

39. §. Ein Poet muß aber die Götter nicht ohne Noth in seine Fabeln mischen, wie Horaz ausdrücklich erinnert hat.

Nec Deus interſit, niſi dignus vindice nodus
Inciderit.

Homer könnte hier leicht der Sache zu viel gethan haben, weil seine Götter überall mit dabey sind. Tasso, Marino und Milton haben die Engel und Teufel, in ihren Gedichten, anstatt der alten Götter eingeführt. Hat nun Boileau jenen in seiner Dichtkunst deswegen getadelt, so dörfen wir diesen auch nicht schonen, zumal da er es auf eine so unvernünftige Weise gethan hat. In der That ist es weit besser, allegorische Gottheiten zu dichten: als zum Exempel die Zwietracht, die Politik, die Gottesfurcht und dergleichen, die Boileau in dem Lutrin eingeführet hat; derer zu geschweigen, die im Voltaire auf eben die Art vorkommen. Im übrigen gilt hier eben das, was oben von den menschlichen Charactern gesagt worden.

40. §. Endlich und zum VII. kommen wir auf den poetischen Ausdruck, oder auf die Schreibart eines Heldenge-

* Nolite putare, vt in Scena videtis, homines ſcelerato impulſu deorum terreri furiarum taedis ardentibus. Sua quemque fraus, ſuum ſcelus, ſua audacia de ſanitate et mente deturbat. Hae ſunt impiorum furiae, hae flammae, hae faces.

Digitized by Google

dengedichtes. Wir wissen, daß die Schreibart überhaupt nur ein Vortrag unserer Gedanken ist; und folglich gehen wir hier auch auf die Art zu denken, die in einem Heldengedichte statt findet. Viele bilden sich ein, die Schönheit der Epopee bestehe in schönen Worten und Redensarten, in künstlichen Gedanken, in vielen Gegensätzen, in langen Beschreibungen in vielen Gleichnissen und hohen Metaphoren, die nicht ein jeder verstehen kann. Ein Gedichte derowegen, das so aussieht, wie Lucan oder Claudian, das dünkt ihnen ein Meisterstück zu seyn: Virgil kömmt ihnen hergegen ganz wässerigt und frostig vor. Und wenn man sie fragt, warum sie jene Poeten so lieben? so verweisen sie uns auf etliche hochtrabende, aber nach ihrer Meynung scharfsinnige Stellen, die sie bewundern. Schreiben sie nun selber etwas, so suchen sie auch, in einzelnen Zeilen, lauter solche gesammlete Blumen und Edelgesteine anzubringen. Ueberall ist was künstliches, was gleißendes, was blendendes: nur überhaupt taugt das ganze Gedicht nichts.

41. §. Das ist nun nicht die Schreibart, die sich für ein Heldengedichte schickt. Der Poet erzählt eine Fabel, seine Leser zu lehren und zu bessern: er muß sich also theils in ihren Verstand, theils in ihren Willen schicken. Jenen zu unterrichten, muß er sich einer ungezwungenen, aber doch reinen, deutlichen und zierlichen Art zu erzählen bedienen: wie wir in dem Capitel von der Schreibart gewiesen haben. Den Willen aber zu gewinnen und die Affecten zu rühren, muß er die pathetische Schreibart gebrauchen, wenn er nämlich Leute, die im Affecte sind, redend einführet. Der Poet muß sich selber vergessen, und nur auf seine Fabel, auf seine Personen und Handlungen, auf ihre Wahrscheinlichkeit und anmuthige Nutzbarkeit sehen. Er muß es sich nicht anders merken lassen, daß er viel Witz und Scharfsinnigkeit besitzet; als dadurch, daß er seine Leser in der Aufmerksamkeit erhält,

sie

ſie von einer Begebenheit auf die andere, von einem Wunder aufs andre, von einer Gemüthsbewegung auf die andre leitet; ſie bald nach Troja, bald nach Africa, bald in den Himmel, bald in die Hölle führet. Wer das kann, der wird für das Lob der Scharfſinnigkeit nicht ſorgen dürfen. Wer aber nur auf die Spitzfündigkeit in Worten und Redensarten, auf künſtliche Einfälle und anderes Flittergold ſieht, der weichet von der Einfalt der Natur ab, darinn ihm Homer und Virgil in ihrer Schreibart vorgegangen ſind. Hierinn iſt ſonderlich Marino nebſt andern von dem Schlage zu tadeln. Taſſo ſelbſt, der doch unter ſeinen Landesleuten noch am vernünftigſten ſchreibt, iſt von dem Voltaire, wegen ſeiner italieniſchen Künſteleyen in der Schreibart, mit Grunde getadelt worden. Und was wird man alſo von den übrigen ſagen, die lauter Ampullas und ſesquipedalia Verba zuſammen geraffet und ihre Gedichte damit ausſtaffiret haben? Wer ausführlichere Regeln von dem allen verlanget, der muß den oft angezogenen Tractat vom le Boſſu nachſchlagen.

Digitized by Google

* *

Das X. Capitel.

Von Tragödien oder Trauerspielen.

1. §.

Wie vorzeiten die ganze Poesie mit der Musik vereinbaret gewesen: also hat auch die Tragödie ihren Ursprung aus gewissen Liedern, die dem Bachus zu Ehren gesungen worden. Es traten an Festtagen etliche Sänger zusammen, die ein ganzes Chor ausmachten, diese spielten, tanzten und sungen nach Art der heidnischen Religion, dem Weingotte dadurch seinen Gottesdienst zu leisten. Wie sie aber gemeiniglich, sowohl als die Zuhörer, ein Räuschchen hatten: also waren auch ihre Lieder so gar ernsthaft nicht; sondern es liefen allerley Possen mit unter. Jemehr man sich in solchen Gesängen übte, je weiter brachte mans darinn; und desto lieber hörte man auch solchen Sängern zu. Daher kam es nun, daß sich ihre Zahl vermehrte; und daß es eine Bande der andern zuvor zu thun suchte. Sie giengen wohl gar einen Wettstreit darüber ein, und der Preis war nach der alten Art schon groß genug, wenn man dem besten Sänger einen Bock zum Gewinnste zuerkannte. Ein Bock heißt auf griechisch Τραγος, und ein Lied ωδη; daher kömmt das Wort Tragödie ein Bocklied, wie solches theils Aristoteles in seiner Poetik, theils Horaz in seiner Dichtkunst bezeuget, wenn er den Thespis so beschreibt:

Carmine qui tragico vilem certauit ob Hircum.

2. §. Man ward aber des beständigen Singens mit der Zeit überdrüßig, und sehnte sich nach einer Veränderung. Thespis, der mit seinen Sängern in Griechenland von einem Orte zum andern herumzog, erdachte etwas neues, als er die Lieder

Lieder in Theile abſonderte, und zwiſchen zweyen und zweyen allemal eine Perſon auftreten ließ, die etwas ungeſungen erzählen mußte. Mehrerer Bequemlichkeit halber machte er ſeinen Wagen zur Schaubühne; indem er Breter darüber legte, und ſeine Leute droben ſingen und ſpielen ließ, damit ſie deſto beſſer zu ſehen und zu hören ſeyn möchten. Damit man aber dieſelben nicht erkennen könnte; ſo ſalbte er ihnen die Geſichter mit Hefen, welche ihnen anſtatt der Larven dienen mußten. Um dieſer Veränderung halber wird Theſpis für den Erfinder der Tragödie gehalten. Allein das war in der That nur noch ein ſchlechter Anfang dazu. Aeſchylus nämlich, ein neuerer Dichter, ſah wohl, daß auch die Erzählungen einzelner Perſonen, die man zwiſchen die Lieder einſchaltete, noch nicht ſo angenehm wären; als wenn ein paar Perſonen mit einander ſprächen, darinn ſich mehr Mannigfaltigkeit und Veränderung würde anbringen laſſen: und da ihm ſolches nach Wunſche ausſchlug; ſo dachte er auch auf mehrere Zierrathe ſeiner Tragödien. Er erfand die Larven, gab ſeinen Leuten ehrbare Kleidungen, und bauete ſich eine beſſere Schaubühne: ja, welches das merkwürdigſte war, ſo machte Aeſchylus, daß die Geſpräche ſeiner auftretenden Perſonen mit einander zuſammen hingen. Kurz, er erfand zuerſt die Idee der Hauptperſon in einem ſolchen Spiele, welches vorher nur ein verwirrtes Weſen ohne Verknüpfung und Ordnung geweſen war. Das bezeugt abermal Ariſtoteles in ſeinem IV. Capitel, und Horaz in folgenden Worten:

Ignotum tragicae genus inueniſſe Camoenae
Dicitur, et plauſtris vexiſſe Poemata Theſpis:
Quae canerent agerentque peruncti faecibus ora.
Poſt hunc perſonae et pallae repertor honeſtae
Aeſchylus, et modicis inſtrauit pulpita tignis.
Et docuit magnumque loqui, nitique cothurno.

3. §. Dieſer letzte Vers zeigt noch an, daß man auch um dieſe Zeit die hohe Schreibart in die Tragödie eingeführet habe: denn vorher war ihr Vortrag voller Zoten und gemeinen Poſſen

Possen gewesen; so, wie auch ihr Inhalt ganz satirisch war. Die Poeten hatten sich hierinn nach den Zuschauern gerichtet, die in ihrer ersten Grobheit an etwas ernsthaftem noch keinen Geschmack finden konnten; sondern nur allezeit lachen wollten. Allmählig aber fanden sich auch verständigere Zuschauer, die an den gewöhnlichen Fratzen ein Misfallen hatten, und lieber etwas kluges sehen wollten. In dieser Verfassung nun erhielt Euripides die Schaubühne, Sophokles aber brachte sie noch zu größerer Vollkommenheit. Er stellte anstatt der vorigen zwo Personen, nach Gelegenheit, auch wohl drey zugleich auf, die mit einander sprechen mußten, und ersand noch bessere Verzierungen für die Bühne; dadurch die Augen der Leute mehr gefüllet wurden. Ja, er richtete auch die Lieder des Chores, die allezeit zwischen jeder Handlung gesungen wurden, so ein, daß sie sich mit zu der Tragödie schicken mußten: da sie vorher von ganz andern, mehrentheils lustigen Materien zu handeln pflegten. Vor Alters hatte man die vierfüßigen jambischen Verse, die sehr bequem zum Singen waren, und so zu reden recht zum Sprunge giengen, gebraucht; nachmals aber wurden die sechsfüßigen jambischen eingeführt: eben so, wie es bey uns Deutschen gegangen, wo man vor Opitzen lauter vierfüßige Verse zu Comödien gebraucht hat, wie aus Hans Sachsen und andern zu ersehen ist.

4. §. Aus dem allen erhellet nun wohl zur Gnüge, daß die Tragödie in ihrem Ursprunge ganz was anders gewesen ist, als was sie hernach geworden. Aus den abgeschmacktesten Liedern besoffener Bauern, ist das ernsthafteste und beweglichste Stücke entstanden, welches die ganze Poesie aufzuweisen hat. Was vorhin ein Nebenwerk war, und von den Griechen Episodium genennet wurde, nämlich die eingeschalteten Erzählungen und Gespräche, zwischen den Liedern; das ist hernach das Hauptwerk geworden. Das vorige satirische Scherzen hat sich in ein recht prächtiges und lehrreiches Wesen verwandelt; so, daß sich die ansehnlichsten Leute nicht mehr schämen dorften, Zuschauer solcher Schauspiele abzugeben. Die Athenienser wurden auch dergestalt darauf erpicht, daß sie

ſich faſt eine Schuldigkeit daraus machten, die Tragödien zu beſuchen. Ja, weil ſich die Poeten in allen Stücken der Religion bequemeten, und die vortrefflichſten Sittenlehren und Tugendſprüche darinn häufig einſtreueten: ſo wurde dieſe Art von Schauſpielen eine Art des Gottesdienſtes; die auch in der That für das Volk viel erbaulicher war, als alle die Opfer und übrigen Ceremonien des Heidenthums. Dazu trug nun hauptſächlich der Chor viel bey, der allezeit in ſeinen Liedern ſolche moraliſche Betrachtungen, Gebethe und Lobgeſänge anſtimmete, die ſich zu der unmittelbar vorhergehenden Handlung ſchicketen. Dieſe lernte man damals gar auswendig, und pflegte ſie im gemeinen Leben als Lehrſätze und Denkſprüche bey Gelegenheit anzubringen; ſo, wie wir itzo die Schrift, und unſre geiſtliche Lieder anzuziehen pflegen.

5. §. Bey den Griechen war alſo, ſelbſt nach dem Urtheile des Ariſtoteles, die Tragödie zu ihrer Vollkommenheit gebracht; und konnte in dieſem ihrem Zuſtande gar wohl ein Trauerſpiel heißen: weil ſie zu ihrer Abſicht hatte, durch die Unglücksfälle der Großen, Traurigkeit, Schrecken, Mitleiden und Bewunderung bey den Zuſchauern zu erwecken. Ariſtoteles beſchreibt ſie derowegen, als eine Nachahmung einer Handlung, dadurch ſich eine vornehme Perſon harte und unvermuthete Unglücksfälle zuzieht. Der Poet will alſo durch die Fabeln Wahrheiten lehren, und die Zuſchauer, durch den Anblick ſolcher ſchweren Fälle der Großen dieſer Welt, zu ihren eigenen Trübſalen vorbereiten. Z. E. Oedipus, eins der berühmteſten Trauerſpiele des Sophokles, ſtellt das klägliche Ende vor, welches dieſer thebaniſche König um ſeiner abſcheulichen Thaten halber, genommen; wiewohl er faſt ohne ſeine Schuld darein gefallen war. Und das will eben Ariſtoteles haben, wenn er ſagt, die Helden einer Tragödie müßten weder recht ſchlimm, noch recht gut ſeyn: nicht recht ſchlimm, weil man ſonſt mit ihrem Unglücke kein Mitleiden haben, ſondern ſich darüber freuen würde; aber auch nicht recht gut, weil man ſonſt die Vorſehung leicht einer Ungerechtigkeit beſchuldigen könnte, wenn ſie unſchuldige Leute ſo hart geſtrafet hätte. So

Digitized by Google

war nun Oedipus beschaffen. Als ihm das Orakel in seiner Jugend antwortete: Er würde seinen Vater erschlagen, und mit seiner Mutter Blutschande treiben: so hatte er einen solchen Abscheu vor diesen Lastern, daß er Corinth verließ, wo er als königlicher Prinz erzogen war, und sich also der Krone begab, die er zu hoffen hatte; bloß weil er den Mord an seinem Vater, und die Unzucht mit seiner Mutter zu begehen, fürchtete. Da er aber in Griechenland als ein Flüchtiger, herum schweifete, und ihm in einem schmalen Wege sein rechter Vater, Lajus, begegnete, der ihn in seiner Kindheit zu tödten befohlen hatte, und nicht wußte, daß es sein Sohn wäre; gleichwie er es nicht wissen konnte, daß Lajus sein Vater wäre: so griff er allein, den König nebst seinen Leuten an, und ermordete dieselben, bis auf einen, der ihm entlief.

6. §. Hier ist nun Oedipus zwar strafbar, daß er so hitzig, gewaltsam und eigensinnig gewesen: gleichwohl ist es seine Meynung nicht, einen Vatermord zu begehen; als welchen zu vermeiden, er seine vermeynte Vaterstadt verlassen hatte. Als er nachmals die Jokasta heyrathet, ja etliche Kinder mit ihr zeuget; ist er abermals mehr unglücklich als lasterhaft: weil er es nicht weis, daß es seine Mutter ist, auch nach seinen Umständen es nicht wissen kann; bis es nach etlichen Jahren, und zwar in eben dieser Tragödie, wunderlich ans Licht kömmt. Wer hier sagen wollte, das Oedipus ganz unschuldig oder ganz schuldig wäre, der würde in beydem irren. Er ist so, wie die Menschen insgemein zu seyn pflegen, das ist, von mittlerer Gattung; er hat gewisse Tugenden, auch gewisse Laster an sich: und doch stürzen ihn bloß die letzten ins Unglück. Denn hätte er nur niemanden erschlagen, so wäre alles übrige nicht erfolget. Er hätte sich aber billig vor allen Todtschlägen hüten sollen: nachdem ihm das Orakel eine so deutliche Weissagung gegeben hatte. Denn er sollte billig allezeit gedacht haben: Wie? wenn dieß etwa mein Vater wäre! Da er nun also beschaffen ist; so wird dadurch die Tragödie den allermeisten Zuschauern erbaulich: weil nämlich die meisten von eben der Art sind, als er; das ist, weder recht gut,

noch recht böse. Man hat einestheils Mitleiden mit ihm: anderntheils aber bewundert man die göttliche Rache, die gar kein Laster ungestraft läßt.

7. §. Nach diesem allgemeinen Vorschmacke von der Tragödie wollen wir sie noch etwas genauer betrachten. Aeußerlichem Ansehen nach, konnte sie bey den Alten in zweyerley Stücke eingetheilet werden: nämlich in das, was von dem Chore gesungen, und in das, was nur schlechtweg gesprochen wurde. Der musikalische Theil bestund aus Oden, und die Sänger derselben hießen alle zusammen der Chor. Dieser bestund nach Beschaffenheit der Umstände, bald aus einer guten Anzahl von Weibern oder Männern, welche die Bürger einer Stadt vorstelleten; bald aus einer Schaar von Priestern und Aeltesten des Volks; bald aus einer Menge von Jungfrauen; bald aus einem Schwarme höllischer Furien, u. s. w. Diese Leute nun fanden sich gleich in der ersten Handlung auf der Schaubühne ein, und behielten ihren Platz bis ans Ende des ganzen Spieles. Sie vertraten daselbst die Stelle der Zuschauer, die bey der Handlung, die man spielete, zugegen gewesen seyn konnten, als sie wirklich geschehen war. Denn das muß man wissen, daß die wichtigsten Handlungen der alten griechischen und morgenländischen Fürsten nicht zwischen vier Wänden, sondern öffentlich, vor ihren Pallästen, oder auf den Märkten ihrer Städte vorgiengen. Da war nun allezeit eine Menge von Zuschauern zugegen, die an dem Thun und Lassen ihrer Könige Theil nahmen; auch wohl nach Gelegenheit ihre Meynung davon sagten, gute Anschläge gaben, oder sonst ihre Betrachtungen drüber anstelleten. Da nun die Poeten die ganze Natur solcher öffentlichen Handlungen vorstellen wollten und sollten; so mußten sie auch Zuschauer derselben auf die Bühne bringen: und das war denn der Chor.

8. §. Man muß aber wissen, daß dieser Chor nicht nur zum Singen, sondern auch sonst, als eine spielende Person, mit gebraucht worden. Denn der Coryphäus oder Führer

dessel-

Digitized by Google

deſſelben, redete im Namen aller übrigen, ſo gut als eine andere Perſon, darzwiſchen. Das heißt beym Horaz:

Actoris partes chorus, officiumque virile
Defendat; neu quid medios intercinat actus,
Quod non propoſito conducat & haereat apte &c.

Doch war freylich wohl das Singen die vornehmſte Pflicht des Chores, welches zu vier verſchiedenen malen, nämlich zwiſchen allen fünf Aufzügen geſchah. Denn im Anfange und am Ende der Tragödie ſang er nicht; ſondern es traten ſogleich die ſpielenden Perſonen hervor, machten auch mit ihrer Handlung den Beſchluß: wo nicht irgend der Chor, doch ohne Geſang, das letzte Wort behielt; indem er eine erbauliche Betrachtung, oder Nutzanwendung über das ganze Schauſpiel, in wenigen Worten beyfügte. Alles nun, was zwiſchen dem erſten und letzten Liede geſpielt und geſungen wurde, das nennte man ein Epiſodium; was vor dem Singen vorhergieng, den Eingang oder die Vorrede; und was darauf zuletzt folgte, den Ausgang oder Beſchluß. Siehe Ariſt. Poet. im 12. Cap. ſo daß auf dieſe Art eine Tragödie in drey ſehr ungleiche Theile unterſchieden wurde.

9. §. Was den andern Theil der Tragödie, der nicht geſungen ward, anlanget, ſo beſtund derſelbe aus den Unterredungen der auftretenden Perſonen, die eine gewiſſe Fabel vorſtelleten. Ungeachtet nun dieſe Fabel nur eine einzige Haupthandlung haben muß, wenn ſie gut ſeyn ſoll: ſo theilte man doch der Abwechſelung halber, dieſelbe in fünf Theile ein, die man Actus, Thaten, oder noch beſſer, Aufzüge nennte:

Neue minor quinto, neu ſit productior actu
Fabula, quae vult ſpectari & ſpectata reponi.

ſagt Horatius. Die Urſache dieſer fünffachen Eintheilung iſt wohl freylich willkührlich geweſen: indeſſen iſt dieſe Zahl ſehr bequem, damit dem Zuſchauer nicht die Zeit gar zu lang werde. Denn wenn jeder Aufzug ohngefähr eine viertel Stunde daurete, ſo dann aber der Chor ſein Lied darzwiſchen

ſang: ſo konnte das Spiel nicht viel länger als zwo Stunden dauren; welches eben die rechte Zeit iſt, die ſich ohne Ueberdruß einem Schauſpiele widmen läßt. Es waren aber dieſe fünf Aufzüge untereinander eben durch den Chor der Sänger verbunden; und alſo wurde die Aufmerkſamkeit der Zuſchauer auf die geſpielte Fabel nie ganz unterbrochen: ſo wie es bey uns durch die Muſikanten geſchieht, die allerley luſtige Stücke darzwiſchen ſpielen; oder auch wohl gar durch Tänzer, die ſich zwiſchen den Aufzügen ſehen laſſen. Dieſer Zuſammenhang des ganzen Stückes that ſehr viel dazu, daß die ganze Tragödie einen ſtarken Eindruck in die Gemüther machte: und Racine hat auch in neuern Zeiten etliche Stücke nämlich Athalia und Eſther von der Art, auf die Bühne gebracht, die nicht wenig Beyfall deswegen erhalten haben. Ich wundre mich nur, daß man dieſes nicht durchgehends wieder aufgebracht hat.

10. §. Von dieſen äußerlichen Stücken einer Tragödie, die auch einem Ungelehrten in die Augen fallen, komme ich auf die innere Einrichtung derſelben, die nur ein Kunſtverſtändiger wahrnimmt. Hier bemerkt man nun, daß das Trauerſpiel einige Stücke mit dem Heldengedichte gemein hat; in andern aber von ihm unterſchieden iſt. Es hat mit ihm gemein die Fabel, die Handlung, die Charactere, und die Schreibart, oder den Ausdruck. Es iſt aber von demſelben unterſchieden in der Größe der Fabel, oder in ihrer Dauer; in der Beſchaffenheit des Ortes, wo ſie vorgehen muß; und in der Art des Vortrages, welche hier ganz dramatiſch iſt, da dort die Erzählung herrſchet. Hierzu kömmt noch, daß in der Tragödie die Gemüthsbewegungen weit lebhafter und ſtärker vorgeſtellet werden; daß man die Muſik dabey brauchet, und daß man einer Schaubühne nöthig hat, die auf verſchiedene Art verzieret werden muß. Von allen dieſen Stücken ins beſondre muß kürzlich gehandelt werden.

11. §. Wie eine gute tragiſche Fabel gemacht werden müſſe, daß iſt ſchon im vierten Capitel des erſten Theils einiger maßen gewieſen worden. Der Poet wählet ſich einen

mo-

moralischen Lehrsatz, den er seinen Zuschauern auf eine sinnliche Art einprägen will. Dazu ersinnt er sich eine allgemeine Fabel, daraus die Wahrheit eines Satzes erhellet. Hiernächst sucht er in der Historie solche berühmte Leute, denen etwas ähnliches begegnet ist: und von diesen entlehnet er die Namen, für die Personen seiner Fabel, um derselben also ein Ansehen zu geben. Er erdenket sodann alle Umstände dazu, um die Hauptfabel recht wahrscheinlich zu machen, und das werden die Zwischenfabeln, oder Episodia nach neuer Art, genannt. Dieses theilt er dann in fünf Stücke ein, die ohngefähr gleich groß sind, und ordnet sie so, daß natürlicher Weise das letztere aus dem vorhergehenden fließet; bekümmert sich aber weiter nicht, ob alles in der Historie wirklich so vorgegangen, oder ob alle Nebenpersonen wirklich so, und nicht anders geheißen haben. Zum Exempel kann die oberwähnte Tragödie des Sophokles, oder auch mein Cato dienen. Der Poet wollte dort zeigen, das Gott auch die Laster, die unwissend begangen werden, nicht ungestraft lasse. Hierzu ersinnt er nun eine allgemeine Fabel, die etwa so lautet:

12. §. Es war einmal ein Prinz, wird es heißen, der sehr viel gute Eigenschaften an sich hatte, aber dabey verwegen, argwöhnisch und neugierig war. Dieser hatte einmal, vor dem Antritte seiner Regierung, auf freyem Felde einen Mord begangen; ohne zu wissen, daß er seinen eigenen Vater erschlagen hätte. Durch seinen Verstand bringet er sich in einem fremden Lande in solches Ansehen; daß er zum Könige gemacht wird, und die verwittibte Königinn heirathet; ohne zu wissen, daß selbige seine eigene Mutter ist. Aber dieses alles geht ihm nicht für genossen aus. Seine Laster kommen ans Licht, und es treffen ihn alle die Flüche, die er selbst auf den Mörder seines Vorfahren im Regimente, ausgestoßen hatte. Er beraubet sich selbst des Reichs, und geht ins Elend; nachdem er sich selbst aus Verzweifelung der Augen beraubet hatte. Zu dieser allgemeinen Fabel nun findet Sophokles in den alten thebanischen Geschichten, den Oedipus geschickt. Er ist ein solcher Prinz, als die Fabel erfordert: er hat unwissend ei-

nen Vatermord und eine Blutschande begangen: er ist dadurch auf eine Zeitlang glücklich geworden; allein, die Strafe bleibt nicht aus; sondern er muß endlich alle Wirkungen seiner unerhörten Laster empfinden.

13. §. Diese Fabel ist nun geschickt, Schrecken und Mitleiden zu erwecken, und also die Gemüthsbewegungen der Zuschauer auf eine der Tugend gemäße Weise zu erregen. Durch seine guten Eigenschaften erwirbt sich Oedipus die Liebe der Zuschauer; und da er seine Laster unwissend, ja wider Willen begeht, so beklagt man ihn deswegen. Da er aber gleichwohl sehr unglücklich wird, so bedauret man ihn um destomehr; ja man erstaunet über die strenge Gerechtigkeit der Götter, die nichts ungestraft lassen. Man sieht auch, daß der Chor in dieser Tragödie dadurch bewogen wird, recht erbauliche Betrachtungen, über die Unbeständigkeit des Glückes der Großen dieser Welt, und über die Schandbarkeit seiner Laster anzustellen, und zuletzt in dem Beschlusse die Thebaner so anzure„den: Ihr Einwohner von Theben, seht hier den Oedipus, „der durch seine Weisheit Räthsel erklären konnte, und an „Tapferkeit alles übertraf; ja der seine Hoheit sonst keinem, „als seinem Verstande und Heldenmuthe zu danken hatte: „seht, in was für schreckliche Trübsalen er gerathen ist; und „wenn ihr dieses unselige Ende desselben erweget, so lernt doch „niemanden für glücklich halten, bis ihr ihn seine letzte Stunde „glücklich habt erreichen gesehen. Wer auf gleiche Art die Trauerspiele aus unsrer deutschen Schaubühne mit Bedacht durchgehen will, der wird überall eine solche Hauptlehre antreffen, ob sie gleich nicht immer so deutlich im Schlusse steht.

14. §. Eine solche Fabel nun zu erdichten, sie recht wahrscheinlich einzurichten, und wohl auszuführen, das ist das allerschwerste in einer Tragödie. Es hat viele Poeten gegeben, die in allem andern Zubehör des Trauerspiels, in den Characteren, in dem Ausdrucke, in den Affecten ꝛc. glücklich gewesen: aber in der Fabel ist es sehr wenigen gelungen. Wer Exempel davon sehen will, der sehe was von Schakespears Cäsar

im VII. B. und vom Telemach im VI. B. der critischen Beyträge steht. Das macht, daß dieselbe eine dreyfache Einheit haben muß, wenn ich so reden darf: Die Einheit der Handlung, der Zeit, und des Ortes. Von allen dreyen müssen wir insonderheit handeln.

15. §. Die ganze Fabel hat nur eine Hauptabsicht; nämlich einen moralischen Satz: also muß sie auch nur eine Haupthandlung haben, um derentwegen alles übrige vorgeht. Die Nebenhandlungen aber, die zur Ausführung der Haupthandlung gehören, können gar wohl andre moralische Wahrheiten in sich schließen: wie zum Exempel im Oedipus die Erfüllung der Orakel, darüber Jokasta vorher gespottet hatte, die Lehre giebt: Daß die göttliche Allwissenheit nicht fehlen könne. Alle Stücke sind also tadelhaft und verwerflich, die aus zwoen Handlungen bestehen, davon keine die vornehmste ist. Ich habe dergleichen im 1717. Jahre am Reformationsfeste in einer Schulcomödie vorstellen gesehen, wo der ganze Inhalt der Aeneis Virgilii, und die Reformation Lutheri zugleich vorgestellet wurde. In einem Auftritte war ein Trojaner, in der andern der Ablaßkrämer Tetzel zu sehen. Bald handelte Aeneas von der Stiftung des römischen Reichs, bald kam Lutherus und reinigte die Kirche. Bald war Dido, bald die babylonische Hure zu sehen u. s. w. Und diese beyde so verschiedene Handlungen hiengen nicht anders zusammen, als durch eine lustige Person, Momus genannt, die zwischen solchen Vorstellungen auftrat, und z. E. den auf der See bestürmten Aeneas, mit dem in Gefahr schwebenden Kirchenschifflein verglich. Das ist nun ein sehr handgreiflicher Fehler, wo zwey so verschiedene Dinge zugleich gespielet werden. Allein die andern, die etwas unmerklicher sind, verdienen deswegen keine Entschuldigung. Insgemein sündigen die englischen Stücke wider diese Regel.

16. §. Die Einheit der Zeit ist das andre, daß in der Tragödie unentbehrlich ist. Die Fabel eines Heldengedichtes kann viele Monathe dauren, wie oben gewiesen worden; das macht, sie wird nur gelesen: aber die Fabel eines Schauspie-

Digitized by Google

les, die mit lebendigen Personen in etlichen Stunden wirklich vorgestellet wird, kann nur einen Umlauf der Sonnen, wie Aristoteles spricht; das ist einen Tag, dauren. Denn was hat es für eine Wahrscheinlichkeit, wenn man in dem ersten Auftritte den Helden in der Wiege, etwas weiter hin als einen Knaben, hernach als einen Jüngling, Mann, Greis, und zuletzt gar im Sarge vorstellen wollte: wie Cervantes solche thörichte Schauspiele, an seinen spanischen Poeten, im Don Quixote ausgelachet hat. Haben es die Engländer nicht völlig so schlimm gemacht; so ist es doch nicht viel besser. Schakespears Cäsar hebt vor der Ermordung Cäsars an, und dauret bis nach der philippischen Schlacht, wo Brutus und Cassius geblieben. Oder wie ist es wahrscheinlich, daß man es auf der Schaubühne etlichemal Abend werden sieht; und doch selbst, ohne zu essen, oder zu trinken, oder zu schlafen, immer auf einer Stelle sitzen bleibt? Die besten Fabeln sind also diejenigen, die nicht mehr Zeit nöthig gehabt hätten, wirklich zu geschehen, als sie zur Vorstellung brauchen; das ist etwa drey oder vier Stunden: und so sind die Fabeln der meisten griechischen Tragödien beschaffen. Kömmt es hoch, so bedörfen sie sechs, acht, oder zum höchsten zwölf Stunden zu ihrem ganzen Verlaufe: und höher muß es ein Poet nicht treiben; wenn er nicht wieder die Wahrscheinlichkeit handeln will.

17. §. Es müssen aber diese Stunden bey Tage, und nicht bey Nachte seyn, weil diese zum Schlafen bestimmet ist: es wäre denn, daß die Handlung entweder in der Nacht vorgegangen wäre; oder erst nach Mittage anfienge, und sich bis in die späte Nacht verzöge; oder umgekehrt, vor morgens angienge, und bis zu Mittage daurete. Der berühmte Cid des Corneille läuft in diesem Stücke wider die Regeln, denn er dauret eine ganze Nacht durch, nebst dem vorigen und folgenden Tage, und braucht wenigstens volle vier und zwanzig Stunden: welches schon viel zu viel ist, und unerträglich seyn würde, wenn das Stück nicht sonst viel andre Schönheiten in sich hätte; die den Zuschauern fast nicht Zeit liessen, daran zu gedenken. S. den ersten B. meiner Schaubühne.

Das

Das iſt nun eben die Kunſt, die Fabel ſo ins kurze zu bringen, daß keine lange Zeit dazu gehöret; und eben deswegen ſind auch bey uns Deutſchen die Tragödien von Wallenſtein, von der Baniſe, imgleichen von der böhmiſchen Libuſſa ganz falſch und unrichtig: weil ſie zum Theil etliche Monate, zum Theil aber viele Jahre zu ihrer Dauer erfordern. Meine obige Schultragödie hub ſich von dem Urtheile des Paris über die drey Göttinnen an, und daurete bis auf die Glaubensverbeſſerung durch Luthern. Das war nun eine Zeit, etwa von drey bis viertehalb tauſend Jahren, davon die zwey Heldengedichte, Ilias und Aeneis, nicht den tauſendſten Theil einnehmen, und ich zweifle, ob man die Ungereimtheit höher hätte treiben können.

18. §. Zum dritten gehört zur Tragödie die Einigkeit des Ortes. Die Zuſchauer bleiben auf einer Stelle ſitzen: folglich müſſen auch die ſpielenden Perſonen alle auf einem Platze bleiben, den jene überſehen können, ohne ihren Ort zu ändern. So iſt im Oedipus, z. E. der Schauplatz auf dem Vorhofe des königlichen thebaniſchen Schloſſes, darinn Oedipus wohnt. Alles, was in der ganzen Tragödie vorgeht, das geſchieht vor dieſem Pallaſte: nichts, was man wirklich ſieht, trägt ſich in den Zimmern zu; ſondern draußen auf dem Schloßplatze, vor den Augen alles Volks. Heute zu Tage, da unſre Fürſten alles in ihren Zimmern verrichten, fällt es alſo ſchwerer, ſolche Fabeln wahrſcheinlich zu machen. Daher nehmen denn die Poeten gemeiniglich alte Hiſtorien dazu, oder ſie ſtellen uns auch einen großen Audienzſaal vor, darinn vielerley Perſonen auftreten können. Ja ſie helfen ſich auch zuweilen mit dem Vorhange, den ſie fallen laſſen und aufziehen; wenn ſie zwey Zimmer zu der Fabel nöthig haben. Man kann alſo leicht denken, wie ungereimt es iſt, wenn, nach dem Berichte des Cervantes, die ſpaniſchen Trauerſpiele den Helden in dem erſten Aufzuge in Europa, in dem andern in Africa, in dem dritten in Aſien, und endlich gar in America vorſtellen: oder, wenn meine obgedachte Schulcomödie uns bald in Aſien die Stadt Troja, bald die ungeſtüme See, darauf

auf Aeneas schiffet, bald Carthago, bald Italien vorstellete, und uns also durch alle drey Theile der damals bekannten Welt, führte; ohne daß wir uns von der Stelle rühren dorften. Noch was lächerlichers fällt mir von einem italiänischen Dichter ein, der in einem Schauspiele, den Himmel, die Erde, und die Hölle brauchete; und die Einheit des Ortes mit einer Perpendikellinie behaupten wollte, die vom Himmel durch die Erde, bis in die Hölle gienge. Es ist also in einer regelmäßigen Tragödie nicht erlaubt, den Schauplatz zu ändern. Wo man ist, da muß man bleiben; und daher auch nicht in dem ersten Aufzuge im Walde, in dem andern in der Stadt, in dem dritten im Kriege, und in dem vierten in einem Garten, oder auf der See seyn. Das sind lauter Fehler wider die Wahrscheinlichkeit: eine Fabel aber, die nicht wahrscheinlich ist, taugt nichts, weil dieses ihre vornehmste Eigenschaft ist.

19. §. Es sind aber die Fabeln der Trauerspiele ebenfalls entweder einfache und schlechte; oder verworrene, die einen Glückswechsel und eine Entdeckung unbekannter Personen haben. In beyden aber hat ein Knoten, oder die sogenannte Intrigue statt, der sich im Anfange des Schauspieles anfängt in einander zu schlingen, und allmählich immer mehr und mehr verwirret; bis der letzte Aufzug, oder wo möglich, der letzte Auftritt alles auf einmal auflöset. Dieser Knoten ist in der Fabel nöthig, die Aufmerksamkeit der Zuschauer zu erwecken, und sie auf den Ausgang solcher verwirrten Händel begierig zu machen. Im Titus des Racine ist ein Exempel von der ersten Classe zu sehen; wo alles ohne eine andere Verwirrung der Umstände, bloß deswegen einen Knoten schürzet, weil die Königinn Berenice nicht weis, was sie hoffen oder fürchten soll; der Kaiser selbst aber bey sich ansteht, ob er seiner Liebe, oder dem Willen des römischen Volkes gehorchen solle? Dieses ist also eine einfache oder schlechte Fabel, worinn kein Glückswechsel, keine Entdeckung verborgener Personen vorgeht. Denn beyde bleiben, was sie sind, jene Königinn von Palästina, dieser römischer Kaiser. Eben so ist der Cinna und

Porus

Porus beschaffen. Ganz anders ist es in der Elektra des Sophokles. Hier kömmt der junge Prinz Orestes in verstellter Kleidung nach Mycene; läßt sich für todt ausgeben, und bringt selbst den Aschentopf getragen, in welchem, seinem Vorgeben nach, sein eigener Ueberrest ist. Seine Mutter, Clytemnestra, die sich darüber freuet, weil sie nur von ihrem Sohne die Rache, wegen seines, von ihr und ihrem neuen Gemahle Aegysthus ermordeten Vaters, Agamemnons, zu befürchten hatte; wird dergestalt hintergangen, und nachdem sich Orestes ihr entdecket hatte, ums Leben gebracht. Ihrem Aegysthus gehts nicht besser, und da also die glückseligen Personen des Trauerspiels unglücklich werden: so wird der vorhin flüchtige Orestes, nebst seiner geplagten Schwester Elektra, auf einmal glücklich. Eben so ist die Tragödie Iphigenia beschaffen, wo Eriphile stirbt, so bald es entdecket wird, daß sie der Helena Tochter ist; Achilles aber mit seiner Prinzeßinn auf einmal glücklich wird. Im Cato ist es nichts anders, indem Arsene erfährt, daß sie Catons Tochter ist, und also weder eine Königinn seyn, noch Cäsarn heirathen kann. Die Schönheit in dergleichen Fabeln, besteht darinn, daß dieser Glückswechsel ganz zuletzt, und zwar unvermuthet geschieht, auch die Entdeckung der verkleideten oder unbekannten Personen, wenn dergleichen vorhanden sind, unmittelbar vorhergeht.

20. Ich komme nunmehro auf die Charactere der Tragödie, dadurch die ganze Fabel ihr rechtes Leben bekömmt. Man darf hier nur wiederholen, was im vorigen Capitel davon gesaget worden: denn alles das muß hier auch gelten. Es muß also der Poet seinen Hauptpersonen eine solche Gemüthsbeschaffenheit geben, daraus man ihre künftige Handlungen wahrscheinlich vermuthen, und wenn sie geschehen, leicht begreifen kann. Sogleich in dem ersten Auftritte, den sie hat, muß sie ihr Naturell, ihre Neigungen, ihre Tugenden und Laster verrathen; dadurch sie sich von andern Menschen unterscheidet. So zeiget, zum Exempel, Racine den Porus, gleich im Anfange, als einen großmüthigen Held, der allein

das

das Herz hat, dem Alexander die Spitze zu biethen: worüber ihn zwar St. Evremont getadelt hat, aber ohne Grund; weil selbst Curtius demselben diesen Character beygeleget hat. So hat auch Cinna gleich im ersten Auftritte den Character eines verwegenen Rebellen, und freyheitliebenden Römers; sowohl als Aemilia, die Gemüthsart eines rachgierigen und unversöhnlichen Frauenzimmers hat. Roderich stellt durchgehends einen ehrliebenden und unverzagten Helden vor, und Chimene eine rechtschaffene Tochter ihres Vaters, zugleich aber eine treue Liebhaberinn ihres Roderichs. Nicht minder zeigt Cato gleich bey seinem ersten Auftritte, wie er gesonnen ist, nämlich Freyheit und Tugend auch mit seinem Blute zu versiegeln. Siehe der deutschen Schaubühne I. Theil. Und in der Iphigenia im II. Theile ist Achilles so abgeschildert, wie Horaz es haben will, wenn er schreibt:

Honoratum si forte reponis Achillem,
Impiger, iracundus, inexorabilis, acer,
Iura neget sibi nata: nihil non arroget armis.
Sit Medea ferox inuictaque, flebilis Ino,
Perfidus Ixion, Io vaga, tristis Orestes.

21. §. Diese letzten Zeilen wollen so viel sagen, daß ein Poet die Personen, die aus der Historie schon bekannt sind, genau bey dem Charactere lassen müsse, den man von ihnen längst gewohnt ist. Das hat Corneille in seiner Sophonisbe gethan. Er beobachtet genau, was Livius von ihrer Gemüthsbeschaffenheit erzählet; den Masinissa und den Syphax läßt er auch so, wie er sie fand. Unser Lohenstein aber hat alles verkehret. Ein anders ist es, wenn man ganz neue Personen dichtet. Diese kann man zwar machen, wie man selber will, und wie die Fabel es erfordert. Nur folgende Regel des Horaz ist zu beobachten:

Si quid inexpertum scenae committis, et audes
Personam formare nouam; seruetur ad imum,
Qualis ab incepto processerit, et sibi constet.

Ein

Digitized by Google

Ein widersprechender Character ist ein Ungeheuer, das in der Natur nicht vorkömmt: daher muß ein Geiziger geizig, ein Stolzer stolz, ein Hitziger hitzig, ein Verzagter verzagt seyn und bleiben; es würde denn in der Fabel durch besondere Umstände wahrscheinlich gemacht, daß er sich ein wenig geändert hätte. Denn eine gänzliche Aenderung des Naturells oder Characters ist ohnedieß in so kurzer Zeit unmöglich.

22. §. Nichts ist von Charactern mehr übrig zu sagen, als daß nur die Hauptpersonen dergleichen haben müssen. Die Bedienten derselben, die fast allezeit in fremdem Namen handeln oder thun, dörfen keine besondere Gemüthsart haben: zum wenigsten haben sie selten Gelegenheit, dieselbe blicken zu lassen. Doch ist es in solchen Fällen, wo sie Gelegenheit dazu hätten, auch unverbothen. Die Exempel zu dieser Regel wird man in allen Trauerspielen antreffen, die in meiner Schaubühne stehen. Z. E. Artaban und Phocas, Phenize und Domitius im sterbenden Cato; Arcas und Doris aber in der Iphigenia u. d. gl.

23. §. Ich komme auf den Ausdruck oder auf die Schreibart der Tragödien. Diese muß eben so beschaffen seyn, als die Schreibart in Heldengedichten, wenn der Poet daselbst andre redend einführet. Die Alten nannten diese Art des Ausdruckes Cothurnus; von den hohen Schuhen, die von vornehmen Standespersonen getragen wurden. Weil nun dergleichen vornehme Leute in der Tragödie vorgestellet wurden, und es sich für sie nicht anders schickte, als daß sie sich auf eine edlere Art, als der gemeine Pöbel ausdrücken mußten; zumal, wenn die gewaltigsten Affecten sie bestürmeten: so bekam ihre Sprache eben diesen Namen. Die guten Poeten nun, die ihre Einbildungskraft durch die Vernunft in den Schranken zu halten, und die hohe Schreibart durch die Regeln der Wahrscheinlichkeit zu mäßigen gewußt haben, sind auch bey einer vernünftigen hohen Art des Ausdruckes geblieben. Die schwachen Geister aber, die ihrer Phantasie folgen mußten, wohin sie wollte; verstiegen sich gar zu hoch: so

daß

daß Horaz sie beschuldiget, sie hätten bisweilen solche Räthsel, als die delphische Priesterinn, gemacht:

Et tulit eloquium insolitum facundia praeceps,
- - - - - et diuina futuri
Sortilegis non discrepuit sententia Delphis.

Ja er verbeut gleich darauf ausdrücklich, daß man die tragischen Personen weder zu niedrig, noch zu hochtrabend solle reden lassen:

Ne, quicunque Deus, quicunque adhibebitur heros,
Migret in obscuras humili sermone tabernas:
Aut dum vitat humum, nubes et inania captet.

24. §. In dieser falschen Hoheit sind nun, bey den Lateinern, Seneca in seinen Tragödien; und bey uns, Lohenstein ganz unerträglich. Fast alle ihre Personen, die sie auffühven, reden lauter Phöbus: wie bereits in dem allgemeinen Capitel von der poetischen Schreibart angemerket worden. Unser Andreas Gryphius ist doch weit vernünftiger in diesem Stücke. Ich mag, die Weitläuftigkeit zu meiden, keine Exempel von beyden anführen: man darf aber nur gleich des erstern Agrippina, mit Carl Stuarten von diesem; oder auch die Sophonisbe mit dem Leo Arminius zusammen halten, so wird man den Unterscheid gleich merken. Man sehe auch, was bey Gelegenheit des Cäsars, aus dem Schakespear, in dem VII. B. der critischen Beyträge von ihm gesaget worden. Sonderlich drucken die lohensteinischen Personen niemals den Affect recht natürlich aus: sondern, da sie im Schmerze aufhören sollten, auf Stelzen zu gehen: so bleiben sie unverändert bey ihren scharfsinnigen Sprüchen und künstlichen Spitzfündigkeiten. Ja selbst Corneille und Racine, haben sich in diesem Stücke oft versehen, wie Fenelon in seinen Gedanken von der Tragödie angemerket hat, daß Sophokles seinen Oedipus nichts schwülstiges sagen lassen. Siehe den I. Th. meiner Schaubühne, gleich nach der Vorrede. Dieses hat uns Horaz ausdrücklich gelehret:

Et

Et tragicus plerumque dolet ſermone pedeſtri
Telephus et Peleus: cum pauper et exſul vterque
Proiicit ampullas et ſesquipedalia verba.
Si curat cor ſpectantis tetigiſſe querela.

Die beſte allgemeine Regel, die man hier geben kann, iſt, die Natur eines jeden Affects im gemeinen Leben zu beobachten, und dieſelbe aufs genaueſte nachzuahmen. Nun findet man aber, daß auch die vornehmſten Standesperſonen zwar ihrer Würde gemäß denken und ſprechen, ſo lange ſie ruhiges Gemüthes ſind: ſo bald ſie aber der Affect übermeiſtert, vergeſſen ſie ihres hohen Standes faſt, und werden wie andre Menſchen. Wenn wir nun einen wahrhaftigen Traurigen ſehen, dem vergeht die Luſt wohl, ſcharfſinnige Klagen auszuſtudiren. Er wird ſo kläglich und beweglich ſprechen, als es ihm möglich iſt: denn wo er ſelbſt nicht weinet, ſo wird gewiß niemand zum Mitleiden bewogen werden:

Vt ridentibus arrident, ita flentibus adſunt
Humani vultus. Si vis me flere, dolendum eſt
Primum ipſe tibi: tunc tua me infortunia laedent,
Telephe vel Peleu. Male ſi mandata loqueris,
Aut dormitabo, aut ridebo.

25. §. Hier fragt ſichs unter andern, ob ſich in die Schreibart der Tragödien auch viele Gleichniſſe ſchicken? Ich antworte, man darf nur auf die Natur ſehen. Nun finde ich nicht, daß man im gemeinen Leben, wenn wir von ernſtlichen und wichtigen Dingen reden, lange Vergleichungen zu machen pfleget. Wem das, wovon er zu reden hat, zu Herzen geht; der hält ſich mit ſolchen Spielen des Witzes nicht auf; ſondern er dringt gerade auf die Sache ſelbſt. So unzulänglich einem unſrer Kunſtrichter dieſe Regel geſchienen, wenn er dieſelbe umzuſtoßen geſucht; ſo gegründet iſt ſie doch. Könige und Fürſten und Helden, ſpielen in ernſthaften Geſchäfften, nicht lange mit künſtlichen Vergleichungen, ſondern reden mit Ernſt und Nachdruck. Auf dieſe Natur nun muß man

sehen. Ein anders ist es, mit einem Poeten, in einem Heldengedichte. Dieser ist selbst in der Fabel nicht mit verwickelt, die er erzählt; sondern gleichsam nur ein Zuschauer oder Herold derselben. Der kann sich also wohl mit kaltem Blute die Zeit nehmen, Gleichnisse zu machen, und so weitläuftig auszuführen, als er will. Allein in der Tragödie kömmt der Poet gar nicht zum Vorscheine; sondern es reden lauter andre Leute, die mit an den Begebenheiten Theil haben, und als ordentliche Menschen eingeführet werden müssen. Die Exempel der Alten sind mir auch nicht zuwider. Ich finde, daß Sophokles nicht über zwey oder drey Gleichnisse in seinem Oedipus angebracht hat; und zwar nur ganz kurz, und gleichsam im Vorbeygehen. Diesen meinen Zusatz hat obgedachter Kunstrichter muthwillig ausgelassen, um meine Meynung desto leichter zu verdrehen. Hergegen Lohenstein und Seneca sind fast überall voll davon: wodurch denn abermal ihre Schreibart die unnatürlichste von der Welt wird. Eben das ist von der Gelehrsamkeit und Belesenheit zu merken, welche diese beyde Tragödienschreiber ihren Personen zu leihen pflegen. Sie schicket sich für dieselben durchaus nicht, zumal wenn sie im Affecte reden; und könnte an bequemere Oerter versparet werden.

26. §. Wir kommen auf die Musik, die bey den Alten in der Tragödie einer von den besten Zierrathen war. Woher das gekommen, das ist aus dem obigen leicht abzunehmen. Die Lieder, die der Chor sang, wurden mit Instrumenten begleitet: und weil diese einen wesentlichen Theil ihrer Schauspiele ausmachten; so rechneten sie die Musik mit zur Tragödie. Daß diese Musik aber sehr stark gewesen seyn müsse, erhellet aus der Zahl der Personen im Chore, die zuweilen bis funfzig hinan lief. Und diese starken Chöre daureten so lange, bis Euripides in dem Trauerspiele, Eumenides, einen sehr zahlreichen Chor rasender Furien mit schwarzen Pechfakeln aufführete: denn dadurch entstund ein solches Entsetzen in dem Schauplatze, daß die Kinder vor Schrecken todt blieben, die schwangern Weiber aber auf der Stelle niederkamen.

Darauf

Darauf wurde von der Obrigkeit befohlen, daß der Chor künftig nur aus 15. Personen bestehen sollte. Bey uns sind die Chöre nicht gewöhnlich, obgleich unsere ersten Tragödienschreiber sie nach der alten Art bey jedem Aufzuge angehänget haben. Die Musik der Stimmen fällt also gänzlich weg; nur die Instrumente lassen sich zwischen jedem Aufzuge mit allerhand lustigen Stücken hören. Weil sie aber die Zuschauer ganz aus der Aufmerksamkeit auf die vorigen Vorstellungen bringen: so fragt sichs, ob es nicht möglich wäre, anstatt der alten Oden des Chores, eine nach unserer Art eingerichtete Cantate, von etlichen Sängern absingen zu lassen; aber eine solche, die sich allezeit zu den kurz zuvor gespielten Begebenheiten schickte, und folglich moralische Betrachtungen darüber anstellete. Dieses würde ohne Zweifel die Zuhörer in dem Affecte, darinn sie schon stünden, erhalten, und zum bevorstehenden desto besser zubereiten. Und eine solche Tragödie würde zehnmal schöner seyn, als eine Opera, die den Liebhabern der Musik zu gefallen alles durchgehends musikalisch vorstellen läßt; aber dabey ganz und gar von der Natur abgeht, und die ganze Wahrscheinlichkeit aufhebt.

27. §. Endlich und zuletzt müssen wir noch von den Maschinen und andern Zierrathen der Schaubühne handeln. Durch Maschinen versteht man die Erscheinungen der Götter, die vom Himmel herunter kommen. Weil die Tragödie menschliche, nicht aber göttliche Handlungen nachahmet: so kann auch die Hauptperson niemals eine Gottheit seyn. Weil aber der Held zuweilen in solche Umstände gerathen kann; daß er eines sichtbaren göttlichen Beystandes benöthiget ist: so kann freylich wohl der Poet sich der Maschinen zuweilen bedienen, seiner Fabel dadurch auszuhelfen. Allein er muß freylich wohl zusehen, daß dieses wahrscheinlich heraus komme. Die Erscheinungen der Götter in neuern Zeiten kommen uns sehr unglaublich vor; weil wir selbst dergleichen nie gesehen, und uns nicht einbilden können, daß es vor hundert oder zweyhundert Jahren anders gewesen seyn sollte. Aber aus der alten fabelhaften Zeit, sind wir es längst gewohnt,

von Erscheinungen zu hören: und also nimmt es uns nicht Wunder, wenn wir davon lesen. Wenn also Perseus etwa die Andromeda erlösen; oder Diana zum Endymion in die Höle des Berges Latmos kommen; oder die drey Göttinnen dem Paris erscheinen sollten, u. d. gl. so müßten wir schon die Götter auf der Schaubühne für nöthig ansehen, und sie nach ihrer Art kleiden und characterisiren. Aber wer solches allezeit und ohne die größte Nothwendigkeit thun wollte; der würde wider die Regel des Horaz handeln:

> Nec Deus interſit, niſi dignus vindice nodus
> Inciderit.

Es ist nämlich keine Kunst, durch einen unmittelbaren Beystand des Himmels, und durch Wunderwerke, eine Fabel glücklich auszuführen; daher sich auch die berühmtesten Tragödienschreiber unter den Alten dieses Kunststückes selten bedienet haben.

28. §. Eben dahin gehören auch die Zaubereyen, welche man die Maschinen der neuern Zeiten nennen könnte. Sie schicken sich für unsre aufgeklärte Zeiten nicht mehr, weil sie fast niemand mehr glaubt: also enthält sich ein Poet mit gutem Grunde solcher Vorstellungen, die nicht mehr wahrscheinlich sind, und nur in der ernsthaftesten Sache ein Gelächter erwecken würden. Wenn also Gryphius in seinem Leo Armenius den Geist des Patriachen von Constantinopel, und den höllischen Geist selbst, ja ein Gespenste in Gestalt Michaels; in der Catharina von Georgien die Ewigkeit, etliche Geister der Verstorbenen, die Tugenden, den Tod und die Liebe als Personen aufführet: im Cardenio gleichfalls ein Paar Geister; im Carl Stuart abermal drey Geister, und sodann noch Krieg, Ketzerey, Pest, Tod, Hunger, Zwietracht, Furcht, Eigenmord, die Geister der ermordeten Könige in England u. a. m. vorbringt: so sind gewiß der Erscheinungen zuviel eingemengt. Unter Ausländern hat von neuern Poeten der Cardinal Giov. Delfino gleichfalls in seiner Cleopatra den Geist des Antonius und die Megära bald in dem I. Auftritte

te erscheinen lassen. Es sind die Tragödien dieses welschen Dichters 1733. zu Padua herausgekommen: Der ganze Titel heißt: Le Tragedie di Giovanni Delfino Sen tore Venetiano, poi Patriarca d'Aquileja E Cardinale di S. Chiesa, cioé la Cleopatra, la Lucrezia, il Creso, il Medoro. Wie lustig Schakespear den Geist Cäsars in seinem Trauerspiele aufgeführet, das sehe man in der deutschen Uebersetzung desselben nach. Wer aber etwas recht lustiges von dieser Art sehen will, der lese den deutschen Polyeuctes von Kormarten, oder den Auszug davon in den Crit. Beyträgen, imgleichen das Trauerspiel Telemach eben daselbst.

29. §. Einen bessern Zierrath geben die Veränderungen der Schaubühne ab, dadurch dieselbe allemal denjenigen Ort vorstellig macht, wo das ganze Stück vorgegangen seyn soll. Dieser muß nun zwar die ganze Tragödie hindurch einerley bleiben; allein in verschiedenen Trauerspielen muß sich bald eine Straße der Stadt, ein königlich Zimmer, ein Feldlager ein Wald, ein Dorf, ein Garten, u. s. w. vorstellen. Doch dieses geht den Poeten nicht weiter an, als in so weit er sagt, wo der Schauplatz des Stückes gewesen, darnach sich der Theaterrmeister nachmals richten muß. Nun weis ich zwar, daß diese Regel vielen zu hart scheint, und daß andre durch die Veränderungen des Schauplatzes der Schwäche ihrer Stücke aushelfen wollen. Allein die Nachahmung der Natur läßt gleichwohl nichts anders zu. Siehe des Abts von Aubignac Ausübung der theatralischen Schaubühne. Hierwider hat Corneille in seinem Cid sehr verstoßen, welches uns desto behutsamer machen muß.

30. §. Eben das ist von den Kleidungen zu sagen. Hier sollen von rechtswegen die Personen nach Beschaffenheit der Stücke, bald in römischer, bald in griechischer, bald in persianischer, bald in spanischer, bald in altdeutscher Tracht auf der Schaubühne erscheinen; und dieselbe so natürlich nachahmen, als es möglich ist. Je näher man es darinn der Vollkommenheit bringet, desto größer wird die Wahrscheinlichkeit, und destomehr wird das Auge der Zuschauer vergnü-

get. Daher ist es lächerlich, wenn einfältige Comödianten die römischen Bürger in Soldatenkleidern mit Degen an der Seite vorstellen: da sie doch lange weite Kleider von weißer Farbe trugen. Noch seltsamer aber ist es, wenn man z. E. alten griechischen oder römischen Helden im Lager, gar Staatsperrücken und dreyeckigte Hüte mit Federn aufsetzet, und weiße Handschuh anzieht; eine americanische Prinzeßinn mit einem Fischbeinrocke, und eine flüchtende Zaire im Oriente mit einer drey Ellen langen Schleppe; ja endlich einen alten deutschen Herrmann, Segesth u. a. m. wie ihre Todtfeinde die Römer, aber doch mit Perücken, weißen Handschuhen und kleinen Galanteriedegen aufführet, u. d. gl. Hier muß ein verständiger Aufseher der Schaubühne sich in den Alterthümern umgesehen haben; und die Trachten aller Nationen, die er aufzuführen willens ist, in Bildern ausstudiren.

31. §. Endlich kömmt der Vortrag selbst, das ist die Aussprache und die Geberden der spielenden Personen. Hierauf kömmt in der Vorstellung eines Trauerspieles fast alles an. Das beste Stück wird lächerlich, wenn es schlecht und kaltsinnig hergesagt wird: hergegen das elendeste Zeug klingt zuweilen erträglich, wenn eine gute Aussprache ihm zu statten kömmt. Bey den Alten hat es eigene Lehrmeister gegeben, die jungen Comödianten Anleitung dazu gaben, wie sie eine Rolle gut spielen sollten. In Rom haben Roscius und Aesopus sich zu Cicerons Zeiten eine allgemeine Bewunderung erworben: denn diese hatten es in ihrer Kunst so weit gebracht, daß Cicero selbst in ihren Schauplatz gieng, um ihnen im guten Vortrage was abzulernen; hingegen kamen diese wiederum in die öffentlichen Reden Cicerons, in gleicher Absicht. Weil auch in der That ein Redner und Comödiant in diesem Stücke einerley Pflicht haben: so können sich diese auch aus dem Tractate des le Faucher, de l'action d l'Orateur, der unter Conrarts Namen heraus gekommen, auch ins Deutsche übersetzt worden, manche gute Regel nehmen. Riccoboni hat in italienischer Sprache ein langes Lehrgedichte für Comödianten geschrieben, darinn er ihnen

Regeln

Digitized by Google

Regeln von der guten Ausſprache giebt; welches bey ſeiner Hiſtorie des italieniſchen Theaters befindlich iſt. Noch neulich hat er auch im Franzöſiſchen eine neue Anleitung dazu gegeben, die als ein Anhang bey ſeinen Reflex. Hiſtor. et Critiques ſur tous les Theatres de l'Europe befindlich iſt. Auch der Abt von Aubignac hat es, wie in andern Stücken, alſo auch hierinnen nicht an einer guten Vorſchrift fehlen laſſen: und unſre Deutſchen ſind dem gelehrten Herrn von Steinwehr vielen Dank ſchuldig, daß er ihnen dieſes höchſtnützliche Buch in unſre Mutterſprache überſetzet, und es alſo dadurch gemeiner und brauchbarer gemachet hat. Horaz hat auch dieſes Stücke für ſo wichtig gehalten, daß er in ſeiner Dichtkunſt eine beſondere Regel davon gemacht hat:

Male ſi mandata loqueris
Aut dormitabo, aut ridebo. Triſtia moeſtum
Vultum verba decent; iratum plena minarum.
Ludentem laſciua, ſeuerum ſeria dictu.
Format enim natura prius nos intus ad omnem
Fortunarum habitum: iuuat & impellit ad iram,
Aut ad humum moerore graui deducit et angit.
Poſt effert animi motus interprete lingua.

32. §. Hierinn ſteckt nun hauptſächlich die Regel: ein guter Comödiant müſſe dasjenige erſt bey ſich zu empfinden bemüht ſeyn, was er vorzutragen willens iſt; welches in der That das beſte Mittel iſt, eine lebhafte Ausſprache und Stellung zu erlangen. Schlüßlich muß ich erinnern, daß die Auftritte der Scenen in einer Handlung allezeit mit einander verbunden ſeyn müſſen: damit die Bühne nicht eher ganz ledig werde, bis die ganze Handlung aus iſt. Es muß alſo aus der vorigen Scene immer eine Perſon da bleiben, wenn eine neue kömmt, oder eine abgeht: damit die ganze Handlung einen Zuſammenhang habe. Die Alten ſowohl, als Corneille und Racine, haben dieſes fleißig beobach-

obachtet: wenn man nur des erstern erste Stücke ausnimmt. Zum Exempel, sein Cid ist in diesem Stücke sehr fehlerhaft, weil fast immer Personen auftreten und abgehen, ohne zu wissen, warum? daher kömmt es auch, daß die Einheit des Ortes nicht recht beobachtet wird; und darum hat schon Boileau gesagt:

Que l'action marchant ou la Raison la guide
Ne se perde jamais, dans une Scene vuide.

Der einzige Fall ist nur auszunehmen, wenn die Personen, die auf der Bühne stehen, denen, die sie ankommen sehen, ausweichen wollen. Hier hängen nämlich die Auftritte, auch durch eben diese Flucht der ersten, sattsam zusammen. Und so viel mag auch von der Tragödie genug seyn. Wer mehr wissen will, der muß die hin und her angeführten Scribenten, sonderlich den obgedachten Aubignac von Ausübung der theatralischen Dichtkunst, und des P. Brumois Theatre des Grecs, nebst des Riccoboni Histoire du Theatre Italien, endlich auch die Vorreden lesen, die Corneille und Racine vor ihre Stücke gesetzt haben.

Digitized by Google

* *

Das XI. Capitel.

Von Comödien oder Luſtſpielen.

1. §.

Die Comödie iſt, wenigſtens dem Namen nach, jünger, als das Trauerſpiel: denn in der That waren ſie vor Alters einerley; da man noch, dem Bachus zu Ehren, die ſchimpflichſten Lieder an Feſttagen zu ſingen pflegte, und ſelbige Tragödien nannte. Als aber die geſcheidteſten Köpfe ſich allmählich von dem niederträchtigen und unflätigen Zeuge entfernten, und ernſthaftere Sachen in ihren Schauſpielen aufführeten: ſo wurden ſie auch in Städten beliebt, ja die Obrigkeit ſelbſt nahm die Comödianten in ihren Sold, und ließ auf öffentliche Koſten Schauplätze bauen, die nöthigen Sänger zum Chore unterhalten, und alles nöthige Zubehör der Schaubühne anſchaffen. Wenn nun ein Poet ein neues Stück fertig hatte, ſo gab man ihm das Chor, wie ſie redeten: das iſt, man kaufte es ihm ab, und ließ es von den Comödianten aufführen. Indeſſen waren die Ueberbleibſel der alten unflätigen Tragödien noch auf den Dörfern und Flecken im Schwange geblieben. Das gemeine Volk findet allezeit mehr Geſchmack an Narrenpoſſen und garſtigen Schimpfreden; als an ernſthaften Dingen. Den witzigen Stadtleuten in Athen ſchien dieſe Art der Beluſtigungen zu abgeſchmackt; weil ſie ſchon etwas Edleres in der Tragödie gefunden hatten. Sie mögen alſo wohl dieſen bäuriſchen Luſtbarkeiten, zum Schimpfe, den Namen der Comödien gegeben haben, als welcher von κωμη und ωδη herkömmt, und alſo ein Dorflied bedeutet. Allmählich wurden doch auch die Verfertiger dieſer Stücke gewahr, daß die Tragödienſchreiber ihre Spiele beſſer einrichteten. Sie ahmeten denenſelben alſo mehr und mehr nach, bis ihre Schaubühnen end-

lich ein beſſer Geſchicke bekamen. Doch weis man insbeſondere diejenigen oder denjenigen nicht zu nennen, die am erſten Hand ans Werk geleget haben.

2. §. Ariſtoteles berichtet bloß, daß Epicharmus, ein Sicilianer, der neuer als Thespis, aber älter als Aeſchylus geweſen, zuerſt angefangen, ordentlichere Stücke zu ſpielen, und eine gewiſſe Hauptabſicht in ſeine Vorſtellungen zu bringen. Ihm folgte bald ein Athenienſer, Krates nach. Dieſer befreyete die angefangene Comödie von der alten Grobheit der Bauren, und ſauberte ſie von ihren vorigen Unflätereyen: und darauf fand ſie denn auch in der Stadt Beyfall. Dahin gehören die Verſe des Horaz, die von dem Pratinas handeln:

Carmine qui tragico vilem certauit ob hircum,
Mox etiam agreſtes Satyros nudauit; et aſper
Incolumi grauitate jocum tentauit: eo quod
Illecebris erat, et grata nouitate morandus
Spectator, functusque ſacris, et potus, et exlex.

Hier finden wir alles beyſammen, den Urſprung, den Inhalt, auch die Abſicht der älteſten Comödien. Aus den tragiſchen Liedern ſind ſie entſtanden, und zwar bey Gelegenheit der Feſttage. Ihr Inhalt iſt ein ſcharfer oder beißender Scherz geweſen, den ſie von lauter bäuriſchen Satiren, das iſt, halbnackten Bauren, abſingen oder ſpielen laſſen. Und die Abſicht war, dem Volke, nach vollbrachtem Gottesdienſte und vollendetem Schmauſe, durch eine neue Luſtbarkeit die Zeit zu vertreiben. Dieſes war nun die alte Comödie.

3. §. So bald ſie nun von dem alten Krates ins Geſchicke gebracht worden, fanden ſich bald Eupolis, Kratinus und Ariſtophanes, die ihr ein ganz anderes Anſehen gaben. Die vorige Heftigkeit nackter Satiren wurde in eine lächerliche Vorſtellung gewiſſer Perſonen verwandelt, die man ſich nicht ſcheuete, mit Namen zu nennen. So finden wir, daß die vornehmſten Leute in Athen vor den Poeten nicht ſicher geweſen: ſelbſt Sokrates iſt von ihnen öffentlich verſpottet worden;

da

Digitized by Google

da ihn Ariſtophanes in dem Stücke, das er die Wolken nennet, als einen wunderlichen Naturforſcher und gottloſen Atheiſten vorgeſtellet. Sonderlich ſungen die Chöre dieſer Comödien nichts als ehrenrührige Schmählieder, dadurch die Unſchuldigſten angegriffen wurden. Daher kam es denn, daß die Obrigkeit dieſer Frechheit Einhalt that, und die Chöre abzuſchaffen, auch keine Perſon mehr mit Namen zu nennen geboth.

Succeſſit vetus his comoedia, non ſine multa
Laude: ſed in vitium libertas excidit et vim
Dignam lege regi. Lex eſt accepta, chorusque
Turpiter obticuit, ſublato iure nocendi.

4. §. Da nun dergeſtalt die mittlere Comödie der Griechen aufhörete: ſo gieng die neue an, darinn ſich Menander vor andern hervorgethan. Dieſer fieng nunmehro an, rechte Fabeln zu erdenken, die ſich auf die comiſche Schaubühne ſchickten. Er gab denenſelben weder von lebendigen Leuten, noch von den Helden in Geſchichten, die Namen; ſondern er taufte ſie ſelbſt, wie es ihm gut dünkte. Seine Spiele aber blieben deswegen doch eben ſo angenehm und erbaulich, als ſie vorher geweſen waren. Dieſe Veränderung oder Verbeſſerung der Comödie, hat Ariſtoteles nicht erlebt; weil die mittlere bis nach Alexanders Zeiten gewähret. Daher hat auch dieſer große Kunſtrichter wohl geſehen, daß zwar die Tragödie zu ſeiner Zeit, zur Vollkommenheit gebracht worden; aber nicht die Comödie: deren Wachsthum er alſo vorher ſagen konnte; wie es auch in der That erfolget iſt. Man ſehe hier des Abts Brümois Abhandlungen, von der griechiſchen Schaubühne nach, die vor ſeinem Theatre des Grecs ſtehen; imgleichen die ſchönen Unterſuchungen hieher gehöriger Dinge, die in den Memoires de l' Academie des belles Lettres hin und wieder vorkommen.

5. §. Die Römer müſſen Leute von ganz anderm Naturelle geweſen ſeyn, als die Griechen: denn bey ihnen hat die Comödie ein ganz widerwärtiges Glück gehabt. Dort war ſie

zuletzt

zuletzt in Aufnehmen gekommen, hier aber, ward sie zuerst beliebt. Man kann sie hier ebenfalls in die alte, mittlere und neue eintheilen; und jene zu Ennii, die andere zu Plauti, die dritte zu Terentii Zeiten antreffen. Die erste war noch ziemlich ungestalt und grob; wie aus dem Zeugnisse Horatii von den Versen Ennii erhellet. Plautus trieb die Kunst in seinen Comödien etwas höher; aber er bequemte sich dem Geschmacke des Pöbel zu sehr, und mengte viel garstige Zoten und niederträchtige Fratzen hinein. Diese mochten auch noch zu Horazens Zeiten vielen gefallen: weil sie gemeiniglich die alten Poeten lobten, die neuen aber verachteten; wie er darüber in seinem langen Schreiben an den August klaget. Auch in der Arte poetica sagt er davon:

Non quiuis videt immodulata poemata iudex,
Et data Romanis venia est indigna Poetis.
- - - - -
At nostri Proaui Plautinos et numeros et
Laudauere sales, nimium patienter vtrumque,
Ne dicam, stulte mirati: si modo ego et vos
Scimus inurbano lepidum seponere dicto.

Plautus muß also sehr viel Selbstliebe für sich gehabt haben, wann er sich selbst eine so pralerische Grabschrift gemächt hat: Daß die Musen über seinen Tod weinen und klagen sollten; weil alle Scherzreden und hübsche Einfälle mit ihm verlohren gegangen. In der That ist Terenz schon von den alten Kunstrichtern dem Plautus weit vorgezogen worden. Ob er gleich ein Africaner war; so besaß er doch die Zierlichkeit der lateinischen Sprache im höchsten Grade: welches er sonder Zweifel dem Umgange mit den vornehmsten Römern zu danken hatte. Scipio und Lälius haben ihn ihrer Freundschaft gewürdiget, ja wohl selbst bey seinen Comödien Hand angelegt. Dieses ward ihm schon damals von seinen Feinden vorgerückt, wie er den Vorredner zu der Comödie von zweenen Brüdern, sagen läßt.

Nam

Digitized by Google

Nam quod iſti dicunt maleuoli, homines nobiles
Eum adiutare, aſſidueque vna ſcribere;
Quod illi maledictum vehemens eſſe exiſtumant,
Eam laudem hic ducit maximam, cum illis placet,
Qui vobis vniuerſis et populo placent,
Quorum opera in bello, in otio, in negotio
Suo quisque tempore vſus eſt ſine ſuperbia.

6. §. Indeſſen iſt es wahr, daß Terenz nicht viel neue Fabeln gemacht; ſondern die meiſten aus Menanders griechiſchen Comödien entlehnet hat. Er geſteht ſolches ſelbſt in den Vorreden, und alſo kann es ihm zu keinem Vorwurfe eines Diebſtahls gereichen. Soviel iſt gewiß, daß ſeine Sachen regelmäßig ſind, und die artigſten Scherzreden voller Salz und Schärfe in ſich faſſen. Hat gleich Menage ihn wegen des Selbſtpeinigers beſchuldigen wollen, daß er mehr als 24. Stunden zu dieſem Stücke genommen, und alſo wieder die Vorſchrift Ariſtotels gehandelt habe: ſo hat ihn doch der Abt von Aubignac gelehrt vertheidigt. Die Charactere ſind darinn unvergleichlich beobachtet; und die Natur iſt überall ſo vollkommen nachgeahmet, daß man kein Bild davon, ſondern ſie ſelbſt zu ſehen glaubet, wenn man ſeine Perſonen reden hört. Es iſt nichts unflätiges oder zweydeutiges darinnen; ſondern ein ganz ehrbarer Ausdruck herrſchet auch in dem Munde der geringſten Knechte und Mägde.

7. §. In neuern Zeiten haben ſich die Italiener, Franzoſen und Engeländer, ſo zu reden, um die Wette in Comödien hervor gethan. Eine jede Nation iſt ihrem Geſchmacke gefolget, und alſo ſind auch verſchiedene Arten dadurch zum Vorſcheine gekommen; die entweder beſſer oder ſchlechter gerathen, nachdem ſie den alten Griechen oder Römern mehr oder weniger gefolget ſind. Die erſten Italiener, die uns die freyen Künſte im Occidente zuerſt wieder hergeſtellet, haben freylich ſich angelegen ſeyn laſſen, der guten Spur der alten Griechen und Römer zu folgen. Riccoboni erzählt uns in ſeiner Hiſtorie der italieniſchen Schaubühne ei-

ne

ne große Menge guter Comödien, die von verschiedenen Poeten des 15ten Jahrhunderts gemacht worden. Er setzt hinzu, daß man sie dazumal alle in Versen gemacht, und daß die Comödianten also genöthiget gewesen, sie von Wort zu Wort auswendig zu lernen. So lange diese Gewohnheit gedauret, wäre auch der gute Geschmack noch erhalten worden. Allein, so bald die Comödianten aus Faulheit und Unwissenheit das Auswendiglernen unterlassen hätten: so wären auch anstatt der vorigen guten Stücke, die abgeschmacktesten Possen auf der Schaubühne eingerissen. Denn es hätten sich erstlich einige mit prosaischen Stücken versuchet; die aber von nachläßigen Comödianten sehr wären verstümmelt worden. Hernach aber hätte man gar nur den Inhalt aller Scenen mit wenigen Worten entworfen, und es den spielenden Personen und ihrer natürlichen Fähigkeit überlassen, was sie dabey für Einfälle haben würden. Daraus wären nun die allerabgeschmacktesten Dinge entstanden, die nur zur Belustigung des untersten Pöbels hätten dienen können: und dieses wäre der Ursprung von dem Verfalle der welschen Schaubühne gewesen. Eben dieses bestätiget er noch ausführlicher in s. Remarques Histor. & Critiq. sur tous les Theatres de l'Europe. Siehe auch des Herrn Muratori Vorrede zu den zwölf italienischen Trauerspielen, die er unter dem Titel Theatro italiano, im Jahr 1728. zu Verona in drey Octavbänden herausgegeben hat.

8. §. Und in der That hat man aus der Erfahrung gesehen, daß das italienische Theater seit etlichen Jahrhunderten nicht viel kluges hervorgebracht hat. Ihre besten Comödien enthalten nichts, als Romanstreiche, Betrügereyen der Diener, und unendlich viel abgeschmackte Narrenpossen. Harlekin und Scaramuz sind die ewigen Hauptpersonen ihrer Schaubühne: und diese ahmen nicht die Handlungen des gemeinen Lebens nach; sondern machen lauter ungereimte Streiche, die einem nicht so arg träumen könnten. Ein Mondenkaiser, ein Spirito Foletto, ein Lederhändler von Pergamo, und unzählige andre, davon das Theatre Italien voll ist, können

uns

uns dieſen Geſchmack ſattſam bekannt machen. Sie binden ſich an keine Einheit der Zeit und des Orts, ja oft iſt nicht einmal eine rechte Haupthandlung in ihren Fabeln. Sie machen Parodien auf die ernſthafteſten Stücke, mitten zwiſchen ihren andern Scenen; und erfüllen alles mit Geiſtern, Zaubereyen und Geſpenſtern. Kurz, man kann von den unſinnigen Phantaſien und Schwärmereyen ihrer Comödianten ſagen:

Velut aegri ſomnia, vanae
Finguntur ſpecies, vt nec pes, nec caput vni
Reddatur formae.

Man iſt auch dieſer italieniſchen Art ſchon ſo gewohnt, daß man von dergleichen Burlesken nichts kluges mehr vermuthet: und wenn man in dergleichen Comödien lachet; ſo geſchieht es nicht ſowohl über die Thorheiten der darinn aufgeführten Perſonen, als über die närriſchen Einfälle des Verfaſſers ſolcher Spiele. Man leſe nur, was St. Evremont von der Comödie der Welſchen, in einer beſondern Abhandlung für ein Urtheil gefället hat, welche in den eigenen Schriften der deutſchen Geſellſchaft zu finden iſt. Indeſſen haben ſich Herr Muratori in ſeiner Poeſia perfetta italiana, und der Marcheſe Maffei zu unſern Zeiten bemühet, auch die comiſche Bühne ihrer Nation wieder von dem Unweſen zu ſaubern, darein ſie gerathen war: wiewohl es noch ſchlecht damit von ſtatten gehen will.

9. §. Die Engelländer haben zwar auch kein regelmäßiges Theater, indeſſen ſind ſie doch den Italienern weit überlegen. Sie rühmen vor andern ihren Etherege, Wicherley und Congreve, in dieſem Stücke; und Dryden ſelbſt hat ſich in Comödien verſuchet. Sonderlich pralen ſie mit ihrem Humour, darinn ſie alte und neue Nationen übertroffen zu haben glauben. Dryden beſchreibt denſelben: The ridiculous Extravagance of Converſation, wherein one Man differs from all others. d. i. Die lächerliche Art im Umgange, darinnen ein Menſch ſich von allen andern unterſcheidet.

Da

Da die englische Nation viel solche Originale von besondern Arten des Eigensinnes und der Phantasie aufzuweisen hat; wie aus dem Spectator erhellet: so ist es gewiß, daß diese sonderbare Thorheiten lächerliche Vorstellungen genug auf die Schaubühne verschaffen werden. Allein, da es das Werk der Comödie nicht ist, einzelne Personen zu spotten; sondern allgemeine Thorheiten lächerlich zu machen, wie hernach erwiesen werden soll: so sehen wir wohl, daß die Engelländer, nach ihrer Gewohnheit, von ihrer Nation zu großsprecherisch urtheilen. Ihr Johnson hat ihnen Regeln der Schaubühne geschrieben, daraus Dryden auch viel Werks macht: ob er gleich selbst in den Vorreden zu seinen Schauspielen die Regeln allezeit nach seinen Exempeln verdreht. So viel müssen wir indessen mit St. Evremont und Voltairen gestehen, daß die englische Comödie sehr viel moralische lasterhafte Charactere lächerlich aufführet; und darinn an Reichthum und Nachdruck allen andern Nationen vorgeht: es wäre nur zu wünschen, daß nicht eine so wilde Verderbniß der Sitten auf ihrer Bühne herrschen möchte, die eher die Zuschauer anzustecken, als zu erbauen geschickt ist; wie der Zuschauer an vielen Orten Klage geführet hat.

10. §. Die Franzosen haben es wohl unstreitig, wie in der Tragödie, also auch in der Comödie, am höchsten gebracht. Moliere hat seine Stücke einestheils nach den Regeln und Exempeln der Alten eingerichtet, anderntheils aber auch den Italienern und Spaniern manche Erfindung abgeborget, wie Hr. Riccoboni, in seinen Reflexions sur Moliere entdecket hat; so daß ihm also Terenz weit vorzuziehen ist. Er ist zwar daher viel reicher an Materien als Terenz; welches aber kein Wunder ist, weil dieser nur sechs, er aber wohl drey, viermal so viel Comödien geschrieben. Aber er ist gleichwohl von allen Fehlern nicht frey. Seine Schreibart, sonderlich die poetische, ist nicht allezeit so natürlich, als sie für Comödien wohl seyn sollte, wie ihm der Erzbischof Fenelon dieses mit Recht vorrücket, in seinen Gedanken über die Comödie, die vor meiner Schaubühne stehen. Er macht oft große Umschweife, sehr

wenig

wenig damit zu ſagen; und kömmt dem Galimatias ſehr nahe. Hernach treibt er ſeine Charactere zuweilen ſehr hoch, ſo, daß ſie endlich unnatürlich werden. / Z. E. Er läßt ſeinen Geizhals ſo argwöhniſch werden, daß er einem Bedienten, der aus der Stube geht, nicht allein die Taſchen und beyde Hände beſucht; ſondern auch fordert, daß er ihm die dritte Hand zeigen ſolle: gerade als ob jemals ein Menſch ſo närriſch ſeyn könnte, zu glauben, daß jemand drey Hände habe. Er hat dieſes zwar aus dem Plautus gelernt, der auch einmal ſagt: Cedo tertiam! Allein das entſchuldigt ſeinen Fehler nicht. Noch mehr iſt er deswegen zu tadeln, daß er oft das Laſter gar zu angenehm, die Tugend aber gar zu ſtörriſch, unartig und lächerlich gemacht hat. Die Galanterie junger Leute hat immer den Vorzug vor der ſorgfältigen Aufſicht der guten Aeltern; die für ihrer Kinder Tugend beſorget ſind: dahergegen jene entweder ſchon laſterhaft ſind; oder es doch leicht werden können. Er ſpottet der betrogenen Männer oft ohn alle ihr Verſchulden. Denn was kann doch in Frankreich ein guter rechtſchaffener Ehegatte davor, daß ſein Weib ausſchweifet: da es eine galante Mode iſt, die Ehe zu brechen, und neben einem Manne noch ein halb Dutzend Anbether zu haben. Endlich hat ſich Moliere, dem Pöbel zu gefallen, gar zu tief herunter gelaſſen, wenn er, die italieniſchen Narrenpoſſen nachzuahmen, die Betrügereyen Scapins aufgeführet hat. Boileau ſelbſt hat ihm dieſes nicht vergeben können; ob er gleich ſonſt ſein guter Freund war: indem er ſchreibt:

Dans ce ſac ridicule où Scapin s'enveloppe,
Je ne reconnois plus l'Auteur du Miſantrope.

Art. Poet. Chant. 3.

11. §. Bey uns Deutſchen hat es vor und nach Opitzen an Comödienſchreibern zwar niemals gefehlt: aber nichts deſtoweniger haben wir nichts rechtes aufzuweiſen, was unſrer Nation Ehre machen könnte. Wir haben wohl ganze Fuder Comödien, die in Hans Sachſens Geſchmacke geſchrieben,

und meistens aus der Bibel genommen sind. Wer hieran zweifelt, der lese nur das Verzeichniß davon nach, welches ich im II. und III. B. meiner deutschen Schaubühne davon gegeben habe. Aber sie sind auch mehrentheils so künstlich, wie dieses nürnbergischen Meistersängers seine Werke: der wohl gar Gott den Herrn zum Adam kommen, und mit seinen Kindern, deren er ihm ein halb Dutzend fromme, und ein halb Dutzend gottlose dichtet, ein Examen aus D. Luthers Catechismus halten läßt. Wie er nun den Abel und seine Kameraden im Vater Unser, Glauben und den zehn Gebothen wohl bewandert findet: also besteht Cain mit seinen bösen Brüdern sehr übel, wenn er sein Vater Unser so verstümmelt herbethet:

O Vater Himmel unser,
Laß uns allhier dein Reich geschehen,
In Himmel und in Erden sehen,
Gieb uns Schuld und täglich viel Brodt,
Und alles Uebel, Angst und Noth.

Eben so fein machts der andere, den er Dathan nennet, und der den Glauben hersagen soll. Es heißt:

Ich glaub an Gott, Himmel und Erden,
Und auch des Saamens Weib muß werden,
Und des heiligen Geistes Namen
Die Sünde, Fleisch und Leben. Amen.

Man sieht aus diesen und andern Proben wohl, daß der ehrliche Mann kein übeles Geschicke zur Beobachtung der Charactere und zur Nachahmung der Natur gehabt: Allein die Regeln der Wahrscheinlichkeit sind ihm ganz unbekannt gewesen; sonst würde er keine solche Vermischung der Zeiten gemacht haben, als aus dem angeführten sattsam erhellen wird. Opitz selbst hat sich in Lustspielen gar nicht versuchet.

12. §. Andreas Gryphius hat es ohne Zweifel in Comödien bey uns in vorigen Jahrhundert am weitesten gebracht. Seine Säugamme, sein Horribilicribrifax und Peter Squenz sind ziemlich wohl gerathen, und stellen solche lächerliche Thorheiten

heiten vor, die dem Zuſchauer viel Vergnügen und Nutzen ſchaffen können. Nur in dem Zuſammenhange der Auftritte, in der Menge der ſpielenden Perſonen, und in der Einheit des Ortes, hat er es, nach Art aller unſrer Alten, ſehr verſehen. Dedekind hat faſt lauter geiſtliche Stücke gemacht. Chriſtian Weiſe hat jenem nachfolgen wollen; und kein übles Talent dazu gehabt: allein, wie ihm überhaupt die Regeln der alten Redekunſt und Poeſie unbekannt geweſen; ſo iſt er auch bey ſeinem ſelbſtgewachſenen Witze geblieben, und hat lauter unrichtige Stücke gemacht. Man will ihn mehrentheils damit entſchuldigen, daß er ſich genöthiget geſehen, allen ſeinen Schülern etwas zu thun zu geben: allein, wer nöthigte ihn dazu, ſie alle in einer Comödie zu brauchen? Er hätte ſie wechſelsweiſe in verſchiedenen anbringen, und etwas rechtes machen können. Das war aber wohl die wahre Urſache nicht, warum er nichts regelmäßiges gemacht. Indeſſen iſt es doch gut, wenn man ihn lieſt; um dadurch auf manchen guten Einfall zu kommen, der ſich nach unſrer Art in der Comödie anbringen läßt. Was ſonſt von den beſten deutſchen Comödianten geſpielet wird, das iſt gemeiniglich aus dem Franzöſiſchen überſetzt; welches auch ſo lange ganz gut iſt, bis wir mit der Zeit eigene comiſche Poeten bekommen werden, die was geſcheidtes machen können. Denn was manche Comödianten ſelbſt zuſammen ſtümpeln, das iſt nichts beſſer, als die Geburten der italieniſchen Schaubühne, und zeigt ſo viele Proben von dem Mangel ihrer Einſicht, als Auftritte ein Schmarutzer, Kuchenfreſſer oder altenburgiſcher Bauer, nur aufzuweiſen hat; der verwünſchten Jungfer hier nicht zu gedenken, die vollends das Abgeſchmackte aufs höchſte treibt. Was aber die gemeinen Poſſenſpieler aufführen, das iſt entweder aus einem Roman zuſammen geſtümpelt; oder aus der Ollapatrida entlehnet. Daher iſt es kein Wunder, daß man noch nichts geſcheidtes vorſtellen ſieht, dafern es nicht irgend aus Molieren entlehnt, oder ganz überſetzet worden.

13. §. Die Comödie iſt nichts anders, als eine Nachahmung einer laſterhaften Handlung, die durch ihr lächerliches

Wesen den Zuschauer belustigen, aber auch zugleich erbauen kann. So hat sie Aristoteles beschrieben, und zugleich erkläret, was er durch das Lächerliche verstünde. Er sagt aber sehr wohl, daß es was ungestaltes oder ungereimtes sey, das doch demjenigen, der es an sich hat, keinen Schmerz verursachet: wobey er aus dem Homer das Gesicht des Thersites zum Exempel anführet. Es ist also wohl zu merken, daß weder das Lasterhafte noch das Lächerliche für sich allein, in die Comödie gehöret; sondern beydes zusammen, wenn es in einer Handlung verbunden angetroffen wird. Vieles läuft wider die Tugend, ist aber mehr strafbar und widerlich, oder gar abscheulich, als lächerlich. Vieles ist auch lächerlich; wie zum Exempel die Harlekinspossen der Italiener: aber darum ist es doch nicht lasterhaft. Beydes gehört also nicht zum Wesen eines rechten Lustspiels: denn

Omne tulit punctum, qui miscuit vtile dulci,
Lectorem delectando pariterque monendo.

Nun weis ich zwar, daß ein gelehrter Mann, in einer Einladungsschrift neulich auch die Möglichkeit einer ganz tugendhaften Comödie hat behaupten wollen, die doch lustig seyn sollte. Allein seine Einwürfe gegen diese meine Erklärung der Lustspiele, lassen sich gar wohl beantworten, wie ich im letzten Stücke des VII. Bandes, meiner critischen Beyträge gewiesen habe.

14. §. Nach dieser Regel ist es leicht, alle Comödien zu beurtheilen: wo man denn finden wird; daß eine große Menge nicht nach den Regeln der Vernunft gemacht, ist. Z. E. Machiavellus hat die Mandragola gemacht; die zwar sonst ziemlich regelmäßig ist; aber weiter nichts, als einen durch viele Spitzfindigkeiten betrogenen Ehmann vorstellt. Der gute Kerl wird im höchsten Grade lächerlich gemacht; indem er seinen Nebenbuhler selbst zu seiner Frauen ins Bette führet, ihn nackt auszieht, hineinlegt, und in der Kammer verschließt: alles in der Absicht, daß selbiger das Gift von seiner Ehegattinn an sich ziehen möge, welches eine Wirkung

Digitized by Google

der Arzeney bey ihr seyn sollte, die man derselben, ihrer Unfruchtbarkeit halber, eingegeben hatte. Allein, was fließt denn aus dieser lächerlichen Handlung für eine Lehre? Keine andere, als daß man keinen Galan zu seiner Frauen führen solle. Ich untersuche hier nicht einmal die Wahrscheinlichkeit der Fabel, die zwar auf der Schaubühne gut genug ausgekünstelt ist; aber gewiß im gemeinen Leben nicht angehen würde. Will man etliche molierische Comödien, auf diese Art untersuchen, so wird man eben diesen Fehler auch bey denenselben, sehr häufig und handgreiflich antreffen.

15. §. Zu einer comischen Handlung nun kann man eben so wenig, als zu tragischen, einen ganzen Character eines Menschen nehmen, der sich in unzähligen Thaten äußert; als z. E. einen Cartousche mit allen seinen Spitzbübereyen. Es muß eine einzige recht wichtige Spitzbüberey genommen werden, dazu viele Anstalten gehören, ehe sie ausgeführet werden kann; die aber, vieler Schwierigkeit ungeachtet, gelinget, und also eine Handlung ausmacht. Diesen Erfolg derselben lächerlich zu machen, dazu gehört, daß entweder Cartousche, oder der, so von ihm betrogen wird, auslachenswürdig werde. Dieses letztere zu versuchen, müßte man etwa dichten, es hätte sich jemand in Paris so klug dünken lassen; daß ihn Cartousche mit aller seiner List nicht sollte betrügen können. Dieses hätte er sich in einer Gesellschaft gerühmet, wo dieser Räuber selbst, doch unerkannt, zugegen gewesen; und dadurch demselben Lust gemacht, seine Kunst an ihm zu erweisen. Man könnte nun einen von den listigsten Streichen dieses Spitzbuben wählen, und den so überklugen Mann, zum Ueberflusse, erst durch gewisse Leute warnen lassen, wohl auf seiner Hut zu stehen; endlich aber doch betrogen werden lassen. Hier würde nun freylich wohl die Comödie ein lustiges Ende nehmen; aber nicht die Spitzbüberey; sondern die eingebildete Klugheit des Betrogenen würde dadurch zum Gelächter werden; und die Morale würde heißen: Man solle sich nicht zu weise dünken lassen, wenn man mit verschmitzten Leuten zu thun

hat; vielweniger mit seiner vorsichtigen Behutsamkeit pralen, weil dieses uns die Leute nur desto aufsätziger macht.

16. §. Die Fabeln der Comödie werden also auf eben die Art gemacht, als die tragischen; und können eben sowohl in schlechte, einfache und gemeine, dergleichen die obige ist; und in verworrene, die eine Entdeckung, oder doch einen Glückswechsel haben, eingetheilt werden. Ein Exempel von dieser giebt die Andria des Terenz ab, die für eines athenienſischen Bürgerstochter erkannt, und also durch eine gute Heirath auf einmal glücklich wird. In meiner Schaubühne, haben der poetische Kannengießer, der deutsche Franzose, das Gespenste mit der Trummel, und der poetische Dorfjunker, solche Entdeckungen unbekannter Personen in sich. Der Menschenfeind aber, die Spielerinn, der Bramarbas, der Verschwender, u. a. m. sind Fabeln von der ersten Art. Dem ungeachtet haben doch alle ihren gewissen Knoten, der sich im Anfange der Comödie einwickelt, und hernach geschickt und wahrscheinlich auflöset. Dieses ist nun die ganze Kunst. Die Italiener machen gemeiniglich gar zu viel unnatürliche Künsteleyen. Sie verkleiden sich unzähligemal. Bald ist der Liebhaber eine Seule, bald eine Uhr, bald eine Trödelfrau, bald ein Gespenste, bald gar eine Baßgeige; um nur zu seinem Zwecke zu gelangen. Denn weiter ist bey ihren Comödien ohnedieß, an nichts zugedenken; als an Liebesstreiche, da man entweder die Aeltern oder die Männer betrüget. Diese Materie aber ist schon so abgedroschen, daß ich nicht begreifen kann, wie man sie nicht längst überdrüßig geworden. Eben so kömmt es mir vor, wenn sich alle Stücke mit dem Heirathen endigen. Ist denn weiter nichts in der Welt, als das Hochzeitmachen, was einen frölichen Ausgang geben kann? Moliere selbst hat sich dieses Kunstgriffes zu oft bedienet: da er doch fähig gewesen wäre, hundert andere Verwickelungen und Auflösungen seiner Fabeln zu erfinden. Wir erwarten itzo einen Tractat von dem Herrn Riccoboni, darinn er zu einer gänzlichen Verbesserung der Schaubühne, Vorschläge thun, und Mittel an die

Hand

Hand geben wird, ſie mit der Vernunft, Politik und Religion in eine völlige Uebereinſtimmung zu bringen.

17. §. Die Perſonen, die zur Comödie gehören, ſind ordentliche Bürger, oder doch Leute von mäßigem Stande, dergleichen auch wohl zur Noth Barons, Marquis und Grafen ſind: nicht, als wenn die Großen dieſer Welt keine Thorheiten zu begehen pflegten, die lächerlich wären; nein, ſondern weil es wider die Ehrerbiethung läuft, die man ihnen ſchuldig iſt, ſie als auslachenswürdig vorzuſtellen. In Griechenland machte ſich zwar Ariſtophanes nichts daraus, den Xerxes mit einer Armee von 40000 Mann auf einen ganz güldenen Berg marſchieren, und ihn alſo in einer königlichen Pracht ſeine Nothdurft verrichten zu laſſen. Allein, das war ein republikaniſcher Kopf, der wohl wußte, daß die Griechen am liebſten über die Könige lachten: zu geſchweigen, daß er auch die Thorheit des Xerxes auf eine unnatürliche Weiſe vergrößert hat. Plautus hat ſeinen Amphitryon eine Tragicomödie genennt; weil er glaubte, daß königliche Perſonen allein für die Tragödie gehöreten. Allein eine Tragicomödie giebt einen ſo ungereimten Begriff, als wenn ich ſagte, ein luſtiges Klagelied. Es iſt ein Ungeheuer; und da der Ausgang ſeines Amphitryons luſtig iſt: ſo hätte ers nur immer ſchlechtweg eine Comödie nennen dörfen. Eben das iſt von des Bourſault Aeſopus bey Hofe zu ſagen, den derſelbe aus gleicher Urſache Comedie Heroique betitteln wollen; aber auch eben darum, ohne alle Noth einen neuen Namen erſonnen hat.

18. §. Die ganze Fabel einer Comödie muß, ihrem Inhalte nach, die Einheit der Zeit und des Ortes, eben ſo wohl, als die Tragödie, beobachten. Ein Haus oder ein Platz auf öffentlicher Straße muß der Schauplatz werden, wenn ſie in der Stadt vorgeht: ſonſt könnte es auch wohl ein adelicher Pallaſt, ein Garten, oder bey Schäferſtücken ein Wäldchen ſeyn. Aber wie er einmal iſt; ſo muß er das ganze Stück durch bleiben, wie oben ſchon erwieſen worden. In dieſem Stücke nun iſt Herr Prof. Hollberg in ſeinem Kannengießer,

deutschen Franzosen, und Bramarbas nicht gar zu genau bey der Regel geblieben; indem einige Auftritte vor, andere aber in den Häusern vorgehen. Die Zeit darf auch nicht länger, als etliche Stunden, nicht aber ganze Tage und Nächte dauren. Die Eintheilung derselben muß eben sowohl, wie oben in Trauerspielen, in fünf Aufzügen geschehen, ungeachtet die Italiener nur dreye zu machen pflegen: denn sonst werden sie gemeiniglich gar zu lang, und bekommen so viel Auftritte hinter einander, daß man sich verwirret. Man zählt aber die Scenen nach dem Auf- und Abtritte einer Person. So bald eine kömmt, oder eine weggeht, so rechnet man einen neuen Auftritt: und nachdem sie kurz oder lang gerathen, nachdem müssen auch viele oder wenige zu einem Aufzuge seyn. Das merke ich hier abermal an, daß die Schaubühne niemals ganz leer werden muß, als bis der Aufzug aus ist. Es läßt häßlich, wenn hier ein Paar Personen davon laufen, und dort ein Paar frische hervor treten, die mit einander kein Wort zu wechseln haben: und da kann es leichtlich kommen, daß die Zwischenfabeln nicht recht mit der Hauptfabel zusammen hängen. Wenn also jemand auftritt, so muß er allezeit jemanden finden, mit dem er redet: und wenn jemand weggeht, so muß er einen da lassen, der die Bühne füllet, es wäre denn, daß er mit Fleiß dem Neuankommenden ausweichen wollte. Das heißt beym Boileau:

Et les Scenes toujours l'une à l'autre liées.

19. §. Da ich von Auftritten handle, so muß ich auch der einzelnen gedenken, wo nur eine Person auftritt. Bey den Alten zwar hatten diese mehr Wahrscheinlichkeit, als bey uns; weil nämlich damals der Chor allezeit auf der Bühne stund, und mit für eine Person anzusehen war: und also redete da die einzelne Person nicht mit sich selbst. Bey uns aber ist die Bühne leer; und die Zuschauer gehören nicht mit in die Comödie: folglich hat die Person niemanden, den sie anreden könnte. Kluge Leute aber pflegen nicht laut zu reden, wenn sie allein sind; es wäre denn in besondern Affecten,

cten, und das zwar mit wenig Worten. Daher kommen mir die meiſten einzelnen Scenen ſehr unnatürlich vor; und außer der erſten im Geizhalſe des Moliere, wüßte ich faſt keine zu nennen, die mir gefallen hätte. Eben darum habe ich auch aus des Herrn Prof. Hollbergs Bramarbas den erſten Auftritt, den der Schlaukopf allein hatte, und der ziemlich lang war, ganz weggelaſſen; auch in dem Kannengießer an einigen Stellen ſolche kleine Fehler zu vermeiden geſucht. Man hüte ſich alſo davor, ſo viel man kann; welches auch mehrentheils angeht, wenn man dem Redenden noch ſonſt jemand zugiebt, der das, was er ſagt, ohne Gefahr wiſſen und hören darf. Eben ſo übel ſteht es, wenn jemand für ſich auf der Schaubühne redet, doch ſo, daß der andre, der dabey ſteht, es nicht hören ſoll; gleichwohl aber ſo laut ſpricht, daß der ganze Schauplatz es verſtehen kann. Was hier für eine Wahrſcheinlichkeit ſtecke; das habe ich niemals ergründen können: es wäre denn, daß die anweſende Perſon auf eine ſo kurze Zeit ihr Gehör verlohren hätte. Siehe von beyden Stücken des Abts Hedelin von Aubignac Buch von Ausübung der theatraliſchen Dichtkunſt, nach des Herrn von Steinwehr Ueberſetzung.

20. §. Von den Characteren in der Comödie iſt weiter nichts beſondres zu erinnern; als was bey der Tragödie ſchon vorgekommen iſt. Man muß die Natur und Art der Menſchen zu beobachten wiſſen, jedem Alter, jedem Stande, jedem Geſchlechte, und jedem Volke ſolche Neigungen und Gemüthsarten geben, als wir von ihnen gewohnt ſind. Kömmt ja einmal was außerordentliches vor; z. E. daß etwa ein Alter nicht geizig, ein Junger nicht verſchwenderiſch, ein Weib nicht weichherzig, ein Mann nicht beherzt iſt: ſo muß der Zuſchauer vorbereitet werden, ſolche ungewöhnliche Charactere für wahrſcheinlich zu halten; welches durch Erzählung der Umſtände geſchieht, die dazu etwas beygetragen haben. Man muß aber die lächerlichen Charactere nicht zu hoch treiben. So bald der Zuſchauer glauben kann, ſo gar thöricht würde wohl kein Menſch in der Welt ſeyn: ſo

bald verliert der Character seinen Werth. Darinn verstoßen es zuweilen auch die besten Poeten; wie oben von dem Geizhalse des Moliere bemerket worden. Terentius ist hierinn überaus geschickt gewesen. Alle seine Bilder leben: Boileau schreibt davon:

Contemplez de quel air un Pere dans Terence,
Vient d'un Fils amoureux gourmander l'imprudence.
De quel air cet amant écoute ses Leçons,
Et court chez sa maitresse oublier ces chansons.
Ce n'est pas un portrait, une image semblable.
C'est un Amant, un Fils, un Pere veritable.

Siehe auch in dem ersten Theile der eigenen Schriften der deutschen Gesellschaft, des Herrn von Brück sein Gedicht von der Dichtkunst an verschiedenen Orten, sonderlich auf der 20. und folgenden Seite, wo von der Comödie gehandelt wird.

21. §. Von den Affecten ist hier ebenfalls nichts neues zu sagen; als daß man die tragischen, nemlich die Furcht, das Schrecken und Mitleiden zu vermeiden habe. Daher hat Destouches viel gewagt, da er in seinem Verschwender diesen Affect zu erregen gesucht, doch so, daß er sich wieder in Freude verwandelt. Siehe der deutschen Schaubühne III. Theil. Alle übrige finden in der Comödie auch statt. Ein zorniger Chremes, ein verliebter Pamphilus, ein stolzer Thraso, ein lustiger Davus, u. d. m. das sind solche Gemüthsbewegungen, die eben kein Schrecken, auch keine Verwunderung erwecken. Der Menedemus im Terenz ist indessen so beschaffen, daß er gleich ein Mitleiden bey uns erwecket: doch da solcher Affect nur gelinde bleibt; so ist es eben kein Fehler. Von der Liebe und Lustigkeit darf man wohl keine Regeln geben: denn darauf verfallen die gemeinsten Comödienmacher von sich selbst. Sie mögen sich nur in acht nehmen, daß sie in der ersten, nicht die Gesetze der Schamhaftigkeit und Zucht, in der andern die Ehrbarkeit nicht aus den Augen setzen. Das will Boileau:

Digitized by Google

Le Comique, ennemi des ſoupirs & des pleurs,
N'admet point en ſes Vers de tragiques douleurs.
Mais ſon emploi n'eſt pas d'aller dans une place,
De mots ſales & bas charmer la populace.
Il faut que ſes Acteurs badinent noblement.

Dieſe Regel iſt um deſto nöthiger zu wiederholen und einzuſchärfen, da auch Leute, die ſich einer verbeſſerten Schaubühne rühmen, und ſich ſelbſt für die Verbeſſerer derſelben ausgeben, mit ſolchen Fratzen aufgezogen kommen; und durch das niedrigſte Zeug ihre Zuhörer zu beluſtigen ſuchen. Ja ſie mengen wohl in ſolche Stücke Zoten ein, die von ihren Verfaſſern aufs ehrbarſte abgefaſſet worden, wie es in dem Geſpenſte mit der Trummel gegangen, welches im II. Theile der deutſchen Schaubühne ſteht.

22. §. Und dieſes führet mich auf die Schreibart der Comödien. Sie beſteht aus den Gedanken und Ausdrückungen derſelben, und hierinn iſt die Comödie von der Tragödie ſehr unterſchieden. Das macht, daß dort faſt lauter vornehme Leute; hier aber Bürger und geringe Perſonen, Knechte und Mägde vorkommen: dort die heftigſten Gemüthsbewegungen herrſchen, die ſich durch einen pathetiſchen Ausdruck zu verſtehen geben; hier aber nur lauter lächerliche und luſtige Sachen vorkommen, wovon man in der gemeinen Sprache zu reden gewohnt iſt. Es muß alſo eine Comödie eine ganz natürliche Schreibart haben, und wenn ſie gleich in Verſen geſetzt wird, doch die gemeinſten Redensarten beybehalten. Hierinn iſt Terentius abermal unvergleichlich. Molieren hat Fenelon in ſeinen Reflex. ſur la Rhetorique & la Poetique deswegen getadelt; wie ich oben aus ihm bereits angeführet habe. Siehe die deutſche Ueberſetzung davon vor dem erſten Theile der deutſchen Schaubühne. Es iſt alſo kein Zweifel, ob man auch in Verſen Comödien ſchreiben könne? Menander, Terenz, und Moliere habens gethan; warum ſollte es im Deutſchen nicht angehen? Wir haben auch im Deutſchen ſchon etliche Exempel davon erlebet, die nicht übel gerathen ſind. Nur

es

es muß keine poetische Schreibart darinnen herrschen, und außer dem Sylbenmaaße sonst nichts gleißendes oder gekünsteltes dabey vorkommen. Es schicken sich aber nach dem Muster der Alten keine andere, als jambische Verse dazu, und zwar lange sechsfüßige, oder gar achtfüßige, mit ungetrennten Reimen; oder welches noch besser wäre, ohne alle Reime, wie auch die Italiener des XV. Jahrhunderts sie gemacht haben, und die Engländer sie noch diese Stunde machen. Man sehe, was davon im VI. und VII. Bande der critischen Beyträge für Streitschriften gewechselt worden.

23. §. Von der Lustigkeit im Ausdrucke möchte mancher fragen, wie man dazu gelangen könne? Ich antworte, das Lächerliche der Comödien muß mehr aus den Sachen, als Worten entstehen. Die seltsame Aufführung närrischer Leute, macht sie auslachenswürdig. Man sehe einen Bramarbas und Stiefelius, einen deutschen Franzosen und politischen Kannengießer in unsrer Schaubühne an: so wird man sich des Lachens nicht enthalten können; obgleich kein Wort an sich lächerlich ist. Imgleichen des Racine Comödie von der Proceßirsucht macht die Liebhaber der Zänkereyen, imgleichen die französischen Advocaten lächerlich, die in ihren Klag- und Schutzreden eine übel angebrachte Gelehrsamkeit zeigen wollen. Dieses ist nun das wahre Belustigende in der Comödie. Allein kleine Geister, die keine Einsicht in die Moral besitzen, und das ungereimte Wesen in den menschlichen Handlungen weder wahrnehmen noch satirisch vorstellen können, haben sich auf eine andre Art zu helfen gesucht. Sie haben das Lächerliche nicht in den Sachen, sondern in närrischen Kleidungen, Worten und Geberden zu finden gemeynet. Daher hat Harlekin und Scaramutz die Hauptperson ihrer Lustspiele werden müssen. Diese müssen durch bunte Wämser, wunderliche Posituren und garstige Fratzen, den Pöbel zum Gelächter reizen. Von diesen allen haben die Alten nichts gewußt; und es gehört mit unter die phantastischen Erfindungen der Italiener, die jemand in der Vorrede

zu einer franzöſiſchen Comödie, Harlequin aux champs Eliſées, verſpottet hat. Siehe des Pater Porce Rede: ob die Schaubühne eine Schule guter Sitten ſeyn kann? ſo, wie Herr Profeſſor May dieſelbe überſetzet, und mit einer feinen Abhandlung vermehret hat.

24. §. Terenz hat ſeine Comödien ohne eine luſtige Perſon lächerlich genug zu machen gewußt: das neue franzöſiſche Theater hat gleichfalls bisher keinen Harlekin nöthig gehabt, die Zuſchauer zu beluſtigen, obgleich Moliere darinn ein böſes Exempel gegeben hatte. Destouches, und einige andere nämlich, haben ſich gar wohl ohne dieſe phantaſtiſche Perſon behelfen können: und ein Poet ſetzet ſich wirklich in Verdacht, als verſtünde er ſein Handwerk, das iſt, die Satire nicht; wenn er ohne die Beyhülfe eines unflätigen Poſſenreißers, nichts luſtiges auf die Schaubühne bringen kann. Boileau hat dieſe ſchmutzige Zoten ſeinen Schülern ernſtlich unterſagt; und den Moliere ſelbſt nicht geſchont, der ſich auch oft dem Pöbel in dieſem Stücke bequemet hatte.

Etudiez la Cour, & connoiſſez la Ville,
L'une & l'autre eſt toujours en modéles fertile.
C'eſt par là que Moliere, illuſtrant ſes ecrits,
Peut-être de ſon art êut remporté le prix;
Si moins ami du peuple, en ſes doctes peintures,
Il n'eut point fait ſouvent grimacer les figures;
Quitté pour le bouffon, l'agreable & le fin,
Et ſans honte à Terence allié Tabarin.

Hieraus iſt nun leicht zu ſchließen, was von dem Theatre Italien und Theatre de la Foire, wo lauter abgeſchmacktes Zeug vorkömmt, für ein Werks zu machen ſey: darüber ein Kluger entweder gar nicht lacht; oder ſich doch ſchämt, gelachet zu haben; imgleichen was von allen deutſchen Narren zu halten ſey, ſie mögen nun von alter Erfindung ſeyn, wie Hans Wurſt oder Pickelhering, deſſen ſich Weiſe noch immer bedienet hat; oder auch von neuer Art, wie der ſogenann-

te

te Peter, oder Crispin, oder wie sie sonst heißen mögen. Eben die Gründe, die wider jene streiten, sind auch allen diesen Geschöpfen einer unordentlichen Einbildungskraft zuwider, die kein Muster in der Natur haben.

25. §. Maschinen müssen in Comödien nicht vorkommen: weil die Götter sich in die thörichten Handlungen schlechter Leute nicht mischen. Eben darum ist Timon der Misanthrope nicht zu billigen, der in dem dritten B. der eigen. Schr. der deutschen Gesellschaft übersetzt ist; weil hier der Gott Merkur mit auftritt. Die Zaubereyen oft anzubringen, das ist auch nichts schönes; weil es nicht mehr wahrscheinlich ist. Es wäre denn auf diese Art, wie es in dem Gespenste mit der Trummel geschehen ist. Die Kleidungen der Personen müssen nach ihrem Character und Stande eingerichtet seyn: nur der Harlekin hat hier, ich weis nicht warum, eine Ausnahme. Er soll zuweilen einen Herrendiener bedeuten: allein, welcher Herr würde sich nicht schämen, seinem Kerle eine so buntscheckigte Lieberey zu geben? Der Scapin hat eine spanische Tracht; und das kann man in einem spanischen Stücke schon gelten lassen; allein bey uns schickt sichs nicht. Den Scaramutz, Pantalon, Anselmo, Docter und Capitain, Pierrot und Mezetin, und wie die närrischen Personen der italienischen Comödien mehr heißen, können wir auch entbehren. Denn warum soll man immer bey einerley Personen bleiben? Die Namen dörfen auch in einer Comödie nicht aus der Historie genommen werden. So bald die Personen neue Characteren haben, müssen sie auch neue Namen bekommen: um die Verwirrung zu vermeiden, die sonst bey dem Zuschauer vieler Comödien entstehen könnte. Die Verzierungen der Schaubühne stellen den Ort vor, wo die ganze Fabel gespielet wird. Gemeiniglich ist es ein Bürgerhaus, oder eine Gasse der Stadt, da man an beyden Seiten verschiedene Häuser sieht. Die Musik anlangend, so wissen wir, daß in der neuen Comödie und bey den Römern keine Chöre gebraucht worden. Indessen steht doch auf den terenzischen Comödien: Modos fecit Flaccus Claudii F. Tibiis paribus dextris et sinistris.

Was

Was das zu bedeuten habe, das mögen die Liebhaber der Alterthümer unterſuchen. Vermuthlich hat man zwiſchen den Handlungen, an ſtatt der vormaligen Oden, eine kleine Muſik damit gemacht: denn daß die ganze Comödie abgeſungen, und mit einer Inſtrumentalmuſik wäre begleitet worden; davon findet man nicht die geringſten Spuren.

26. §. Wir Deutſchen müſſen uns ſo lange mit Ueberſetzungen aus dem Franzöſiſchen behelfen, bis wir werden Poeten bekommen, die ſelbſt etwas regelmäßiges machen können. In meiner Schaubühne habe ich ihnen nunmehr zehn Muſter von der guten Art vorgeleget; wenn ſie ſich den Geſchmack nach dieſen bilden, ſo werden ſie auf keinen unrechten Weg gerathen. Es ſind auch bereits verſchiedene Proben von guten Köpfen gemacht worden, die ich in den folgenden Theilen ans Licht ſtellen werde. Es kömmt nur darauf an, daß unſre große Herren ſich endlich einen Geſchmack von deutſchen Schauſpielen beybringen laſſen: denn ſo lange ſie nur in ausländiſche Sachen verliebt ſind, ſo lange iſt nicht viel zu hoffen. Etliche von unſern Comödianten haben ihre Schaubühne allbereit bey vielen Kennern durch die ordentlichſten und auserleſenſten Stücke beliebt gemacht; und wenn ſie fortfahren, ſo wird auch mit der Zeit in dieſem Stücke Deutſchland den Ausländern nichts nachgeben dörfen.

* *

Das XII. Capitel.

Von Opern oder Singspielen.

1. §.

Ich hätte mit dem vorigen Hauptstücke meine ganze Dichtkunst beschließen können; wenn nicht die neuern Zeiten eine besondere Art der Schauspiele erdacht hätten, die man eine Opera nennet. Ihr erster Erfinder, soll, nach einiger Meynung, ein italienischer Musikus, Cesti, am savonischen Hofe gewesen seyn; der des Guarini treuen Schäfer in die Musik gesetzt, und wo nicht ganz, doch zum wenigsten größtentheils singend aufgeführet. Allein ich habe bey weiterer Untersuchung dieser Sache befunden, daß diese Erfindung noch etwas älter seyn muß. Dryden, ein englischer Poet, der selbst etliche Opern gemacht hat, hält dafür, die Italiener müßten den ersten Anlaß zur Erfindung der Opern, in den barbarischen Zeiten, als die Mauren noch in Spanien waren, bekommen haben. Denn diese pflegten solche Feste mit Singen und Tanzen und andern Lustbarkeiten zu feyren. So verkleinerlich diese Meynung den Opern ist, so übel gefällt sie dem Verfasser eines englischen Buches, The Taste of the Town, or a Guide to all publick Diversions, der uns in der ersten Abtheilung seines Werkes auch von der Oper in London einen Begriff beybringen will. Er will uns nämlich bereden, die Oper habe aus dem Chore der alten griechischen und römischen Trauerspiele ihren Ursprung genommen. Denn so wie man darinn eine große Anzahl Sänger auf die Schaubühne stellte, die zwischen den Aufzügen der Tragödien gewisse Oden singen mußten, die sich zu dem vorhergehenden schickten: also wäre dieses die Veranlassung gewesen, ganze Stücke absingen zu lassen. Ja, dieser Scribent geht gar so weit, daß

er

Digitized by Google

er uns bereden will, die Odea der Athenienser und Römer, darinn sich die Musikanten zu üben pflegten, wenn ein neues Schauspiel aufgeführt werden sollte, wären nicht viel was anders, als Opernbühnen gewesen, und also hätten schon Griechen und Lateiner Opern gehabt.

2. §. Allein diese Gedanken gehen wohl etwas zu weit, und der Verfolg wird lehren, daß diese Erfindung allerdings weit neuer sey. Niemand hat diese Untersuchung mit grösserm Fleiße angestellet, als der berühmte Muratori, in der gelehrten Einleitung zu dem von ihm zu Verona ans Licht gestellten Theatro Italiano, welches eine Sammlung von 12. italienischen Trauerspielen in sich hält. Ich will also aus ihm das Vornehmste hier anführen, welches ohne Zweifel einem jeden ein Gnüge thun wird. Schon vor der Wiederherstellung der freyen Künste in Italien, hat man eine Art von Comödien gehabt, die in den Kirchen gespielet worden. Er beruft sich auf den Ludum Paschalem, den P. Petz im II. Tom. seiner gesammleten Schriften bekannt gemacht, und der vermuthlich aus dem zwölften Jahrhunderte seyn soll. Eben so ist der verkaufte Joseph zu Badia di Corbeia 1264. gespielt worden, dessen Leibnitz im II. Tom. der Scriptorum Brunsuicensium gedenket. Diese geistlichen Stücke, die von den Pfaffen damaliger Zeiten sind gemacht gewesen, haben nun, wie leicht zu erachten ist, sehr elend ausgesehen; so, daß sie fast für nichts zu halten sind. Die ersten also, die in Italien Schauspiele geschrieben, sind Mussato von Padua, der in lateinischer Sprache, und Trißino von Vicenza, der im Welschen dieses versuchet hat. In einem sehr raren Buche, so auf einer gewissen Bibliothek in Verona befindlich ist, und welches wenigstens aus dem 1200. Jahre kömmt, ist noch ein gewisses Gespräche vorhanden, das wie eine Comödie aussieht: da aber immer am Rande steht: **Nun redet Pamphilus mit der alten Frau. Die alte Frau antwortete. Spricht Galathea** ꝛc. Mussato berichtet auch in der Vorrede des IX. Buchs de gestis Italorum, daß man auf den Schaubühnen die Thaten der Könige und Fürsten

(cantilenarum modulatione) in Liedern vorgetragen habe.

3. §. Wie nun daraus erhellet, daß man schon im 1300. Jahre sich der Schaubühne bedienet habe: also hat man auch in Florenz 1304. eine solche Vorstellung gehabt. Im 1400. Jahre fieng die griechische und lateinische Sprache sehr an in Welschland zu blühen, und der gute Geschmack hub in allen Künsten an wieder aufzuwachen: daher denn auch die Schaubühne in Flor kam. Angelo Decembrio denket eines **Ugolins**, aus Parma, der Comödien gespielt hat: doch die Sophonisbe des Trißino ist die erste regelmäßige Tragödie gewesen, die man dazumal vorgestellet hat. Pabst Leo X. hat sie mit großer Pracht aufführen lassen, und daher ist bey vielen andern eine Eifersucht entstanden, eben dergleichen zu verfertigen. Dieses daurete nun bis zum Ende des 15ten Jahrhunderts: allein an statt, daß sich die welsche Schaubühne hätte verbessern sollen, so nahm sie mehr und mehr ab, weil sich ein jeder mit einer neuen Schreibart und mit neuen Erfindungen hervorzuthun bemüht war. Damals ist nun auch die Gewohnheit aufgekommen, theatralische Stücke musikalisch aufzuführen. Sulpizio, der den Vitruvius mit Noten herausgegeben, rühmt sich zwar, daß er in Rom 1480. zuerst gewiesen habe, wie man eine Tragödie singen solle. Ob dieses aber von einem eigentlichen Gesange, oder nur von einer natürlichen guten Aussprache zu verstehen sey, das ist schwer auszumachen, wie Crescimbeni sehr wohl angemerket hat. Und Tristano Calchi erzählt in seiner Historie, daß man dem Herzoge zu Mayland Galeazzo, zu Tortona eine theatralische Vorstellung in Musik aufgeführet habe. Allein so viel ist gewiß, daß man im sechzehnten Jahrhunderte die Chöre der Tragödien recht musikalisch abgesungen habe; doch so, daß die rechten Unterredungen der spielenden Personen nur gesprochen worden. Endlich ist im Jahr 1597. von einem Modeneser, Orazio Vecchi, auf eine bis dahin unerhörte Arte alles, was die Comödianten zu reden haben, musikalisch aufgeführet worden: so daß weder Pantalon, noch der

Doctor,

Digitized by Google

Doctor, noch der ſpaniſche Capitain, noch die luſtige Perſon davon ausgenommen worden.

4. §. Dieſes Stücke nun iſt eigentlich für die erſte Oper zu halten, und iſt noch itzo, unter die Noten geſetzt, in dem Vorrathe der Academia Filarmonica zu finden. In der Vorrede deſſelben bedienet ſich der Verfaſſer der folgenden Worte: Non eſſendo queſto accopiamento di Comedie & di Muſica più ſtato fatto, ch'io mi ſappia da altri, e forſe non immaginato, ſarà facile aggiungere molte coſe per dargli perfezzione; ed io devrò eſſere, ſe non lodato, almeno non biaſimato dell invenzione. Darauf ſind nun viele andre dieſem Exempel haufenweiſe gefolget, darunter aber Ottavio Rinuccini, ein Florentiner, mit ſeiner Euridice der erſte geweſen; worauf noch die Daphne und Ariane von demſelben Poeten gefolget. Im Anfange iſt das Singen dieſer Opern noch nicht ſehr von der ordentlichen Ausſpräche abgegangen, und es hat weder die Handlungen noch die Worte unterbrochen; ſo daß man noch die ganze Schönheit der Ausdrückungen und Gedanken einſehen können, und die Poeſie dabey nichts verlohren. Allein allmählich hat man die Oper mehr und mehr verwandelt, und dadurch nach und nach beyde Künſte; Muſik und Poeſie, aufs ſeltſamſte verderbet. So weit geht nun die Erzählung, aus der Abhandlung des Herrn Muratori; und wie dieſelbe mit aller möglichen Wahrſcheinlichkeit verſehen iſt: alſo ſehe ich nicht, was man weiter dabey verlangen kann, als wie dieſe Kunſt, Opern zu machen, aus Welſchland in die übrigen europäiſchen Länder ausgebreitet worden. Wer dieſes von den Franzoſen wiſſen will, der darf nur St. Evremonds Comödie, Les Opera genannt, nachſchlagen, die auch in meiner deutſchen Schaubühne wiewohl auf das Hamburgiſche Theater gedeutet, anzutreffen iſt. Von uns Deutſchen mag ein Liebhaber dieſer ſingenden Schauſpiele ſich ſelbſt die Mühe nehmen zu unterſuchen, wer die erſte Oper in Deutſchland gemacht hat. Zu meiner Abſicht darf ich ſolches nicht wiſſen, und ſchreite alſo zu meiner Beſchreibung derſelben fort.

5. §. Die Verse der Opern werden nach Art der Cantaten gemacht, und bestehen also aus Recitativen und Arien. Der Musikus componirt dieselben nach seiner Phantasie; die Sänger lernen Text und Musik auswendig; die Schaubühne wird prächtig ausgezieret; und die ganze Verstellung mit vielen Veränderungen und Maschinen abgewechselt. Der Vorhang öffnet sich mit einem Concerte der allerschönsten Instrumenten, die von den größten Virtuosen gespielet werden; und das ganze Singspiel wird mit einer beständigen Begleitung einiger schwächern Instrumenten erfüllet. Diese ganze Kunst ist indessen in Franckreich noch unvollkommen gewesen, bis der berühmte Lulli die Musik auf einen ganz andern Fuß gesetzet hat. Dieser bemächtigte sich ihrer Opernbühne ganz und gar, und richtete alles nach seinem Kopfe ein. Die Poeten mußten nach seiner Pfeife tanzen, und solche Stücke ersinnen, darinnen fein viel buntes und seltsames aufgeführet werden konnte. Die Schaubühne mußte sich zum wenigsten in jeder Handlung ändern, bald einen güldenen Pallast, bald eine wilde See, bald Felsen und wüste Klippen, bald einen Garten, bald sonst eine bezauberte Gegend vorstellen. Es mußten viel Götter in allerhand Maschinen erscheinen: und sonderlich mußten die Arien dem Musikmeister viel Gelegenheit geben, seine Künste anzubringen. Dabey hub man alle Regeln der guten Trauer- und Lustspiele gänzlich auf. Es wurde nicht mehr auf die Erregung des Schreckens und Mitleidens, auch nicht auf die Verlachung menschlicher Thorheiten gesehen: sondern die phantastische Romanliebe behielte allein Platz. Die Einigkeit der Zeit und des Ortes wurde aus den Augen gesetzet; die Schreibart wurde hochtrabend und ausschweifend; die Charactere waren theils übel formiret, theils immer einerley, nämlich lauter untreue Seelen, seufzende Buhler, unerbittliche Schönen, verzweifelnde Liebhaber u. d. gl. Mit einem Worte, die Opera wurde ein ganz nagelneues Stück in der Poesie, davon sich bey den Alten wohl niemand hätte träumen lassen.

6. §.

6. §. Ich habe bisher nur eine kurze Erzählung von der Oper gemacht; und meine Gedanken davon noch nicht gesagt. Allein aus dem obigen wird man leicht schließen können, was ich davon halte. Wenn nicht die Regeln der ganzen Poesie übern Haufen fallen sollen, so muß ich sagen: Die Oper sey das ungereimteste Werk, das der menschliche Verstand jemals erfunden hat. Ein jeder kann aus der Beschreibung eines Gedichtes überhaupt den Beweis machen. Ein Gedichte oder eine Fabel muß eine Nachahmung einer menschlichen Handlung seyn, dadurch eine gewisse moralische Lehre bestätiget wird. Eine Nachahmung aber, die der Natur nicht ähnlich ist, taugt nichts: denn ihr ganzer Werth entsteht von der Aehnlichkeit. Aus dieser aber sind alle die Regeln geflossen, die wir oben von der Schaubühne, sowohl für die Tragödie, als Comödie, gegeben haben. Diese Regeln sind aus der Natur selbst genommen, durch den Beyfall der größten Meister und Kenner von Schauspielen bestärket, und bey den gescheidtesten Völkern gut geheißen worden. Was also davon abweichet, das ist unmöglich recht, und wohl nachgeahmet. Wer sieht aber nicht, daß die Oper alle Fehler der oben beschriebenen Schauspiele zu ihren größten Schönheiten angenommen hat; und daß sie ganz und gar wegfallen, oder doch ihre vornehmste Anmuth verlieren würde, wenn man sie davon befreyen wollte?

7. §. Einmal ist es gewiß, daß die Handlungen und dazu gehörigen Fabeln, mit den alten Ritterbüchern und Romanen mehr Aehnlichkeit haben; als mit der Natur, so, wie wir sie vor Augen haben. Wir müssen uns einbilden, wir wären in einer andern Welt, wenn wir eine Oper in ihrem Zusammenhange ansehen: so gar unnatürlich ist alles. Die Leute denken, reden und handeln ganz anders, als man im gemeinen Leben thut: und man würde für närrisch angesehen werden, wenn man im geringsten Stücke so lebte, als es uns die Opern vorstellen. Sie sehen daher einer Zauberey viel ähnlicher, als der Wahrheit; welche Ordnung und einen zulänglichen Grund in allen Stücken erfordert. Wo sieht man im gemeinen

Leben Leute, die sich einander als Götter anbethen; Liebhaber, die auf den Knieen vor ihren Gebietherinnen liegen, und sich das Leben nehmen wollen; Prinzen, die in Gestalt der Sklaven in weitentlegene Länder ziehen, weil sie sich in den bloßen Ruff von einer Schönheit verliebet haben; Könige, die ihre Kronen, um eines schönen Weibes halber, verlassen, und was dergleichen Phantasien mehr sind? Wo hört man die gewöhnliche Opersprache, von Sternen und Sonnen, von Felsenbrüsten und ätnagleichen Herzen, von verfluchten Geburtsstunden, um eines scheelen Blickes wegen, und von grausamen Donnerkeilen des unerbittlichen Verhängnisses, welches eine verliebte Seele nur zu lauter Marter erkohren hat? Alle diese Dinge sind uns so fremde, daß wir sie in keiner Reisebeschreibung von Liliput für erträglich halten würden: und gleichwohl sollen sie in der Oper schön seyn. Ich schweige noch der seltsamen Vereinbarung der Musik, mit allen Worten der Redenden. Sie sprechen nicht mehr, wie es die Natur ihrer Kehle, die Gewohnheit des Landes, die Art der Gemüthsbewegungeu und der Sachen, davon gehandelt wird, erfordert: sondern sie dehnen, erheben, und vertiefen ihre Töne nach den Phantasien eines andern. Sie lachen und weinen, husten und schnupfen nach Noten. Sie schelten und klagen nach dem Tacte; und wenn sie sich aus Verzweifelung das Leben nehmen, so verschieben sie ihre heldenmäßige That so lange, bis sie ihre Triller ausgeschlagen haben. Wo ist doch das Vorbild dieser Nachahmungen? Wo ist die Natur, mit der diese Fabeln eine Aehnlichkeit haben?

8. §. Ich weis es wohl, daß es hier und da große Liebhaber und Bewunderer der Opern giebt, die sie für das Meisterstück der menschlichen Erfindungskraft; für einen Zusammenfluß aller poetischen und musikalischen Schönheiten; für einen Sammelplatz aller ersinnlichen Ergetzlichkeiten ansehen. Allein ich weis auch, daß alle diese Leute, die im übrigen gar vernünftige und rechtschaffene Männer seyn können, die wahren theatralischen Regeln sich niemals bekannt gemacht; oder dieselben noch nicht aus ihren Gründen hergeleitet gesehen.

Sie

Digitized by Google

Sie halten derowegen in Sachen, die auf die Lust ankommen, alles für willkührlich, und meynen, man müsse es damit nicht so genau nehmen. Was nur den Augen und Ohren gefiele, das wäre schon gut: und man müßte die Vernunft hier schweigen heißen, wenn sie uns dieses Vergnügens durch ihre critische Anmerkungen berauben wollte. Alle diese Vorstellungen aber heben meine obige Gründe nicht auf, und ich kann mich nicht entschließen, die Oper für was natürliches, für eine geschickte Nachahmung menschlicher Handlungen, oder überhaupt für was schönes zu erklären. Die Musik an sich selbst ist zwar eine edle Gabe des Himmels: ich gebe es auch zu, daß die Componisten viel Kunst in ihren Opern anzubringen pflegen; wiewohl sie auch oft übel angebracht wird. Aber was die Poeten daran thun, und überhaupt die ganze Verbindung so verschiedener Sachen taugt gar nichts. Ich sehe überdas die Opera so an, wie sie ist; nämlich als eine Beförderung der Wollust, und Verderberinn guter Sitten. Die zärtlichsten Töne, die geilesten Poesien, und die unzüchtigsten Bewegungen der Opernhelden und ihrer verliebten Göttinnen bezaubern die unvorsichtigen Gemüther, und flößen ihnen ein Gift ein, welches ohnedem von sich selbst schon Reizungen genug hat. Denn wie wenige giebt es doch, die allen solchen Versuchungen, die sie auf einmal bestürmen, zugleich widerstehen können? So wird die Weichlichkeit von Jugend auf in die Gemüther der Leute gepflanzet, und wir werden den weibischen Italienern ähnlich, ehe wir es inne geworden, daß wir männliche Deutsche seyn sollten.

9. §. Es ist ohnedieß das Vorurtheil bey uns eingerissen, daß so gar die italienische Sprache in dem Halse eines Castraten viel besser klingt, als die deutsche. Daher machen die meisten Opern auch einen Mischmasch in der Mundart. Die Arien sind oft welsch, und die Recitative bleiben deutsch. Eine und dieselbe Person singet zuweilen bald deutsch, bald italienisch; und ihre Zuschauer lassen sichs weis machen, das klinge überaus schön, was sie doch nicht verstehen. Das ist aber nichts neues. Auch den deutschen Text versteht man,

vor ſo vielen Trillern und künſtlichen Veränderungen der Töne, in einer mäßigen Entfernung von der Schaubühne, ſchon nicht mehr; wo man nicht ein Buch hat, und ſich durch das Leſen einhilft. So iſt denn die Oper ein bloßes Sinnenwerk: der Verſtand und das Herz bekommen nichts davon. Nur die Augen werden geblendet; nur das Gehör wird gekützelt und betäubet: die Vernunft aber muß man zu Hauſe laſſen, wenn man in die Oper geht, damit ſie nicht etwa durch ein gar zu kützliches Urtheil, die ganze Luſt unterbreche. Man will gemeiniglich eine Oper eine muſikaliſche Tragödie oder Comödie nennen. Allein umſonſt. Sie könnte ſo heißen; wenn ſie nach den obigen Regeln der Alten eingerichtet wäre: Aber man zeige mir doch ſolche Opern! Wollte aber ja jemand eine von der Art verfertigen: ſo würden auch die rechten Kenner derſelben ſie gewiß für ſchlechte Stücke in der Art erklären, und gegen alle andere verachten. Man ſehe hier was der Critiſche Muſikus hin und wieder, auf eine ſehr gründliche Art von dieſer Sache geſchrieben hat.

10. §. Bisher habe ich meine Gedanken von Opern mit Gründen beſtärket: nunmehro will ich mich wider diejenigen auch mit Zeugniſſen verwahren, die ſich dadurch mehr, als durch gute Beweisthümer einnehmen laſſen. Denn ich bin zu allem Glücke weder der erſte, noch der einzige, der dieſer Meynung von Opern beypflichtet. Mein erſter Wehrmann ſey alſo la Bruyere, in ſeinen Charactern Tom. I. pag. 90. „Ich weis nicht, ſagt er, wie es kömmt, daß die Opern, bey „einer ſo vollkommenen Muſik und recht königlichen Unkoſten, „nichts anders, als Ekel und Verdruß bey mir gewirket ha„ben. Es giebt Stellen in Opern, die mir ein Verlangen „nach andern dergleichen erwecken: oft aber entfährt mir der „Wunſch; daß ſie doch nur bald zum Ende wäre! Bloß „aus Schuld der Schaubühne, der Vorſtellung, und aus „Mangel anziehender Sachen. Bis auf dieſen Tag iſt die „Oper kein Gedichte, ſondern ein Vers; ja nicht einmal ein „Schauſpiel, ſeitdem durch die Sparſamkeit Amphions (Lulli) „und ſeiner Nachkommen die Maſchinen verſchwunden ſind:

„es

„es ist ein Concert der Sängerstimmen, die durch Instru-
„mente unterhalten werden." Und auf der 93. Seite stellt er die Tragödie mit der Oper in eine Vergleichung: um zu zeigen, daß diese letzte keine musikalische Tragödie heißen könne. „Ein tragisches Gedichte beklemmt einem gleich im „Anfange das Herz, und läßt uns im Fortgange kaum die „Zeit, Athem zu holen und wieder zu uns selbst zu kommen: „oder, wenn es einen einigermaaßen ruhig werden läßt, so „stürzt es doch gleich darauf nur in neue Verwirrungen und „Abgründe. Es führt uns durch das Mitleiden zum „Schrecken, oder umgekehrt, durch das Schrecken zum Mit-„leiden; und leitet durch Thränen, durch Seufzer, durch „Furcht, durch Hoffnung, durch Erstaunen und Entsetzen bis „zum Ausgange. Da ist also kein Gewebe artiger Empfin-„dungen und Sprüchelchen, zärtlicher Erklärungen, verliebter „Gespräche, anmuthiger Beschreibungen, süßlichter Zucker-„worte; die zuweilen lustig genug sind, ein Gelächter zu er-„wecken: darauf sich denn unverhofft in dem letzten Auftritte „die Aufrührischen, ohne alle vernünftige Ursache, empören, „und dem Wohlstande gemäß, noch Blut vergießen; indem „es etwa einen Unglückseligen das Leben kostet. u. s. w.

11. §. Mein andrer Zeuge soll Racine seyn, dessen Trauer-spiele uns gewiß einen hohen Begriff von seiner Stärke in der Poesie beybringen müssen. Die Gräfin von Montespan und ihre Schwester waren der Opern des Quinaut überdrüßig geworden, und bathen den König, doch einmal durch den Racine dergleichen verfertigen zu lassen. Aus Uebereilung, oder vielleicht aus Ehrerbiethung, übernahm dieser die Arbeit; und dachte nicht daran, was er oft gegen den Boileau gesagt hatte: Es sey nicht möglich, eine gute Oper zu machen; weil die Musik zum Erzählen sich nicht schicket, und die Gemüthsbewegungen nicht in ihrer gehörigen Stärke abgeschildert werden können; ja weil endlich die wahrhaftig hohen und herzhaftesten Ausdrückungen nicht in die Musik gesetzet werden können. Dieses stellte ihm Boileau vor, als er ihm sein Versprechen eröffnete; und ungeachtet er dem-

ſelben Recht gab, ſo war es doch nicht mehr Zeit umzukehren. Er fieng alſo an, von dem Falle Phaetons eine Oper zu ſchmieden, und las dem Könige etliche Verſe davon vor. Doch Racine arbeitete mit Verdruß daran, und verlangte, Boileau ſollte ihm helfen, oder zum wenigſten den Vorredner machen. Dieſer wehrte ſich, ſo viel ihm möglich war; that doch aber insgeheim einen Verſuch, davon wir hernach hören werden. Indeſſen fuhr jener fort an ſeinem Werke zu arbeiten, und Boileau ſtund ihm mit gutem Rathe bey; als zu allem Glücke etwas darzwiſchen kam, und ſie von dieſer Qvaal befreyete. Quinaut, der vielleicht fürchtete, von dieſen großen Meiſtern übertroffen zu werden, that dem Könige mit Thränen einen Fußfall, und ſtellete ihm aufs beweglichſte vor; was ihm das für ein Schimpf ſeyn würde, wenn er nicht mehr die Ehre hätte, für Seine Majeſtät zu arbeiten: worauf der König aus Mitleiden obgedachten Damen zu verſtehen gab; er könne dem armen Manne unmöglich den Verdruß wiederfahren laſſen. Sic nos ſeruauit Apollo! rufft Boileau aus, da er dieſe kleine Geſchichte erzählet; und der gute Racine legte ſeine Oper mit Freuden an die Seite: ja da man ſelbige auch nach ſeinem Tode nicht einmal gefunden hat; ſo iſt zu vermuthen, es habe derſelbe, aus Zärtlichkeit ſeines poetiſchen Gewiſſens, dieſelbe gar unterdrücket.

12. §. Das dritte Zeugniß giebt Boileau ſelbſt, der nicht nur in dieſer Erzählung, die ich von ihm habe, ſeinen Abſcheu vor den Opern genugſam entdecket; ſondern auch in eben dem Vorredner, den er aufzuſetzen angefangen, ſeine Meynung deutlich an den Tag gelegt hat. Er führt darinn die Poeſie und Muſik redend ein, davon ich einen kleinen Theil überſetzen will: **Die Poeſie.** Was! glaubſt du durch eitle Accorden und ohnmächtige Töne alles das auszudrücken, was ich ſage? **Die Muſik.** Ja, ich glaube, daß ich in die ſüßen Entzückungen, womit dich Apollo begeiſtert, die Süſſigkeit meiner Melodien einmiſchen könne. **Die Poeſie.** Ja, ja, bey dem Rande eines Brunnens kannſt du zwar, nebſt mir, eine verliebte Marter beſeufzen, den Thirſis klagen,

und

und Climenen ächzen laſſen. Allein wenn ich Helden und Götter reden laſſe; ſo kann dein verwegnes Singen mir nichts als einen eitlen Tact geben: darum ſchlage dir dieſe ſtolze Bemühung nur aus dem Sinne. **Die Muſik.** Ich verſtehe aber die Kunſt, deine ſeltſamſten Wunder noch ſchöner zu machen. **Die Poeſie.** Man mag alsdann deine Stimme nicht hören. **Die Muſik.** Vorzeiten haben ja Felſen und Wälder Ohren bekommen, meine Töne zu hören. **Die Poeſie.** Ach Schweſter, genug; wir müſſen uns trennen. Ich will mich entfernen: und dann laß einmal ſehen, was du ohne mich ausrichten wirſt. ꝛc. Hieraus iſt nun leicht die Urſache zu errathen, warum dieſer große Criticus in ſeiner Art Poetique, wo er aller übrigen Gedichte gedenkt, an die Oper mit keiner Sylbe gedacht; wohl aber in ſeinen Satiren den damaligen größten Opernſchreiber Quinaut ausgelacht hat:

La raiſon dit, Virgile, et la rime, Quinaut.

13. §. Mein viertes Zeugniß ſoll mir St. Evremond geben; der einen eigenen Diſcurs über die Opern gemacht, und darinn ſeine Gedanken davon ausführlich entdecket hat. Er ſetzt gleich anfangs dieſe Beſchreibung der Oper zum Grunde: Sie ſey ein ungereimter Miſchmach von Poeſie und Muſik, wo der Dichter und Componiſt ſich ſehr viel Mühe machen, und einander die größte Gewalt anthun, ein ſehr elendes Werk zu Stande zu bringen. Nun kann man ſich leicht einbilden, was auf dieſen Eingang für eine Abhandlung folgen werde. Es iſt werth, daß ein jeder den ganzen Diſcurs leſe, weil er das ſtärkſte iſt, was ich wider die Opern gefunden habe. Man kann ihn in den Schriften der deutſchen Geſellſchaft auch überſetzt antreffen. Er iſt aber damit nicht zufrieden, daß er eine Critik darüber geſchrieben; ſondern hat ſich gar die Mühe genommen, eine ganze Comödie zu machen, der er den Titel, les Opera, gegeben. Seine Abſicht darinn iſt, nach dem Muſter des Cervantes im Don Quixote, das Lächerliche der Opern empfindlich zu machen:

Darum

Darum dichtet er, daß ein junges Frauenzimmer in einer gewissen Stadt, aus dem beständigen Lesen der Recueils des Opera, verrückt im Kopfe geworden, und, anstatt der gewöhnlichen Sprache, den Leuten lauter Operarien vorgesungen. Der Knoten in der Fabel ist dieser, daß sie einen alten Officier zum Freyer bekömmt; dem sie aber in lauter galanten Liederchen den Korb giebt, und ihren Aeltern selbst den Kopf mit ihrem Singen wüste macht: indessen aber mit einem andern jungen Stutzer, der sich ihrer Thorheit bequemete, und ihr auch lauter musikalische Liebeserklärungen that, ganze Operscenen von Cadmus und Hermionen spielete. Wer dieses alles deutsch lesen will, der schlage den II Band meiner Schaubühne nach. Ich bin versichert, daß der größte Opernfreund sich, bey der Vorstellung einer solchen Comödie, des Lachens nicht sollte enthalten können.

14. §. Mein fünftes Zeugniß nehme ich aus dem Riviere du Freny in seinen Amusemens serieux & comiques, auf der 22. Seite. Er führt daselbst einen Siameser in Paris herum, und da heißt es: Es ist 4. Uhr. Lasset uns in die Oper gehen. Wir brauchen wenigstens eine Stunde Zeit, ehe wir uns durch alle das Volk drängen, welches die Thüre belagert. Wie? sprach mein Siameser zu mir, was redet ihr von der Thüre? Nach der prächtigen Vorstellung, die ich mir von der Oper mache, müßte man nicht anders, als durch ein kostbares Thor hinein gehen. Hier seht ihr den Eingang; sprach ich, indem ich ihm einen sehr finstern Winkel zeigte. Wo denn? sagte er, ich sehe ja nichts, als ein kleines Loch in einer Mauer, allwo man etwas austheilet. Wir wollen hinzutreten! Was soll dieses? Welche Thorheit! Einen Louis d'or für ein klein Kartenblättchen! Doch stille! Ich wundere mich nicht mehr, daß es so theuer ist; denn ich sehe einige Characteres darauf, welche unfehlbar eine geheime Wirkung haben werden. Ihr betriget euch nicht gänzlich, sprach ich zu ihm: es ist ein Paß, damit man in das Land der Bezauberungen eingelassen wird. Kommt geschwinde hinein: wir wollen uns auf die Schaubühne setzen.

Auf

Digitized by Google

Auf die Schaubühne? sagte mein Siameser, ihr scherzt! Wir wollen ja nur zusehen; wir wollen nicht selber spielen. Das thut nichts, sprach ich, kommt nur mit. Man hört daselbst übel, man siehet nichts; aber es ist der theureste, und folglich der vornehmste Platz. Indessen, weil ihr der Opern noch nicht gewohnt seyd; so würdet ihr auf der Schaubühne auch das Vergnügen nicht haben, welches den Verlust des Schauspiels ersetzet. Kommt also mit mir in eine Loge. Indessen, daß man jene Leinwand aufziehet, will ich euch von den Ländern, die dahinter liegen, etwas erzählen. Die Oper ist, wie gesagt, eine bezauberte Gegend. Es ist das Land der Verwandlungen. Man sieht da die allerschleunigsten. In einem Augenblicke werden die Menschen zu Halbgöttern, und die Göttinnen zu Menschen. Der Reisende ist daselbst der Mühe überhoben, das Land durchzuziehen; denn die Länder selbst reisen da vor seinen Augen. Hier kann man, ohne von der Stelle zu weichen, von einem Ende der Erden bis zum andern; von der Hölle zu den elysischen Feldern kommen. Wird euch in einer abscheulichen Einöde die Zeit lang? Ihr dörft nur pfeifen, so befindet ihr euch im Göttersaale. Pfeift noch einmal, so seyd ihr in dem Lande der Hexen. Die Hexen in der Oper bezaubern so gut wie die andern. Allein ihre Bezauberungen sind, bis auf die Schminke, natürlich. Ungeachtet man seit vielen Jahren allerley Erzählungen von den Hexen der vergangenen Zeit gemacht hat; so macht man doch noch viel mehrere von den Hexen der Oper. Sie sind vielleicht nichts gewisser; aber sie sind wahrscheinlicher. Diese sind von Natur gutthätig: nur den Reichthum theilen sie nicht unter ihre Freunde aus; sie behalten ihn für sich selbst. Wir wollen noch ein Wort von den natürlichen Einwohnern der Opern sagen. Sie reden nicht anders als singend, sie gehen tanzend, und thun oft beydes, wenn sie die wenigste Lust dazu haben. Sie gehorchen alle dem Meister des musikalischen Chors, einem sehr unumschränkten Prinzen, der, wenn er seinen Zepter, der aus einer Rolle Papier besteht, erhebt, oder sinken läßt, alle Bewegungen

dieses

dieſes wunderlichen Volkes regieret. Die Vernunft iſt unter dieſen Leuten ſehr rar. Weil ſie den Kopf ganz voller Muſik haben; ſo denken ſie lauter Lieder, und ſprechen lauter Töne. Dem ohngeachtet haben ſie die Tonkunſt ſo hoch getrieben, daß ſie aus Operbüchern vernünftig würden reden können, wenn nur die Vernunft in Noten könnte gebracht werden.

15. §. Endlich und zum ſechſten will ich mich auf den ſinnreichen Des Callieres beruffen; der, wie bekannt iſt, Verfaſſer der Hiſtoire poetique de la Guerre entre les Anciens & les Modernes iſt. Im eilften Buche beſchreibt er das Entſetzen, welches Orpheus, Amphion und Arion über den fürchterlichen Namen des Lulli, in der prächtigen Beſchreibung der Opern empfunden, die Perault in ſeinem Gedichte, Le Siecle de Louis le grand, eingerücket hat. Orpheus will faſt an ſeiner Kunſt verzagen: aber ein italieniſcher Muſikus, der kürzlich aus der Oberwelt gekommen, tröſtet ihn wieder. Meyneſt du, ſagt er, daß die meiſten Menſchen, die dem Lulli ſo begierig nachlaufen, ſich beſſer auf die Muſik verſtehen, als die Beſtien, die dich vormals begleiteten? Und müſſen ſie nicht recht dumm ſeyn, da ſie unaufhörlich ihr Geld in die Oper tragen, um funfzigmal eben daſſelbe zu hören? Ich verſtehe das Handwerk, göttlicher Orpheus; drum ſey getroſt, ich werde dir zeigen: daß dieſe ſo berüchtigte Oper dasjenige gar nicht iſt, wofür man ſie ausgiebt. Hierauf fährt er fort, und geſteht zwar den franzöſiſchen Symphonien eine große Schönheit zu: allein die poetiſchen Stücke, die man abſinget, macht er deſto ärger herunter. Er ſagt, ſie wären ſehr übel ausgedacht, und ſchlecht eingerichtet, und würden von lauter ſchwachen Stimmen abgeſungen; davon man aus zwanzigen nicht eine verſtehen könnte, weil ſie durch die Inſtrumente ganz erſticket würden. Das Geräuſche davon wäre für den kleinen Ort, wo man ſie ſpielete, ſo groß, daß man kaum ohne Kopfſchmerzen und vielmaliges Gähnen, nach Hauſe käme, wenn man es drey Stunden lang gehöret hätte. Indeſſen liefe alle Welt hinein, um der Mode gemäß, etliche Stunden übel zuzubringen. Es wäre nichts ekelhafters, als

die

die kläglichen Recitative anzuhören, die den gröſten Theil dieſer Singſpiele einnähmen: und der Muſikus ſollte von rechtswegen die Zuſchauer bezahlen, daß ſie ſich die Geduld nehmen wollten, ſich ſo lange plagen zu laſſen. Die Sänger und Sängerinnen erzählten auf eine ganz unnatürliche Art, nämlich ſingend, ſolche Abentheuer, die aller Vernunft und Wahrſcheinlichkeit zuwider liefen, keine Leidenſchaften erregen könnten, und ſo ſchlecht geſetzt wären; daß der elendeſte Stümper aus dem Stegreiſe eben ſolche Melodien erdenken könnte, als Lulli ſelbſt in Noten geſetzt hätte. Endlich merket er an, daß ſich Lulli zum Meiſter der ganzen Schaubühne aufgeworfen, und ſich ſo gar den Poeten unterwürfig gemacht hätte: anſtatt daß ſich die Muſik billig nach den Gedanken des Dichters richten ſollte.

16. §. Darauf erſcheint Lulli ſelbſt im Reiche der Todten, und redet den Orpheus dergeſtalt an: Ich habe längſt von dir reden hören, als von einem Meiſter in unſrer Kunſt. Du ſollſt eine hübſche Leyer geſpielet, und gar die Hölle damit bezaubert haben: allein nach reifer Ueberlegung dünkt es mich, du habeſt deinen Ruhm nur durch gewiſſe Künſte erlanget. Was mich anlanget, ſo ſpiele ich eine Violine, und componire ſo ziemlich. Wir wollen mit einander zur Probe eine Oper ſpielen, die ſoll uns ſchon was einbringen. Die Griechen werden ja ſo neugierig ſeyn, als die Franzoſen. An Poeten wird es uns nicht fehlen, die Verſe zu machen. Apollo ſoll ſeinen Parnaß zum Theater hergeben; der Pegaſus muß zur Maſchine dienen, etwas durch die Luft fliegen zu laſſen; die neun Muſen ſollen Sängerinnen abgeben; Apollo mag auf der Leyer ſpielend, mit ſeinem glänzenden Wagen vom Himmel herunter kommen, wie ich ihn ſonſt ſchon bey Hofe vorgeſtellet habe. Man hat mir von einem gewiſſen Pfeifer, der Königinn Clytemneſtra etwas erzählt, der auch dabey ſeyn muß. Ich möchte wiſſen, ob er ſo gut ſpielt, als Des Coteaux. Er ſoll ja mit ſeiner Muſik die Keuſchheit des Frauenzimmers befördert haben? Was mich anlangt, ſo geſtehe ich es frey heraus, daß meine Sachen gerade das

Gegentheil gewirket; und daß ich, als ein nützliches Werkzeug, an der Verderbung der Sitten meiner Zeiten gearbeitet habe. Nichts desto weniger verdienen sie eben den Ruhm, weil sie sich nach der Absicht ihres Urhebers gerichtet haben. Ueber eine so seltsame Rede erschrack Orpheus; sonderlich, daß er so verwegen von dem Apollo und den Musen gesprochen, und so gewinnsüchtig gewesen, da er selbst doch der bloßen Ehre halber gearbeitet hätte: worauf Lulli sie für Narren schimpft, und mit allerley närrischen Posituren davon läuft.

17. §. Ich habe nur einen gelinden Auszug von dem weit schärfern Urtheile dieses Kunstrichters gemacht; wie ein jeder, der es selbst nachlesen will, leicht sehen wird. Zu diesen Zeugnissen nun könnte ich noch ein siebentes hinzufügen, welches alle vorige an Wichtigkeit übertrifft. Es ist dieses des Muratori seines, der als ein Italiener, bey der Quelle aller schönen Opern, in Welschland, zu Hause ist, und sie als ein Poet und Kunstrichter am besten kennen muß. In seiner Poesia perfetta italiana, hat er ein paar lange Capitel wider dieselben eingeschaltet: weil ich aber das eine davon bereits in den VI B. der Critischen Beyträge eingerücket habe, so will ich mich bloß darauf beziehen, und meine Leser dahin verweisen. Ich enthalte mich nunmehro noch, die Zeugnisse unserer Landesleute, und darunter des berühmten Neukirchs anzuführen, der in seinen Satiren, die in den hankischen Gedichten stehen, oft auf eben den Schlag davon geurtheilet hat. Ich gedenke auch des Zuschauers nicht, der sein Misfallen darüber in den ersten Theilen oft zu verstehen gegeben. Ich erwähne auch des ungenannten Verfassers von dem englischen Buche The Gentlemens Recreation nicht, der in seinem poetischen Tractate p. 23. das lächerliche Wesen der Oper gleichfalls abgemalt: sondern ich überlasse nunmehro einem jeden die freye Wahl, ob er sich für, oder wider die Opern erklären wolle. Ich meines Theils habe für alle die geschickten und gelehrten Männer, die sich auch in diesem Stücke bey uns geübt haben, eine gebührende Hochachtung: ich erfreue mich aber mit dem großen Fenelon, dessen Gedanken von der

Tragödie

Tragödie vorm I. Bande meiner Schaubühne stehen, wenn das Operwesen theils so unvollkommen bleibet, theils in Deutschland mehr und mehr in Abnahme geräth. Das leipziger Operntheater ist seit vielen Jahren eingegangen, und das hamburgische hat gleichfalls nur neulich aufgehöret. Das braunschweigische liegt in den letzten Zügen, und es steht dahin, ob es jemals wieder in Flor kömmt. Auch in Halle und Weißenfels hat es vormals Operbühnen gegeben, andrer kleinen fürstlichen Höfe zu geschweigen; die aber alle allmählich ein Ende genommen haben. Dieses zeiget mir den zunehmenden guten Geschmack unsrer Landesleute, wozu ich ihnen Glück wünsche. Denn wären Liebhaber genug vorhanden gewesen, die einer solchen Lustbarkeit hätten beywohnen wollen: so würde man das Ende dieser Schaubühnen noch nicht gesehen haben. Dagegen sieht man, daß die Comödien und Tragödien täglich mehr und mehr Beyfall finden, und mit der Zeit allenthalben die Oberhand bekommen werden: wenn man nun erst großen Herren die gar zu große Liebe ausländischer Sprachen aus dem Sinne bringen wird. Das wird aber bloß auf unsre Poeten und Comödianten ankommen: deren jene schöne, regelmäßige Stücke zu verfertigen; diese aber dieselben gehörig aufzuführen beflissen seyn müssen.

18. §. Nun habe ich es zwar, seitdem die erste Auflage dieses Buches heraus ist, gesehen, daß zweene gelehrte und geschickte Männer, und sehr gute Poeten unsers Vaterlandes, wider die bisher von mir behauptete Meynung von Opern geschrieben, und dieses Hauptstücke von Opern zu widerlegen gesucht haben. Der erste war Herr D. Hudemann, der damals noch in Hamburg lebte. Dieser wackere Mann gab bey seinen Gedichten auch eine Opera, und vor derselben noch eine Vertheidigung der Singespiele, gegen meine Dichtkunst heraus. Ich hielt es für nöthig, einem so geschickten und bescheidenen Gegner zu antworten; und that es wirklich in den Beyträgen zur critischen Hist. der D. Spr. P. und Ber. Was hätte mir aber angenehmers begegnen

können, als daß diese meine Antwort so glücklich war, die Einwürfe meines gelehrten Widersachers gänzlich zu heben! Er that mir solches in einem höflichen Schreiben selbst zu wissen, und versicherte mich, daß er nunmehro völlig meiner Meynung wäre, ja, zum Zeichen seiner völligen Bekehrung von der Oper zum Trauerspiele, selbst, seine Poesie der tragischen Bühne zu gut brauchen wolle. Es hat auch derselbe wirklich Wort gehalten, und aus dem Racine die Phädra in deutsche Verse übersetzet; und ich wünsche nur, daß er dieselbe bald ans Licht stellen möge. Der freundschaftliche Briefwechsel, der seit der Zeit, zwischen diesem sinnreichen Dichter und mir, fortgedauret, ist mir desto angenehmer geworden, weil er aus einer Uneinigkeit in Meynungen seinen Ursprung gehabt.

19. §. Mein andrer Gegner ist der Herr von Uffenbach, gewesen, ein nicht minder scharfsinniger und lehrreicher Poet in Frankfurt am Mayn, woselbst er auch wichtige Aemter bekleidet. Auch dieser gelehrte Mann hatte seine Widerlegung meines Hauptstückes von Opern der Sammlung seiner Gedichte einverleibet; aber gleichfalls mit so vieler Höflichkeit und Bescheidenheit die Feder geführet, daß ich demselben die Antwort unmöglich schuldig bleiben konnte. Ich habe sie gleichfalls in den Critischen Beyträgen der Welt bekannt gemacht: und was wollte ich mehr wünschen, als daß ich auch mit dieser Vertheidigung meiner Meynung von Singespielen eben so glücklich gewesen wäre, als mit der ersten. Nun habe ich zwar noch keine Nachricht davon: doch weil dieser gelehrte Mann weiter die Feder nicht angesetzet, und mir gleichwohl durch einen dritten Mann die Ehre gethan, mich begrüssen zu lassen: so glaube ich, daß der Unterscheid unsrer Meynungen voritzo so groß nicht mehr seyn wird. Sollte indessen jemand durch diese beyde Antworten noch nicht vollkommen von meiner Meynung überredet worden seyn: so bitte ich, daß er noch meine Vorrede, zu dem von Herrn M. Schwaben übersetzten Antilongin des D. Swifts, von dem Bathos der Opern durchlesen, und dem Beweise nach-

Digitized by Google

nachdencken wolle, den der gelehrte Herr D. Ludewig allhier in den Critischen Beyträgen gegeben hat: Daß eine Oper unmöglich gut seyn könne.

20. §. Noch einen Einwurf sehe ich vorher, den ich nicht unbeantwortet lassen kann. Was sollen aber große Herren, wird man sprechen, zu ihrer Ergetzung, bey großen Solennitäten, für Lustbarkeiten anstellen: wenn man die Opern so gar abschaffen will? Sollen sie denn an Pracht und Kostbarkeit vor gemeinen Bürgern nichts voraus haben? Ich antworte erstlich: ein gutes Trauerspiel kann mit eben solcher Pracht aufgeführet werden, als ein Singespiel, wenn man nur an Verzierung und Erleuchtung der Schaubühne, an den Kleidungen der Comödianten, an der Musik, und an Tänzen, die zwischen den Aufzügen eingeschaltet werden, nichts sparen will. So habe ich zu unsers hochseligen Königs Augusts Zeiten die französischen Trauerspiele auf dem dreßdenischen Opertheater im Zwinger vielmals aufführen sehen: und so ist auch mein sterbender Cato, auf der braunschweigischen großen Schaubühne, vor des hochseligen Herzogs Ludewigs Rudolphs Durchl. einmal von der neuberischen Gesellschaft aufgeführt worden. Doch gesetzt, man wollte noch etwas anders auf der Schaubühne haben, dabey mehr Musik, und mehr Vorstellungen vorkämen: so kann schon Rath dazu werden, ohne zu den Opern seine Zuflucht zu nehmen. Man erfinde doch nur künstliche Ballete, nach Art der alten Griechen, und neuern Franzosen. Diese werden zu der größten Pracht in Verkleidungen, zu neuen und seltsamen Verzierungen der Schaubühne, zu vielen musikalischen Compositionen, und recht sinnreichen und allegorischen Tänzen Gelegenheit an die Hand geben. Der gelehrte Menestrier hat im Französischen einen sehr schönen Tractat, Des Ballets Anciens et modernes, selon les Regles du Theatre, geschrieben. Diesen preise ich allen denen an, die etwas zur Vergnügung großer Herren erfinden wollen, das neu ist, und in die Augen fällt. Wir haben auch in Deutschland schon Proben da-

von gesehen, nämlich am vorigen Hofe zu Berlin. Wer die besserischen Gedichte nachschlagen will, der wird sich einigen Begriff davon machen können; wiewohl diese Versuche vielleicht nicht in allen Stücken, nach den Regeln Menestriers, die Probe aushalten dörften. Man kann auch in dem Moliere einige solche Erfindungen nachlesen, die er am Hofe Ludewigs des XIV. angegeben hat.

21. §. Und von diesem schönen Werke einen kleinen Vorschmack, und denen, die zur Erfindung solcher Tänze Gelegenheit haben sollten, eine kleine Anleitung dazu zu geben; will ich einen kurzen Auszug aus demselben geben. Ich halte mich aber bey der Historie des Tanzens nicht auf. Ein jeder weis, daß es sehr alt ist. Die Schwester des Moses tanzte mit allen israelitischen Weibern nach dem Durchgange durchs rothe Meer, und sang dazu. Die Töchter von Siloh hatten ein jährliches Fest, da sie tanzten. David tanzte vor der Bundeslade, und vorhin hatten alle jüdische Weiber getanzt, als derselbe den Philister Goliath geschlagen hatte. Dieses waren nun fast lauter andächtige und religiöse Tänze. Eben so haben die heidnischen Völker bey ihrem Gottesdienste allerley Tänze eingeführt gehabt; ja sie sind auch in der ersten Kirche an vielen Orten eingeführt gewesen, wo man sie in dem Chore der Kirchen, der als eine Schaubühne erhaben war, gehalten; bis sie vieler Misbräuche halber abgeschaffet worden. Die alten Kirchenväter haben wider die theatralischen Tänze der Heiden geeifert, nicht weil sie Tänze waren; sondern weil sie sehr freche und üppige Tänze waren, die ein großes Aergerniß gaben. Von solchen geistlichen Tänzen aber ist hier gar nicht die Rede, wenn wir von den Balleten handeln: und also darf man gar nicht besorgen, daß dadurch das Heidenthum mit seinen Schandbarkeiten wieder eingeführet werden würde.

22. §. Wir wollen uns auch bey denen Tänzen nicht aufhalten, die nach den besten alten Dichtern den heidnischen Gott-

Gottheiten beygelegt worden. Beym Athenäus tanzet einmal Jupiter selbst. Pindarus nennt den Apollo einen Tänzer: Virgil läßt Dianen mit ihren Nymphen an dem Flusse Eurotas tanzen. Apulejus sagt, Venus habe auf der Psyche Hochzeit getanzet; und Horaz setzt hinzu, sie habe es bey Mondenscheine, in Gesellschaft der Gratien, auch einandermal gethan. Bacchus soll in Indien getanzt haben. Hesiodus läßt die Musen um den Altar Apollons vor Sonnen-Aufgange tanzen. In einer Idylle des Theokritus tanzen die Nymphen der Brunnen; und im Virgil tanzen auch die aus den Schiffen verwandelten Seenymphen um den Aeneas her. Alles dieses führe ich an, um zu zeigen, daß man nach der Wahrscheinlichkeit der alten Fabeln, auch die Götter könne tanzen lassen: denn diese mythologische Personen haben an unsern Ballets einen großen Antheil: und so sparsam sie in den Trauerspielen statt haben, so häufig können sie in diesen Tanzspielen vorkommen. Ja in Ermangelung bequemer Gottheiten, kann man sich allegorische Personen dichten, und sie tanzend aufführen. Z. E. Die Jahreszeiten, die Welttheile, die Schutzgeister der Länder und Völker, die Monathe, die vier Winde, die sieben Planeten, die Stunden des Tages und der Nacht, die himmlischen Zeichen, die Tugenden und Laster, die Wissenschaften und Künste; kurz, alles was ein Poet, durch eine Personendichtung redend einführen kann, das kann auch in einem solchen Tanzspiele, tanzend vorgestellet werden.

23. §. Wie nun ein jeder hieraus sieht, daß es bey diesen unsern Tänzen nicht nur auf die Figuren der Tänze allein, sondern auch auf die tanzenden Personen ankömmt: Also muß ich auch gleich anfänglich erinnern, daß alle diese Tanzspiele allegorische und bedeutende Tänze in sich halten müssen. Fragt man nun, was denn diese Tänze bedeuten können und sollen? So antworte ich; erstlich eine Verehrung vornehmer Personen, an deren Festtagen sie aufgeführet werden: denn die Alten glaubten, daß das Tanzen eine

Art des Gottesdienstes wäre, welche den Göttern sehr gefällig seyn müßte. Man meynt, dieses habe seinen Ursprung, aus der Meynung des Pythagoras, der dafür gehalten, daß GOtt eine Harmonie, (Numerus) oder ein Tact das ist ein abgemessenes, sehr wohl übereinstimmendes Wesen sey. Dem sey nun wie ihm wolle: so haben doch fast alle Völker bey ihrem Gottesdienste Musiken und Tänze gehabt; diejenigen Gottheiten zu verehren, denen die Feste geweihet waren. Daher ward auch in allen wohlbestellten Republiken die Jugend zum Tanzen angeführt, theils daß sie geschickt, theils daß sie stark von Leibe werden möchte: denn es gab auch martialische Tänze, die mit voller Rüstung, oder doch mit einigen Waffen geschahen. Selbst die lacedämonische Jugend war davon nicht ausgenommen: und die größten Helden haben solche Tänze theils geliebet, theils mitgemachet, wie die Exempel Merions aus Creta, des Ulysses, des Antiochus, des Polysperchon, des Philippus, Alexanders Vater, des Epaminondas, des Scipio, u. a. m. zeigen.

24. §. Doch unsre Tanzspiele sollen nicht nur bloße Tänze, sondern Allegorien, und redende Bilder gewisser Dinge seyn. Lucianus will das erste Muster solcher Ballete in der Bewegung der Sterne und Planeten finden, die mit der schönsten Harmonie geschieht: und es wäre nicht unmöglich, solche planetische Tänze, welche die berühmten Weltordnungen vorstelleten, aufzuführen, wie Postel in seinem Wittekind schon gedichtet hat. Die Aegyptier sind die ersten Erfinder hieroglyphischer Tänze gewesen. Plato ist ihr Bewundrer und Schüler gewesen, und kann denjenigen nicht genug loben, der zuerst die Harmonie des ganzen Weltgebäudes in einem Tanze vorgestellet hat. Die Ausleger des Sophokles, Euripides und Aristophanes haben uns die Geheimnisse, die Plato unerklärt gelassen, entdecket. Sie sagen, alle Tänze der Aegyptier hätten die Bewegungen der Gestirne vorgestellt: weil sie allemal rings um ihre Altäre getanzet hätten, die gleichsam wie die Son-

ne in dem Mittelpuncte des Himmels, gestanden hätten. Daher wären nun in den Chören der Tragödien die Strophen, und Antistrophen entstanden. Denn erstlich hätten sie im Kreise von Morgen gegen Abend in die Runde getanzet, um dadurch die gemeine Bewegung des Himmels abzubilden: hernach aber hätten sie den Kreis von Abend gegen Morgen herum gedrehet, um dadurch die eigene Bewegung der Planeten wider die Ordnung der himmlischen Zeichen im Thierkreise vorzustellen. Zuletzt aber hätten sie noch die Epode, oder den Beschluß, stillstehend abgesungen; um dadurch die Unbeweglichkeit der Erdkugel abzubilden. Die Griechen haben diese ägyptische Erklärung verworfen, und die Tänze von dem Ein- und Ausgange des Theseus in den Labyrinth erkläret; als welcher Held die griechische Jugend zu Delos zuerst darinnen unterrichtet hatte.

25. §. Dieses ist nun die erste Art solcher bedeutenden Tänze gewesen, die mit zu den Schauspielen gezogen worden; und die Athenäus philosophische Tänze nennet, weil alles darinn ordentlich und bedeutend war. Agamemnon hat seiner Gemahlinn Clytemnestra, als er nach Troja zog, einen so philosophischen Tanzmeister hinterlassen, der ihr durch allegorische Tänze die Zeit verkürzen und zugleich die Liebe zur Tugend beybringen sollte: und dieses ist mit so gutem Erfolge geschehen, daß sie nicht eher verführet werden können, als bis Aegysthus diesen Meister ermordet hatte. Die Alten spielten auch im Tanzen den Ball, und daher kömmt das heutige Wort Ball, Ballet, womit man die Tänze benennet, von βαλλειν werfen: σφαιρα βαλλομενη, eine Kugel zum werfen, wie Suidas den Ball erklärt. Darauf haben sich allerley Meister der Ballete gefunden: Bathyllus von Alexandrien hat lustige, Pylades aber ernsthafte und pathetische Tänze zu den Schauspielen erfunden. Solche Tänze nun waren geschickt, die Bewegungen des Leibes zu bessern, so wie die Tragödie die Regungen des Gemüths in Ordnung zu bringen dienen sollte. Aber überhaupt geben die Alten, die

davon

davon geschrieben haben, diese Erklärung eines solchen Tanzspiels: Es sey eine Nachahmung derjenigen Sachen, die man sagt und singet, durch abgemessene Geberden und Bewegungen des Leibes. Und Aristoteles sagt gar, daß man die Sitten und Gemüthsbewegungen, durch die harmonischen tactmäßigen Stellungen und Tritte ausdrücken müsse.

26. §. Es ist also mit den Balleten oder Tanzspielen nicht anders bewandt, als mit den übrigen Künsten: sie sind alle Nachahmungen, nur mit dem Unterschiede, daß, da die Malerey z. E. nur die Figur, die Farben und die Ordnung der Dinge vorstellen kann; diese Tanzkunst auch die Bewegungen ausdrücket, und sogar die Natur vieler Dinge und die verborgene Beschaffenheit des Gemüths abschildern kann. Diese Nachahmung nun geschieht durch die Bewegungen des Leibes, und zwar nach der Harmonie der Musik, welche gleichfalls die Gemüthsbewegungen ausdrücket. Es ist bekannt, wie vieles man mit Geberden und Bewegungen der Gliedmaßen des Leibes zu verstehen geben kann; und die Alten haben ihre Pantominen gehabt, die sich alles, ohne ein Wort zu sprechen, auszudrücken getrauet. Man weis auch, daß jede Gemüthsbewegung ihre eigene Stellungen und Bewegungen hat, dadurch sie sich an den Tag legt. Solche Dinge nun müssen in den Tanzspielen vorgestellet werden. Wir haben an der Folie d'Espagne, und vielleicht auch an dem so genannten Aimable Vainqueur, wenn dieser von zweyen getanzt wird; ein Paar Tänze, die solche Gemüthsbewegungen ausdrücken. Denn jener soll den spanischen Eigensinn, dieser aber die Gemüthsart zweyer Verliebten vorstellen, die bald sehr freundlich miteinander thun, bald kaltsinnig werden, bald sich erzürnen, sich aber dennoch wieder vertragen: und es fehlt nur ein Text dazu, der sich zu allen diesen Geberden schicket, und sie zu erklären geschickt ist, so wird es ein jeder bemerken. Auch die englischen Tänze sind insgemein so allegorisch, wie z. E. der Jalousie - Tanz genugsam zeigen kann; der alten deutschen Schäfertänze zu geschweigen.

27. §.

Digitized by Google

27. §. Doch ich vertiefe mich zu weit. Nun sollte ich weitläuftig lehren, wie ein Erfinder solcher Trauerspiele sich eine alte Geschicht, oder Fabel erwählen, oder auch eine neue ersinnen könne, die er in einem theatralischen Tanze vorstellen will. Ich sollte zeigen, wie diese Erfindung im Tanzen, gleichfalls eine Einheit in der Handlung oder Absicht haben muß, darauf alle ihre Theile abzielen. Ich sollte auch an die Hand geben, was für Mittel man habe, die Personen, die man tanzend aufführt, zu characterisiren. Ich sollte endlich zeigen, was man bey dem allen für Fehler begehen könne, und dieses mit Exempeln alter und neuer, guter und schlechter Ballete erläutern. Allein theils ist dieses schon in den vorigen Capiteln von Schauspielen geschehen, theils muß es ein Erfinder dieser Spiele aus dem Alterthume und der Mythologie wissen, theils ist es mir hier zu weitläuftig ins Werk zu richten. Uebrigens gehören aber auch geschickte Musikmeister und Tanzmeister dazu, die das, was der Poet erfunden, geschicklich auszuführen wissen. Daß ein vermögender großer Herr dazu gehöre, der zu dergleichen Spielen die Kosten hergeben kann, das versteht sich von sich selbst. Denn man braucht nicht allein eine prächtige Schaubühne, mit vielen Verzierungen, sondern auch fast bey jedem neuen Ballete, neue Maschinen, Kleidungen und Zierrathe in großer Menge. Was kostet nicht die große Anzahl Tänzer zu unterhalten, die sich oft bis auf 50. Personen und drüber erstrecken können?

28. §. Ich habe es noch vergessen zu erwähnen, daß aller Schönheit der Vorstellungen ungeachtet, dennoch oftmals diese allegorischen Tänze dem meisten Theile der Zuschauer wahrhafte hieroglyphische Figuren seyn würden, davon sie nichts verstünden: wenn nicht der Poet zuweilen den vornehmsten Personen solcher Tanzspiele auch gewisse Worte zu reden und zu singen in den Mund legte. Diese werden nun in lauter Versen, doch kurz und gut gemacht: weil die Absicht nicht ist, durch Worte, sondern durch Bewegungen des Leibes etwas anzuzeigen. Doch wer davon mehrere An-

leitung verlanget, der muß den oben gerühmten Meneſtrier nachleſen, wo er zugleich einen großen Vorrath von Erfindungen zu Balleten antreffen wird. Man kann auch die gelehrten Abhandlungen nachleſen, die in den Memoires de l'Academie des belles Lettres & des Inſcriptions, in verſchiedenen Bänden dieſes Buches vorkommen. Endlich leſe man auch das oberwähnte Buch The Taſte of the Town, wo gleichfalls in der III. Abtheilung von den Tänzen, und in der IV. von Chören gehandelt wird, die beyde zu dieſer Abſicht gehören. Vielleicht kommen einmal in Deutſchland die Zeiten, da man durch dergleichen ſinnreiche Erfindungen die Schaubühne wieder emporheben, und den bisherigen Wuſt der unnatürlichen Opern, in ſolche allegoriſche Tanzſpiele; die abgeſchmackten Haupt- und Staatsactionen, in herzrührende Trauerſpiele, und die närriſchen Burlesken der italieniſchen und andrer gemeinen Comödianten, in lehrreiche und ſcherzhafte Luſtſpiele verwandelt ſehen wird.

E N D E.

werden 291. ob die Großen von ihrer Güte allezeit urtheilen können 298. wer das Sylbenmaaß zuerst hinein gebracht 73. solches beobachten die Franzosen darinnen nicht 77 f. haben die Deutschen zeitig in Acht genommen 79. darinnen sehn die Engeländer zuweilen nur auf die Länge der Zeilen 81. wie man den Titel dazu machen soll 646

Verse heroische, ob man sie im Deutschen einführen könne 391 f. solche macht Heraus 394

jambische lieben die alten Deutschen sonderlich 385 f.

reimlose ihr Nutzen 402 f. warum Seckendorfs seine nicht beliebt worden 400

Versetzung, was diese Figur ist 321

Versetzung der Wörter ist ein Fehler in Versen 292. vertheidigt Aristoteles 292. ob bey den Römern alle mögliche in Versen erlaubt gewesen 292. darinnen sucht Terceau das Wesen der poetischen Schreibart 293 welche bey einem Poeten noch zu dulden sind 294 f. Exempel von unleidlichen 295 f. welche der poetischen Schreibart eine Zierde geben 305. kann auch die Prosa leiden 308. woraus sie entsteht 309. dient zuweilen zur Aufmerksamkeit 310. wenn man sich ihrer bedienen darf 311

Versmacher gab es in Rom zu Augusts Zeiten häufig 3

Verstärkung, was diese Figur ist 324

Versus leonini, wenn sie aufgekommen sind 75

Virgil ist in Beschreibungen bescheiden 145. sündigt wider die Wahrscheinlichkeit 145. wird vom Voltaire vertheidigt 204 dessen Schreibart wird gelobt 358 was er für eine Absicht bey seiner Aeneis gehabt hat 678 dessen Schäfergedichte, was daran auszusetzen ist 484. darinnen ist er sehr keusch 39. darinnen ruft er die Musen an 173

Voltaire wird wegen der angebrachten Zauberey in seiner Henriade getadelt 183. vertheidigt den Virgil seiner seltsamen Wunder wegen 204. hat Unwahrscheinlichkeiten 215. was er zu einem Heldengedichee erfodert 683

W

Wahrscheinlichkeit in der Poesie 198 f. was sie ist 198. ob sie der Fabel zuwider ist 199. ist zweyerley 199. Aristotels Meynung davon tadelt le Clerc 200. wie das Unglaubliche solche erlangen könne 201. muß nicht bis aufs Unmögliche gehen 201. Homer beobachtet solche nicht 201 f. Virgil begeht Fehler dawider 204. f. Camoens verstößt dawider 206. wie auch Alonzo 206 Tasso sündiget dawider 207. setzt Ariost aus den Augen 209. übertritt Marino 211. beobachtet Milton nicht 213. übertritt Voltaire 215. nimmt Sophokles nicht in Acht 219

Wein giebt Anlaß zur Poesie 82

Weise (Christian) seine Poesie ist prosaisch 257. wie dessen Comödien beschaffen sind 739

Weltweiser, wie er von einem Poeten unterschieden ist 99

Wiederholung, was diese Figur ist 328

Wiederkehr, was diese Figur ist 341

Widerruf, was diese Figur ist 318

Winsbeck schreibt jambische Verse 79

Witz, was er ist 102. muß ein Poet haben 103. macht die poetische Schreibart 351

Wohlklang in der Poesie, was man darunter versteht 377. woher

Digitized by Google

her derselbe entspringt 377. wovon er herzuleiten ist 378
Wolf, wofür er einen Roman hält 151
Wortfügung, die natürliche soll in Versen beobachtet werden 291 294
Wortspiel, was es ist 250 f. = = hat Flemming zuweilen 251 f. eins aus dem Virgil und Cicero 254. ob man solche machen solle 254. wer dawider geeifert 254. Probe desselben 255 f. wo sie erlaubt sind 256
Wörter, wie vielerley Gattungen derselben sind 225. ob man die aus dem Lateine herstammenden alle übersetzen solle 238 f. wie sie in Versen sollen geordnet werden 291 f. deren Ordnung ist nicht gleichgültig bey den Griechen 291 ob man sie in Versen verstümmeln darf 296
altfränkische, wo man sie findet 226. ob sich ein Poet derselben bedienen könne 227 f.
fremde, ob ein Poet solche brauchen solle 231
gemeine, ob sie einem Poeten verbothen sind zu brauchen 230
neue, ob man im Deutschen solche machen könne 236 f. davor soll man sich hüten 240. kann ein Poet zuweilen wagen 242
schöne machen noch nicht ein Gedicht schön 20
übliche, was ein Poet dabey zu merken hat 229
Wunder, wie sich ein Poet derselben bedienen müsse 181. in deren Erdichtung fehlt Homer und Virgil 181. wie auch Tasso und Milton 182. damit soll ein heutiger Poet sparsam seyn 183
Wunderbare, Eintheilung desselben 171 f. von den Göttern, wo es statt findet 181. 183. Exempel vom Abgeschmackten 182. ob man es in Zaubereyen suchen solle 185. darunter gehört die Fabel 186. das von den Menschen entsteht 188. ob es allein in Heldengedichten und Trauerspielen herrsche 189 f. wie weit man es treiben könne 190. aus gar zu großer Begierde dazu, kann man leicht ins Abgeschmackte fallen 193 in den Begebenheiten 194. was zu diesem gehöret 194. welches das beste ist 195. ob man es in den Gestirnen suchen solle 196

Z

Zauberey, ob ein Poet solche in seinen Gedichten anwenden solle 185. darinnen sucht Tasso das Wunderbare 208. ob man sie auf der Schaubühne vorstellen solle 724
Zeichnen soll ein junger Poet lernen 104
Zergliederung, was diese Figur ist 330
Zesianer verstoßen in Hervorbringung neuer Wörter 14. 236
Ziegler, Caspar, macht gute Madrigale 616
Heinr. Anshelm von, dessen Banise, der beste deutsche Roman 167. was von seinen Heldenbriefen zu halten ist 519
Zorn, was er für einen Ausdruck erfordere 20
Zusammenhäufung, was es für eine Figur ist 327
Zweifel, was für eine Figur es ist 317
Zwischenfabel, was sie ist 158 in einem Heldengedichte, wie sie seyn soll 691

Digitized by Google

* *

Register
über die vornehmsten Sachen.

A

Abschnitt in Versen, was er ist 407. wird von den Alten an keiner gewissen Stelle gemacht 407. trägt viel zum Wohlklange bey 408. was dabey zu beobachten ist 408 f.
Aeschylus, was er zur Verbesserung der Schauspiele beygetragen 43 verbessert die Tragödie 704
Affect, in dessen erster Stärke kann man nicht dichten 145. ihn drückt Hofmannswaldau nicht aus 146. auch Lohenstein nicht 720
Allegorie, was sie ist 266. was zu einer guten gehört 267
Alonzo handelt wider die Wahrscheinlichkeit 206
Amphion bauet die Mauren zu Theben 58
Amthor schreibt poetisch 352. ist nicht glücklich in Elegien 519. 520 versieht es leicht in der Schreibart in Briefen 546
Anadiplosis, was so genennet werde 323
Anagramma, was davon zu halten ist 620
Anrede, was diese Figur ist 340
Anrufung der Gottheiten, eine Art des Wunderbaren in der Poesie 172. muß in einem Heldengedichte nicht vergessen werden 695 der Musen, wo sie erlaubt ist 175 f.
Antimachus, wie er seine Gedichte geschrieben habe 26
Antonomasie, was diese Figur ist 276
Araber sollen den Reim erfunden haben 74
Archilochus, Erfinder der jambischen Verse 18
Arie, was man so nennt 466. wer dazu Anleitung gegeben 467. wie ihr Inhalt seyn soll 468. darinn soll der Componist nicht alle Wörter so zerren 469. wie vielmal man gewisse Wörter darinnen wiederholen solle. 472
Arioso, was so heißt 466
Ariost hat viele Unwahrscheinlichkeiten. 209
Aristarch, ein guter Criticus 63
Aristophanes, wie er seine Personen reden läßt 23
Aristoteles ist der beste Criticus unter den Griechen 97
Atellana, was es ist 37
Aufhalten, was diese Figur ist 334 f.
Aufsteigen, was diese Figur ist 344
Auftritte in den Scenen, was von ihnen zu mercken ist 727 f.
Aufzüge in einem Schauspiele, wie viele deren seyn sollen 31. 709. 744
Ausruf, wo diese Figur gebraucht wird 29

B.

Ballette, was sie sind 776. können statt der Opern eingeführet werden 771. darinnen können die Gottheiten oft vorkommen 773. sollen allegorisch seyn 773. wo Lucian das erste Muster derselben finden will 774. woher der Name gekommen ist 775
Baptista Mantuanus, wie er seine Schäfer zuweilen characterisiret 485
Barden reimen ihre Gedichte 76
Befragen, was diese Figur ist 342
Beschreibung, was diese Figur ist 328. sie sind das geringste in der Poesie 143. darinnen ist Virgil bescheiden 145

Besser, seine Poesie ist zuweilen nur eine abgezählte Prose 257. ob er in seinem Klaggedichte natürlich geblieben 191. eine undeutliche Stelle aus ihm 303
Beurtheilungskraft, ob sie einem Poeten nöthig ist 108
Beyfall, ob der allgemeine ein Kennzeichen der wahren Schönheit sey 95
Beywörter, darinnen besteht eine große Schönheit 245. was ein Poet für welche gebrauchen dürfe 245. sollen in Versen nicht müßig da stehen 246. ob man zu einem Worte viele zugleich setzen dürfe 246 f. darinnen ist Flemming geübt 248. ob sich ein junger Poet die schönsten sammlen solle 250
Bilder, redende der Franzosen 615
Bilderreime, was davon zu halten sey 620
Bodmer, dessen Uebersetzung vom Milton 684
Boileau eifert wider die Wortspiele 254 f. dessen Art poetique wird von einem Frauenzimmer critisiret 638 f. dessen Zeugniß wider die Opern 762
Bombast, was es ist 279
Bossu, dessen Erklärung von der Fabel, 150. solche wird untersuchet 150 f.
Brebeuf hat zu viel Feuer 109
Briefe, poetische, deren Beschaffenheit 539. wer gute Muster davon gegeben 540. was für Verse man dazu gebrauchen solle 540. 541. was sie für einen Inhalt haben können 541 f. was zu ihrer äußerlichen Einrichtung gehört 545. wie ihre Schreibart seyn soll 546
la Bruyere, dessen Meynung von Opern 760
Buch Hiob soll in Herametern geschrieben seyn 72
Buchstabenwechsel, was davon zu halten sey 620

C

des Callieres Zeugniß wider die Opern 766
Callinous soll Erfinder der Elegie seyn 17
Camoens verstößt wider die Wahrscheinlichkeit 206
Canitz, dessen Schreibart ist natürlich 357. dessen Briefe sind schön 540. dessen Satiren wie sie beschaffen sind. 568
Cantaten, was dazu Anlaß gegeben 465. darinnen haben sich die Poeten von den Componisten Regeln vorschreiben lassen 467. gewisse italienische sind lächerlich 471 wie sie sollen gesungen werden 466 f. was für Materie dazu gehört 468. wie sie sich anfangen und enden sollen 473. wie viel Arien eine haben soll 474
Cervantes bringt die abendtheuerlichen Fabeln und Ritterbücher in Abnahme 183. 681
Cesti, ob er der Erfinder der Opern sey 752
Charactere, wo ein Poet solche gut machen lernt 146. wie sie in Heldengedichten seyn müssen 697. wie sie in der Tragödie seyn müssen 717. wie sie in der Comödie seyn müssen 745
Chor in den alten Tragödien 32 was er war 708. dessen Pflichten 33
Chörilus, seine Gedichte werden gut bezahlt 53
Cid, darinnen ist die Einheit der Zeit nicht beobachtet 714
Comödie, deren Erfinder 35. deren Ursprung 84. 729. wer sie ins Geschick gebracht und verbessert 730. deren Schicksal bey den Lateinern 732. wie sie in Verfall gerathen 734
Freyheit der Alten darinnen 44 wer sich im Englischen darinn gezeiget 736 f. wer im Deutschen solche unternommen 737. wie die französischen beschaffen sind 736 was sie ist 739 f. Absicht derselben 91. was man zu deren Handlung nehmen kann 741. wie die Fabel darinnen beschaffen seyn muß 742

Comödie, was für Personen dazu gehören 743. wie die Charactere darinnen seyn müssen 745. worinnen das Lustige derselben herrschen soll 748. ob Maschinen darinnen vorkommen dürfen 750
Componisten, wer von ihnen einen guten Geschmack hat 469 f.
Crates bringt die Comödie ins Geschicke 730
Critik wird vom Schafftesbury vertheidigt 223
Critikus, wer einer sey 96
Curtius hat eine poetische Schreibart 100
Cyther wird bey den Tragödien gebraucht 34

D

Daciers Meynung vom Ursprunge der Poesie 81
Demokritus, was er zu einem großen Poeten erfordert 46
Demosthenes glaubt einem kaltsinnig Redenden nicht 21
Denksprüche, was sie sind 337
Devisen, wer sie erfunden 611. siehe Sinnbild.
Deutlichkeit, woraus sie entsteht 302
Diasyrmus, was er für eine Figur ist 276
Dichtkunst Horazens ist ohne alle Ordnung 5. übersetzt Eckard 5. siehe Poesie.
Dithyrambus, was er war 83
Drama, was es ist 474
Dryden, dessen Meynung von der Opern Ursprunge 752
Duetto, was es ist 474

E

Echo, was von dieser Art Gedichte zu halten sey 621 f.
von Eckardt übersetzt Horazens Dichtkunst 5
Ehre reizet die Poeten 50
Eidschwur, eine der stärksten Figuren 344
Einbildungskraft muß ein Poet haben 103. was eine gar zu feurige schadet 108
Einfach soll ein Gedichte seyn 12
Einräumen, was diese Figur ist 343
Eklogen sind die ältesten Gedichte 480. worinnen das Wesen derselben besteht 481. ob man das heutige Schäferleben darinnen vorstellen soll 481. Character der Hirten die darinnen vorkomen sollen 481 f. wer sich von den Neuern in lateinischen Eklogen gezeiget 485 wer sich unter den Italienern darinnen gewiesen 486. wer unter den Franzosen etwas darinnen gethan 487. wer sich unter den Engelländern darinnen sehen lassen 488. wer sich unter den Deutschen darinnen versucht 489 f. wie sie eingetheilet werden 497 ob man Fürsten hinein bringen könne 498. ob man solche von Fischern machen solle 486. was man für Namen darinnen brauchen solle 498. ob man sie in der bäurischen Mundart machen soll 499 wie die Schreibart darinnen seyn soll 499 f.
Elegie, wer sie erfunden hat 17. was deren Inhalt seyn soll 513. 521. was für Verse dazu gehören 514 wer sich im Deutschen darinnen sehen lassen 515. darinnen ist Amthor nicht glücklich 519 f. was bey dem Aeußern derselben zu beobachten ist 521
Emblema, wer es erfunden hat 611 wie es von der Devise unterschieden 613. sollten die Titelkupfer seyn 614
Empedokles, ob er ein Poet sey 638 will gern vergöttert seyn 63
Endreime, was davon zu halten sey 620
Ennius macht ein Trauerspiel vom Thyest 19
Epanalepsis, was so heißt 324
Epicharmus führt zuerst etwas ordentlichere Stücke in der Comödie auf 730
Episodium, was so heißt 709
Epopee, siehe Heldengedichte.

Erzählung, wie sie in einem Heldengedichte seyn soll 692. 695. ob ein Poet darinnen der Zeitordnung folgen solle 696
Evremond, dessen Zeugniß wider die Opern 763
Euripides, wie er die Medea abgeschildert 23. wie er die Ino aufgeführet 24. wie er den Orestes abgebildet 24

F

Fabel, das Hauptwerck der Dichtkunst 148. was sie ist 149 f. was darinnen zu beobachten ist 159 eine Nachahmung der Natur 92 deren Eintheilungen 151 f. 158. was zu einer ganzen erfordert wird 156. ob sie moralische Absichten haben müssen 159. der Griechen ihre sind erbaulich 159 wie die in der Odyssee beschaffen ist 159. wie man eine machen soll 160 f. wo man sie brauchen könne 168 gehört unter das Wunderbare 170 186. ob sie stets auf heidnische Art herauskommen sollen 187 was für eine Wahrscheinlichkeit dazu gehöre 200. in was für einer Schreibart sie soll erzählt werden 357. ist die Seele des Heldengedichts und der Tragödie 27. im Heldengedichte, wie sie seyn soll 685. wie sie eingetheilet wird 687 in der Tragödie, wie sie seyn muß 711. erfordert eine dreyfache Einheit 713 in der Comödie, wie sie seyn muß 742
du Freny Zeugniß wider die Opern 764
Figuren, ob man den Unterricht von ihnen in der Poesie entbehren könne 313. deren giebt es zweyerley 314. wofür Lami sie hält 315
Flemming ist in guten Beywörtern geübt 248. macht zuweilen Wortspiele 251. ist in der sinnreichen Schreibart stark 252
Fontenelle, wie seine Eklogen beschaffen 487
Frage, was diese Figur ist 339
Franke (Sal.) läßt die Susanna unnatürlich klagen 198
Franzosen haben uns in der Poesie schöne Muster gegeben 42. haben kein Sylbenmaaß in ihren Versen 77. sind Meister in Comödien und Tragödien 88. schreiben züchtig 112. ob sie keine lange und kurze Sylben haben 382 woher ihr Singen undeutlich ist 382. redende Bilder derselben 615

G

Galimatias, was es ist 280. tadelt Chr. Gryphius 280 f.
Gedichte soll schlecht und einfach seyn 12. wird nicht schön durch schöne Worte 20 Beschaffenheit der ältesten 71 waren zuerst Loblieder 81. 82. wie vielerley Gattungen derselben bey den Alten gewesen 83. die ersten waren zum Singen gemacht 84. neue Gattungen derselben wurden bey Wiederherstellung der freyen Künste erfunden 86. in welchen man die Musen anrufen dürfe 173 f. darinn muß man die Wahrscheinlichkeit beobachten 198
Gedichte dramatische, was sie sind 175
epische, was sie sind 174
Gegensatz, was diese Figur ist 332
Geist, welcher ein poetischer ist 351
Geiz ist kein poetischer Affect 50
Gemüthsbewegungen, deren verschiedener Ausdruck eine Art des Singens 68. ihnen ahmt der Poet nach 144. in deren Stärke kann man nicht dichten 145
Gesänge sind die älteste Gattung der Gedichte 69
Gesanglichter, was sie sind 83
Geschichtschreiber bedient sich zuweilen der Poesie in seinen Schriften 99. wie er von einem Poeten unterschieden ist 98

Digitized by Google

Geschmack, was er ist 119. wo man sich dieses Worts bedienet 120 hat nur mit klaren Begriffen zu thun 121. was daraus folget, wenn man bloß nach demselben urtheilet 122. Leibnitz Meynung davon 123. womit er zu thun hat 124. ob er mit uns gebohren werde 125. junge Leute können solchen leicht ändern 140

guter, wer die Bedeutung dieses Worts bestimmen kann 118. warum die Franzosen darinnen uneins sind 119. was er ist 123 f. was der in der Poesie ist 125. ob er einem angebohren sey 126. wie man ihn befördern könne 128 f. ob man ihn immer aus Regeln lernen solle 130. wie man einen jungen Menschen dazu bringen könne 130 f. wie er bald wieder verlohren gehe 95

schlimmer, was er ist 123. wer den ersten Grund dazu legt 127 davon bleibt unter den gescheidtesten Völkern immer etwas übrig 135 woher er komme 139

Gesellschaft, poetische zu Augusti Zeiten 57

Geständniß, was diese Figur ist 342

Gewohnheit, nach was für einer sich ein Poet richten soll 16

Gleichniß, was diese Figur ist 333 ob sich solche in die Tragödie schicken 721

Göttliche in der Poesie, was es sey 102

Griechen bringen zuerst das Sylbenmaaß in die Verse 73. woher der gute Geschmack bey ihnen geherrschet 129. warum man ihren Regeln folgen solle 131

von der **Gröben** Bergonens und Areteens Liebes- und Heldengeschichte, ob es ein Heldengedichte sey 683

Gryphius (Andr.) eifert wider die Sprachenmengerey 232. ist nicht so hochtrabend in seinen Tragödien 710. wie dessen Comödien beschaffen sind 738

Gryphius (Christian) tadelt das Galimatias 280. 281

Guarini macht eine Schäferinn zu tiefsinnig 487

Günther ist in der natürlichen Schreibart gut 360 wie dessen Briefe beschaffen sind 540. ist in Satiren geübt 568

H

Handlung im Heldengedichte, wie sie seyn soll 689

Handlungen wie viel ein Schauspiel haben soll 31. wie viel in einer Tragödie seyn sollen 709 wie viel in einer Comödie 744

Händel hat einen guten Geschmack in der Musik 470

Heldenbriefe, des Hofmannswaldau, was sie sind 517. Zieglers, deren Beschaffenheit 519

Heldengedichte woraus es entstanden 83. wer zuerst dergleichen unternommen 673. wer sich mehr darinnen versuchen wollen 677 f. an dessen statt sind die Ritterbücher gekommen 680

Heldengedichte, was Voltaire dazu erfordert 681. was es ist 650 hat einen Hauptzweck 27. wie die Fabel darinnen seyn soll 685 wie die Handlung darinnen seyn soll 689. wie die Zwischenfabeln darinnen seyn sollen 691 wie die Erzählung darinnen seyn soll 692. 695. wie man den Namen desselben machen soll 693 wie der Vortrag des Hauptsatzes darinnen seyn muß 694. darinnen muß eine Gottheit angerufen werden 695. ob man darinnen der Zeitordnung folgen solle 696. wie die Charactere darinnen seyn müssen 697. ob Erscheinungen der Götter daselbst vorkommen müssen 699. wie die Schreibart darinnen seyn soll 359. 701 f. soll nicht in kurzen Versen abgefaßt werden 17

Heldengedichte können in Prosa geschrieben werden 93
Heineke tadelt die Eintheilung der Schreibart ohne Grund 355 weis nichts deutliches vom Erhabenen 366
Hemmen, was diese Figur ist 320
Heräus macht heroische Verse im Deutschen 394
Hexerey, siehe Zauberey.
Hieronymus will ein Sylbenmaaß in den hebräischen Liedern finden 70
Hirtenlieder, siehe Eklogen.
Hofmannswaldau schreibt nicht züchtig 112. drückt den Affect nicht aus 146. ob dessen Heldenbriefe gute Elegien sind 517
Homer hat jambische Verse gemacht 18. dessen Ilias giebt zu vielen Tragödien Anlaß 24. soll seine Gedichte abgesungen haben 84. hat alle Schönheiten in seinen Gedichten angebracht 90 macht eine Satire 115 f. giebt die erste Idee davon 566. beobachtet die Wahrscheinlichkeit nicht 201 f. warum er die Götter so schlecht beschrieben 202 f. unternimmt das erste Heldengedichte 673
Horaz schreibt wider die schlechten Poeten seiner Zeit 4. warum er seine Dichtkunst gemacht 4. setzet sich dem Geschmacke des Pöbels entgegen 135. warum er alexandrinische Verse zu seinen Briefen genommen 540
Hudemann vertheidigt die Opern ehemals 770
Hülfswörter, ob und wo man sie auslassen kann 299 f. ob man sie vor oder hinter ihr Hauptwort setzen soll 301
Hurlebusch hat einen guten Geschmack in der Musik 470
Hymnus, was so heißt 83
Hyperbole, was sie ist 272. darinnen geht man gemeiniglich zu weit 273. Exempel von Malherben 273

I

Jambische Verse sind der deutschen Sprache sehr natürlich 385 f.
Ilias, ob die Fabel derselben ganz ist 156. was ihre Hauptabsicht ist 639 f.
Ino, wer sie gewesen 24
Io, wer sie gewesen 24
Ironie, was diese Figur ist 276
Italiener erfinden viele neue Gattungen von Gedichten 86
Ixion, wer er gewesen 23

K

Kettenreime, was davon zu halten 620
Kleidung der Personen der Tragödie, was dabey zu beobachten 725 f.
Knittelverse, was zu guten gehöret 623
Knoten in einem Schauspiele, was er ist 716. ob er nöthig ist 716
König, ein Paar pöbelhafte Scherze aus seinen Versen 362

L

Lami, wofür er die Figuren hält 315
Leibnitzens Meynung vom Geschmacke 123
Lehrgedichte, was darunter zu verstehen sey 637. ob sie Gedichte zu nennen seynd 638. was sie enthalten können 640. ob man darinnen die Musen, oder sonst eine Gottheit anrufen könne 641 was für Verse man dazu brauchen solle 643. wie des Opitz seine beschaffen sind 641
Lehrsprüche, was sie sind 337
Liebe giebt Anlaß zur Poesie 82
Lied, was es ist 69. wie die ersten beschaffen gewesen 416. siehe Oden.
Litote, was diese Figur ist 275

Lobschriften, was bey den großen poetischen zu beobachten 643 f. darinnen ist Pietsch sehr geschickt 645
Lohenstein schreibt nicht züchtig 112. schreibt unverständlich 304 ist ein Muster der schwülstigen Schreibart im Deutschen 369 drückt in seinen Tragödien niemals den Affect recht aus 720
Lucan, dessen Schreibart ist zu hochtrabend 359. 367. was von seinem pharsalischen Kriege zu urtheilen ist 679
Luther macht richtige Verse 80

M

Machiavellus, wie dessen Comödie Mandragola beschaffen ist 740
Madrigal, was davon zu merken ist 616
Maler, der die Minerva malen will, liest den Homer 142 poetische, was sie zu merken haben 12. Fehler derselben 13
Malerey eines Poeten erstreckt sich weiter, als die gemeine Malerkunst 142
Malherbe macht eine ungemeine Vergrößerung 273
Marino übertritt die Wahrscheinlichkeit 213
Marot, wie er in Schäfergedichten ist 487
Maschinen, was man auf der Schaubühne so nennt 699. 723 ob man sich derselben in Tragödien bedienen könne 723. ob sie in der Comödie vorkommen dürfen 750. in den Opern sind sie ein Fehler 31
Menander macht zuerst rechte Fabeln zu den Comödien 731
Menantes giebt Anweisung zu den Cantaten 467
Metaphore, was sie ist 263. was zu einer guten gehört 267. was für Dinge die besten geben können 268
Metonymie, was diese Figur ist 269
Milton hat seltsame Erdichtungen 182. ihn zieht Dryden dem Homer vor 213. ist voll Unwahrscheinlichkeit 214
Mimesis was diese Figur ist 277
Moliere läßt seine Personen nicht auf einerley Art reden 23. wie dessen Comödien beschaffen sind 736
Mord, ob er auf der Schaubühne soll vorgestellet werden 30
Muratori untersucht den Ursprung der Opern 753
Musen, in welchen Gedichten man sie anrufen dürfe 174 f.
Musik giebt Gelegenheit zu den Cantaten 465. ist bey den Alten der beste Zierrath ihrer Tragödien 722

N.

Nachahmung, dadurch lernen wir alles 101
der Poeten, wie sie geschieht 92 ist das Wesen der Poesie 97 auf wie vielerley Art sie geschehen kann 142 f.
Namen aus der Mythologie, ob man sie verwerfen soll 187 eigene, aus fremden Sprachen, wie sie ein Poet brauchen solle 233
Natur, deren Nachahmung ist das Hauptwerck in der Poesie 92
Naturell ist bey einem Poeten nicht genug 103 f.
Nebenfabel, was sie ist 158
Neukirch lernt aus Horazens Dichtkunst noch viel 7. ist in der natürlichen Schreibart gut 361 dient in der scharfsinnigen Schreibart zum Muster 365. wie dessen Schäfergedichte beschaffen sind 494 f. wie dessen Briefe beschaffen 540. wie dessen Satiren beschaffen sind 568. sein Telemach 87
Nonsense was es ist 280. tadelt Chr. Gryphius 280

O

Ode ist ein allgemeiner Name aller Lieder 18. ihre verschiedene Gattungen 18. was anfangs so hieß 83. was von ihren Strophen zu merken ist 418. ob man mit zweyerley Art Strophen darinnen abwechseln könne 420 wie die Zeilen derselben seyn sollen 422. was für Materien darinnen vorkommen können 423 in was für einer Schreibart sie müssen abgefaßt werden 424 f. was sie von andern Gedichten unterscheidet 429. pindarische, ein Exempel davon. 419

Odyssee, wie die Fabel derselben beschaffen ist 159 f. was ihre Hauptabsicht ist 676 f.

Oedipus, von ihm sind viel Tragödien gemacht 25 des Sophokles, dessen Inhalt 707 wie die Fabel dieses Trauerspiels beschaffen ist 160

Oper, ihr Ursprung 752 f. ihre Beschaffenheit 755 f. ist unnatürlich 757. ist schädlich 759 kömmt in Deutschland ins Abnehmen 769

Opernschreiber versehen es in dem Wunderbaren 185

Opitz, wem er in Beobachtung des Sylbenmaaßes nachgeahmet hat 81. stellt den guten Geschmack in der deutschen Poesie her 130. findet nicht bey allen seiner Zeit Beyfall 137. Beschweret sich über den Gebrauch fremder Wörter im Deutschen 231. ist zu kühn, neue Wörter zu machen 238. macht im Deutschen die ersten Schäferlieder 492. macht poetische Briefe 540. schreibt vernünftig hoch 546

Oratorium, was es ist 474

Ordnung der Wörter kann vielerley seyn 308. welche der andern vorzuziehen ist 309

Ovidius, ob dessen Verwandelungen ein ganzes Gedichte sind 157

P

Päan, was es war 83

Pegnitzschäfer machen neue Wörter 236

Periode, was sie ist 286. wer der Erfinder derselben ist 286. wer sie zuerst in die Beredsamkeit gebracht 287. warum man sie eingeführet 287 f. ohne dieselben taugt die Schreibart nichts 289 lange sind nicht allezeit dunckel 291 gute Eigenschaft derselben 291 sollen deutlich seyn 302

Personendichtung, was diese Figur ist 335

Pfeifen der Alten, ihre Beschaffenheit 33

Philosoph kann nur von der Poesie urtheilen 96

Phöbus in der Schreibart, worinnen er besteht 279

Pietsch, dessen Sieg Carls ist kein Heldengedichte 87. ist in großen Lobschriften sehr geübt 645

Pindarus ist geizig gewesen 49 seine Art zu dencken 424 f.

Plautus wird beurtheilt 41. wie seine Comödien beschaffen sind 732

Pöbel kan nicht von Poeten urtheilen 94

Poesie ist die älteste Wissenschaft 67 derselben allererste Beschaffenheit 70 f. Endzweck derselben 87. Hauptwerk derselben 92. wer von ihrem innern Wesen urtheilen soll 96. was sie nach Aristotelis Meynung ist 97. wer die gröste Fähigkeit dazu hat 101. was das Göttliche darinnen sey 102 was das Vornehmste darinnen sey 148. in wiefern sie philosophischer, als die Historie und angenehmer als die Philosophie sey 166

deutsche, worinnen sie die italienische, französische und spanische übertrifft 81. 385 f. hat in allen Arten etwas aufzuweisen 86 f.

Digitized by Google

Poeten schlechte, sind zu Horazens Zeiten viel in Rom 3. was er für einer Gewohnheit folgen solle 16 die erste waren Weltweise 58. 89. waren Liederdichter 69. waren Musici 72. die alten Deutscher. führen den Reim ein 76. suchten andere Leute zu rühren 88. wodurch sie in Hochachtung kommen 88. reden und schreiben anders, als andere Leute 89. sind die Lehrer des menschlichen Geschlechts 91. wie sie der Natur nachahmen 92. mit diesem Namen ist man zu freygebig gewesen 94 von ihnen kann nur ein Philosoph urtheilen 96. was er ist 98. muß ein gutes Naturell haben 102. was er für Gemüthskräfte braucht 102. muß eine weitläuftige Gelehrsamkeit besitzen 105. es ist kein vollkommner vorhanden 106. muß ein Philosoph seyn 107. muß eine starcke Beurtheilungskraft haben 108. was ein wildes Feuer bey ihnen schadet 108 soll tugendhaft seyn 110. soll keinen Zotenreißer abgeben 111 soll kein Schmeichler seyn 113 soll kein Lästerer seyn 115. soll sich nicht nach dem Geschmacke des Pöbels richten 135 f. wo er gute Charactere machen lernt 146. muß Fabeln erfinden können 149. suchen bewundert zu werden 170. warum sie die Götter anrufen 172. haben die Musen zuweilen zur Unzeit angerufen 173. wo sie sich der Wunder bedienen können 181 f. suchen lauter ungemeine Dinge 189. müssen die Wahrscheinlichkeit beobachten 199. sind Erfinder der Perioden 286. wie sie denken müsseu 348
ein angehender soll sich im Zeichnen üben 104
tragischer, seine nothwendigste Eigenschaft 28
Polus, ein römischer Comödiant stellt die Elektra gut vor 21
Postels Wittekind verdient keine Critik 218
Pratinas, Erfinder der Comödien 35
Prosa kann vielerley Versetzungen der Wörter leiden 308. ist zuweilen auch poetisch 354
Psalmen, ob sie ein gewisses Sylbenmaaß haben 70
Punkt, wo man ihn in Versen machen soll 409 f. wo er in den Strophen der Ode stehen soll 421

Q.

Quodlibet, was es seyn soll 623

R.

Rachel eifert wider die Sprachenmengerey 232. zeigt sich unter den Deutschen zuerst in Satiren 568
Racine soll eine Oper machen 761
Räthsel, was man dabey zu beobachten hat 622
Recitativ, was man so genannt 467 wer dazu Anlaß gegeben 467. soll nicht schläfrig hergebethet werden 469. wie es soll gemacht werden 473
Rede, was sie ist 225
Redensarten, niedrige, ob sie sich zur Poesie schicken 259
poetische, ob man solche sammlen soll 250
verblümte, der größte Zierrath der Poesie 257. wie sie aufgekommen 259. warum sie gefallen 262 sind nicht überall gleich schön 278 dabey ist die Dunkelheit sonderlich zu vermeiden 278
Redner, wie er von einem Poeten unterschieden 99
Reim, dessen Ursprung 74. wer ihn eingeführt 76. hilft dem Gedächtnisse 76. ob man ihn abschaffen soll 402. deren haben wir zweyerley Arten 404. wie man sie

ſie machen ſoll 404. wofür ſie anzuſehen ſind 407
Religion, ob ſie Anlaß zur Poeſie gegeben 81
Riederer, eine niederträchtige Ueberſetzung von ihm 363
Ringelgedichte, was davon zu halten ſey 620
Ritterbücher kommen an die Stelle der Heldengedichte 680
Roman, wofür ihn Wolf hält 151 woher ſie ſchädlich ſind 167. wie ſie ſeyn müſſen, wenn ſie nützen ſollen 59. welches der beſte im Deutſchen iſt 167
Romanſchreiber, was ſie für eine Regel gut beobachten 14
Ronſard, wie er ſeine Eklogen gemacht 487

S.

Sachs, Hans, wie deſſen Comödien beſchaffen ſind 737
Sannazar, will Fiſchereklogen machen 486
Sarkasmus, was dieſe Figur iſt 276
Satiren ſind ſchon vor Homers Zeiten gemacht worden 83 ſoll König Laber auf die Böſen zu machen befohlen haben 83 iſt eine ſehr alte Art von Gedichten 566. wie die alten bey den Griechen und Lateinern beſchaffen geweſen ſind 566 wer ſich unter den Deutſchen darinnen gezeiget 568. was ſie iſt 569. ob man dazu einen Beruf haben müſſe 570. was von ihr kann beſtraft werden 571 ob man darinnen die Perſonen mit Namen nennen ſoll 573 was für Verſe man dazu brauchen ſoll 574 Regeln für die Verfaſſer derſelben 57
Satirenſchreiber, wie er von einem Läſterer unterſchieden iſt 116 muß ein Weltweiſer ſeyn 571 ob er ſeine Feinde angreifen dürfe 572 f. ob er die Perſonen mit Namen nennen ſolle 573
Scaliger, deſſen Urtheil von der hebräiſchen Poeſie 70
Scene, wenn eine iſt 744. ob darinnen eine Perſon allein auftreten ſolle. 744
Schafftesbury, vertheidigt die Critik 223
Schäfergedichte, woraus ſie entſtanden 83. ſiehe Eklogen.
Schall, natürlicher Dinge, wie ſolchen ein Poet nachahmen ſoll 243
Scharfſinnigkeit, was ſie iſt 102. 103
Schaubühne, engliſche, ob ſie regelmäßig iſt 735
franzöſiſche ahmt den Alten nach 736
italieniſche hat wenig kluges hervorgebracht 734
Schauſpiel, wie viel Perſonen darinnen in einem Auftritte reden können 32. deren verſchiedene Arten bey den Römern 45 ſiehe Comöd. und Tragödie.
Scherz in Verſen, wie er ſoll beſchaffen ſeyn 542
Scherzgedichte, ob ſie zu dulden ſind 622
Schilderung, was dieſe Figur iſt 327
Schlußpunkte, wo man ſie in Verſen machen ſoll 409 f.
Schlußſprüche, was ſie ſind 338
Schoch macht gute Hirtenlieder 493
Schönheit, ob ſie willkührlich iſt 131. 132
Schreibart, was ſie iſt 346. worauf es darinnen ankömmt 347 deren Eintheilung 355 Grund von dieſer Eintheilung 356 hohe, Heräus Gedanken davon 546. wenn ſie in den Tragödien aufgekommen 726 f. natürliche, ob ſie keine beſondere Gattung ſey 354. wer darinnen geübt iſt 361. wie ſie muß gebraucht werden 357 f.

Schreibart natürliche, muß man nicht mit der niederträchtigen vermischen 362
niedrige in der Poesie, wie sie sich von der prosaischen unterscheidet 357
pathetische, ihre Eigenschaften 371. wo sie ihren Sitz hat 371 f.
poetische, was solche macht 351 f. wie sie sich von der prosaischen unterscheidet 261. 347. 352 ist auch zuweilen in Prosa 354
sinnreiche, woraus sie besteht 364 wo sie zu gebrauchen ist 364 f.
Schwabe widerlegt Platons Vorurtheil von der Poesie 110 dessen deutscher Antilongin 196
Schwulst in der Schreibart, worinnen er besteht 279
Scuderi wird wegen seiner vielen Beschreibungen getadelt 143
Sechstinne, was davon zu halten sey 620
Seckendorf macht reimlose Verse 400
Segrais, wie seine Eklogen beschaffen sind 487
Seneca übertritt des Horaz Regel 30. ist schwülstig 368
Serenata, was sie ist 474
Sinnbild, was es ist 609. 610 wie es beschaffen seyn soll 611 ob eine menschliche Figur dazu soll genommen werden 613
Singen, von wem die Menschen solches gelernt 67. giebt Anlaß zum Wohlklange in der Poesie 380 ist bey den Franzosen undeutlich 381. 382
Singespiel siehe Opern.
Sinngedichte s. Ueberschriften.
Sonnett, was davon zu merken sey 617. ob man sie sehr hoch halten solle 620
Sophokles verbindet den Chor mit seinen Tragödien 32. beobachtet nicht durchgängig die Wahrscheinlichkeit 219. bringt die Tragödie zu noch größerer Vollkommenheit 705
Sophonisbe, von ihr sind viel Tragödien gemacht 25
Sprachdichtung, was diese Figur ist 336
Sprachenmengerey, wer dawider geeifert 232
Statius, was er für eine Absicht bey seiner Achilleis gehabt 678. 690
Steele, Schäfergedichte über die Natur der Schäfergedichte 492 f.
von Steinwehr, dessen Uebersetzung von Aubignac 727
Strophe, deren Ursprung 416 f. wie sie von unsern Alten genennet worden 418. von zweyerley Art können mit einander abwechseln 420. mit deren Ende soll sich der Verstand schließen 420. wo die Puncte darinnen stehen sollen 421
Sylbe, Länge und Kürze derselben, wornach sie die Griechen beurtheilet 383. woher die Römer solche gewußt 384
Sylbenmaaß, Reinigkeit desselben macht schlechte Verse beliebt 6 ist in den ersten Gedichten nicht 70 beobachten die Deutschen zeitig in ihren Versen 79. bringen die Griechen zuerst in die Verse 73 ist in französischen und welschen Versen nicht 77. was man zur Erfindung der mannigfaltigen Arten desselben gebraucht 383 der Griechen und Lateiner kann im Deutschen nachgemacht werden 385 f.
dactylisches, wer im Deutschen darinnen glücklich gewesen 387 wo man es gebrauchen könne 387
jambisches, warum es am meisten im Deutschen beliebt worden 385 f.
trochäisches, ist den Deutschen auch schon vor Alters bekannt gewesen 386 f.
Symploce, was so genennet werde 324
Synekdoche, was diese Figur ist 271

Digitized by Google

T.

Tanzen ist sehr alt 772. dazu wird die Jugend angeführt 774 Ursprung der bedeutenden Tänze 774

Tanzspiel was es ist 774. s. Ballet.

Tapeinosis, was diese Figur ist 275

Tasso, dessen befreytes Jerusalem veranlasset viel Tragödien 25 er sündiget wider die Wahrscheinlichkeit 207. hat seltsame Erdichtungen 182. läßt eine Schäferinn zu künstlich denken 487. nach was für Regeln er sein Heldengedichte geschrieben 682

Terenz, wie dessen Comödien beschaffen sind 732

Terpander soll die Elegie erfunden haben 17

Theokles soll die Elegie erfunden haben 17

Theokritus, wie er seine Schäfer abgeschildert 884

Thespis, ob er Erfinder der Tragödien ist 43. 704

Theuerdank, ob er unter die Heldengedichte gehöre 681

Titel zu Versen, wie man ihn machen soll 646

Tragicomödie, ob man wohl ein Schauspiel so benennen könne 743

Tragödien, was die ersten waren 36. woraus sie entstanden sind 84. Absicht derselben 91 deren Ursprung 703. wenn die hohe Schreibart darinnen aufgekommen 704. ist bey den Griechen eine Art des Gottesdienstes 706. was sie ist 706 wie die Helden derselben seyn müssen 706. was der Chor darinnen war 32. 708. hat fünf Aufzüge 709. wie die Fabel darinnen muß gemacht werden 710 f. muß eine dreyfache Einheit haben 712. wie lange sie dauren soll 713 f. wie die Charactere darinnen seyn müssen 717. was bey der Aussprache derselben zu bedenken ist 726. ob Gottheiten darinnen erscheinen sollen 728 was bey der Kleidung der Personen darinnen zu beobachten 725 f. wie die Musik dabey beschaffen seyn soll 722. wie die Schreibart darinnen seyn soll 719

Traurigkeit, was sie für einen Ausdruck erfordere 20. ob Besser die Seinige natürlich ausgedrückt hat 191

Tyrtäus gewinnt durch Vorlesung seiner Verse eine Schlacht 58

U.

Ueberfluß, was diese Figur ist 325

Uebergehen, was diese Figur ist 321

Ueberschrift, was sie ist 605. ob Wortspiele darinnen erlaubt sind 607. wo man sie braucht 608 muß kurz seyn 609

von Uffenbach hat die Opern vertheidigt 770

Umschreibung, was diese Figur ist 343 f.

Unwahrscheinliche, wie es der Poet wahrscheinlich machen kann 153. 201

Unwahrscheinlichkeiten beym Homer 301 f. beym Virgil 204 f. beym Camoens 206. beym Alonzo 206. begeht Tasso 207 hat Ariost sehr viel 209. findet man im Marino 211. im Milton 214. im Voltaire 215

V.

Verbeißen, was diese Figur ist 319

Verdoppelung, was diese Figur ist 326

Vergleichung, was diese Figur ist 333

Verse, woher dieser Name kömmt 418. woher die verschiedenen Gattungen derselben kommen 73. sollen periodisch seyn 289. darinnen soll die natürliche Wortfügung beobachtet werden

Digitized by Google

℞ ad Mensuram Atramenti.

℔ ℔. galli tiviæ. contusi.
2. lot. Vitriol. viridis.
2. lot. gummi.
¼ lot. Alumin.

Aquæ. 2. digit.
Aceti. q. s.

Omnia coquatur et circumagatur donec frigescat.
Probatissima est.

Aliud

℞ gall. Juniæ. ℥iiß.
Vitriol. viridis ℥ß.
gummi ℈VI.
Alum. ℥ß
Aquæ com. ℔. digj.

Sequi mediocriter instar cui in tabella nigra
℔ mensura 1½ quarta aceti et ½ aceti.
circumagatur et fiat bus. —

Digitized by Google

Modus Conficiendi Venen ☉

℞. ℥ Sec argentum vivum quantū vis e.g. ℥ß
illudq; in vitro bene clauso ne ulla vae eva-
pore[t] fyser fornacem calidam moderate colora.
dein

Vitriol. Sec aqua fortis. mercurio fyserii-
fudata ut illum resolvat q.s. e.g. lii ad
priora mensuram ℥iij v ℥ij. et quidem hora
Decimaquinta Diei v noctis. postea iterū vitrū
bene occludat. elapso jam spatio 12. horarū
iterum alia hora Decimaquinta die Noctis si
prior fuit Diei, accipe

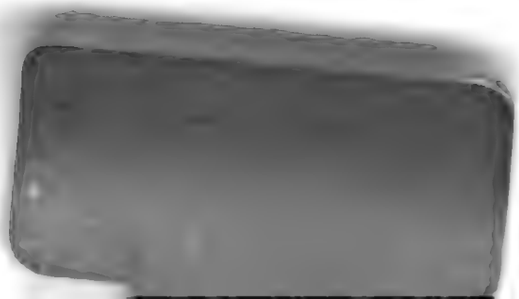
argentum bonum crudum, vulgo nin gütts
crystallinum mundissimum pilber. tantundem,
quantū prius argenti vivi acquisti e.g. lii ℥ß.
illo vitro ad priorem speciem illato, vitrum
iterum quam optime poles claude. et in loco
constanter calido tamdiu asserva donec in corpo
lem insipidum solum, ad quod de se mercu
menses requirunt. ubi sufficienter coagu
latum est vitrum iterum aperi et inde.

℥. Mercurium sublimatum corosivū ℥ß. hic.
cuo facto vitrum iterum, penitus claude illudq;
lino postea forti ordinario et involve.

ita obductum asserva donec linus totaliter
exsiccet; si enim humidus fuerit vitrum facile
confringit. lino sufficienter siccato

Vitrum mitte in fornacem ad calcinandum
ubi nota si forte vitrum igneum appareat non
amplius diu exspectandum de re sumpsit.
species ita calcinato definient in ℔. pulverem

Jam accipe plumbum ℥xij. hoc liquefac, ac
ita liquefacto immisce hujus pulveris ℥ß. quidlibet
vim semiuncia sufficit de hoc pulvere pro ℥xij. plumbi
tandem metalli — ℔. ℞ pro ℥xij. plumbi



Buchbinderei-Lehrlingsheim
f. Körperbehind. Jugendl.
München, Marsstr. 2

sie machen soll 404. wofür sie anzusehen sind 407
Religion, ob sie Anlaß zur Poesie gegeben 81
Riederer, eine niederträchtige Uebersetzung von ihm 363
Ringelgedichte, was davon zu halten sey 620
Ritterbücher kommen an die Stelle der Heldengedichte 680
Roman, wofür ihn Wolf hält 151 woher sie schädlich sind 167. wie sie seyn müssen, wenn sie nützen sollen 59. welches der beste im Deutschen ist 167
Romanschreiber, was sie für eine Regel gut beobachten 14
Ronsard, wie er seine Eklogen gemacht 487

S.

Sachs, Hans, wie dessen Comödien beschaffen sind 737
Sannazar, will Fischereklogen machen 486
Sarkasmus, was diese Figur ist 276
Satiren sind schon vor Homers Zeiten gemacht worden 83 soll König Laber auf die Bösen zu machen befohlen haben 83 ist eine sehr alte Art von Gedichten 566. wie die alten bey den Griechen und Lateinern beschaffen gewesen sind 566 wer sich unter den Deutschen darinnen gezeiget 568. was sie ist 569. ob man dazu einen Beruf haben müsse 570. was von ihr kann bestraft werden 571 ob man darinnen die Personen mit Namen nennen soll 573 was für Verse man dazu brauchen soll 574 Regeln für die Verfasser derselben 57
Satirenschreiber, wie er von einem Lästerer unterschieden ist 116 muß ein Weltweiser seyn 571 ob er seine Feinde angreifen dürfe 572 f. ob er die Personen mit Namen nennen solle 573
Scaliger, dessen Urtheil von der hebräischen Poesie 70
Scene, wenn eine ist 744. ob darinnen eine Person allein auftreten solle. 744
Schafftesbury, vertheidigt die Critik 223
Schäfergedichte, woraus sie entstanden 83. siehe Eklogen.
Schall, natürlicher Dinge, wie solchen ein Poet nachahmen soll 243
Scharfsinnigkeit, was sie ist 102. 103
Schaubühne, englische, ob sie regelmäßig ist 735
französische ahmt den Alten nach 736
italienische hat wenig kluges hervorgebracht 734
Schauspiel, wie viel Personen darinnen in einem Auftritte reden können 32. deren verschiedene Arten bey den Römern 45 siehe Comöd. und Tragödie.
Scherz in Versen, wie er soll beschaffen seyn 542
Scherzgedichte, ob sie zu dulden sind 622
Schilderung, was diese Figur ist 327
Schlußpunkte, wo man sie in Versen machen soll 409 f.
Schlußsprüche, was sie sind 338
Schoch macht gute Hirtenlieder 493
Schönheit, ob sie willkührlich ist 131. 132
Schreibart, was sie ist 346. worauf es darinnen ankömmt 347
deren Eintheilung 355
Grund von dieser Eintheilung 356
hohe, Heräus Gedanken davon 546. wenn sie in den Tragödien aufgekommen 726 f.
natürliche, ob sie keine besondere Gattung sey 354. wer darinnen geübt ist 361. wie sie muß gebraucht werden 357 f.

Digitized by Google

Schreibart natürliche, muß man nicht mit der niederträchtigen vermischen 362
niedrige in der Poesie, wie sie sich von der prosaischen unterscheidet 357
pathetische, ihre Eigenschaften 371. wo sie ihren Sitz hat 371 f.
poetische, was solche macht 351 f. wie sie sich von der prosaischen unterscheidet 261. 347. 352 ist auch zuweilen in Prosa 354
sinnreiche, woraus sie besteht 364 wo sie zu gebrauchen ist 364 f.
Schwabe widerlegt Platons Vorurtheil von der Poesie 110 dessen deutscher Antilongin 196
Schwulst in der Schreibart, worinnen er besteht 279
Scuderi wird wegen seiner vielen Beschreibungen getadelt 143
Sechstinne, was davon zu halten sey 620
Seckendorf macht reimlose Verse 400
Segrais, wie seine Eklogen beschaffen sind 487
Seneca übertritt des Horaz Regel 30. ist schwülstig 368
Serenata, was sie ist 474
Sinnbild, was es ist 609. 610 wie es beschaffen seyn soll 611 ob eine menschliche Figur dazu soll genommen werden 613
Singen, von wem die Menschen solches gelernt 67. giebt Anlaß zum Wohlklange in der Poesie 380 ist bey den Franzosen undeutlich 381. 382
Singespiel siehe Opern.
Sinngedichte s. Ueberschriften.
Sonnett, was davon zu merken sey 617. ob man sie sehr hoch halten solle 620
Sophokles verbindet den Chor mit seinen Tragödien 32. beobachtet nicht durchgängig die Wahrscheinlichkeit 219. bringt die Tragödie zu noch größerer Vollkommenheit 705
Sophonisbe, von ihr sind viel Tragödien gemacht 25
Sprachdichtung, was diese Figur ist 336
Sprachenmengerey, wer dawider geeifert 232
Statius, was er für eine Absicht bey seiner Achilleis gehabt 678. 690
Steele, Schäfergedichte über die Natur der Schäfergedichte 492 f.
von Steinwehr, dessen Uebersetzung von Aubignac 727
Strophe, deren Ursprung 416 f. wie sie von unsern Alten genennet worden 418. von zweyerley Art können mit einander abwechseln 420. mit deren Ende soll sich der Verstand schließen 420. wo die Puncte darinnen stehen sollen 421
Sylbe, Länge und Kürze derselben, wornach sie die Griechen beurtheilet 383. woher die Römer solche gewußt 384
Sylbenmaaß, Reinigkeit desselben macht schlechte Verse beliebt 6 ist in den ersten Gedichten nicht 70 beobachten die Deutschen zeitig in ihren Versen 79. bringen die Griechen zuerst in die Verse 73 ist in französischen und welschen Versen nicht 77. was man zur Erfindung der mannigfaltigen Arten desselben gebraucht 383 der Griechen und Lateiner kann im Deutschen nachgemacht werden 385 f.
dactylisches, wer im Deutschen darinnen glücklich gewesen 387 wo man es gebrauchen könne 387
jambisches, warum es am meisten im Deutschen beliebt worden 385 f.
trochäisches, ist den Deutschen auch schon vor Alters bekannt gewesen 386 f.
Symploce, was so genennet werde 324
Synekdoche, was diese Figur ist 271

T.

Tanzen ist sehr alt 772. dazu wird die Jugend angeführt 774
Ursprung der bedeutenden Tänze 774
Tanzspiel was es ist 774. s. Ballet.
Tapeinosis, was diese Figur ist 275
Tasso, dessen befreytes Jerusalem veranlasset viel Tragödien 25 er sündiget wider die Wahrscheinlichkeit 207. hat seltsame Erdichtungen 182. läßt eine Schäferinn zu künstlich denken 487. nach was für Regeln er sein Heldengedichte geschrieben 682
Terenz, wie dessen Comödien beschaffen sind 732
Terpander soll die Elegie erfunden haben 17
Theokles soll die Elegie erfunden haben 17
Theokritus, wie er seine Schäfer abgeschildert 884
Thespis, ob er Erfinder der Tragödien ist 43. 704
Theuerdank, ob er unter die Heldengedichte gehöre 681
Titel zu Versen, wie man ihn machen soll 646
Tragicomödie, ob man wohl ein Schauspiel so benennen könne 743
Tragödien, was die ersten waren 36. woraus sie entstanden sind 84. Absicht derselben 91 deren Ursprung 703. wenn die hohe Schreibart darinnen aufgekommen 704. ist bey den Griechen eine Art des Gottesdienstes 706. was sie ist 706 wie die Helden derselben seyn müssen 706. was der Chor darinnen war 32. 708. hat fünf Aufzüge 709. wie die Fabel darinnen muß gemacht werden 710 f. muß eine dreyfache Einheit haben 712. wie lange sie dauren soll 713 f. wie die Charactere darinnen seyn müssen 717. was bey der Aussprache derselben zu bedenken ist 726. ob Gottheiten darinnen erscheinen sollen 728 was bey der Kleidung der Personen darinnen zu beobachten 725 f. wie die Musik dabey beschaffen seyn soll 722. wie die Schreibart darinnen seyn soll 719
Traurigkeit, was sie für einen Ausdruck erfordere 20. ob Besser die Seinige natürlich ausgedrückt hat 191
Tyrtäus gewinnt durch Vorlesung seiner Verse eine Schlacht 58

U.

Ueberfluß, was diese Figur ist 325
Uebergehen, was diese Figur ist 321
Ueberschrift, was sie ist 605. ob Wortspiele darinnen erlaubt sind 607. wo man sie braucht 608 muß kurz seyn 609
von Uffenbach hat die Opern vertheidigt 770
Umschreibung, was diese Figur ist 343 f.
Unwahrscheinliche, wie es der Poet wahrscheinlich machen kann 153. 201
Unwahrscheinlichkeiten beym Homer 301 f. beym Virgil 204 f. beym Camoens 206. beym Alonzo 206. begeht Tasso 207 hat Ariost sehr viel 209. findet man im Marino 211. im Milton 214. im Voltaire 215

V.

Verbeißen, was diese Figur ist 319
Verdoppelung, was diese Figur ist 326
Vergleichung, was diese Figur ist 333
Vers, woher dieser Name kömmt 418. woher die verschiedenen Gattungen derselben kommen 73. sollen periodisch seyn 289. darinnen soll die natürliche Wortfügung beobachtet werden

Digitized by Google

℈ ad Mensuram Atramenti.

℔ ℔. galli fiant. conficiat.
z. lot. Vitriol. viridis.
z. lot. gummi.
℈ lot. Alumin.

Sabis. z. digit.
Aceti. q. s.

Bene coquatur et circumagatur donec frigescat.
probatissimum est.

Aliud

℔. gall. fiant. ℥iiß.
Vitriol. viridis ℥ß.
gummi ℥VI.
Alumin. ℥ß
Sabis com. ℔. digj.

Coque mediocriter instar cerevisiae nigrae
℔ mensura 1½ quarta aceti et ℔ aceti.
circumagatur et filtretur. —

Digitized by Google

Modus Conficiendi Venen ☉

℞. ☿ seu argentum vivum quantū vis e.g. ℥ß
illudq; in vitro bene clauso ne ulla rae eva-
poret fyser fornacem calidam moderate colora.
Dein

V sorl. seu aqua fortis. mercurio superin-
fundatur ut illum resolvat q.s. e.g. lii ad
priore mensuram ℥iii v ℥iiß. et quidem hora
decedecima Diei v noctis. postea iterū vitrū
bene occludatur. elapso jam spatio ℔z. horarū
iterum alia hora decedecima ℔ Noctis ſi
prior fuit Diei, aut e

aegentum bonum cuiusum, vulgo nin ġuttrs
crystallinatos mud gleanisatos silber. tantundem,
quantū prius argenti vivi acquisiti e.g. lii ℥ß.
illo vitro ad prefatas species illato, vitrum
iterum quam optime potes claude. et in loco
constantes calido tamdiu asserva donec in coagu-
lum insipidum totum, ad quod de se nitrum
menses requirunt. ubi sufficienter coagu-
latum est vitrum iterum aperi et inde.

☿. Mercurium sublimatum corosivū ℥ß. huic
lino facto vitrum iterum, penitus claude illudq;
lino postea totum circumcirca et involve.

ita obductum asserva donec limus totaliter
exsiccetur; si enim humidus fuerit vitrum facile
confringitur. lino sufficienter siccato

Vitrum mitte in fornacem ad calcinandum
ubi nota ſi totum vitrum igneum appareat non
amplius diu exspectandum de re sumpta.
species ita calcinata desinent in ☿. pulverem

Jam accipe plumbum ℥xij. hoc liquefac, ac
ita liquato immitte hujus pulveris ℥ß. quibus
rim semiunciis sufficit de hoc pulvere ℥ß. quolibet
tandem proximis optimū ☉. probatū est. ℥xij.

Digitized by Google

Digitized by Google

Buchbinderei - Landesanst.
f. Körperl. u. d. Jugendfl.
München, Kurzstr. 2

Digitized by Google